

**Deutsche  
revue über das  
gesamte  
nationale  
Leben der ...**

P Sem 147.1 Bd. Jan. 1891.



**Harvard College Library**

FROM THE REQUEST OF

MRS. ANNE E. P. SEVER,

OF BOSTON.

WIDOW OF COL. JAMES WARREN SEVER,

Class of 1817.

6 Oct. - 27 Dec. 1890.



# Deutsche Revue

über das

546-2

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

**Richard Fleischer.**

---

fünfzehnter Jahrgang. — Vierter Band.

(Oktober bis Dezember 1890.)



**Breslau.**

Verlag von Eduard Trewendt.

- ~~F.R.V.E.L~~

PGenn 147.1

1870.0000 2nd 27

1870.0000 2nd 27

# Inhalt

des

## Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XV.

(Oktober bis Dezember 1890.)

	Seite
<u>Karl Schellbach: Erinnerungen an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen . . . . .</u>	1
Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. XVII. XVIII. XIX . . . . .	11. 129. 257
<u>Ottmar von Nohl: Bilder aus Japan . . . . .</u>	31
<u>Die französische Revolution und ihre Bedeutung für den modernen Staat. I. II. III. . . . .</u>	42. 180. 292
<u>Adolf Brennecke: Die Luftkur. Novelle . . . . .</u>	67
<u>Ludwig Büchner: Über Vergangenheit und Zukunft des Menschengeschlechts im Sinne der Entwicklungstheorie . . . . .</u>	86
<u>Julius Ludewig: Moralische Verkehrtheiten . . . . .</u>	95
<u>Alfred Kirchhoff: Kurze Antwort auf Mähly's Artikel über eine Weltsprache</u>	107
<u>Hermann Heinrich: Der Goldschmied von Mainz. Historische Erzählung.</u>	151
<u>A. Biermer: Psychische Volkskrankheiten . . . . .</u>	165
<u>G. Maspero: Die Bestattung des Psaru . . . . .</u>	200
<u>Kari-ndo: Ausflug in das Yosemitethal, Kalifornien. Tagebuch-Skizze .</u>	212
<u>Karl Theodor Gaedert: Ungedruckte Briefe von und an Karl Ludwig von Arneth. I. II. . . . .</u>	219. 349
<u>G. Hartlaub: Dr. Emin Pascha als Naturforscher . . . . .</u>	235
<u>Jenny Zink: Die Liebe ist das höchste Gebot. Novelle . . . . .</u>	270
<u>Julius Kollmann: Makrobiotik und Alkohol . . . . .</u>	311

	Seite
<u>Moritz Carriere: Vier Fragen an Ludwig Büchner . . . . .</u>	322
<u>Zanetta Herzogin von Rutland: Victoria regina et imperatrix. I. . . . .</u>	329
<u>Die Anfänge der bulgarischen Nationalkirche . . . . .</u>	336

Berichte aus allen Wissenschaften:

<u>Gesundheitspflege.</u>	
<u>H. Schlesinger: Neue medizinische Hausmittel . . . . .</u>	109
<u>Rechtswissenschaft.</u>	
<u>M. Simonson: Neuerungen in der Strafrechtspflege . . . . .</u>	118
<u>Philologie.</u>	
<u>H. Steinthal: Sprachvergleichung und Entwicklung . . . . .</u>	242
<u>Meteorologie.</u>	
<u>P. von Zech: Die Wetterarten . . . . .</u>	244
<u>Kriegsgeschichte.</u>	
<u>Freiherr von Ditsfurth: York und die preußischen Jäger von 1806 . . . . .</u>	361
<u>Nautik.</u>	
<u>M. Graff: Köln ein Seehafen . . . . .</u>	370
<u>Musikgeschichte.</u>	
<u>Richard Robert: Papsi Gregor und die Musik . . . . .</u>	372

Zeitbeschwerden.

<u>Die Undeutlichkeit der Namensunterschrift . . . . .</u>	123
--	-----

Kleine Revuen:

<u>Naturwissenschaftliche Revue . . . . .</u>	247
<u>Litterarische Berichte . . . . .</u>	125. 254. 376
<u>Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes . . . . .</u>	380



# Deutsche Revue

über das  
gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben  
von  
**Richard Fleischer.**

1890. Oktober.

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte und  
halbjährlich ein Kunstheft.

Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau Berlin

Expedition: Tauenzienstraße 60. Expedition: NW-Mittelstraße 26. 27.



# Inhalts-Verzeichniss.

Oktober 1890.

	Seite
<u>I. Karl Schellbach: Erinnerungen an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen . . . . .</u>	1
<u>II. Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roou. XVII. . . . .</u>	11
<u>III. Ottmar von Mohl: Bilder aus Japan . . . . .</u>	31
<u>IV. Die französische Revolution und ihre Bedeutung für den modernen Staat. I. . . . .</u>	42
<u>V. Adolf Brennecke: Die Lustitur. Novelle. . . . .</u>	67
<u>VI. Ludwig Büchner: Über Vergangenheit und Zukunft des Menschengeschlechts im Sinne der Entwicklungstheorie . . . . .</u>	86
<u>VII. Julius Ludwig: Moralische Verkehrtheiten . . . . .</u>	95
<u>VIII. Alfred Kirchhoff: Kurze Antwort auf Mühl's Artikel über eine Weltsprache . . . . .</u>	107
<u>IX. Berichte aus allen Wissenschaften: . . . . .</u>	109
1. Gesundheitspflege. <u>H. Schlesinger: Neue medizinische Hausmittel.</u>	
2. Rechtswissenschaft. <u>H. Simonson: Neuerungen in der Strafrechtspflege.</u>	
<u>X. Zeitbeschwerden: . . . . .</u>	123
<u>Die Undeutlichkeit der Namensunterschrift.</u>	
<u>XI. Litterarische Berichte. . . . .</u>	125

---

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.  
Übersetzungsrecht vorbehalten.

---

Diesem Hefte ist eine Beilage der Verlagsbuchhandlung **Carl Ulrich & Co.** in Berlin eingefügt, welche gefälliger Beachtung hiermit empfohlen wird.

1866

## Erinnerungen an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen.

Von

Karl Schellbach.

**D**eine ersten Erinnerungen an Seine Königliche Hoheit rühren aus seinem zwölften Jahre her, als er noch „lieber Prinz“ genannt wurde, eine Sitte, die sich über seine Konfirmation hinaus erhielt. Sein liebenswürdiger Gouverneur, der Oberst von Unruh, später General, war mit den Eltern ernstlich bemüht, die Strahlen des königlichen Glanzes fern zu halten, die den jungen Prinzen hätten blenden können.

Seine hochgebildete Mutter fühlte sich verpflichtet und befähigt, für die Erziehung ihres einzigen Sohnes allein zu sorgen. Sie besuchte mit ihren Handarbeiten fast ein Semester lang regelmäßig meine mathematischen Lehrstunden, die in dem Wohnzimmer des Gouverneurs abgehalten wurden. Diese ganz schmucklosen Räume lagen in dem Hintergebäude des Palais vom Prinzen von Preußen in der Behrenstraße. Man wird begreifen, daß diese Teilnahme der Mutter am Unterrichte eine günstige Wirkung auf meinen Schüler ausüben mußte.

Wenn sich auch bald ergab, daß er keine besondere Befähigung für meinen Lehrgegenstand besaß, so waren doch die Lehrerfolge glückliche zu nennen, denn mein lieber Prinz schloß sich an mich mit der herzlichsten Liebe und Verehrung an und gewann bald eine Zuneigung zu dem ganzen Umfange der Wissenschaften, in die ich ihn einführen sollte.

Die ersten Jahre meiner Lehrthätigkeit verfloßen bei uns in Ruhe und Frieden, ohne die politischen Schwankungen, die wir um uns her erlebten, aber wir näherten uns dem Jahre 1848 mit seinen heftigen politischen Pulschlägen.

Für meinen Schüler und für mich geschah der Anfang seiner Wirkung fast mit einer Explosion.

Eine meiner Stunden fiel von 2 bis 3 auf den 18. März, einen Sonnabend. Lehrer und Schüler waren von bösen Gerüchten bereits zu erregt, als daß der Unterricht hätte ruhig fortgesetzt werden können. Wir traten ans Fenster. „Sehen Sie, dort auf dem Markte flüchtet ein Gendarm in ein Haus hinein, und das Volk stürzt ihm nach.“ Allerdings sah ich, wie ein Volkshansfen sich

in die Jägerstraße ergoß. Wir gingen vom Fenster zurück, denn es ließ sich fürchten, das Menschengewühl möchte immer dichter und beängstigender werden. Da erschien die Mutter des Prinzen und teilte uns in freudiger Erregung mit, der König habe eine Deputation empfangen und eine Verfassung versprochen, und alles werde noch gut werden. Der König sei auf den Balkon getreten, und das Volk auf dem Schloßplatze juble ihm entgegen.

Unsere Freude wurde aber bald durch den Kammerdiener unterbrochen, der totenblaß mit den Worten ins Zimmer hereintrat: „Jetzt reiten die Dragoner über die Schloßbrücke.“ Die Frau Prinzess eilte aus dem Zimmer, und der Prinz ging erschrocken auf und ab. Ich erbot mich, Nachricht zu bringen, und eilte nach dem Schloßplatze.

Auf dem Wege dahin traf ich keine Seele. Alles war tot und still. Nur an der Schloßfreiheit hielt sich ein kleiner Volkshaufen auf. Der Schloßplatz war leer, aber rings mit Dragonern besetzt. Dicht an der Schloßbrücke stand ein mysteriöser Leiterwagen, mit Brettern beladen, um den sich ein großer Teil von den Bürgern versammelt hatte, welche verpflichtet waren, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Zu denen gesellte ich mich und erzählte, was ich soeben im Palais des Prinzen von Preußen vernommen hatte. Ich fand natürlich nur ungläubige Ohren, denn die Soldaten sollten soeben unter das Volk geschossen haben, und der Befehl dazu konnte, nach der Meinung der Bürger, nicht von Seiner Majestät, sondern offenbar nur vom Prinzen von Preußen ausgegangen sein. Die Bürger verlangten nur, daß das Militär zurückgezogen würde und sie dann ungestört mit ihrem Könige verhandeln könnten.

Während wir so im Gespräch begriffen waren, fiel ein beschriebenes Blatt aus einem Fenster des Schlosses. Ein unter den Bürgern befindlicher demokratischer Litterat hob es auf und stieg damit auf den Leiterwagen. Vorlesen! riefen alle. Er begann. „Meine Herren, Sie kennen mir!“ Trotz des Gelächters, welches der spöttische Anfang hervorrief, wurden doch die meisten Versprechungen des Königs, die das Blatt enthielt, mit Beifall aufgenommen. Jetzt waren aber die Dragoner herangerückt und vertrieben die ganze Versammlung.

Ich war von den guten Absichten meines Publikums so vollständig überzeugt, daß ich, nachdem es entfernt worden war, den Grafen Kalkreuth bat, mich zum Prinzen von Preußen zu führen, um ihn bewegen zu können, den Befehl zum Rückzuge der Soldaten zu erteilen. Hier erfuhr ich, daß nur Seine Majestät selbst einen solchen Befehl geben könne. Während ich noch im Gespräch begriffen war, traten aus dem Schlosse zwei Männer in Bavertracht, mit einem weißen Tuche, welches hoch um zwei Stangen geschlungen war. Auf dem Tuche standen mit großen Buchstaben die Worte: „Der König will das Beste Seines Volkes.“ Ich schloß mich an die Lente an und rief ihnen zu: „Kommen Sie, wir wollen die Worte durch die Stadt tragen!“ Als wir über die Schloßbrücke kamen, fanden wir die Königstraße durch Volkshaufen geschlossen. Wir wandten uns daher in die Burgstraße, bis zur Dombücke. Hier sahen wir aber den ganzen Lustgarten mit Soldaten gefüllt. Jetzt begriff ich, daß der Tag nicht



mehr in Frieden enden werde. Ich verließ meine Fahnenträger und eilte so schnell als möglich nach dem Schlosse zurück, vor dem bereits Kanonen aufgeföhren waren. Einige meiner Schüler aus der Kriegsschule, in voller Rüstung, bestürmten mich, so schnell als möglich die Meinigen aufzufuchen. Es war vier Uhr geworden, als ich durch die Breitestraße, die durch eine turmhohe Barrikade geschlossen war, in die Scharustraße einbog. Von hier an fand ich auf meinem Wege bis zum Friedrich-Wilhelms-Gymnasium fast alle Straßeneingänge durch wirkliche Barrikaden oder doch wenigstens durch ihre Symbole geschlossen. Nach wenigen Stunden erföhren wir im Gymnasium durch Kanoneneugeln, die in die Giebel der benachbarten Häuser einschlugen, und durch Kartätschen, die unsere Gymnasial-Barrikade reinfegten, an der elegante Herren mitgebaut hatten, daß die Sache bitterer Ernst geworden war.

Sobald als möglich fuhr ich nach Potsdam ins königliche Schloß; um meinen lieben Prinzen wieder zu sehen, der mich sehr schmerzberewegt empfing, aber vollkommene Fassung und Einsicht in die gegenwärtige Lage besaß. Zunächst erföhren wir, daß einer seiner Lehrer, ein Franzose, mit auf den Barrikaden gekämpft hatte und sehr erstaunt war, als ihm der Gouverneur ankündigte, er könne nicht mehr Lehrer des Prinzen bleiben. Ähnliche Gedankenverwirrungen mußte der Prinz an seinen eigenen Freunden erleben. Einer seiner liebsten Gespielen, der Sohn einer angesehenen Familie, erklärte ihm, zum großen Schmerze seiner Eltern, er könne wegen seiner politischen Ansichten nicht länger mit ihm in Verkehr bleiben. Freilich zeigte sich bald, daß die Gedanken des jungen Mannes sich nicht mehr in sicheren Bahnen bewegten.

Die politischen Zustände beruhigten sich übrigens bald wieder so weit, daß sie auf unsere pädagogische Thätigkeit keinen Einfluß hatten, obgleich der litterarische Schmuß in Berlin bis zu einer ungläublichen Höhe angeschwollen war.

Während des Sommeraufenthalts der königlichen Familie auf Schloß Babelsberg wurden auch die Lehrstunden dort erteilt, und die anwesenden Lehrer speiften Mittags mit dem Gouverneur, dem Erzieher und dem Prinzen zusammen. Der Erzieher war seit dem Jahre 44 der höchst lebenswürdige, später so berühmte gewordene Archäologe und Historiker Curtius. Die Verpflegung des Prinzen war nach der Vorschrift der Ärzte eine sehr frugale, denn er bekam z. B. Mittags bis zu seiner Einsegnung kein Glas Wein. Nur überschritten die Lehrer diese Vorschrift bisweilen, wenn der Gouverneur die Augen zudrückte, mit einem Glase ihres höchst unschuldigen Getränks.

Der Aufenthalt der Familie des Prinzen von Preußen auf dem Schlosse Babelsberg gab vielfach Gelegenheit, den Unterricht des jungen Prinzen auf eine angenehme Weise zu erweitern. Ich war vollkommen im stande, ihn mit den Wundern der Daguerrotypie bekannt zu machen, und besitze noch zwei Bilder von ihm, die aus dem Jahre 49 stammen, aber nicht zeigen, daß er einst der schönste Mann werden würde.

Bei diesen Beschäftigungen trat der Kunstsinu des Prinzen vielfach hervor. Seine Schwester, die lebenswürdige Prinzess Luise, sollte daguerrotypiert werden.

Der junge Prinz schlug vor, sie in die Umrahmung einer kleinen, verzierten Thür des Schlosses zu stellen und ihr einen Palmenzweig in die Hand zu geben, so daß auf diese Weise wirklich ein Bild entstand, welches lange Zeit das Arbeitszimmer Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen von Preußen schmückte.

An diesen künstlerisch wissenschaftlichen Beschäftigungen nahm die Frau Prinzess von Preußen den lebhaftesten Anteil, so weit sogar, daß sie selbst kleine mechanische Arbeiten dabei ausführen mochte.

In dieser Zeit entstanden die ersten Spuren der Photographie, bei deren Anblick, ungeachtet ihres unvollkommenen Anfangs, unsere gefeierte Prinzessin schon das Ende der Daguerrotypie voraussah, was auch wirklich bald eintrat.

Nach der Einsegnung des Prinzen, die 1849 am 29. September erfolgte, wurde beschlossen, daß er in Begleitung des Obersten Fischer und eines Adjutanten die Universität Bonn besuchen sollte. Nachdem die Universitäts-Studien beendet waren, kehrte Seine Königliche Hoheit wieder nach Berlin zurück.

Hier trat in seine Dienste als Hofmarschall Herr von Heinz, ein ganz außerordentlich befähigter junger Offizier, ein.

Ihm schienen die mathematischen und physikalischen Studien in Bonn zu vollständig vernachlässigt, als daß eine Fortsetzung des früher Begonnenen nicht wünschenswert sein sollte. Er forderte mich daher, ganz mit Zustimmung seines Prinzen, auf, mein erstes Amt in einer höheren Potenz wieder zu übernehmen.

Es fand sich dazu auch bald Gelegenheit. Der große Mathematiker Gauß war am 23. Februar 1855 in Göttingen gestorben, und man war in Hannover bemüht, einen unserer berühmtesten Mathematiker, den Professor Dirichlet, zu bewegen, Gauß in Göttingen zu ersetzen. Der Professor Dirichlet war nicht nur ein großer Gelehrter, sondern auch ein ebenso bedeutender Lehrer. Durch den Einfluß unseres Prinzen hoffte ich den drohenden Verlust vermeiden zu können.

Ich hatte die ganze Angelegenheit mit Seiner Königlichen Hoheit besprochen, und in der That richtete auch unser Prinz an Alexander von Humboldt folgenden Brief:

Mein lieber Herr von Humboldt.

Vor einigen Tagen ward mir mitgeteilt, daß der Mathematiker Professor Lejeune-Dirichlet einen Ruf zur Universität Göttingen angenommen habe, worüber in der Berliner Gelehrtenwelt große Trauer herrsche, da er als einer der berühmtesten Mathematiker Deutschlands angesehen werde, und eine große Zierde unserer Universität sei.

Zugleich erfuhr ich, daß, als nach dem Ableben des Professor Gauß in Göttingen das Gerücht herdrang, es werde Dirichlet als Kandidat dorthin genannt, letzterer geäußert habe, er wäre geneigt einen offiziellen Ruf zu jener Universität anzunehmen, und sein alsdann gegebenes Wort für ihn bindend sein. Das Ministerium des Kultus scheint diese Äußerung nicht sehr beachtet zu haben, so daß jetzt also Dirichlet den Ruf wirklich angenommen hat, zu seinem freilich großen Leidwesen, da er Berlin und alle verwandten sowie bekannten Kreise mit schwerem Herzen verläßt.

Nun soll er aber geäußert haben, daß, wenn ihm bekannt würde, daß man allerhöchsten Orts seinen Abgang ungern sähe, ferner seine pekuniären Einnahmen vermehrt, auch die Stunden an der Kriegsschule ihm erlassen würden, er dann gern hierbliebe. Freilich bedürfe es dann eines Schreibens unseres Königs an den König von Hannover, um Dirichlets einmal gegebenes Wort ihm zurückzugeben. Der Minister von Raumer soll auch geneigt sein, das Gehalt auf 2000 Thaler zu erhöhen.

Man bat mich Seiner Majestät die Sache vorzutragen. Ich thats gestern. Der König hörte mich an, äußerte sich ungehalten über Dirichlets Handlungsweise, meinte, der König von Hannover werde auf eine etwaige Bitte der eben genannten Art nicht eingehen, und wolle vor allem einmal an Sie, bester Humboldt, sich wenden, da Sie damals Dirichlets Herberufung veranlaßt hätten.

Da es nun fraglich ist, ob Seine Majestät so bald Sie danach fragen würden, mir aber die Angelegenheit als äußerst dringlich vorgestellt wird, so richte ich diese Zeilen an Sie, auch auf die Gefahr hin, meist Ihnen genau bekannte Fakta anzuführen, damit Sie wüßten, wie ich davon unterrichtet war, um dem Könige die Sache vorzutragen.

Wie traurig, traurig wäre es, wenn die Universität einen so bedeutenden Geist verlieren sollte, da man doch bisher nach Berlin mit dem Gedanken blickte, daß eine große Zahl der hervorragendsten Geister unseres Zeitalters und Vaterlandes hier vereinigt würden.

Ich empfehle mich für heute, mein theurer Herr von Humboldt, indem ich um Verzeihung bitte, wenn ich Sie mit bekannten Details belästigt haben sollte. Ich verbleibe wie immer Ihr von ganzem Herzen ergebener

Friedrich Wilhelm.

Nach wenigen Tagen erhielt ich von Seiner Königlichen Hoheit „Abschrift des Briefes von Alexander von Humboldt an Mich“:

„Eurer Königlichen Hoheit meinen gerührtesten und tiefgefühltesten Dank auszusprechen für die edele und lebensfrische Thätigkeit, mit der Sie unserem Lande einen der größten Mathematiker unserer Zeit haben zu erhalten versucht, fehlen mir Worte. Leider hat die Eile, mit der Eure Königliche Hoheit gebeten wurden, einen Schritt bei dem Könige selbst zu thun, mich gehindert, Ihnen zu sagen, daß mein vieljähriger Freund Dirichlet ein Mann von dem festesten Charakter ist, auch er auf das Entfernteste geäußert hat, er würde bleiben, wenn man ihn in Hannover seiner Zusage entbinden wolle. Ich wußte bestimmt, er werde seinen Entschluß nicht ändern, auch wenn es in der Möglichkeit gelegen hätte, daß die Einwilligung von dem Könige von Hannover gekommen wäre. Ich habe den König gestern in Charlottenburg nicht ungehalten auf Dirichlet, aber sehr ungehalten auf das Cultusministerium gefunden, das ihm Rechenschaft zu geben habe, wie durch Ungeheuerlichkeit und Untheilnahme, ein solcher Verlust herbeigeführt worden sei &c. &c.

Mittwoch den 25. April 1855.“

Man wird begreifen, wie hoch mich diese energische Handlungsweise unseres Kronprinzen entzückt hat, und welche Hoffnungen ich auf die Erfolge setzen konnte, welche dieselbe Kraftäußerung künftig, in ähnlichen, günstiger liegenden Fällen herbeiführen würde.

Nach drei Jahren, am 25. Januar 1858, feierte der Prinz seine Vermählung mit der Prinzessin Viktoria, Prinzessin Royal von Großbritannien und Irland, und am Montage, den 8. Februar, seinen Einzug in Berlin, unter einem Sturme von Begeisterung und der herzlichsten Verehrung. Gleich darauf stellte mich der Prinz Seiner jungen Gemahlin vor. Die ersten Worte, welche sie mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit an mich richtete, lauteten: „Ich liebe Mathematik, Physik und Chemie,“ die mich allerdings sehr beglückten, denn ich sah, wie wohlwollend der Prinz sich über mich bereits geäußert hatte.

Unter der Leitung ihres hochgebildeten Vaters, der selbst naturwissenschaftliche Studien gemacht hatte, war die Prinzessin Viktoria mit diesen Wissenschaften bekannt geworden und hatte sogar aus dem Munde weltberühmter Lehrer, wie Faraday und Hoffmann, den ersten Unterricht empfangen.

Unsere teure Kronprinzessin offenbarte unter uns ihre Liebe für Kunst und Wissenschaft bereits in der schönsten Blüte und zugleich auch ihre Freude am selbständigen Schaffen.

Ihre königliche Hoheit suchte anfangs Ihre bereits begonnenen physikalischen und mathematischen Studien unter meiner Leitung fortzusetzen, aber bald absorbierte Ihre künstlerische Thätigkeit den Rest von Zeit, welchen die Ansprüche des Hofes für diese Thätigkeit noch übrig ließen.

Die hellen Augen des Prinzen Friedrich Wilhelm sahen in seiner Nähe kein ähnliches Ueuglück, und wenn er sich im Besitz seiner Gemahlin glücklich fühlte und es, von Liebe begeistert, nach allen Seiten hin auch offen und freudvoll aussprach, so wird man begreifen, daß Vater und Mutter daheim ihre geliebte Tochter glücklich vermählt sahen.

Bald nach der Vermählung hatte ich Seine königliche Hoheit für den Gedanken zu interessieren gesucht, der Unterricht in den oberen Klassen der höheren Schulen möchte künftig mehr Wert auf Mathematik und Physik legen. In diesem Sinne war der Kultusminister gebeten worden eine Kommission zu berufen, die untersuchen sollte, wie weit ein solcher Gedanke zeitgemäß und ausführbar sein möchte. Unser Kronprinz hatte wirklich die Gnade sich selbst an den nun folgenden Verhandlungen zu beteiligen, wie ich aus einem Briefe aus seiner eigenen Hand erfuhr:

„Soeben habe ich mit dem Kultusminister verabredet, am künftigen Freitag um 12 Uhr im Ministerialgebäude die gewisse mathematisch schulwissenschaftliche Konferenz abhalten zu lassen, und werde ich derselben beiwohnen.

Satteln Sie also!

Wie immer Ihr treu ergebener Friedrich Wilhelm.“

Wenn der damalige Kultusminister für seinen Geschäftskreis denselben Reichtum an Kenntnissen und Kräften besessen hätte wie der jetzige, so würde diese Konferenz nicht so vollständig vergeblich verlaufen sein, wie es geschah.

Diese vergeblichen Versuche wurden noch 1860 gemacht, aber seit der Entdeckung der Spektralanalyse durch Kirchhoff und Bunsen, im Jahre 1861, durch welche die Menschen die Hieroglyphenschrift der Frauenhofer'schen Linien lesen gelernt hatten, eröffnete das Studium der Sonnenoberfläche Wunder auf Wunder. Der Professor Spörer in Anklam beschäftigte sich hauptsächlich mit der Untersuchung der Sonnenflecke und der Protuberanzen. Aber seine optischen Apparate waren nicht kräftig genug, um die Arbeit rasch und erfolgreich fördern zu können. Infolgedessen fand sich unser Kronprinz bewogen, dem Professor Spörer ein größeres Fernrohr zu schenken, das mit dem lebhaftesten Danke empfangen wurde.

Die nächsten Jahre schritten in der begonnenen Arbeit mit glücklichem Erfolge weiter, so daß der Gedanke reifte, nicht nur dem Sternendienste, sondern auch dem Sonnendienste Tempel zu bauen; also nicht nur Sternwarten, sondern auch Sonnenwarten, wie Professor Spörer ganz passend vorschlug.

Die Begeisterung für Sprachreinigung war damals noch nicht erwacht, und man lehrte den Namen um in: Astrophysikalisches Institut, wie es noch heute heißt, obgleich sich meine beiden fürstlichen Beschützer, Kronprinz und Gemahlin, nur des deutschen Namens bedienten.

Ob wirklich eine solche Sonnenwarte gebaut werden konnte, dazu mußte zunächst der Finanzminister seine Zustimmung geben. Der Finanzminister war damals der jüngere Camphausen, dessen älterer Bruder Minister-Präsident gewesen war, aber glücklicher Weise auch noch immer thätig als wissenschaftlicher Astronom. Meine beiden königlichen Hoheiten luden den Minister Camphausen nach Potsdam in das neue Palais ein und berieten mich dazu, damit ich Ihre Wünsche mit wissenschaftlichen Gründen unterstützen könnte. Der Finanzminister erhob hier von seiner Seite, wahrscheinlich auch mit Zustimmung seines Bruders, keine Schwierigkeiten mehr gegen den Bau.

Zu Verfolge dieser Angelegenheiten ließ mir Seine Kaiserliche Hoheit durch Herrn von Normann am 24. September 1872 schreiben:

„Ich beziehe mich Sie zu benachrichtigen, daß Seine Kaiserliche Hoheit der Kronprinz nicht unterlassen hat, im Sinne Ihrer letzten Inschrift und mit Hinweis auf eine früher bereits in gleicher Richtung eingetretenen Verwendung den Herrn Kultusminister dringend zu bitten, nunmehr die zur Errichtung einer Sonnenwarte bei Berlin erforderlichen Einleitungen möglichst ungesäumt treffen zu wollen. An Seine Majestät den Kaiser und König sich jetzt bereits zu wenden, erscheine nicht opportun, da die prinzipielle Entscheidung des Ministers zuvor abgewartet werden muß.“

Der Bau der Sonnenwarte auf dem Telegraphenberge bei Potsdam ist erst im Jahre 1874 begonnen worden.

Der Kronprinz war glücklicher Weise überhaupt von dem hohen Werte der Mathematik und der Naturwissenschaften für die Entwicklung des Menschengeistes und des menschlichen Lebens überzeugt. An der Entwicklung dieser Wissenschaften werden allerdings zunächst hoch begabte, erfindungsreiche Köpfe den wesentlichsten Anteil haben; aber auch andere, durch ihren Besitz oder durch ihre Machtposition in der menschlichen Gesellschaft hervorragende Menschen vermögen zu dem Fortschritte der Wissenschaften mitzuwirken, oft kräftiger als selbst bedeutende Forscher. Unser herrlicher Kronprinz hat sich in dieser Schaffens-Thätigkeit durch seine Gemahlin stets auf das schönste unterstützt und ermuntert gesehen.

Ebenfalls schon im Jahre 1872 hatte ich in Überlegung gezogen, wie wünschenswert es wäre, ein Staatsinstitut zu besitzen, in dem praktisch die exakten Wissenschaften gefördert werden könnten. Zu dem Ende lud ich eine Anzahl Gelehrter, Helmholtz, du Bois-Raymond, Förster, Paalzow und Vertram, zu einer Konferenz bei mir ein, in der diesem Plane näher getreten wurde. Diese Verhandlungen hatte ich Seiner Kaiserlichen Hoheit mitgeteilt. Bald darauf schrieb mir Herr von Normann:

„ . . . ebenso hat Seine Kaiserliche Hoheit der Kronprinz Veranlassung genommen, die Einrichtung eines Museums für exakte Wissenschaften (das heutige in Charlottenburg errichtete physikalisch-technische Reichsinstitut) auf das dringendste zu empfehlen, und vorgeschlagen, eine Kommission mit Prüfung und Begutachtung des Planes zu betrauen.“

Schon im Jahre 1864 hatte der Kronprinz unter Feldmarschall Wrangel den Feldzug gegen Dänemark mitbestanden, und bereits nach zwei Jahren erhielt ich von Seiner Königlichen Hoheit das teure kostbare Geschenk eines Tagebuchs über die glücklichen Kämpfe, die er selbst bei Nachod und Königgrätz gegen Oesterreich geführt hatte.

Dieses kostbare Buch lehrt unsern Kronprinzen als den wahren Friedensfürsten kennen und einsehen, daß wir in ihm einen wirklichen Friedenskaiser betrauen.

Er spricht sich in der menschlich edelsten Weise aus: „Das Schlachtfeld zu bereiten war grauenvoll, und es lassen sich die entsetzlichen Verstümmelungen, die sich dem Auge darboten, gar nicht beschreiben. Der Krieg ist doch etwas Furchtbares, und derjenige, der mit einem Federstrich am grünen Tische denselben herbeiführt, ahnt nicht, was er heraufbeschwört.“

Über das, was Ihn selbst bewegt, erfahren wir: „Meine Gedanken waren jetzt bei meiner Frau, meinen Kindern, meiner Mutter und Schwester. Unser heimgegangener lieber kleiner Sigismund schwebte mir vor, als ob sein Tod der Vorläufer eines großen Ereignisses in meinem Leben hätte sein sollen — aber Siege ersetzen nicht den Verlust eines Kindes, vielmehr bricht der bohrende Schmerz unter solchen gewaltigen Eindrücken sich erst recht Bahn.“

Beim Zusammenreffen auf dem Schlachtfelde mit seinem Vater, dem Könige, erhält er von ihm den Orden pour le mérite, den höchsten Militär-Verdienstorden, für seine glücklichen Kämpfe, welche den Sieg mitentscheiden halfen. Zu-

gleich empfiehlt der Kronprinz auch dem Könige die beiden Generale von Blumenthal und von Stojak: „denn diese beiden hervorragenden Militärs haben wesentlichen Anteil an allen meinen Anordnungen.“

„Seine Majestät der König gewährte auch meine Bitte, dem General von Steinmetz für seine Verdienste den schwarzen Adler zu verleihen, und setzte auf meinen Vorschlag fest, der Schlacht den Namen „Königgräb“ zu geben.“

Wenn auch wissenschaftliche und künstlerische Interessen, außer den Sorgen um den Aufbau des deutschen Kaiserreichs, unsern Kronprinzen lebhaft bewegten, so war doch sein Fühlen und Denken hauptsächlich nur dem Einzelnen zugewandt. Seine herzliche Freundlichkeit äußerte sich fast immer zugleich in kleinen Scherzen. Auf dem Couvert, in dem er mir seine und seiner Kinder Photographien zuschickte, stand die Notiz „Vergessen von dem Bisettisch mitzunehmen.“ Auf einem anderen, in dem ich sein und seiner Gemahlin Bilder erhielt, war zu lesen „Auf Bestellung.“

Aber schon früh äußerte sich sein tiefes Gemüt in einem Briefe nach dem Tode meiner Frau.

„Mein lieber Schellbach. Soeben erhielt ich durch den General Selafinsky die mich so tief betrübende Anzeige des Todes Ihrer vortrefflichen Gemahlin. Mit welchem herzlichen Antheil ich diese Zeilen an Sie richte, können Sie am besten wissen, da Sie meine aufrichtige Liebe und Zuneigung für Sie, von Kind auf kennen, und ich brauche daher hier nicht viel Worte zu machen, denn das Herz spricht heute allein. Möge Gott Ihnen und Ihren armen Kindern Trost und Stärke in diesen schweren Tagen und Stunden verleihen, wo alle menschlichen Worte und Gefühle doch nur wenig ausdrücken können, wenn die Seele so tief verwundet ist. Sein Segen ist der alleinige Trost für solche Zeit, und Er wird ihn gewiß über Sie ergießen, und Sie und die Ihrigen aufrichten.“

Nehmen Sie diese hingeschriebenen Worte, die so zu Ihnen kommen, wie sie mir eben mein trauriges Gemüth eingegeben hat, als den Ausdruck wahrer Theilnahme und auch wahrer Freundschaft entgegen.

Ich verlange aber aufs allerentschiedenste nicht ein Wort der Erwiedrung auf diese Zeilen, und werde in der Befolgung dieses Wunsches die alte trene Zuneignung erkennen, die uns Beide schon so lange erfreut hat.

So seien Sie denn nochmals der aufrichtigen Theilnahme überzeugt

Ihres  
ewig ergebenenen  
Freundes  
Friedrich Wilhelm.

In späteren Jahren beschäftigten seine Kaiser-Ideen, in Verbindung mit Staatsgeschäften, unseren Kronprinzen so lebhaft und fast ausschließlich, daß für weniger wichtige Interessen kein Raum mehr übrig blieb.

war; und es war einer der ersten, nicht unwichtigen diplomatischen Erfolge Herrn von Bismarck's, daß es ihm in der That gelang — ohne sich mit den Neutralen zu brouillieren — jenes Ziel zu erreichen: die erste allgemeine Sitzung der Konferenz fand bekanntlich am 24. April, acht Tage nach dem Siege von Düppel, statt. Dabei wirkt die Erinnerung erheiternd, daß gerade Bismarck's intimste Gegner: der deutsche Bund und dessen Vertreter — Herr von Beust (!) ihm dazu dienen mußten, seine Absicht durchzusetzen. Denn die nachträglich beantragte Heranziehung des deutschen Bundes zu der Konferenz — welche preussischerseits mit ernster Miene für unerläßlich wichtig erklärt wurde — hat bekanntlich den Beginn der Konferenz-Arbeiten nicht unerheblich verzögert. —

Noch lieber freilich hätten die preussischen Staatslenker es gesehen, wenn sie die Konferenz überhaupt hätten verhindern können. Denn gutes hatten sie nach der damaligen Situation von ihr keinesfalls zu hoffen. Roon sowohl wie die übrigen militärischen Führer verabschienen überhaupt alle diplomatische Einmischung, welche bisher noch niemals den Erfolgen der preussischen Waffen entsprochen hatte; und um die Nachteile solcher Intervention möglichst zu vermindern, drangen sie nun mit um so größerem Eifer auf eine möglichst energische Fortsetzung der militärischen Operationen, eine Absicht, welche durch die am 29. April erfolgende Besiznahme der (von den Dänen) geräumten Festung Fredericia auch noch begünstigt wurde. — In diesem Sinne und als Resultat der in denselben Tagen stattgehabten Beratungen schrieb General von Manteuffel (am 30. April) u. a. an Roon:

„ . . . ich bin der Ansicht, Gen.-Lt. Falckenstein das Commando (in Jütland) und Generallieut. Moltke zum Feldmarschall (Wrangel) noch heute Abend! Der Feind ist demoralisirt und sucht seine Hilfe wo anders, als in der eigenen Kraft. Wären wir gleich nach Düppel auf Fredericia gerückt, so hätten wir es mit den Österreichern gemeinschaftlich nach kurzem Kampfe genommen; jezt bin ich der Ansicht, so schnell als möglich nach Alsen und nach Fühnen. Ist der Feind ganz demoralisirt, so gelingt beides; stecken doch politische Zinten dahinter, so wird es Notwendigkeit, sie zu durchhauen, und das geschieht durch rasches, kühnes, energisches Handeln. Ich erachte es für zu wichtig, daß Gen.-Lt. Moltke sogleich abreist . . . es ist zu wichtig, daß die richtige Organisation in das Hauptquartier kommt. Falckenstein kann dann auch zeigen, was er kann, während man heute sagt, er habe die Oberkommando-Sachen mehr oder minder verwickelt. Die Situation ist militärisch und politisch so wichtig, daß die Hinsendung des Chefs des Generalstabes gerechtfertigt ist.“

General von Moltke übernahm bekanntlich schon am 2. Mai die Geschäfte als Stabschef beim Oberkommando. Die Verhandlungen der Londoner Konferenz ließen indessen einen für die Erreichung weiterer militärischer Erfolge ungünstigen Ausgang befürchten. Unter diesem Eindrucke telegraphierte Roon am 6. Mai (chiffriert) an Feldmarschall Wrangel, Beile:



„Der König befehlt: Die Festung Fridericia darf nicht verteidigungsfähig bleiben, wenn wir sie verlassen. Abschluß eines Waffenstillstandes, der die Räumung mitbedingt, scheint nahe. Daher muß sogleich geschehen, was noch geschehen kann. Es scheint entsprechend, wenn der Platz auf seiner Nordfront geöffnet wird. Nächste Conferenz-Sitzung: Montag den 9ten d. M.!

Der Kriegsminister v. Roon.

Die am 12. Mai beginnende Waffenruhe beließ zwar alle Truppen beider Parteien in den innegehabten militärischen Positionen, so daß die Sorge wegen Fridericias hinfällig ward.

Aber auch sonst war die Spannung und Sorge gerade in jenen Wochen, in denen die Londoner Konferenzverhandlungen stattfanden, für Roon sehr groß. Wußte er doch, wie viel auf dem Spiele stand, wenn diese glücklich begonnene Aktion etwa politisch resultatlos im Sande verlief. Am 24. Mai schrieb er u. a. an Moritz von Blanckenburg:

„Ob ich etwas zur Regulirung meiner alten Nerven in diesem Sommer werde thun können, hängt von Lord Pam, Louis Napoleon und einigen anderen hochgestellten Schelmen ab. Wenn wir wieder loschlagen, so kann ich schwerlich fort . . . Uebrigens stehen unsere Actien nicht schlecht, da unsere Politik im Ganzen und Großen obliegen wird, wie ich hoffe. Die Annerxon und ihre Möglichkeit wird übrigens nicht in London, sondern in Wien entschieden werden, da wir die Verbindung mit Oesterreich höher veranschlagen als alles andere. Es kommt nur darauf an, ob man in Wien die Herzogtümer uns lieber gönnt als dem Augustenburger, denn die Trennung von Dänemark ist nicht mehr zweifelhaft. Wenn man in Wien die nöthige Courage vorrätzig hat, so wird man — gegen Compensationen — dort auch geneigter sein, uns die Vergrößerung zu gönnen, als der Augustenburger Herrschaft zuzustimmen, und das ist jetzt die alleinige Alternative. Sonderbar, daß der größte Widerstand gegen Preußens Vergrößerung bei uns selbst in einem gewissen Lager anzutreffen ist. Umsonst können wir aber nicht gefochten haben! — — —

Wenige Tage später schienen aber die Befürchtungen, daß die Londoner Verhandlungen doch einen ungünstigen Ausgang nehmen könnten, wieder zu überwiegen. Es handelte sich um Verlängerung der Waffenruhe, und die deutschen Bevollmächtigten hatten den Antrag gestellt, daß der Herzog von Augustenburg als Souverän eingesetzt werden sollte. Die entschiedene Ablehnung dieses letzten Antrages seitens der Dänen nicht nur, sondern — glücklicherweise — auch seitens der Neutralen war noch nicht bekannt, als Roon sich gedrungen fühlte, seine Besorgnisse über zu große diplomatische Nachgiebigkeit ausführlich zu Papier zu bringen. Es geschah dies in folgendem an Herrn von Bismarck gerichteten Schreiben:

„Die Armee hat keine Berechtigung zu politischen Meinungs-Außerungen; sie ist das Instrument, von dem die Politik den geeigneten Gebrauch macht;

dessen Existenz für den wirksamen Erfolg der diplomatischen Action zwar unentbehrlich, auf den dieser letzteren zum Grunde liegenden politischen Gedanken indes niemals bestimmend einwirken darf.“

„Diesen Satz, theoretisch oder in abstracto vollkommen richtig, erleidet doch in seiner praktischen oder concreten Anwendung mancherlei Einschränkungen.

Es gab und giebt kaum eine Armee, welche sich lediglich als politisches Instrument, als Lanze für den diplomatischen Operateur aufsaßt und begreift; selbst bloße Landsknechte und Söldner werden, darüber hinaus, eigene durch Standes-Interessen und Vorurtheile distirte Empfindungen und Vorstellungen, Sympathien und Antipathien haben, die man nicht ungestraft ignoriren darf, weil die völlige Nichtbeachtung dieser Eigenschaften des Instrumentes seine Schneidigkeit und Brauchbarkeit in Frage stellen würde. Und je entwickelter das Selbstbewußtsein, das Standesgefühl in einem Heere sich befindet, desto empfindlicher und klüßlicher wird es für alles, was seine Interessen und Vorurtheile verletzt oder zu verletzen scheint. Ist aber die Politik in ihrer Ausübung die Kunst, welche mit Interessen und Vorurtheilen zu rechnen hat, so wird sie sich auch ihre Aufgabe nicht dadurch leicht zu machen suchen dürfen, daß sie diese oder jene, theoretisch nicht berechtigt scheinenden Interessen bei ihrem Calcül außer Betracht läßt . . .

Aber genug solcher allgemeinen Sätze!

Zu ihrer Anwendung auf unsere gegenwärtige Situation komme ich zu folgenden Resultaten:

1. Der Widerwille unserer Armee gegen die Fortdauer eines Waffenstillstandes, dessen Bedingungen — gleichgiltig durch wessen Verschulden sie stipulirt wurden — in ihrer Unbestimmtheit, Zweideutigkeit und offenbaren Nachtheiligkeit, den Besiegten zum Herrn in einem ihm mit den Waffen abgenommenen Lande, den Sieger eben daselbst zu einem kaum geduldeten Gaste in einer Herberge machen, dessen Dasein ihm durch alle Mittel raffinirter Chicanes und Krellerei verleidet werden kann -- dieser Widerwille ist m. E. völlig begründet und berechtigt.
2. Dieser Widerwille ist aber zugleich sehr beachtenswerth. Für die Würdigung diplomatischer Krieseen fehlt in der Armee das entsprechende Organ; desto reger ist die Empfindung für die Unleidlichkeit der täglich gefühlten Demüthigung und Vernachlässigung der eigenen Interessen. Die Armee aber — und zwar nicht bloß die von den nachtheiligen Verhältnissen in Zütlund unmittelbar betroffenen Truppen — legt die Nachteile der Situation der Regierung und zwar zunächst den leitenden Organen ihrer Politik zur Last, und diese Imputation findet ihren Resler in der Volksmeinung; nicht die Presse, sondern alle aus Zütlund ins Vaterland kommenden Briefe tönen davon wieder. — Stützt sich aber eine Regierung — und dies ist unser Fall — vornehmlich auf den bewaffneten Theil des Volkes und dessen Angehörige, so ist die Meinung des Heeres über das politische Thun und Lassen der Regierung gewiß nicht gleichgiltig.

3. Dieser letztere Satz findet seine allgemeine Anwendung, abgesehen von den jütischen Waffenstillstands-Verhältnissen, in vollstem Maße auch in Bezug auf die künftigen Friedensbedingungen. Die Armee, mit Freuden bereit, Blut und Leben für Preußens Ruhm und Erweiterung ferner hinzugeben, würde es als tiefe Kränkung empfinden, wenn — was hoffentlich nicht zu besorgen — ein sauler Frieden zu Stande käme. Volle Genüge würde nur die Einverleibung der Herzogthümer gewähren. Aber man hat auch in der Armee eine dunkle Vorstellung von den einem solchen Arrangement feindlichen Strömungen in gewissen hohen Regionen und erwartet daher nicht das Höchste, sondern nur Angemessenes und Preußens Würdiges. Man vertraut dem bisher als glücklich und geschickt bewährten Piloten, daß er, durch alle Klippen hindurch, das Schiff in einen sturmsicheren, guten, nicht in einen bloßen Nothhafen leiten werde, in welchem zu verweilen eben so unmöglich sein würde als ihn wieder zu verlassen. Es ist überflüssig zu sagen, daß ein solcher Ausgang aller bisherigen ruhmvollen Operationen unserer Politik — das unrühmliche Ende des jetzigen Regiments in Preußen sein würde!

Berlin, 29. Mai 1864.

v. Roon. —

Auch in den nächsten Tagen waren Roon's bezüglich Besorgnisse noch nicht gehoben, wie aus seiner Korrespondenz mit Moritz von Blandenburg (der, wie man sich erinnert, auch mit Bismarck intim befreundet war) hervorgeht. Blandenburg hatte geschrieben: „ . . . ich habe das Buch von Warustedt gelesen und muß sagen, daß dadurch die Augustenburger Aktien steigen . . . Würde nicht ein Dorf von Schleswig abgeben; würde mit dem Augustenburger demonstrieren und prozessiren und, je nachdem, ihn einsetzen — wenn er Urfehde schwört und wir preußische Bataillone in Rendsburg und Kiel behalten“ . . . Darauf antwortete Roon (am 31. Mai) u. a. . . „ich bin Deiner Meinung: nicht ein Dorf von Schleswig möchte ich abgetreten sehen; leider hat sich Otto (Bismarck), wie ich fürchte, schon auf einen andern Boden gestellt; ich meine er hätte es nicht nöthig gehabt, denn an das Gespenst eines großen Europäischen Krieges glaube ich für jetzt nicht . . .“

An demselben Tage hatte Graf Bernstorff in London neue Instruktionen für die Konferenz erhalten; Roon fügte, nach Einvernehmen mit Bismarck, solche für Oberstleutnant von Stiehle (der nach London gesandt worden war) hinzu. Stiehle sollte dadurch „die Qualität eines militärischen Souffleurs und Wörterbuchs“ für Bernstorff beigelegt werden. — —

Auch die allgemeinen Armee-Angelegenheiten beschäftigten Roon in diesen Tagen wieder lebhaft; denn (am 3. Juni) legte General Mantouffier ein Promemoria über Avancements-Verhältnisse und höhere Stellenbefetzungen vor mit dem Hinzufügen, er erachte es für erforderlich, daß Roon selbst dem Könige darüber Vortrag halte und seine Ansichten ausspreche. —

Obenso blieb Noon in direkter Verbindung mit General Frhr. von Moltke. Dieser schrieb ihm u. a.:

Louisenlund bei Schleswig, 5. Juni 1864.

„Ew. Excellence geehrtes Schreiben vom 2ten d. M. habe ich erhalten. Nachdem die Konferenz in London an diesem Tage zu keinem Resultat geführt hatte, sind diesseit alle Anordnungen getroffen, dahin, daß am Mittag des 11. Juni alle 3 Corps in sich concentrirt stehen. Der Anmarsch beginnt im allgemeinen nicht vor dem 8ten d., so daß er contremandirt werden kann, wenn in der Sitzung morgen den 6ten eine Verlängerung der Waffenruhe beliebt und die Nachricht davon baldig und offiziell hierher mitgetheilt wird.

Sehr unerwünscht wäre eine Verlängerung auf sehr kurze Fristen, da jedesmal eine Concentration 6 Tage vor Ablauf befohlen werden muß.

Schwerlich wird man in London für die Verlängerung der Waffenruhe bessere Bedingungen jetzt noch durchbringen, als die einmal acceptirt sind. Das Verhältniß einer Armee im eroberten Lande, welche dennoch gehalten sein soll, de ne pas entraver la marche du gouvernement ordinaire“ dieses selben Landes — ist ein sehr eigenthümliches. Wir gehen von der Ansicht aus, daß die Armee sich ihr Recht überall selbst nimmt, daß sie Vergehen gegen ihre Sicherheit und Autorität vor ihr eigenes Forum zieht und nach ihren eigenen Gesetzen aburtheilt. Ohne Reibungen kann das nicht abgehen, und es laufen täglich Beschwerde-Briefe vom Königl. Dänischen Commissar ein. Das Oberkommando läßt sich auf keine prinzipielle Discussion ein, sondern erledigt jeden einzelnen Fall so gut es geht. General Falkenstein handhabt die Dinge im Norden mit Energie, die nicht ohne Erfolg bleibt, dort ist einige Mäßigung nöthig, um nicht wirklich die Bedingungen des Waffenstillstandes zu überschreiten.

Rühmend anzuerkennen ist der Gehorsam des Oesterreichischen Corps-Commando's.

Für die nächsten Operationen ist allerdings eine größere Anzahl von Ruderern nöthig. Ich möchte nicht gern die Intentionen meines Commandirenden (dies war bekanntlich seit kurzem Prinz Friedrich Carl statt des abberufenen Feldmarschalls Wrangel — d. S.) durchkreuzen, aber es scheint mir vollkommen zu genügen, wenn 2, höchstens 3 Pontonnier-Compagnien in der Friedensstärke zu den schon vorhandenen hinzutreten.

Sie müßten wenn möglich am 10ten, spätestens am 11ten in Flensburg eintreffen, was sich von Berlin aus wohl noch nach Eingang des Resultats der Conferenz vom 8ten bewirken läßt.

Das Eintreffen einiger kleinerer Dampfschiffe in Flensburg und Kolding wird unser vortrefflicher Armee-Intendant besorgen.

Wegen einer bedeutenden Zahl kleinerer Kielboote wird das Nöthige von hier aus verfügt werden.

Für eine Expedition gegen Fühnen stehen nur Oesterreicher unmittelbar à portée. Das 3te Corps muß dazu erst nach Veile herangezogen werden.

Die Dänen stehn, soweit hier bekannt, noch mit 10 Bats. u. 20 Escadrons 3 Batterien nördlich des Liimfjord, und geben uns durch ihr Vorgehen vielleicht die Gelegenheit zu einer Schlacht im freien Felde. Das wäre das Wünschenswertheste. Muß diese Hoffnung aufgegeben werden, so bleibt nur Föhnen, wo allein den Dänen der Todesstoß versetzt werden kann.

Diese Operation war, wie Euer Excellence bekannt, Anfangs Mai beabsichtigt und vollkommen vorbereitet. Sie wurde verzögert, nicht durch eine Weigerung, aber durch die an und für sich ganz begründeten Bedenken der Oestreicher; dann ganz verschoben durch den Waffenstillstand.

Wenn aber die Landung auf Föhnen sich als das einzige Mittel erweisen wird, Dänemark zu zwingen, werden die Oestreicher jedenfalls mitgehen, und ich glaube, daß man sie füglich gar nicht davon ausschließen kann. Die Sache wird von Beite und Kolding aus durch preussische und österreichische Brigaden, und zwar in der Stärke von mindestens 20 bis 25 000 Mann auszuführen sein. Das Commando muß dann der Prinz Friedrich Karl selbst übernehmen. —

Für die politischen Mittheilungen bin ich sehr dankbar. Ich habe darin kein Urtheil. Soll das Land selbst befragt werden, was in diesem ganz besonderen Fall doch nicht ganz ungereimt wäre, so scheint mir die Fragstellung:

1. deutsch oder dänisch? dann dem deutschen Theil

2. augustenburgisch oder preussisch?

Viele der großen Grundbesitzer und höheren Verwaltungsbeamten würden sich jetzt in letzterer Richtung aussprechen.

In aufrichtiger Verehrung

v. Moltke. —

Am 7. Juni schrieb Roon an Bismarck:

„Der König hat die von mir vorgelegte Ordre wegen Verstärkung der Pontonnire auf dem Kriegsschauplaz zu zeichnen, sich bis dahin vorbehalten, wo Sie ihn über Annahme oder Ablehnung der 14tägigen Fortdauer der Waffenruhe Vortrag gehalten hätten. So wenig wahrscheinlich es mir auch ist, daß die Ablehnung vorgezogen worden, daß mithin die Beeilung der Pontonnier-Frage geboten ist: so bitte ich dennoch, daß Sie mir hierunter mit zwei Worten sagen möchten, wohin das Zünglein der Wage sich geneigt, damit ich in keinem Falle versäume, zeitgerecht das Nöthige zu thun.

Herzlichst

v. Roon.

und Bismarck antwortete: „Oestreich hat bereits nach London für 14 Tage Verlängerung instruirt, allein unter der Bedingung daß wir einverstanden. Se. Maj. war, in Abneigung Stintenburg (Gut des Grafen Bernstorff — d. H.) wehe zu thun, von Hanse aus Advokat der von Ihnen heut bekämpften Ansicht, jeder Vertretung derselben durch mich, vorbeugend. Verlängerung auf 14 Tage also anzunehmen und stelle ich anheim Ober-Commando demgemäß zu instruiren.

Ihr

v. B.“

In Rücksicht auf die Stimmung der Neutralen gewährte Preußen denn auch bekanntlich — trotz aller oben erörterten Bedenken — die Verlängerung der Waffenruhe bis zum 25. Juni. Damit war die Expedition nach Fühnen bis auf weiteres aufgegeben; und in den am 24. Juni abgeschlossenen Karlsbader Abmachungen wurde bald darauf von dem Übergange nach Fühnen erneut Abstand genommen und zunächst die Besitzergreifung von Alsen und ganz Lütland als Ziel der gemeinsamen Operationen Preußens und Oesterreichs bezeichnet.

Zu den 9. Konferenzen in Karlsbad befand sich, wie bekannt, König Wilhelm seit dem 18., Minister von Bismarck seit dem 19. daselbst, sodaß direkte Besprechungen mit Kaiser Franz Josef und Graf Rechberg stattfinden konnten. Auch Roon ging am 23. Juni nach Karlsbad, wo er die Siegesfreude über die Eroberung von Alsen miterlebte, kehrte aber Anfang Juli nach Berlin zurück, während der König zur Kur in Karlsbad blieb und in seiner unmittelbaren Umgebung auch Bismarck.

Dieser schrieb u. A. (am 8. Juli):

„Lieber Roon.

Ich weiß nicht durch wen die Mittheilung hierher gelangt ist, Wrangel beabsichtige den König hier zu besuchen. Lauer deprecirt dagegen. Er sagt die Kur verlaufe, ungeachtet Se. Maj. nicht unter 3 bis 4 Glas Sect bei 3 Becher Sprudel trinken, so unerwartet gut, daß er sich vor jeder Aenderung in der täglichen Lebensgewohnheit und Umgebung des Königs fürchte. Der Feldmarschall werde ihn geniren und aus dem Behagen bringen, ernst und eindringlich reden, u. dergl. mehr. Ich kann dem alten Herrn nicht schreiben er solle fortbleiben, nur melden was Lauer sagt, und Ihnen überlassen ob Sie es utilisiren können. Sehr in Eile, trotz dem Bummel-Leben, aber stets im Train.

Ihr

v. B.

Weitere Korrespondenzen mit Bismarck in jenen Tagen, meist in Chiffre-Telegrammen geführt, beziehen sich u. a. auf eventuelle Unternehmungen der österreichischen und preußischen Flotte. Diese letztere, sowie eine neu geplante Unternehmung gegen Fühnen, kamen aber bekanntlich nicht zur Ausführung, da Dänemark zuerst unter der Hand und am 15. Juli amtlich den Regierungen von Preußen und Oesterreich den Wunsch zur Einstellung der Feindseligkeiten und Anknüpfung von Friedensverhandlungen hatte ausdrücken lassen.

Letztere begannen (nach Abschluß einer Waffenruhe einstweilen bis 31. Juli) — wie bekannt — am 25. Juli in Wien; Preußen war dabei durch den Ministerpräsidenten von Bismarck selbst vertreten; um Auskunft über militärische Fragen zu geben, war Oberstleutnant von Stiehle zu seiner Verfügung gestellt worden und aus dem Hauptquartier der verbündeten Armee daher gleichfalls nach Wien gegangen. Roon dagegen begleitete den König nach Gastein.

Von Wien aus schrieb Bismarck am 25. Juli:

„Lieber Roon.

im Begriff zur Conferenz zu gehen, zwei Zeilen. Der Hannoveraner schlug mir eben vor<sup>1)</sup>, durch Räumung Rendsburgs und Einrücken von hannöversischen Truppen ihnen militärische Satisfaction zu geben, dann wollten sie nachher aus Holstein ganz abziehen.

Ich sagte das ginge nicht, der König glaubte Seinerseits Satisfaction durch Untersuchung und Bestrafung der Schuldigen, die unsere Posten angegriffen, zu fordern zu haben. Ich kann in der Sache ohne Auftrag Sr. Maj. nicht verhandeln, und müßte erst selbst beim Könige sein, ehe ich mich damit befaßte. — Schiffe in Waffenruhe nach dem Kampfplatz halte ich nicht für ehrlichen Krieg. Rechberg sehr betroffen über den Gedanken.

Eiligt Ihr

v. B.

Am folgenden Tage (26. Juli) rapportierte Oberstleutnant von Stiehle an Roon, er sei soeben in Wien angekommen u. . . . „Es geht hier aus Allem der entschiedene Widerwille hervor, die Operationen auf die beiden dänischen Inseln auszudehnen und die Kaiserliche Escadre in die Ostsee oder in das Kattegat zu senden.

Ich brachte hierher die Anschauungen des Hauptquartiers mit, daß, wenn Englischen Drohungen einmal Troß geboten würde, es den Krieg sicherer und schneller beenden würde, wir gingen mit Hilfe der Flotte (von Ebeltoft bei Horsens aus) nach Seeland, statt nach Fünen, weil nur die Bedrohung von Kopenhagen die dänische Demokratie bezwingen kann. —

Wird aber selbst nur die dänische Escadre durch die Nordsee-Flotille wie bisher festgehalten, so läge die Expedition einer Division des 2ten Armee-Corps von Rügen oder Stralsund aus nach Seeland mit Hilfe unserer Ostsee-Escadre nicht außer der Möglichkeit, wir halten während der Zeit die feindliche Armee am kleinen Belt fest.

Alle diese Betrachtungen werden müßig, wenn heute oder morgen ernsthafte Friedens-Basen gewonnen werden, — es sind nur noch fünf Tage bis zum Wiederbeginn des Krieges!

Hier ist Alles mit dem Rendsburger Vorfall beschäftigt und — erregt. Feldm. Lt. von Frauch sagte mir jedoch: Bestätigt sich eine ernsthafte Bedrohung der Preussischen Lazareth durch die Hannoveraner, dann kann Niemand Ihnen das eingeschlagene Verfahren verdenken. — —“

Die Friedensunterhandlungen nahmen bekanntlich einen sehr schnellen und glücklichen Verlauf. Dänemark mußte sich überzeugen, daß von den Neutralen keine Hilfe mehr zu hoffen war, und gab insolge dessen allen Widerstand als nutzlos auf.

<sup>1)</sup> Bekanntlich war es am 17. Juli zu Rendsburg zu handeln zwischen den Bundesstruppen (Sachsen und Hannoveranern) und Preußen gekommen und der Konflikt durch Räumung von Rendsburg seitens der ersterer, sowie Besetzung durch preussische Truppen am 21. Juli einstweilen beseitigt worden.

Schon am 3. August konnte Roon (seiner Gemahlin) aus Gastein mittheilen:

„. . . ich eile Dir zu sagen, daß Alles gut steht, sowohl die vaterländischen Angelegenheiten einschließlich der Gesundheit des Landesvaters, als die der Familie, namentlich des Hausvaters. Gestern Abend kamen unter einem trachenden Donnerwetter Moritz (Blancenburg) u. Th., später auch Bismarck glücklich hier an. Die Freude war groß, auch die des Königs, der Bismarck die gnädigsten und herzlichsten Worte adressirte, wegen des glücklich und glorreich hinausgeführten Friedenswerkes, welches in der That auch alle Erwartungen übertrifft. Zwar ist der eigentliche Friedensschluß noch nicht erfolgt, aber abgesehen davon, daß Bismarck hofft, er werde in 3 Wochen etwa zu Stande kommen, da es sich bloß noch um Formalien und Nebenbedingungen handelt, so ist auch die Hauptsache wirklich geleistet, da die Dänen den Verbündeten die drei Herzogthümer abtreten und wir bis dahin Jütland unter den gegenwärtigen Bedingungen im Besiß behalten; und dies Alles ist in aller Form stipulirt und von den beiderseitigen Regierungen genehmigt und verbrieft! Wir werden nun unsere Truppen reduciren und theilweise ins Vaterland zurückziehen, da gleichzeitig ein bis zum Friedensschluß dauernder Waffenstillstand ausgemacht ist. Das Uebrige wirst Du binnen Kurzem in den Zeitungen lesen, also basta!

Wie dies Alles so glücklich gekommen, das ist Gottes Wille, der den Uebermüthigen in Kopenhagen plötzlich Verzagttheit ins Herz goß, und wenn man die weiteren Nebenumstände kennt, die sich aber zur brieflichen Mittheilung nicht eignen, so muß man Gott doppelt danken . . .

. . . Der König reißt am 14. od. 15ten von hier ab, nach Baden? nach Wien? Ersteres wahrscheinlich, letzteres nur möglich, aber sehr wünschenswerth; ich muß aber, um 21 Bäder zu nehmen, noch einige Tage länger bleiben, weil ich alle Donnerstage ausgefetzt habe und aussetzen mußte, da ich meine Vorträge nicht aussetzen konnte, und geistige Anstrengung sich mit dem Baden nicht verträgt. —

Abends. Wir sind heute hier viel herungestiegen d. h. Moritz, Th. und ich, und Nachmittags war auch Bismarck mit seinem „zerknüllten Hut“ in unserer Begleitung. Beschreibungen nutzen nichts, besonders schriftliche, wenn man nicht sehr ausführlich sein kann, und für mündliche Mittheilung muß auch noch etwas übrig bleiben. — M. u. Th. bleiben bis zum 6ten hier. Siebts Gott, spritzen wir dann mitammen in die „Futsch“, worauf sie über Gosau und Aufsee Brück zc. nach Wien fahren . . . Was meine ferneren Pläne anlangt, so ist das wahrscheinlichste, daß ich am 20. August, vielleicht einige Tage früher oder später, wieder in Berlin sein werde . . .

W. Gastein, 10. August 64 . . . in Pommern könnte ich unter allen Umständen nicht vor dem 20ten sein, obgleich ich nicht mit nach Wien gehe, was mir und Dir sehr lieb sein muß, wegen der damit verbundenen Hitze. Der König reißt am 15., vielleicht erst am 16. von hier ab, will aber erst am 20. in Wien anlangen, weil am 18. des Kaisers Geburtstag ist; er wird 3 Tage



dort bleiben, dann nach Baden peitschen und am 9. oder 10. September in Berlin sein, vielleicht auch später . . .

Der König hat heute 3 Geissen geschossen, das sind die 3 Herzogthümer, und eine 4te krank geschossen, das ist Zittland. Ich bin nicht mit gewesen, weil ich mich schonen und pflegen muß . . .

Den 14. August . . . ich bin im Begriff zum Könige zu gehen, wo es sich um eine sehr wichtige Entscheidung handelt, habe daher nicht mehr die rechte Ruhe zum harmlosen Plaudern. Daß ich nicht mit nach Wien gehe ist mir sehr lieb. Die 3 Tage dortiger Heße werden nicht aufgewogen durch ein Couvert an Kaiserlicher Tafel oder durch ein paar gnädige Worte, und was ich mir aus etwaigen Orden mache, das weißt Du. Die Heße bei schlechtem Wetter könnte ohnehin die günstigen Folgen meiner Kur in Frage stellen. Also tröste dich darüber! mir ist's ganz recht. An Verdienst ist dort nichts zu erwerben und eitler Ehre sollen wir nicht nachjagen.“ —

. . .

Der König war, von Bismarck und dem Generaladjutanten von Manteuffel begleitet, nach Wien abgereist. Von hier aus empfing Roon, kaum nach Berlin zurückgekehrt, den Allerhöchsten Auftrag zu einer Reise in ganz anderer Richtung: vorläufig durch ein Telegramm wurde er angewiesen, sich demnächst in das Lager von Chalons zu dem Kaiser der Franzosen zu begeben.

Diplomatische Rücksichten hatten den König bewogen, dem französischen Kaiser gerade damals einige Artigkeiten zu erweisen. Auf die in dieser Hinsicht an den preussischen Gesandten gemachten Eröffnungen hatte dieser am 19. August aus Paris telegraphisch geantwortet:

. . . ich habe dem Kaiser gegenüber zur Sprache gebracht, daß es Sr. Majestät dem Könige angenehm sein würde, Preussische Offiziere in Chalons und Französische in Berlin zu sehen. Der Kaiser meldete, daß es ihn ebenfalls sehr freuen würde. Von meinem Standpunkte möchte ich empfehlen, bei Auswahl der Personen Bedacht zu nehmen, daß keine politische Mission vermuthet werden könne. Diesfallige falsche Auffassungen im Publikum würde den Kaiser sehr in Verlegenheit setzen.

Nach anderweitigen vertraulichen Erkundigungen wünscht man wegen sehr beschränkter Räumlichkeiten, daß der General keine zu zahlreiche Begleitung habe . . .

Der Kaiser hat in erwarteter Weise Bedauern über Nicht-Begegnung mit Hoffnung auf künftiges Jahr und dem Bemerken geäußert, daß ja keine brennende Frage zur Verständigung vorliege. Ich habe befohlenermaßen geantwortet und mich jeder Andeutung anderweitiger Pläne vorläufig enthalten.

Der Kaiser reist nicht vor dem 25ten, wahrscheinlich am 26ten in das Lager. Ich bitte mich jetzt baldigst zur förmlichen Anmeldung unter Nennung des Generals in den Stand zu setzen.

Golß.“

Infolgedessen war Roon auf Allerhöchsten Befehl zum Chef dieser militärischen Mission bestimmt worden und empfing durch ein königliches Handschreiben, datirt Wien den 21. August, seine Instruktion.

Dieselbe wies vor allem darauf hin, daß Se. Majestät wünschten, „alles zu vermeiden, was der Reise den Charakter einer politischen Mission geben könnte.“ . . . „Ihre bloße Anwesenheit bei den Manövern wird dazu dienen, unsere freundlichen Beziehungen zu documentiren. Ich wünsche daher, daß Sie selbst jede Initiative zu politischen Eröffnungen vermeiden und den militärischen Charakter Ihrer Mission aufrecht erhalten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Ihnen von amtlichen Personen eine solche entgegengebracht werde; aber der Kaiser selbst wird vielleicht im Gespräch mit Ihnen die politische Lage berühren. In diesem Falle wollen Sie sich auf den Standpunkt stellen, daß Ich die freundlichen und nachbarlichen Beziehungen zu Frankreich zu wahren und enger zu machen wünsche, und daß Meine Regierung in diesem Sinne zu wirken bemüht ist. Es wird nicht schaden, wenn Sie in diesem Punkt eigene persönliche Wünsche für größere Annäherung und intimere Beziehungen etwas stärker und lebhafter in den Vordergrund treten lassen, indem Sie dabei festhalten, daß Sie keine politischen Instruktionen haben. Meinen Gefühlen der Achtung und Sympathie für den Kaiser können Sie einen lebhaften Ausdruck geben. Sie werden aber dabei immer im Auge behalten müssen, daß von unserer Seite keine Äußerung fallen darf, welche nicht an den anderen Höfen, und namentlich in Wien, bekannt werden könnte; denn Wir haben keine Sicherheit, daß nicht dahin Mittheilungen darüber gemacht werden würden.

(gez.) Wilhelm. —

Es folgte nun noch mehrfacher Depeschenwechsel mit Bismarck und Manteuffel, durch welchen die zur Begleitung bestimmten Offiziere, der Tag der Abreise zc. festgesetzt wurde. Graf Solz teilte mit, daß der Kaiser erst am 28. August nach Chalons abgehen und 4—5 Tage da bleiben würde. Ferner erbat und erhielt Roon die Erlaubnis, auch den Kriegshafen von Cherbourg zu besuchen, der ihn in seiner Eigenschaft als Marineminister interessierte.

Roon trat am 26. mit seinen Begleitern die Reise an. Er schrieb darüber an seine Gemahlin:

Cöln, 27. August 1864.

Gestern Abend wohl, aber müde angekommen . . . fand ich verschiedene Depeschen vor. Ihr Inhalt besagt, Er wird erst am 29ten ins Lager kommen und uns nicht vor dem 30ten Morgens dort sehen. Wir haben daher hier auf einmal 24 Stunden übrig, die ich natürlich vorzugsweise in Bonn zubringen werde. Ich denke . . . übermorgen in Chalons (Hôtel de la Cloche) um 5 Uhr Nachm. anzulangen und andern Morgens nach dem Lager zu fahren. Er bleibt bis Freitag den 2ten, ich natürlich nicht länger, gehe dann also, wenn ich die Erlaubnis für Cherbourg erlange, nach Paris u. s. w. . . .  
Im Grunde genommen ist diese ganze kleine Reise eine große Thorheit, nachdem

man ihr jeden politischen Beigeschmack zu nehmen so besorgt gewesen ist; aber sie muß nun doch gemacht werden. . . .

Nancy, 29 ten August 64.

. . . Da bin ich noch in Nancy, das ich schon heute Mittag verlassen sollte. Er hat zum zweiten Male seine Abreise verschoben, kommt nun erst morgen ins Lager und will mich erst übermorgen empfangen. Danach werde ich morgen Mittag nach Châlons abreisen, um dort eine Nacht zu schlafen und am andern Morgen ins Lager zu fahren, d. h. vorausgesetzt daß nicht noch eine neue Aenderung eintritt, was ja sehr möglich ist. Auf diese Weise kann ich vielleicht hier noch eine lächerliche Person werden. Hätte mir der König nicht unterfangt, über Paris zu gehen, so würde ich dort mit mehr Anstand u. Vergnügen haben warten können — (Später) So eben überfiel mich der Oberst des hier stehenden Dragoner-Regiments, der hier in Abwesenheit des Herzogs von Magenta, der das Lager befehligt, kommandirt. Er hat mir seine Dienste für morgen aufgenöthigt, ich werde mit ihm die Kasernen und Ställe besuchen und mich sehr strapaziren mit der fremden Zunge . . . aber was hilft's? — Wir sind gestern Abend hier angekommen, nachdem ich den vorgestrigen Tag mit Berthes und theilweise mit C. zugebracht. Mit beiden war ich vorgestern in Rolandseck, und da das Wetter kühl aber heiter, so habe ich sehr genußreiche Stunden verbracht, die ich gern mit Dir getheilt hätte. Während der gestrigen Fahrt hatte ich ein Vergnügen anderer Art. Ich begegnete dem General von Bonin in Bingerbrück, der zur Inspizierung nach Saarlouis u. Trier ging, gegen mich überschwänglich höflich, aber natürlich nichts weiter war. Es fehlte die Nöthigung mir ihm im selben Coupé weiter zu fahren, was mich ganz befriedigte. In Saarbrück verabschiedeten wir uns unter tausend Händedrücker von einander, und nun ging's in's Land der rothen Höschen hinein. Mir kam sehr lebhaft die Erinnerung an meine 1852er Reise mit Hirschfeld. Aber hier bin ich freilich nicht wieder beim Bischof, sondern in einem recht sauberen Hôtel (d'Angleterre) abgestiegen, wo uns auch nichts abgeht. Ich habe den Vormittag wie Nachmittag mit Flaniren und Spazierfahrten in die Umgegend zugebracht, und es hat mich interessirt die Landesart zu beobachten. Nachmittag war ich zuerst in dem eine Meile entfernten großen Karthäuser Kloster, was kaum der Mühe lohnt, wenn man, wie ich, die Chartreuse's bei Pavia u. Grénoble gesehen hat. Sodann war ich in St. Nicolas, dahin gelockt durch eine kolossale gothische Kirche in einem kleinen, fast ärmlichen Fabrikorte, wo man Wollenwaaren macht und Salz siedet. — — —

Camp de Châlons, 31/8. Gestern früh neue Depesche mit der Einladung um 4 Uhr in Châlons zu sein, von wo der Kaiser uns gleich mit ins Lager (1 Meile entfernt) führen wollte. Da dies unmöglich war, so brachte ich meinen Vormittag hin mit Besichtigung der Kaserne und Ställe unter Führung des Obersten de Séligné, der mit uns dejeuner'te. Um  $\frac{1}{2}$  1 Uhr verließen wir Nancy, trafen unterwegs, ich glaube in Toul, mit Freund Patow und seiner Familie zusammen (die auf der Reise nach Biaritz), und um  $\frac{1}{2}$  6 Uhr in Châlons ein. Der Kaiser war vor einer Stunde passirt und hatte uns einen Extrazug zur Disposition ge-

stellt. Setzt rasch in's Paradezug. Um  $\frac{1}{2}$  7 Uhr waren wir in der Lager-Station, von wo uns ein vierspänniger Postzug direkt zum Kaiserlichen Pavillon führte. Man war schon bei Tafel. Bei meinem Eintritt erhob sich der Kaiser und die Gesellschaft. Der Kaiser entschuldigte sich und ich mich. Zu beiden Seiten des Kaisers saßen Prinz Napoleon u. Fr. Humbert, ich zwischen diesem u. Marschall Forey. Verdorben habe ich mir den Magen bei dieser Gelegenheit gewiß nicht. Marschall Forey war lebenswürdig, Prinz Humbert unverständlich; der Kaiser redete mich verschiedentlich an, stellte mir auch seinen Prinzen (in der Uniform eines Grenadier-Corporals) vor, einen hübschen Knaben von gesundem Aussehen, ohne alle Napoleonischen Züge. Nach der Tafel stellte der Kaiser mich seinem Cousin vor und ihn mir und sprach dann lange mit mir deutsch und zwar in sehr eingehender lebenswürdiger Weise über Militair-Einrichtungen, kein Wort Politik; gab mir selbst Fener zur Cigarre u. s. w. Dann großer Zapfenstreich mit chinesischen Lampen, das ganze Lager schien sich flammend gegen den Kaiserlichen Pavillon zu bewegen, ein prächtiges Schauspiel. Der Kaiser rief mich laut an seine Seite auf den Podest, damit ich besser sehen könne. Es dauerte ziemlich lange, und die Abendkühle mahnte zur Vorsicht. Endlich wurden wir entlassen und ich durch General Le Pic in mein Quartier geführt: ein kleiner Salon u. Schlafkabinet, Alles sehr sauber, scheinbar ganz neu, aber anspruchslos. Auch das Bett war sehr gut, aber ich schlief nur wenig; die Eindrücke des Tages waren zu mannigfaltig.

. . . . 1/9. 64. Morgens. Gestern mit dickem Kopfe und engem Halse aufgestanden, hatte ich das Vorstehende zu Papier gebracht, als ich um 10 Uhr zum Dejeuner zum Kaiser mußte, was eigentlich schon Diner war. Nach 11 Uhr zu Pferde zum Manöver, der Kaiser fuhr, wegen eines Rheumatismus im linken Bein, und stieg erst gegen Ende des Manövers zu Pferde. General Castelnau, die rechte Hand des nicht anwesenden Kriegsministers, schien angewiesen mir zu dienen und lösete diese Aufgabe en merveille. Während des Manövers, über welches ich hier nicht sprechen will, redete Napoleon mich verschiedentlich an, hörte es gerne was ich ihm Angenehmes über die Beweglichkeit seiner Artillerie sagte, sprach über die unsrige anerkennend, aber mit einem gewissen Zweifel. Auf dem Heimweg ritt ich mit General Castelnau durch einen großen Theil des Lagers, wo musterhafte Ordnung, Reinlichkeit, selbst Zierlichkeit herrschte (Statuetten u. Denkmale aus Kreide in Lebensgröße, von Unteroffizieren und Soldaten gefertigt etc.) Um 5 Uhr Diner. Marschall Canrobert war angekommen, ich war sein Tischnachbar. Nach der Tafel eine Cigarre und schleichende Promenade vor dem Pavillon. Der Kaiser nahm mich bei Seite und plauderte  $\frac{1}{2}$  Stunde mit mir, meist deutsch, suchte mich sprechen zu machen. Ich erbat die Erlaubnis, nach Cherbourg gehen zu dürfen. Bereitwilligt und gnädigt zugestanden. Meine Qualität als Marine-Minister und mein Streben nach Vorbildern führte das Gespräch auf England und Englische Politik. Ich sprach mit Lebhaftigkeit, wiewohl en ma qualité de particulier. Er approbirte, bestätigte und ergänzte „Große Worte und keine Thaten,“ sprach auch über die Kronprinzessin. — Dann willi-

türkische Gegenstände, Bewaffnung, Ajutement — les mystères de la jambière. Er äußerte sich keineswegs enthusiastisch über französische Einrichtungen, forderte mich auf, die Leute selbst zu hören, trat an die Wache und fragte: *Etes-vous contents de votre habillement surtout des jambières?* — „Pas beaucoup“ war die Antwort, und nun entstand eine Conversation, die mir sehr merkwürdig war wegen der vollständigen Unbefangenheit und Freimüthigkeit der Unteroffiziere und Soldaten, die keineswegs uehrerbietig war, aber sehr fern von allem Zwang.

Wir kehrten um zur Gruppe der Generale und Offiziere, die sich mit dem kleinen Prinzen zu thun machten. Ich beklagte mich, daß er mich ganz überfähe. Er rief ihn heran, stellte mich ihm mit gnädigen Worten vor; ich erbat mir seine Hand, die er mir dann trenherzig nach Kinderart mit einem Schläge reichte. Später mußte er sein kleines Gewehr holen, ein Oberst commandirte und er machte alle Handgriffe mit vielem applomb. Am Morgen war er auf einem kleinen arabischen Falben zu Pferde gewesen, immer vor dem Kaiser, der, glaube ich, mehr nach ihm als nach dem Manöver schaute. — Nach dieser Vorstellung kamen, es dämmerte, Wagen, um ins Theater zu fahren, was mit Kaiserlicher Subvention in Mernillon, dem nächsten Dorfe, aufgeschlagen. Ich wurde vom Kaiser auf seinen Wagen genöthigt, eine große Char-à-banc, auf dem der Kaiser, die Prinzen und Marschälle wie die Föfelhäringe Platz nehmen mußten. Im Dorfe brillante Illumination. Trotz derselben ein Herr in weißer Halsbinde, den guéridon in der Hand, rückwärts schreitend, leuchtete dem Kaiser vor. Zwei kleine Stücke, von denen ich wenig verstand, große Hitze,  $\frac{1}{2}$  10 Uhr Heimkehr. —

Die Nacht besser geschlafen; mein Hals war freier: *„Votre rhume sera cuite par la chaleur et la transpiration.“* —

Heute früh geweckt durch Deinen lieben Brief . . . ich schließe mit tausend Grüßen, es ist  $\frac{1}{2}$  11 und ich muß zum Déjeuner. Was dann der Tag bringen wird, ist unberechenbar, und ich will die Absendung dieser Zeilen deshalb nicht verschieben . . . Gont Abend bin ich vom 100sten Regiment zum Theater geladen; nach dem Frühstück gehe ich mit dem Kaiser ins Lager und werde unter Anderem beim 33. Regiment ein neues Gepäck kennen lernen . . .

Paris, den 4. September.

. . . vorgestern am 2ten bin ich hier angekommen, nachdem ich mich an diesem Tage nach der großen Parade beim Kaiser verabschiedet, der gestern ebenfalls das Lager verlassen hat. Du wirst aus der Zeitung erschen haben, daß der Kaiser mir am 1. September bereits das Großkreuz seines Ordens verliehen und dabei die lebenswürdige Aufmerksamkeit gehabt hat, mir die Decoration durch seinen kleinen Herrn Sohn ins Zimmer zu senden. Meine Wohnung lag ganz in der Nähe des Kaiserlichen Pavillons. Der Kaiser folgte, wie irgend ein gemüthlicher zärtlicher Vater es auch wohl thun würde, seinem Kleinen von ferne, um zu beobachten, ob derselbe seinen Auftrag glücklich anrichten würde, und blickte ihm um die Ecke nach, bis der kleine Prinz in meinen Pavillon eingetreten war. So erzählte mir ein Augenzeuge. — — Selbigen Tages nach der Tafel

forderte der Kaiser mich auf, ihm Vorschläge in Betreff meiner Herrn Begleiter zu machen, denen er dann andern Tages vor der Parade gleichfalls Decorationen verlieh. —

Ich glaube mich nicht zu irren, daß — wenn meine Mission den Zweck hatte, freundschaftliche Relationen zwischen uns und den Franzosen herzustellen, oder zu erhalten — selbige als wohl gelungen zu erachten ist. Es ist für mich ein erhebendes Gefühl wahrzunehmen, wie man hier, trotz alles eigenen Selbstgefühls und aller Ueberhebung, Respekt vor uns gewonnen hat, den wir auch bestens bei Kräften zu erhalten bemüht sein wollen. Darüber künftig mehr!

Meinen gestrigen Tag habe ich vorzugsweise verwendet mich auszuruhen und an Se. Majestät zu berichten. Heute bin ich in die Kirche gegangen und habe eine sehr schöne französische Predigt gehört, von der mir kaum ein Wort entgangen ist. Der Prediger Valette gehört unstreitig zu den ausgezeichnetsten Kanzelrednern, die es überhaupt giebt und gegeben hat. Außerdem ist mir der Tag schnell und angenehm genug vergangen. Morgens empfing ich nach einander Literaten, Diplomaten und Offiziere in mannigfaltigem Wechsel. Nach der Kirche machte ich Besuche. Abends 6 Uhr ging ich zum Diner in ein Kaffeehaus am Boulevard des Italiens und habe dann über eine Stunde vor dessen Thür gesessen und mich ergötzt sowohl am Gespräch mit meinen Begleitern, als am bunten Wechsel in dem vorübergehenden Sonntags-Publikum. Erst um  $\frac{1}{2}$  10 Uhr kam ich nach Hause (Hôtel de Londres, Rue Castiglione) — und eilte zu Dir. — — —

Morgen früh 11 Uhr fahre ich nach Cherbourg, wo ich erst gegen 10 Uhr Abends anlange; ich denke zwei Tage dort zu bleiben, am 8. und 9. wieder hier zu verweilen. . . . ich muß hier noch meine Relationen zum hiesigen Ministerium des Krieges und der Marine anknüpfen, resp. fester schürzen, um damit dem Dienste des Königs zu nützen. . . .

Cherbourg, 6. September.

. . . Heute, so oft und gefährlich ich auch schon krank gelegen, habe ich erfahren was Todesangst heißt, als mich beim Aufstehen einer dieser furchtbaren Beklemmungsanfälle mit einer Macht erfaßte, wie nie zuvor“. . . Roou beschreibt ausführlich die Erscheinungen dieses schweren, mit seinem seit Jahren schon sehr lästig empfundenen Halsleiden zusammenhängenden Anfalls, „denn“ — fügt er hinzu: „zwischen uns muß Wahrheit sein, und es ist zärtlicher und herzlicher Dich mit trüben Nachrichten auf Zukünftiges vorbereiten als Dich mit schwarzen Nachrichten überraschen lassen.“—

— — „Es wäre indessen ein falscher Eindruck,“ fährt er später fort, „wenn man aus diesen Zeilen folgern wollte, daß ich mich noch ernstlich krank fühle. Nein, ich konnte um 12 Uhr schon ein Rebhuhn verzehren,  $\frac{1}{2}$  Stunde später dem Marine-Präfecten Admiral Dupuy's meinen Besuch machen und darauf bis 5 Uhr auf den Werften und in den Magazinen und Werkstätten des Marine-Arsenals umherwandeln, ohne daß ich davon besonders fatigirt worden wäre. . . . Immerhin werde ich meine Kräfte schonen müssen und daher (wie Oberstlt. v. Thile Dir schon mittheilen wird) erst am 11ten Abends in Berlin sein, wenn Gott es gnädig zu-

läßt . . Die Vergänglichkeit unseres Daseins ist mir heute wieder einmal sehr lebhaft zum Bewußtsein gekommen . . . . .

Wenn wir immer bedächten, daß jeder Augenblick uns vor die Schranken der Ewigkeit führen kann, so würden wir auch rechtzeitig unser Haus bestellen . . . .

Paris, 9ten Abends . . . Deinen gestrigen Geburtstag habe ich auf dem Lande zugebracht bei Graf Clermont-Tonnère, der mich so herzlich eingeladen hatte, daß ich nicht widerstehen konnte. Darüber mündlich mehr! Es war das Hübscheste und Interessanteste, was mir in Frankreich begegnet ist. Abends 11 Uhr traf ich hier wieder ein . . . — Die Rückkehr nach Berlin erfolgte dann am 11. oder 12. September. — —

Die nächsten Monate gehörten den durch den Kriegs-Zustand und die folgende Demobilmachung vermehrten Arbeiten seines Ressorts. Sie erlaubten Roon nicht, Berlin noch einmal auf längere Zeit zu verlassen, obwohl seine Gesundheit einer Erholung noch recht bedürftig war. Die Rücksichten auf letztere mußten um so mehr zurücktreten, als durch die mehrwöchentliche Abwesenheit Herrn von Bismarck's ihm auch dessen Vertretung zufiel, und zwar in einer Zeit, in welcher auf mehreren Gebieten nicht unwichtige Verhandlungen schwebten. Am 18. September ersuchte Bismarck ihn (von Reinfeld in Pommeru aus) bei dem Könige eine Verlängerung seines Urlaub's zu erwirken, wiewohl der Kaiser von Rußland in denselben Tagen erwartet wurde. Bismarck's Gemahlin war damals sehr leidend. Nachdem er deren Zustand eingehend geschildert, fügt er hinzu: „Bitten Sie Gott mit mir, daß es hier bald besser wird. Ist es nöthig, daß ich komme, gleich komme, so lassen Sie es mich ohne Weichlichkeit wissen. Geht es aber ohne, so wäre es mir eine große Wohlthat. —

Für die Zollverhandlungen mit Oestreich ist es ganz günstig, wenn man im Ministerium sich eine Zeit lang auf meine Abwesenheit berufen kann.“

Am 22. September gab Bismarck zunächst seine Ansicht ab über die Behandlung der damals ein gewisses Aufsehen erregenden Schmiefing-Kressenbrock'schen Angelegenheit, mit der sich, wie man sich erinnern wird, auch die Presse damals beschäftigte und zu der in Folge Immediat-Vorstellung sogar das Staatsministerium Stellung nehmen mußte. „Mir scheint es richtiger, schreibt Bismarck, daß die Antwort rein ressortmäßig vom Kriegsminister, nicht vom Staatsministerium gegeben wird.“ — „Mit meiner Frau geht es unter Gottes Beistand täglich etwas besser, aber langsam . . . ich würde jetzt abreisen, wenn ich nicht selbst unwohl wäre. Mein alter nervös-rheumatischer Schmerz sitzt mir unter dem linken Schulterblatt quer durch den Leib und ich wage nicht ihn hart zu behandeln, weil ich vor fünf Jahren so schlimme Erfolge damit gehabt habe . . . Mich zieht es sonst nach Berlin; es sitzt dort nahe an unserem politischen Herzen ein geheimrätthlicher Rheumatismus im Handels- und Finanz-Ministerium, für den uns bisher das richtige Senfpflaster fehlt. Die Herren sind sich darüber ganz klar, daß sie der jetzigen Regierung Verlegenheiten bereiten, wenn sie unsere Beziehungen zu Oestreich und Baiern durch unnöthige Schroffheiten erschweren, von denen wir nicht den mindesten realen Vortheil haben, höchstens den augenblicklichen Kitzel triumphirender

Zeitungs-Artikel, die praktisch keinen Pfifferling werth sind, und die wir auf dem Felde der wirklichen Politik theuer zu bezahlen haben werden. Ich kann von hier aus gegen diesen politischen Fehler nicht mit Erfolg ankämpfen, weil ich die Gefühlsseite des Königs gegen mich habe, die durch eine gewisse systematische persönliche Einwirkung sowie durch dienstbare Geister auf diesem Punkte so wundgerieben ist, daß jeder auf Bestellung geschriebene Zeitungsartikel hinreicht unsern Herrn schmerzlich zu berühren und Ihn den Eindruck einer Niederlage zu machen. Ich würde, wenn ich in Berlin gewesen wäre, mich für Bewilligung des 14 tägigen Aufschubs, den Oestreich wünschte, eingesetzt haben; von hier aus kann ich das nicht, wenn der König nicht von Hause aus mit mir einverstanden ist.

Ich muß der Post wegen schließen, nach deren unzweckmäßiger Combination der Brief um 12 hier aufgegeben sein muß, um 30 Stunden später nach Berlin zu gelangen, während 14 Meilen Chaussee und 70 Meilen Eisenbahn doch stets in weniger als 20 Stunden gefahren werden. Schneller wird es dem Hinterpommern nicht gegönnt . .

Herzliche Grüße an Ihre Damen und Moriz.

Der Ihrige

Meine Frau empfiehlt sich.

v. Bismarck.

Biarritz, den 7. Oktober 1864

Lieber Roon

allen Ihren Zweifeln zum Trost sitze ich hier im Angesicht des Meeres und höre sein Brausen durch das offene Fenster in der wärmsten Sommernacht, die ich in diesem Jahre erlebt habe; mein erstes Bedürfniß bei der Ankunft waren Sommerkleider, von denen mir nicht träumte, als ich vorgestern früh fröstelnd durch das bereifte Baden fuhr. Ich habe mein erstes Bad genommen und befinde mich so wohl daß ich auf dieser Welt kein Verlangen weiter habe als Nachricht, und zwar gute, von meiner Frau; die letzten am Dienstag in Baden erhaltenen waren vollständig erwünschte, aber bei 300 Meilen Entfernung werde ich doch die Sorge nicht los daß es inzwischen anders sein könnte . . . "

Es folgen nun ausführliche Mitteilungen über Persönlichkeit, Zuverlässigkeit &c. eines gewissen Armand, der dem preußischen Marine-Ministerium Schiffe geliefert hatte und mit letzterem in Streit geraten war. Bismarck rät zu gütlichem Vergleiche. " . . Ich sitze um die ungewöhnliche Stunde von halb 8 hier am offenen Fenster, und das Meer sieht im Sonnenlicht so blendend wie im Juli aus. Gestern Abend saßen wir um 10 Uhr noch an der See, und nach dem Bade wird auf einer Klippe im Freien gefrühstückt. Ich glaube nicht, daß ich hier jemals wieder fortgehe, wenn ich meine Frau nur erst hier hätte. — Herzliche Grüße an die Ihrigen und die Herren Collegen. Ihr

v. B.

Biarritz, 16. Oktober 64.

Lieber Roon

ich benutze einen Courier um einige Zeilen ohne postalische Einnischung zu schicken. Sie kennen wahrscheinlich die Frage die zwischen uns und Wien schwebt,



sonst wird Thile (damals Unterstaats-Sekretär im auswärtigen Ministerium d. S.) sie Ihnen vortragen. Es handelt sich um die an sich gleichgültige Frage, ob in sechs oder wieviel Jahren mit Oestreich verhandelt werden soll oder nicht, über Zollvereinigung nämlich, die an sich unmöglich ist, da Frankreich auf jede Begünstigung die wir Oestreich gewähren, ein Recht hat. Nun erklärt Rechberg, und wahrscheinlich sagt er die Wahrheit, daß sein Verbleiben im Amte von der Bewilligung dieser für uns unschädlichen Zusage abhängt. Delbrück und Pommeresche, und mit ihnen Ikenpliß und Bodenschwingh, sagen nun, es sei gleichgültig, ob Rechberg und die österreichisch-preussische Allianz mit ihm, fallen oder nicht, und wollen Wien abschläglich bescheiden. Geschieht das, so sieht man dort soviel wenigstens klar, daß bei uns auf die Allianz so gut wie kein Werth mehr gelegt wird, und man nimmt seine Maßregeln danach. Zunächst in der dänischen Sache, wo man sich, mit Schmerling an der Spitze, auf die Beust-Wfordensche Seite wirft. Aber in allen anderen Richtungen ist der Bruch mit Oestreich ein unzeitiger, und ich sage mich von aller Verantwortung für die Rückwirkung dieses Fehlers auf unsere auswärtige Politik los.

Es ist klar, daß Delbrück, bei aller technischen Nützlichkeit, doch nebst andern Geheim-Räthen einer politischen Farbe angehört, die es gern sieht, wenn das jetzige Ministerium Schwierigkeiten findet, und, wo keine sind, sucht man welche zu schaffen.

Wollen Bodenschwingh und Ikenpliß Delbrück's Politik gegen mich durchführen, so mögen sie auch Delbrück zu ihrem Collegen für das Auswärtige machen, und mir nicht zumuthen daß ich den Fehler ansbade, der damit gemacht wird, wenn man Oestreich jetzt, vor dem Friedensschlusse, so behandelt, daß Rechberg und der Kaiser überzeugt seieu müssen, wir hätten uns schon anderweit engagirt und der Bruch sei nur noch eine Zeitfrage. —

Sonst geht es mir gut, die Bäder thun mir wohl, obschon seit 4 Tagen kalter Ostwind weht; das Wasser hat doch noch 14 Grad. Ueber acht Tage hoffe ich den Heimweg anzutreten, 1 bis 2 Tage in Paris zu bleiben.

Herzliche Grüße.

Ihr

v. B. —

. . .

In derselben Angelegenheit schrieb Herr von Thile an Roon:

Berlin, 20. Oktober 1864.

„Ew. Excellenz

den anliegenden, mir soeben durch Feldjäger über Paris zugegangenen Brief des Herrn v. Bismarck ganz ergebenst übersendend, bemerke ich, daß mit der gleichen Gelegenheit auch der angekündigte Bericht des Ministers in der Zollsache eingelaufen ist. Ich habe denselben sofort an Se. Maj. gesandt. Der Inhalt ist mir, da qu. Schreiben verschlossen war, noch nicht bekannt, doch kann ich aus einem mir gleichzeitig zugegangenen Privatschreiben Herrn von Bismarck's schließen, daß sein Standpunkt zur Sache unverändert ist, d. h. daß er den Bruch des

Preussisch-Oesterreichischen Bündnisses für jetzt und vor Regelung der Dänischen Sache als einen großen politischen Fehler erachtet.

Seiner Majestät habe ich gestern einen ersten vorläufigen Vortrag über diese ernste Angelegenheit gehalten und dabei namentlich ein Privatschreiben von Baron Werther an mich vorgelegt, wonach der Sturm der antipreußischen Parthei gegen Graf Rechberg immer heftiger wird. Graf R. ist der Ansicht, daß unsere Bewilligung des leidigen Artikel 25 baldigst kommen müsse, wenn sie den drohenden Umschwung der österreichischen Politik noch abwenden soll. Dies ist schlimm, denn wenn hier jene (meines Erachtens ganz unverfängliche) Conzession überhaupt durchgeführt werden soll, so wird das kann ohne Herrn v. Bismarck's persönliche Dazwischenkunft möglich sein, also nicht vor 8—10 Tagen. Es handelt sich also darum, diese Frist zu gewinnen. Ich habe mir daher von Sr. Majestät die Ermächtigung erbeten und sie auch erhalten, vorläufig dem Grafen Rechberg durch Chotel und Werther begreiflich zu machen, daß für eine den Oesterreichischen Wünschen entsprechende Entschließung Sr. Majestät ziemlich viel Aussicht vorhanden sei, wenn man uns in Wien jene billige Frist gewähre, wenn nicht, so sei eine Ablehnung des Art. 25 mit Bestimmtheit zu erwarten.

Der zähe Widerstand der Herren Fachminister, wenigstens des Herrn v. Bodelschwingh und ihrer Rätthe dauert fort. Der Erzherzog Leopold hat dem Könige auch über die Sache im eindringlichen Tone gesprochen und anscheinend einigen Eindruck gemacht.

Die Friedensartikel sind uns nun sämmtlich völlig redigirt zugegangen, und da Sr. Majestät die Unterzeichnung ebenso beschleunigt wünscht wie Graf Rechberg, so zweifle ich nicht, daß wir über einige Detailbedenken rasch hinwegkommen und die Unterzeichnung in den allernächsten Tagen geschehen lassen können.

Mit aufrichtiger Verehrung x.

v. Thile.“ —

Wie man sieht, waren schon damals die Keime reichlich vorhanden, welche im folgenden Jahre die Zwietracht zwischen Preußen und Oesterreich üppig wuchern ließen und den völligen Bruch vorbereiteten. Dennoch gelang es, trotz der vorhandenen Spannung, das gemeinsame Friedenswerk noch glücklich zu stande zu bringen. Wie bekannt, wurde am 30. Oktober der „Wiener Friede“ unterzeichnet; und am 16. November, an welchem Tage der Austausch der Ratifikation erfolgte, richtete König Wilhelm nachstehendes eigenhändiges (bisher noch nicht bekannt gewordenes) Schreiben an seinen Kriegsminister von Roon:

„Der glorreiche Krieg gegen Dänemark ist durch einen ehrenvollen Frieden beendet. Der zum Kampf berufene Theil meiner Armee, hat durch ausgezeichnete und überraschende Thaten, neuen unvergänglichen Ruhm sich erworben, und dargethan, daß das Heer in allen seinen Theilen und zu jedem Augenblicke, Kriegsbereit ist. Andere Theile der Armée haben während fast 1½ Jahren mühevollen und anstrengendem Dienste obgelegen und durch die Vollbringung der ihnen gestellten Aufgabe, Ehren und Anerkennung sich erworben, während die

Friedensthätigkeit der, ihre Garnisonen nicht verlassen habenden Truppen, unablässig auf deren Kriegstüchtigkeit gerichtet war.

Wenn somit die gesammte Armée, meinen Erwartungen in allen Stücken vollkommen entsprochen hat, so gebührt Ihnen, dem ich die Pflege dieses Kleinod's Preußens übertragen habe, meine vollste Anerkennung für die Art und Weise, mit welcher Sie Ihrem Amte vorstehen, und wodurch das Heer vollständig vorbereitet und ausgerüstet zu den ihm gestellten Aufgaben auszog. Zudem ich Ihnen meinen tiefgefühlten Dank für Ihre unablässige Thätigkeit ausspreche, der Ihnen auch für die Thätigkeit gebührt, die Sie der Marine widmen, die, so jung und gering sie auch erst ist, dennoch in Hingebung, Thatkraft und Tapferkeit mit der Land-Armee gewetteifert hat, — verleihe Ich Ihnen, als öffentlichen Beweis meines Dankes und meiner Anerkennung, das Großkreuz meines Rothen Adler-Ordens, das hierbei erfolgt.

Ihr treu ergebener

Wilhelm. —

Auch von anderen Seiten empfing Koon vielfache Anerkennungen, so vom Kaiser Franz Josef von Osterreich, der ihn schon mehrfach ausgezeichnet hatte. Besonders wertvoll aber war das Handschreiben, welches dieser Monarch (am 19. Dezember 1864) an Koon richtete. Dessen (früher schon in die Öffentlichkeit gelangter) Wortlaut soll hier nicht wiederholt und nur erwähnt werden, daß „Anerkennung und Dankbarkeit“ in demselben gleichfalls in sehr warmen Worten zum Ausdruck gebracht wurden. —

R. v. D.

(Fortsetzung folgt.)



## Bilder aus Japan.

Von

Ottmar von Mohl.

Seit meiner Rückkehr aus Japan ist die Aufforderung wiederholt an mich gelangt, über meine persönlichen Erlebnisse in jenem Lande etwas zu veröffentlichen. Es weilen jedoch heutzutage der Europäer so viele in Japan, und es wird über jenes ferne Inselreich in allen Sprachen so viel geschrieben, daß es schwer fällt, noch etwas Neues darüber zu sagen. Sind doch schon seit Jahrzehnten unsere Hansestädte im fernem Osten auf das beste vertreten und haben in allen Hafenplätzen Chinas und Japans einflußreiche Firmen begründet, welche unter dem Schutze unserer auswärtigen Vertreter die deutschen Handelsverbindungen ausgebreitet und den deutschen Namen zu Ansehen gebracht haben. Seitdem noch die vom Reiche subventionierte Linie des Norddeutschen Lloyd's

Reisende und Waren rasch, sicher und bequem nach Ostasien befördert, haben diese Beziehungen sich stetig vermehrt.

Aber auch in Kreisen, welche sich weniger mit transatlantischen Angelegenheiten beschäftigen als unsere norddeutschen Seestädte, unter unseren im Binnenlande lebenden Gelehrten, Soldaten und Beamten ist seit mehr als einem Jahrzehnt ein auf persönlicher Kenntnis Japans beruhendes Interesse für das Land des „Mikado“ verbreitet, welches in ausgezeichneten Erzeugnissen unserer Litteratur niedergelegt worden ist.

Sind doch bis in die neueste Zeit hinein Männer der verschiedensten Berufsklassen, sei es auf den Wunsch der japanischen Regierung, sei es auf andere Veranlassung, dorthin gezogen, um Jahre hindurch als Professoren an der Universität, als Beamte in den Ministerien, als Architekten und Ingenieure bei den öffentlichen Bauten, als Offiziere im Kriegsministerium und Generalstab, als Ärzte und als Geistliche und Missionare zu wirken. Mehr oder minder in der heutigen Hauptstadt Tokio, dem früheren Jeddo, sowie im Innern des Landes beschäftigt, in täglicher Fühlung mit den einheimischen Behörden und in häufiger gesellschaftlicher Berührung mit der japanischen Einwohnerschaft in ihren verschiedenen sozialen Abstufungen, sind die deutschen Mediziner, Juristen, Theologen, Architekten, Beamten und Offiziere besser in der Lage, die Stimmung und den Charakter der Bevölkerung, die kirchlichen Zustände und die Staatsverwaltung, die Kunst und das Kunstgewerbe, endlich die Armee und den Hof kennen zu lernen, als unsere oft sehr viel länger im Lande befindlichen, in den großen Hafentplätzen des Landes angesiedelten und auf dieselben beschränkten Kaufleute.

Und es ist ein farbeprächtiges, landschaftlich erhabenes, friedliches Bild, das sich in der Erinnerung jener abspiegelt, die das Glück gehabt haben, einige Zeit in dem fernen Wunderlande zubringen zu können. Für den Politiker, für den Verwaltungsmann, für den Beamten und Soldaten sind gewiß Schatten in diesem Bilde vorhanden, und mancher mag an Stunden zurückdenken, in welchen das bittere Gefühl, als „gemieteter Fremdling“ einem andersgearteten Staate dienen zu müssen, alle Annehmlichkeiten des sorgenfreien Aufenthaltes aufwiegt. Dennoch sind diese weniger erfreulichen Eindrücke nicht zahlreich und stark genug, um den Reiz des Lebens unter einem liebenswürdigen, rücksichtsvollen und höflichen Volke, in einem herrlichen, milden Klima und in den schönsten Gegenden, sei es Gebirgs-, sei es Seelandschaft, die sich die Phantasia ansämalen kann, aufzuwiegen. Der Kunstfremd zumal findet in Japan ein unerforschliches Gebiet. Der Reiz des Sammelns, die Möglichkeit des Erwerbes von entzückenden Erzeugnissen des Kunstgewerbes teils älterer, teils neuerer Zeit wird diesem über manche Augenblicke des Heimwehs und der Sehnsucht nach Europa hinweghelfen.

Man wolle nun nicht glauben, daß es mir einfallen werde, eine Beschreibung von Japan nach diesen verschiedenen Richtungen hin zu geben; solche sind von weit Berufeneren in allen Sprachen schon publiziert worden. Das Gebiet des japanischen Hoflebens, in welches als Berater des japanischen Hausministers ich eingeführt wurde, gab mir und meiner Frau, welche ihrerseits in selbständiger

Weise dem eugeren Hof Ihrer Majestät der Kaiserin von Japan beigegeben war, Gelegenheit, manches für Europäer Neue und Interessante persönlich kennen zu lernen.

Insbondere waren es die Hoffestlichkeiten, welche in einer den europäischen Sitten entsprechenden Weise modifiziert werden sollten, bei denen meine bescheidene Thätigkeit in Anspruch genommen wurde. Es läßt sich darüber streiten, ob es gerade unseren modernen Ansichten von historischer Entwicklung, von stilgerechter Einrichtung, von Vorliebe für ältere Kunststrichtungen, ältere Trachten, wie sie sich seit einem Jahrzehnt in Deutschland so allgemein in weiten Kreisen verbreitet haben, entspricht, einen tausendjährigen Hof mit streng traditionellem Zeremoniell, mit alten, farbenreichen, schönen Trachten, mit alten, historischen Schlössern, zu modernisieren und zu europäisieren. Leicht wird der Vorwurf erhoben werden, warum das Malerische, Ererbte zerstören, um europäische Banalität an ihre Stelle zu setzen? Und es ist dem Schreiber dieser Zeilen in der That so ergangen, daß er glaubte, im Sinne unserer eigenen Pietät für das Angestaunte Protest erheben zu sollen gegen manche Neuerungen, durch welche die alte Hoffitte zerstört oder doch modifiziert werden sollte. Wenn auch im gegenwärtigen Momente wieder eine gewisse altjapanische Reaktion gegen das hastige Europäisieren eingetreten und daher am Hofe zu Tokio selbst die modernisierende Richtung etwas in den Hintergrund getreten ist, so läßt sich doch nicht leugnen, daß man schon zu weit gegangen ist, um das Alte vollkommen erhalten zu können.

Die politische Umwälzung, welche in Japan im Jahre 1868 eingetreten war, ist eine so gründliche geworden, daß der Hof sich den Anforderungen der europäischen Richtung nicht glaubte entziehen zu können, wenn er mit den Anschauungen der herrschenden und gebildeten Klasse im Einklang bleiben wollte. Somit handelte es sich für uns wesentlich nur darum, dem bereits unabänderlich Beschlossenen eine richtige und den besten europäischen Traditionen entsprechende Form zu geben unter Schonung der noch lebensfähigen, berechtigten Eigentümlichkeiten. Diese Aufgabe war bei mancherlei widerstrebenden und eiferfüchtigen fremden Einflüssen nicht leicht. Die viel berufene Kostümfrage der weiblichen Mitglieder des Hofes von Tokio war bereits vor unserem Eintreffen im Frühjahr 1887 im Sinne der europäischen Toiletten entschieden worden, und es fruchtete daher wenig, auf das Beispiel der Höfe von St. Petersburg, Pest, Bukarest, Belgrad u. a. hinzuweisen, an welchen zu gewissen nationalen und religiösen Festtagen das Nationalkostüm stets getragen wird; vergeblich auch der Hinweis darauf, daß die am Berliner Hofe mit so großer Liebenswürdigkeit aufgenommene Frau Prinzessin Komatsju auf Wunsch Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Augusta bei der Kour im Berliner Schlosse im japanischen Hoffleide erschienen war. Die Frage hat in Japan einen politischen, fast möchte man sagen konstitutionellen Charakter angenommen, und eine Einwirkung im konservativen und traditionellen Sinne, vom europäischen Berater versucht, wurde vom damaligen Hausminister ziemlich schroff abgelehnt.

Somit war eine Thätigkeit nur in der Weise möglich, das bereits Eingeführte in einer den Gewohnheiten europäischer Gesellschaftskreise entsprechenden

Weise tragen und aus Unkenntnis und Mangel an guten Schneidern leicht mögliche Mißgriffe vermeiden zu lassen. Damit soll indeffen nicht gefagt werden, daß am Hofe zu Tokio die alte historische, streng nach Rang und Würden abgestufte Tracht sowie die alten Umgangsformen nunmehr ganz verschwunden wären; nur bei Festlichkeiten vielmehr, in welchen der Hof in Gegenwart von Europäern repräsentiert, wird von seiten Ihrer Majestät der Kaiserin die abendländische Tracht getragen und den am Hofe erscheinenden Damen freigestellt, dieses Allerhöchste Beispiel zu befolgen; in den Gewohnheiten des täglichen Lebens hat sich die alte Sitte noch erhalten, und wenn keine fremden, indiscreten Augen zugegen sind, wird stets der ererbten Tracht und den gewohnten Gebräuchen und Formen ihr Recht gelassen. Für Se. Majestät den Kaiser, als obersten Kriegsherrn einer europäisch organisierten und uniformierten Armee, war natürlich das Tragen von Militäruniform bei allen öffentlichen Gelegenheiten ein seit Jahren eingebürgerter Gebrauch. Die Gelegenheit, den Tenno (das ist der amtliche Titel des Kaisers von Japan, nicht Mikado, was im Japanischen beinahe nie gebraucht wird) in seiner Väter Tracht zu sehen, ist hentzutage nur sehr wenigen vergönnt gewesen. Es wird weiterhin die Gelegenheit Erwähnung finden, bei welcher der Verfasser als einziger Europäer Zutritt hatte.

Die Stiftung europäischer Orden und Medaillen, vom Hausorden des Chrysanthemums an bis zum japanischen Allgemeinen Ehrenzeichen, hängt mit der Umwandlung der Lebensgewohnheiten und der Annahme unserer Zivil- und Militäruniform zusammen. Die japanischen Orden sind dem preussischen System mit einigen französischen Modifikationen nachgebildet und bestehen außer dem genannten Hausorden aus dem Orden der aufgehenden Sonne (Roter Adlerorden inklusive Großkreuz), des heiligen Kleinods des Spiegels (Kronenorden), und zahlreichen anderen Abteilungen und Medaillen. Auch ein Damenorden in fünf Klassen ist unlängst gestiftet worden und wird nach eingeholtem Konsens des Kaisers von der Kaiserin verliehen. Außer der Kaiserin von Rußland und der Königin Regentin von Spanien, welche den russischen und spanischen Damenorden nach Tokio gelangen ließen, besitzt jedoch keine andere Europäerin bis jetzt diesen neuen Orden.

Die Frage des Anzuges und der Umgangsformen hängt wiederum eng mit derjenigen der Bauart und Einrichtung der Häuser zusammen. Im altjapanischen Holzhaufe mit Schiebewänden von Papier und mit Strohmatte ist es sehr schwierig, europäisch sich zu kleiden, da das unheizbare Haus im Winter zu kalt ist und außerdem keinerlei Sitzmöbel vorhanden sind, sondern jedermann auf dem Boden Platz nimmt; es ist daher eine grobe Unhöflichkeit, mit Stiefeln oder Schuhen ein richtiges japanisches Haus zu betreten, auf dessen feinen, weißen Maten man sitzt, speist und schläft. Wie wir beim Eintritt in ein europäisches Haus den Hut abzunehmen pflegen, so heißt es beim Betreten des japanischen flink seine Stiefel oder Schuhe ausziehen, welche man vor der Thüre, wie einen Regenschirm u. s. f., stehen läßt. Umgekehrt ist es unthunlich, im japanischen Kostüm, welches zur Unbeweglichkeit geschaffen ist, schnell zu gehen oder zu tanzen und zu

reiten, da dasselbe, vorn nicht geschlossen, heftige und rasche Bewegungen nicht zuläßt. Der Japaner beiderlei Geschlechts ist daher, sobald er in abendländische Räume eintritt, genötigt, sich dementsprechend zu kleiden, während umgekehrt moderne Tracht im japanischen Hause plump und wenig angebracht erscheint.

Die meisten Wohnungen in Tokio sind daher in europäische Repräsentations- und in japanische Wohnräume geteilt. Für Besuche, Empfangstage, Gesellschaften sind die ersteren geöffnet, und vom besuchten Diener an erscheint alles bei solchen Gelegenheiten in europäischer Toilette. Für das gemüthliche Privatleben der Japaner werden die japanischen Räume mit alter Einrichtung und mit alter Tracht vorgezogen. Sobald der Eingeborene des Landes nachhause kommt, fällt der europäische Anzug, gleichwie der Europäer seine Uniform und Amtstracht oder seinen Frack zuhause abzulegen gewohnt ist.

Bei Hofe verhält es sich ähnlich. Doch giebt das neue kaiserliche Palais von Tokio, welches erst anfangs 1889 bezogen worden ist, den Beweis, daß japanische Architektur mit europäischer Einrichtung sich wohl vertragen kann.

Es ist nicht leicht, etwas Schöneres zu sehen als die in altem Stil, aber mit modernen Zuthaten von Glaswänden, elektrischem Lichte, Zentralheizung und europäischem Mobiliar ausgestatteten Pracht- und Repräsentationsräume dieses Palais. Es war für die mit Herstellung des Mobiliars betraute Hamburger Firma keine leichte Aufgabe, einen zum Gebäude passenden Stil der Möbel ohne persönliche Anschauung des Schlosses zu finden, und in ganzen kann man diese Aufgabe als befriedigend gelöst betrachten.

Die japanische Arbeit an den Saalthüren, an den Plafonds, den Metallteilen des Baues und den ausgesuchten Holzarten ist allerdings der unsrigen sehr überlegen und jeden Kunstgewerbemuseums würdig, wie denn auch der Bau bis zu seiner Vollendung fast fünfzehn Jahre in Anspruch genommen hat. Der Anblick der von elektrischem Lichte beleuchteten Räume, in welchen das glänzende Metall der Wände und Decken, der rote, braune und schwarze Lack, die prächtigen Damasttapeten die Lichtreflexe hundertfach widerspiegeln, ist an den leider seltenen großen Hoffesten, wie z. B. dem zur Erinnerung an die Feier der Verfassungsproklamation am 11. Februar stattfindenden, ein feenhafter, und die gestickten Uniformen der Männer, die europäischen Toiletten der Frauen geben einen vortrefflichen Rahmen ab für die altjapanischen Gestalten des erblichen Hofordchesters sowie der mittelalterlich japanisch kostümirten Tänzer des kaiserlichen Konservatoriums von Tokio, welche auf einem Podium in Gegenwart des Kaisers, der Kaiserin, der kaiserlichen Familie, des Hofes, des diplomatischen Korps und zahlreicher Geladenen tausendjährige mythologische und religiös-historische Tänze in rhythmisch-feierlichen Bewegungen aufführen. Es ist diese Feier, bei deren Einführung im Jahre 1889 der Verfasser dieser Zeilen mitzuwirken berufen war, ohne Frage das glänzendste und effektvollste Fest des heutigen japanischen Hofes.

Im Innern des Palais finden ferner am Neujahrstage sowie am Geburtstage (3. November) große Empfangszeremonien statt, welche von alters her auch in Japan die Form unserer Defilirkour gehabt haben, jedoch mit dem wesentlichen Unterschiede,

daß Abendfeste durch die Sitte verpönt waren und der Beginn der Kour am Hofe zu Kioso, der alten Kaiserstadt, mit Anschluß der Damen, bereits bei Sonnenaufgang Platz griff und bei dem würdevollen, langsamen Gange der Zeremonie an acht Tage dauerte. Der Wechsel in den Gewohnheiten des Lebens seit Verlegung der Residenz nach Jeddo, dem heutigen Tokio, hatte eine Verlegung der Stunde des Beginnes auf acht Uhr morgens bereits herbeigeführt, allein noch immer nahm das Defilieren der hoffähigen Würdenträger drei Tage in Anspruch. Eine derartige Anstrengung und ein solcher Zeitverlust war mit den mannigfachen Pflichten des die Regierung selbst übernehmenden Staatsoberhauptes nicht mehr vereinbar. Es mußte daher auf Abkürzung der Kour und im Interesse des diplomatischen Korps auf eine spätere Ansetzung des Beginnes Bedacht genommen werden, obwohl an Benutzung der Abendstunden, als nach japanischer Auffassung ganz unmöglich, nicht zu denken war. In der That beginnt jetzt die Gratulation des engeren Hofes um neun, des Staatsministeriums und der höchsten Rangklassen um zehn Uhr vormittags, während das diplomatische Korps, die fremden Angestellten, sowie der Adel von zwei Uhr nachmittags ab empfangen werden; die Damen selbstredend in *manteau de cour* und defolletiert, die Herren in großer Gala. Mit Sonnenuntergang hat die Defilierkour ihr Ende erreicht, während am zweiten Tage der Empfang der Offizierkorps und der Zivilbeamten ohne Erzellenzeurang, kategorienweise aufgestellt, in derselben Weise abgehalten wird, wie solches unter dem hochseligen Kaiser Wilhelm I. bei der Ende Januar im Berliner Schlosse stattfindenden sogenannten großen Kour der Königin in der Bildergallerie der Fall zu sein pflegte.

Ganz eigenartig ist jedoch das japanische Frühstück, zu welchem einige Tage nach Neujahr sowie nach Kaisers Geburtstag in Erwidern der Höflichkeit des Erscheinens bei der betreffenden Gratulationskour die Prinzen, höchsten Rangklassen bis inklusive zu den Räten erster Klasse und Generalmajors, aber ohne Damen, geladen werden. Dieses Frühstück findet im Bankettsaal des Palais statt, durch dessen Glaswände man in den vielfach aus immergrünen Bäumen bestehenden Park blickt, in welchem — dem milden Klima entsprechend — mehrere Musikkorps aufgestellt sind, um ihre durch die Glaswände diskret gedämpften Weisen ertönen zu lassen. Gar manchmal hat der Schreiber dieser Zeilen hier Lohengrin und Tannhäuser, Chopin und Liszt, Mendelssohn, Beethoven und Verdi gehört, und es ist nicht zu verkennen, daß die Wirkung dieser fernen Musikchöre, welche die Konversation nicht übertönt und unmöglich macht, wie bei unseren Festbanketten nur zu oft der Fall, reizend ist. Eine ähnliche Einrichtung könnte mit Vorteil auch bei manchem europäischen Festmahle getroffen werden.

Außer diesen Orchestern, zumeist Regimentskapellen, ist jedoch gleichfalls von den Glaswänden des Speisesaales, allen sichtbar, ein Podium im Parke errichtet, auf welchem in den Pausen zwischen den modernen Ouvertüren und Märchen unter den eigentümlich schrillen Klängen des altjapanischen Hoforchesters Tänze von den Tänzern des Konservatoriums in farbenreichen Gewändern aufgeführt werden, welche unter dem Namen *No-Tänze* bekannt sind und zum Kultus der



Japaner gehören. Während dieser Teil des Programms den Japanern uninteressant zu sein pflegt, sind es für die Europäer gerade diese Tänze, welche zum charakteristischen Gepräge des Festes gehören. Es war eine Zeit lang davon die Rede, die japanischen Menüs und die japanische Tafelmusik abzuschaffen, doch ist es bis jetzt gelungen, dieses überkommene Festmahl für die genannten Tage in seiner alten Form zu erhalten. Nachdem, um den Verlauf weiter zu schildern, die Geladenen von den dienstthuenden Zeremonienmeistern an ihre Plätze geführt worden sind, naht unter den Klängen der von einem Franzosen neu komponierten, ziemlich melancholisch lautenden Nationalhymne der Kaiser, unter Vorantritt des großen Dienstes, gefolgt von den dienstthuenden Offizieren der Leibgarde. Staatsministerium und Missionschefs, welche zuvor in besonderem Raume empfangen worden sind, folgen dem Cortège des Tenno in den Speisesaal. Der Monarch nimmt an einem kleinen, auf einem haut pas stehenden zierlichen, roten Lactische auf einem gleichfalls roten Lactstessel in derselben Form, wie er schon vor mehr als tausend Jahren als Zeichen der souveränen Stellung aus China adoptiert worden war, Platz. Der Kaiser trägt Feldmarschallsuniform mit Kette und Stern des hohen Ordens vom Chrysanthemum. Die großen Hofchargen reichen dem Tenno in silbernen Schüsseln Reis, Sake und alle das Menü ausschließlich bildenden japanischen Speisen dar, ganz wie bei unserer Zeremonialtafel, welche übrigens in Japan die tägliche Form des Servierens ist, da Kaiser und Kaiserin stets nur von Kammerherren bezw. Hofdamen persönlich bedient werden. Die übrige Gesellschaft nimmt auf Stühlen Platz, welche eine Stufe niedriger aufgestellt sind als der Sitz des Tenno, und beginnt mit den hölzernen GStäbchen, an stelle von Messern und Gabeln, das auf zierlichen Lackbrettchen an jedem Platze stehende Dejeuner einzunehmen.

Nach wenigen Minuten erhebt sich der Doyen des diplomatischen Korps — und mit ihm die gesamte Gesellschaft — und hält eine kurze Anrede in der ihm geläufigsten europäischen Sprache im Namen der übrigen anwesenden Repräsentanten auswärtiger Souveräne und Staatsoberhäupter; welche Ansprache, deren Text zuvor schriftlich eingereicht worden ist, vom Oberzeremonienmeister sofort laut ins Japanische übersezt und von dem Kaiser mit einigen ihrerseits ins Französische übersezten Worten erwidert wird. Ähnliche Rede und Gegenrede, nur natürlich ohne Übersetzung, wird sodann zwischen dem Ministerpräsidenten und dem Souverän gewechselt. Nachdem das Mahl etwa eine halbe oder dreiviertel Stunden gewährt hat, während dessen die europäisch gekleideten Hofstaketen aus silbernen Kannen die Porzellanschälchen vor jedem Platze mit warmem Sake stets wiedergefüllt haben, hebt der Kaiser die Tafel auf und verläßt nach einer Verbeugung gegen die ehrerbietig stehende Versammlung unter demselben Zeremoniell wie beim Eintritt den Saal, worauf sich die Gäste zurückziehen. Die fremden Missionschefs erhalten meistens als Geschenk in ihre Wagen nachgesandt die entzückend feinen Porzellanschälchen, welche beim Frühstück in Gebrauch waren — früher vielfach auch noch einen Teil des nicht verzehrten Frühstücks — und begeben sich zu ihrem ihnen mehr mundenden europäischen Frühstück nachhause. Denn den

wenigsten Fremden ist es gegeben, dem japanischen Menü mit seinen rohen Fischen, Champignons, Kastanien, eßbarem See gras mit scharfen Saucen, und was dergleichen Delikatessen mehr sind, Geschmack abzugewinnen, wenn auch einige eine Vorliebe für diese Nahrungsmittel affectieren oder dieselben aus hygienischen Gründen andern empfehlen. Aus glaubhafter Quelle ist mir jedoch bekannt, daß das Kouvert bei solchen Gelegenheiten ebenso teuer ist, als das raffinierteste europäische Menü in Tokio, woselbst die Lebensmittel auffallend wohlfeil sind, kosten kann, und daß das Oberkochenmeisteramt pro Kopf auf fünf Yen rechnet (der Yen je nach dem Kurs = 3 Mark 10 Pf. bis 3 Mark 35 Pf.), was bei einer Anzahl von über 200 Personen eine Ausgabe von über 1000 Yen für die Mahlzeit allein ausmacht. Diese Frühstücke sind ursprünglich die einzige Art von Repräsentationspflicht, welche der kaiserliche Hof vor 20 Jahren aus der alten Residenz Kioto nach der neuen Hauptstadt Jeddo, jetzt Tokio, d. h. Hauptstadt des Ostens, mitbrachte. Seitdem haben sich hieran die europäischen Gesellschaften, Diners, Dejeuners u. s. f. angeschlossen, welche der Hof für durchreisende fremde Prinzen sowie für einheimische hohe Gäste zuweilen giebt, ferner die nach englischem Muster eingeführten Gartenfeste, über welche weiter unten gesprochen wird.

Es erhellt hieraus, daß eine doppelte Hofhaltung in Tokio nötig ist, die althergebrachte japanische, unter welche Kategorie auch das tägliche Leben der kaiserlichen Familie sowie des Hofes fällt, und eine europäische für jene Gelegenheiten, wo Europäer empfangen werden. Es ist u. a. ein geschultes Personal von Hofdienerschaft für die europäischen Feste nötig, welches zu servieren und seinen Dienst zu versehen im Stande ist; ferner doppelte Einrichtung von Küche, Keller, Porzellan, Silber und allem, was dazu gehört. Da höchstens ein halb Duzend Male im Jahr die Gelegenheit sich darbietet, europäische Festlichkeiten zu geben, so schien es nötig, um die Hofakaien, welche im täglichen Leben auch als Subalternbeamte im Hausministerium verwandt werden müssen, in Übung zu erhalten, wöchentlich zweimal unter Leitung eines europäischen Haushofmeisters Serviererexzitten vor leeren Stühlen bei imaginären Diners abhalten zu lassen. Auch wird es klar sein, daß der Hofverwaltung bedeutende Ausgaben aus dieser Kourtoisiepflicht erwachsen, welche in den guten alten Zeiten völlig wegfielen. Denselben stehen allerdings auch beträchtlich erhöhte Einnahmen durch Fixierung einer Zivilliste für die Krone entgegen. Trotzdem kann man sich die gemischten Gefühle vorstellen, welche die neuen Repräsentationspflichten in den Kreisen des Hausministeriums oder Hofmarschallamtes, welche Behörden in Japan identisch sind, hervorgerufen haben.

Eine andere Neuerung sind die kaiserlichen Gartenfeste, an welchen auch, im Gegensatz zu den oben beschriebenen altjapanischen Dejeuners, Ihre Majestät die regierende Kaiserin mit den Damen ihres Hofstaates teilnimmt. Diese gartenparties sind eine englische Einrichtung und finden zweimal im Jahre, anfangs Mai zur Zeit der Kirschblüte und anfangs November zur Zeit der Chrysanthemumblüte, in zwei verschiedenen Parks statt; ersteres in dem am Meere gelegenen Palais genannt Enriokwan, letzteres im Garten des seitherigen Palais, genannt

Akasaka. Während im Parke des Enriohwan zahlreiche Teiche und Wasserpartien sich befinden, zeichnet sich der Akasakapark durch hügeliges Terrain und schöne Baumgruppen aus. Auf dem schön gehaltenen Rasen sind Zelte aufgeschlagen und zahlreiche sehr hübsche Gartenpavillons geöffnet, Musikkorps in Baumgruppen versteckt, die Bäume sind entweder schon in Blüte oder noch in prächtige Herbstfarben gehüllt, die Luft ist im Mai angenehm bewegt, im November die Temperatur so gemäßigt, daß man häufig ohne Überzieher gehen kann. In den Zelten sind Büffets mit Erfrischungen, Champagner u. s. f. aufgestellt, sodaß auch für den leiblichen Menschen gesorgt ist. Die sehr zahlreich, weit über die Zahl der eigentlich hoffähigen Rangklassen hinaus geladenen Gäste sind in eleganter Straßentoilette, die Herren im Überrock, auf englisch frock-coat geheißen, was von den Japanern stoccoat ausgesprochen wird, und in Cylindern, was auf der Einladung besonders bemerkt werden mußte, da viele der Geladenen im runden Hüthen zu erscheinen pflegten, was für ein Hofgartenfest doch etwas zu formlos erschien. Eigentlich vertreten diese Gartenfeste die Stelle von Hofbällen, da hierzu ausnahmsweise unverheiratete Damen, allerdings nur Erzellenzentöchter, geladen werden. Eine reizende Beschreibung des Gartenfestes vom November 1886, bei welcher Gelegenheit der Hof zum letzten Male öffentlich im alten Kostüm erschienen ist, hat übrigens Pierre Loti in seinem Artikel: „L'Impératrice printemps“ in der Revue des deux mondes gegeben; henzutage ist leider die Romantik durch die europäische Promenadentoilette bedeutend abgeschwächt.

Die kaiserliche Familie pflegt um drei Uhr nachmittags bei diesen Festen im Parke einzutreffen; die Kaiserin mit ihren Damen meist getrennt von ihrem Gemahl, welcher, gefolgt von den dienstthuenden Kammerherren, zu Pferde heransprengt und die sichtlich nicht immer angenehm berührende Verpflichtung, in Gegenwart von hunderten von Eingeladenen, darunter zahllosen Fremden, mit den anwesenden Missionschefs zu sprechen, in der Regel sehr summarisch abzumachen pflegt.

Man kann sich schwer eine Vorstellung machen, welchen prächtigen Anblick die Chrysanthemumpflanzen an einem, trotz November, wundervoll warmen Nachmittage in dem Schatten der Jahrhunderte alten Bäume dieses Parkes gewähren. Bekanntlich ist das Wappen der Dynastie die sechzehnteilige Chrysanthemumblüte, und es wird eine unendliche Sorgfalt, Mühe und Kunst darauf verwandt, die herrlichen Pflanzen in allen denkbaren Farben und Schattierungen für dieses Gartenfest zu züchten. Die in großen Porzellan-, wohl auch in Bronzebübeln stehenden Pflanzen, von welchen einzelne Exemplare über 400 Blüten aufzuweisen haben, sind von speziell errichteten Bambushütten geschützt, welche, mit Decken in der Purpurfarbe des kaiserlichen Hauses, geschmückt mit großen heraldischen Chrysanthemums, behängt sind.

An malerischer Wirkung sind diese Gartenfeste in den alten Parks voll reizenden Anlagen, fließenden Wassern, kleinen Seen, alten Bäumen, schönen Blumen, von der Nachmittagssonne vergoldet, während bekannte Melodien, von Militärkapellen gespielt, an unser Ohr tönen und das Auge die in Uniformen

und elegante Toiletten gekleidete bunte Welt auf dem grünen Rasenteppich betrachtet, unvergleichlich schön.

Mehrmales im Jahre finden ferner vor dem Kaiser große Paraden der kaiserlichen Garde und der Garnison von Tokio statt, zu welchen Truppenteile kürzlich auch noch das in einem benachbarten Hafenplatz garnisonierende Seebataillon zugezogen war. Der Tenno fährt zu diesen Paraden in Feldmarschallsuniform vier-spännig mit Vorreitern von Kavallerie-Gskorte, besteigt sodann eines der bereit gehaltenen Reitpferde, nachdem zuvor einige Minuten in dem dazu errichteten kaiserlichen Zelt die Begrüßung der anwesenden Würdenträger entgegengenommen worden war, und reitet sodann die Front der aufgestellten Truppen ab. Die den Kaiser begleitende Suite ist sehr zahlreich; in derselben befinden sich stets die in japanischen Diensten stehenden freundherrlichen Offiziere und gewöhnlich auch der kaiserlich deutsche Gesandte Herr von Holleben in der glänzenden Uniform eines Rittmeisters der Reserve des Gardehusaren-Regiments.

Nachdem das Abreiten der Front unter den Klängen der Nationalhymne stattgefunden hat, beginnt das Defilieren der Truppen. Da die japanische Armee seit über zwanzig Jahren von einer noch von Napoleon III. erbetenen und entsandten, unter der Republik fortwährend ergänzten französischen Mission militaire organisiert und exerziert, das Kriegsministerium und der Generalstab seit fast zehn Jahren mit hervorragenden Kräften des preußischen Generalstabes versehen worden war, — welche militärischen Kommandos sowohl der französischen als der preußischen Offiziere jedoch jetzt ebenfalls aufgehört haben —, so ist erklärlich, daß die Truppen einen ausgezeichneten Eindruck machen. Ohne Frage ist Japan der einzige asiatische Staat, welcher eine so tüchtig ausgebildete Armee besitzt. Auffallend erscheint für uns, daß der Kaiser von Japan, dessen Interesse für Militaria ein lebhaftes ist, keinen militärischen Hofstaat besitzt, sondern auch bei diesen Gelegenheiten von seinen Kammerherren, von welchen freilich einige den Reserveoffizieren der Armee und Marine angehören, begleitet ist. Es entspricht dies den altjapanischen Anschauungen, wonach der Hofadel (Kuge) den höchsten Rang unter allen Unterthanen und der erst in zweiter Linie stehende Kriegeradel (Buke) nicht das Vorrecht hatte, die persönliche Umgebung des Monarchen zu bilden.

Zu neuester Zeit haben auch wiederholt Manöver der unter Assistenz französischer Marine-Ingenieure erbauten und unter Leitung englischer Seeoffiziere ausgebildeten Flotte in Gegenwart des Monarchen stattgefunden. Zu beiden Richtungen, Heer und Flotte, offenbart sich die militärische Begabung der japanischen Nation in hervorragender Weise; für die Kürze der verfloßnen Zeit, seit die heutige kaiserliche Regierung die Leitung der bewaffneten Macht übernommen hat, also seit dem Jahre 1868, ist sehr viel geleistet worden.

Außer diesen Hoffestlichkeiten und Revuen giebt es jedoch eine ganze Reihe altjapanischer religiöser Feierlichkeiten, in welchen die traditionelle Stellung des Monarchen als kirchliches Oberhaupt der Nation sich besonders ausdrückt. Den Charakter der japanischen Monarchie kann man eigentlich erst verstehen, nachdem

man einen Begriff hiervon erhalten hat. Die kirchlichen oder religiösen Feste, bis zum Jahre 1868 die Hauptbeschäftigung des Tenno, werden stets in Tempeln abgehalten, welche in unmittelbarer Nähe des Wohnhauses des Kaisers innerhalb der Umfassungsmauern des kaiserlichen Parks erbaut sind. Wie der Ahnenkultus das Hauptdogma der uralten kaiserlichen Hausreligion ist, so sind auch die meisten Feiern in den Schintotempeln der Palais den Opfern für die kaiserlichen Vorfahren gewidmet. Den Kaiser vertritt bei den meisten dieser Feiern der Chef seines kirchlichen Hofstaates, der Oberiritenmeister, zur Zeit ein naher Verwandter der in tiefer Zurückgezogenheit lebenden Kaiserin-Mutter. Demselben stehen ein Vize-Oberiritenmeister und mehrere Ritenmeister zur Seite, ganz in derselben Art, wie die höfische weltliche Etikette unter Leitung des Oberstzeremonienmeisters steht.

Das bedeutendste und größte dieser Feste ist das am 23. November jeden Jahres gefeierte Dankesfest für die Reisernte. Reis ist das Hauptnahrungsmittel des Japaners, daher erklärt sich die Wichtigkeit, welche dieser Feier von jeher beigemessen wurde. Dasselbe beginnt gegen 6 Uhr abends und dauert bis 10 Uhr; nach einer Pause wiederholt sich die Feier in einem zweiten Teile von 11 Uhr bis gegen 2 Uhr nachts. Geladen zu der Feierlichkeit sind die Prinzen, die höchsten Rangklassen, bis inkl. zu den Generalmajors und Räten erster Klasse (Chofunin), und der Hofstaat des Tenno's. Damen sind nicht zugegen. Nachdem die Geladenen dem Tempel gegenüber unter einer offenen Zeltgalerie, welche zum Schutze gegen die Novembernacht mit zahlreichen offenen Kohlenbecken (Sibatshi) besetzt ist, in großer Uniform sich aufgestellt haben, naht sich durch die weitgeöffneten Korridors des Palais, welche mit Kerzen spärlich beleuchtet sind, Seine Majestät der Kaiser in feierlicher Prozession; die Reichskleinodien, der heilige Spiegel, das Schwert und das Brodatbanner, welche stets in der Nähe des Kaisers in kostbarem Schreine verschlossen sind, werden Seiner Majestät voraufgetragen. Der Monarch selbst und sein kirchlicher Hofstaat, welcher den Souverän umgiebt, sind in altjapanische weißseidene lange Priestergewänder gekleidet; die schwarze Kopfbedeckung des Kaisers ist mit einem silbernen Diadem geschmückt und wird demselben in feierlicher Weise auf das Haupt gesetzt. Der Hintergrund des Bildes wird von goldenen Wandschirmen gebildet, während draußen der Mond sein silbernes Licht über den Tempel, den düsteren Park und die glänzenden, goldgestickten Uniformen der Versammlung wirft. Der feierliche weiße Zug betritt auf besonders errichteten, mit köstlichen Matten belegtem Gange den Tempel, dessen Mattenvorhänge und Rouleaux sofort herabgelassen werden, sobald der Tenno das Allerheiligste betreten hat. Laien ist der Anblick dessen versagt, was im Tempel vorgeht, doch sieht man aus den Schatten des Parks die sämtlich mit hellen seidene Oberkleidern und roten weiten Unterkleidern bekleidete weibliche Hofdienerchaft geschäftig umhergehen und Reis und andere Lebensmittel in das Innere des Tempels tragen. — Die Hofmusik in ihrer historischen Tracht mit den altertümlichen Instrumenten läßt ununterbrochen ihre bald dumpfen, bald schrillen Klänge ertönen, flackernde, von unbeweglich davor stauernden weißgekleideten Tempeldienern unterhaltene Holzfeuer erleuchteten matt die geheimnisvolle Szene, bis sich nach stundenlangem Warten die Matten über

der Tempelthür öffnen und die anwesenden japanischen Unterthanen, einzeln vorschreitend, sich tief vor dem Innern des Tempels verbeugen, um ihre Andacht zu verrichten.

Hierauf verläßt der Kaiser unter derselben Form den Tempel, und unter den Klängen der Trommeln, Pfeifen und Seiteninstrumente des Hoforchesters verschwindet der weiße Zug ernster Gestalten im Innern des Palais.



## Die französische Revolution in ihrer Bedeutung für den modernen Staat.

Die Entwicklung der staatlichen Gesellschaft hat sich seit einem Jahrhundert nach einer zwiefachen Richtung hin vollzogen. Einmal ist eine Veränderung in dem Träger der Staatsgewalt vor sich gegangen: während letztere früher ausschließlich in den Händen des Fürsten ruhte, ist in dem modernen Staat den Unterthanen ein Anteil an dem Regiment eingeräumt. Sodann ist das Machtgebiet der Staatsgewalt ein beschränktes geworden. Noch im 18. Jahrhundert war das Individuum in seiner ganzen Lebenssphäre dem Herrscher unterworfen; letzterer hatte ein fast absolutes Verfügungsrecht über Person und Eigentum. Heute ist die Gewalt des Gemeinwesens eine begrenzte; verfassungsrechtlich ist jedem Staatsangehörigen ein gewisses Gebiet eingeräumt worden, auf welchem er in der Bethätigung seines Willens durch nichts gebunden wird. Die beiden charakteristischen Merkmale, welche den konstitutionellen von dem absoluten Staate trennen, sind also die, daß in ersterem die oberste Gewalt sich zwischen dem Haupte und den Gliedern teilt, und daß sie zweitens bezüglich ihrer Funktionen beschränkt ist. —

In den Wespen verspottet Aristophanes die kindische Furcht der athenienfischen Fortschrittspartei vor einer gewaltsamen Verfassungsänderung:

„Alles ist hier gleich Tyrannis, gleich Verschwörung und Komplot.  
Was man irgend hat zu klagen, klein und groß, erbarne es Gott!  
Nicht gehört mehr ward im Land der Name ganzer 50 Jahre;  
Aber jetzt, kein Fickelhäring ist so ausgebotene Ware,  
Ja, er treibt sich jetzt herum in jeder Bude, jeder Scharre!  
Wenn da einer Karpfen fordert und die Flunder liegen läßt,  
Gleich beginnt der Flunderhörer nebenbei sein laut Gebräut:  
„Seht, der Herr scheint einzukaufen zu der Tyrannis Stiftungsfest.“  
Oder kauft man Trippmadam ein zu 'ner Sauce zum Klippenfisch,  
Schickt das Petersilienweib gleich hin und leiht höchst höfisch:  
„Seht doch, Trippmadam verlaugt er sicher zum Tyrannentisch.“

Mit Argumenten, welche um nichts besser sind als die der athenienfischen Flunderhörer und Petersilienweiber, wird heute in der Presse und von der Redner-

bühne herab der Versuch gemacht, in den Massen den Verdacht zu erwecken und zu befestigen, als ob unser Staatswesen der Gefahr einer Wiederkehr des absoluten Regimes noch keineswegs entrückt wäre, als ob die Völker den Konstitutionalismus nicht wie ein sicher erworbenes Gut ansehen dürften, sondern sich stets gewärtig halten müßten zur Abwehr der Angriffe, welche ihren politischen Rechten seitens der Fürsten und deren Gefolgschaften unausgesetzt drohten. Es wäre indes ein eitles Unternehmen, mit sachlichen Gründen diese Täuschung bekämpfen zu wollen. Diejenigen, von welchen sie ausgeht, sind zu unehrlich, und diejenigen, welche sich täuschen lassen, zu einfältig, als daß sie überzeugt werden könnten. Die Führer der heutigen radikalen Partei betreiben Politik als ein gewinnbringendes Geschäft, und da dasselbe auf der Unzufriedenheit der Unterthanen mit ihrer Obrigkeit fundiert ist, so erfordert es ihr persönliches Interesse, daß sie letztere durch Verleumdungen diskreditieren. Das Gros der Partei setzt sich aus Leuten zusammen, welche in eben dem Grade für Argumente unzugänglich sind, als sie den albernsten Gespenstergeschichten glänzig Gehör leihen. Wer mit klarem und ehrlichem Sinne unsere Zeit beurteilt, für den kann es keinem Zweifel unterliegen, daß das Entwicklungsstadium der staatlichen Gesellschaft, in welchem der Wille eines Einzelnen schrankenlos gebot, endgiltig überwunden ist.

In Wahrheit steht der moderne Staat vor ganz anderen Problemen. Es handelt sich für ihn erstens um die Lösung der Frage, ob unterschiedlos jeder Unterthan an der Ausübung der obrigkeitlichen Gewalt beteiligt werden solle, oder ob dieses Recht einzuschränken und eventuell an welche Voraussetzungen es zu binden sei. Zweitens hat der moderne Staat das Gebiet abzustechen, welches er dem Individuum zum freien Schalten und Walten einräumen zu dürfen glaubt, ohne daß die Bedingungen der Existenz des Gemeinwesens gefährdet werden. Das politische Leben unserer Zeit spielt sich denn auch ab in dem Kampfe der Parteien um die Ausdehnung des Wahlrechts und um die Abgrenzung der Freiheitsphäre des Individuums gegenüber der Machtsphäre des Staates.

Von diesen beiden Problemen wiegt das zweite bei weitem schwerer, weil es die vitalen Interessen des Individuums direkter berührt.

An der Ausübung der Staatsgewalt teilzunehmen, hat an und für sich nur Reiz für die Wenigen, welche einen intensiven Sinn für das Gemeinwesen besitzen, und die allerdings zahlreichere Kategorie von Individuen, die in der Politik ihren Ehrgeiz zu befriedigen oder aus ihr ein Gewerbe zu machen suchen. Das Wort des Tacitus, daß von dem gesamten Staatswesen die Brotfrage die einzige sei, welche der Volkshauke kenne, ist zu eng gefaßt; nicht nur das staatliche Interesse derer, „welche sich ihre Nahrung Tag für Tag einzukaufen pflegen“, ist ein verschwindend geringes; bei der Mehrzahl der Besitzenden ist der Charakter des *ἄνθρωπος* eben so schwach ausgebildet. Auch für sie hat die Institution des Staates nur insofern Wert, als dieselbe ihnen die Möglichkeit eines thunlichst sicheren und reichen Erwerbes gewährt.

Die Brotfrage und die Frage der Ausdehnung der Freiheitsphäre des Individuums stehen nun in einem sehr engen Zusammenhange. So weit es sich

bei letzterer um die sogenannten staatsbürgerlichen Rechte handelt, um den Schuß der persönlichen Freiheit, das Vereins- und Versammlungsrecht, freie Religionsausübung u. s. w., wird die materielle Existenz der Staatsangehörigen allerdings wenig berührt. Aber auch das wirtschaftliche Leben ist der Grenzregulierung unterworfen, und insofern gewinnt dieselbe für die Gestaltung des Kampfes um Dasein eine weittragende Bedeutung. Je nachdem die Aneignung von Gütern dem freien Wettbewerb der Individuen überlassen oder an gewisse Schranken gebunden wird, nimmt dieser Kampf eine sehr verschiedene Gestaltung an. In der That wiegt denn auch unter allen Problemen, vor die der moderne Staat gestellt ist, keines schwerer als das, ob der Grundsatz des *Laissez faire, laissez aller* gelten, oder die staatliche Gewalt organisierend in das Erwerbs-Leben eingreifen solle. —

Bisher hat der Staat die Grenzen der Freiheit des Individuums auf wirtschaftlichem Gebiete so weit hinausgelegt, als es mit der Aufrechterhaltung eines geordneten Zusammenlebens überhaupt möglich war. Der Kampf ums Dasein, wie wir ihn heute führen, unterscheidet sich von dem unserer Vorfahren im Naturzustande nur insofern, als der überlegenen Körper- und Geisteskraft unter gewissen Bedingungen die Qualität legitimer Waffen abgesprochen ist. Die Aneignung von Gütern wird von der Obrigkeit nicht anerkannt, wenn sie durch Raub, Betrug, Erpressung oder Diebstahl bewerkstelligt wurde. So weit aber die Bestimmungen des Strafrechts gewahrt bleiben, enthält sich die Staatsgewalt eines jeden Eingriffs. Unsere Zeit beginnt zu begreifen, daß die Entwicklung der staatlichen Gesellschaft in dieser Richtung über das Ziel des politisch Zulässigen hinausgegangen ist. Allmählich wird sie sich der Notwendigkeit einer Umkehr bewußt. Allerdings ist diese Erkenntnis noch nicht zum allgemeinen Durchbruch gelangt. Die Phrase, daß der Staat nur dazu berufen sei, die Freiheit des Einzelnen zu sichern, weil darin die größtmögliche Vervollkommnung des Menschengeschlechts liege, findet noch immer Gehör, und so fällt es denn den Demagogen nicht schwer, jeder auf eine Regelung des wirtschaftlichen Lebens gerichteten Maßregel der Staatsgewalt das Odium einer Rückbildung anzuhängen. Allein unverkennbar macht seit Jahren die Vorstellung vom Staate immer weitere Fortschritte; ihr Inhalt wird immer reicher; mehr und mehr begreifen die Menschen, daß ihr geordnetes Zusammenleben einem ungleich bedeutenderen Zwecke diene, als die Freiheit es ist, und damit verliert auch die Lehre immer mehr an Boden, welche das *Laissez faire* als den Schluß aller wirtschaftspolitischen Weisheit proklamiert.

Die vornehmste Aufgabe des Staates ist die, daß er einer größtmöglichen Anzahl von Individuen die Bedingungen eines sie befriedigenden Daseins sichert. Darin allein liegt die Berechtigung und zugleich die Möglichkeit seiner Existenz. Nur insofern ist er eine vernünftige und eine lebensfähige Institution, als seine Angehörigen, — „der stärkste Nerv, die feinste Ader“, wie es in der Fabel des Menenius Agrippa heißt — von ihm „den angemessenen Unterhalt empfangen, wovon sie leben.“ Daraus folgt, daß die Freiheit nur einen abgeleiteten Wert



hat; sie ist ein Mittel zum Zweck und lediglich als ein solches darf sie die Anerkennung des Staates beanspruchen. Letzterer ist nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, zwangsweise einzugreifen, wenn das Interesse der Erhaltung der Mehrheit der Staatsangehörigen es erfordert.

Diese Voraussetzung ist heute eingetreten. Unter der Herrschaft der nur durch strafrechtliche Bestimmungen begrenzten Erwerbsfreiheit des Individuums ist die individuelle Überlegenheit und insbesondere die daraus resultierende größere Kapitalkraft ein so wichtiger Faktor in unserem wirtschaftlichen Leben geworden, daß der Schwache sich auf Gnade oder Ungnade übergeben muß. Der Besitz nimmt heute fast dieselbe Stellung ein, welche ehemals die Kraft der Muskeln hatte. Allerdings vermag der Besizende sie nicht in der brutalen Weise auszunutzen, wie es im Naturzustande der Stärkere that; er darf seinen Konkurrenten nicht erschlagen; aber er ist in der rechtlichen Möglichkeit, den Besitzlosen in seinen Existenzbedingungen so weit zu reduzieren, daß denselben das Leben unerträglich wird. Sicherlich geschieht dies nur ausnahmsweise; die Regel dürfte ein Ausgleich bilden, bei welchem auch der Besitzlose seine Rechnung findet. Allein selbst angenommen, daß die Konkurrenz zwischen beiden nur selten in ein feindliches Verhältnis ausarte, so würde der Staat doch befugt und gebunden sein, Maßregeln zu Gunsten des wirtschaftlich Schwachen zu ergreifen. Denn er vermag nur dadurch der ihm gestellten Aufgabe gerecht zu werden, einer größtmöglichen Zahl seiner Angehörigen eine „angemessene Nahrung“ zu gewähren, und zweitens bedingt eine solche Gewährung die Möglichkeit seiner Existenz. Im letzten Grunde ruht der Staat, selbst der despotisch regierte, auf dem Willen der Mehrheit seiner Angehörigen. Die Mehrheit bilden überall die Besitzlosen. Der Wille der letzteren wird aber nur dann eine zentripetale Richtung einschlagen, wenn er durch die Vorstellung beherrscht wird, daß das Institut der staatlichen Verbindung zu ihrem Vorteil diene, und diese Vorstellung kann wiederum in den Besitzlosen nur geweckt und befestigt werden, indem die Staatsgewalt ihnen die Möglichkeit einer Existenz verschafft, welche sie zufrieden stellt.

Auch noch nach einer anderen Richtung hin ist die Entwicklung des modernen Staates in gefährliche Bahnen geraten; das Wahlrecht ist über diejenige Grenze hinaus ausgedehnt worden, welche mit der Lösung der staatlichen Aufgaben verträglich ist.

An und für sich hat dieses Recht der Teilnahme an der Ausübung der Staatsgewalt, wie erwähnt, keinen Reiz für die Massen, weil es mit der Brotfrage in keinem direkten, auf den ersten Blick erkennbaren Zusammenhange steht. Allein letztere ist eng verknüpft mit dem Problem, wie die Freiheitsphäre des Individuums abzugrenzen sei, und da die Entscheidung hierüber von der Staatsgewalt abhängt, also bedingt ist durch den Willen oder vielmehr durch die den Willen motivierenden Interessen der Inhaber dieser Gewalt, so besteht eine mittelbare Verbindung zwischen der Brotfrage und der der Ausdehnung des Wahlrechts. Im Laufe der Zeit sind die besitzlosen Massen dessen gewahr geworden; sie haben erkannt, daß sie nur durch Inanspruchnahme eines bestimmenden Ein-

flusses auf die Ausübung der obrigkeitlichen Gewalt in die Möglichkeit gelangen würden, das wirtschaftliche Leben in einer ihren Aspirationen entsprechenden Weise zu regeln, d. h. das Übergewicht des Besitzes in dem Kampfe ums Dasein zu paralytisieren. Mit dieser Erkenntnis begann sofort eine rücksichtslose Agitation zu Gunsten der Ausdehnung des Wahlrechts, welche sich zuletzt bis zu der Forderung des allgemeinen Stimmrechts steigerte. Auch auf diesem Gebiete hat der Staat zu viel konzedierte, und auch hier fängt man an, die Notwendigkeit einer Remedur einzusehen.

Wo das Regiment in den Händen der Besitzlosen liegt, da wird das wirtschaftliche Leben notwendig einem Zwange unterworfen werden, welcher dasselbe verflümmert. Selbst wenn die Gefahr einer rein kommunikativen Organisation sich vermeiden ließe, so würde doch die gesetzgebende Gewalt in einem solchen Gemeinwesen die Aneignung von Gütern so eng beschränken oder — was im Effekt dem gleichkommt — den Besitz mit so schweren Auflagen belasten, daß der Trieb zu erwerben absterben müßte. Dadurch würde weiter bedingt sein, daß die Produktion von Gütern sich auf das reduzierte, was zu des Lebens Nahrung und Notdurft absolut erforderlich ist. Ein Volk, dessen Erwerbssinn durch eine falsche Gesetzgebung lahm gelegt ist, wird nie über das Niveau der einfachsten Lebenshaltung hinausgelangen; es wird sich damit begnügen, durch Fischfang, Jagd und vielleicht die rohesten Arten der Acker- und Viehwirtschaft der Natur dasjenige abzurufen, was sie so leichten Kaufes hergiebt. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde eine solche ökonomische Lethargie mit einer Dekomposition des Gemeinwesens endigen; über kurz oder lang müßten die Produktion von Menschen und die Aneignung von Nahrungsmitteln in ein derartiges Mißverhältnis zu einander geraten, daß ein bellum omnium contra omnes zur Notwendigkeit würde. Aber gesetzt auch, daß ein solcher Vernichtungskrieg abgewendet werden könnte, so bliebe doch ein Regiment der Besitzlosen mit den Existenzbedingungen des modernen Staates unvereinbar. Eine Gemeinschaft, welche nichts weiter verbürgte als eine Lebensfristung durch Fischfang, Jagd oder Ackerbau, würde im Widerspruch stehen mit der Vorstellung, die wir heute mit dem Begriff des Staates verbinden. Wir können uns letzteren nicht anders denken als eine Institution, welche das Individuum nicht nur bei der Aneignung der notwendigen Existenzmittel schützt, sondern ihm auch die Möglichkeit des Genusses alles dessen gewährt, womit eine vielhundertjährige Kultur das menschliche Dasein vervollkommt hat. Abgesehen von einigen Träumern, die sich in Rousseau'schen Phantastereien verloren haben, wird heute niemand in einem Gemeinwesen leben wollen, welches sich mit dieser Vorstellung nicht deckt. Um das Individuum an sich zu fesseln, muß der moderne Staat der Träger unserer heutigen kulturellen Entwicklung sein, und letzteres vermag er nur in der Weise, daß er durch Gewährleistung des Besitzes den Erwerbssinn anregt und die Produktion von Gütern fördert. —

Die beiden wichtigsten Probleme, vor welche die Staatskunst heute gestellt ist, lösen sich danach auf in die Frage, wie in einem Gemeinwesen die An-

eignung der Güter seitens des Individuums geregelt werden solle. Mit der Lösung derselben ist das entscheidende Prinzip gewonnen, sowohl für die Abgrenzung der Freiheitsphäre des Einzelnen gegenüber der Machtsphäre des Staates auf dem wichtigsten, dem wirtschaftlichen Gebiete, als auch für die Ausdehnung des Rechtes der Teilnahme an der Ausübung der obrigkeitlichen Gewalt.

Die französische Revolution bietet nach dieser Richtung hin ein wertvolles Material. Allerdings lassen sich aus demselben keine positiven Schlüsse ziehen; aber in einer jeden Wissenschaft ist schon die Erkenntnis des Falschen eine Förderung, und eine solche gewährt die Revolution in reichem Maße. Sie ist ein pathologisches Präparat, wie es für das Studium der *materia peccans* in den heutigen staatlichen Zuständen kaum lehrreicher gedacht werden kann.

Die Frage der Regelung der Güteraneignung hat während der französischen Revolution zwei extreme Lösungen erfahren; die Bourgeoisie entschied sie im Sinne der unbegrenzten Freiheit des Individuums, der Radikalismus unterwarf das Erwerbsleben zeitweise einem despotischen Zwange. In beiden Fällen war die Wirkung die, daß das Gefüge der französischen Gesellschaft auseinanderging, daß die zentrifugalen Tendenzen die Überhand gewannen. Die Geschichte der Jahre 1789 bis 1799 ist beweiskräftig dafür, daß das Prinzip des *Laissez faire* mit den Existenzbedingungen des Staates unvereinbar ist, und sie zeigt andererseits, wie das organisatorische Eingreifen der obrigkeitlichen Gewalt in das wirtschaftliche Leben gewisse Grenzen innehalten muß, widrigenfalls ein Zustand der Lethargie eintritt.

Es giebt in der Geschichte der Neuzeit wohl kaum ein zweites Ereignis, welches so widersprechenden Auffassungen begegnet ist, wie die Revolution von 1789. Nur ein Jahrhundert trennt uns von derselben, sodaß heute noch viele mündliche Traditionen existieren, welche direkt von Augenzeugen herkommen und also der Gefahr der Verfälschung durch Übertragung von Geschlecht zu Geschlecht verhältnismäßig wenig ausgesetzt gewesen sind. Ein reiches Aktenmaterial giebt uns die Möglichkeit, das öffentliche Leben jener Zeit genau zu verfolgen. Zahlreiche Tagebücher, Korrespondenzen und Memoiren verschaffen einen Einblick in das Wesen und den Charakter der Persönlichkeiten, welche damals eine politische Rolle spielten. Die Gesetzgebung und die administrativen Einrichtungen der Revolution sind vielfach noch in Kraft; wir haben ihre Wirkungen vor Augen und sind danach auch in der Lage, ihren Wert zu bemessen. Aber diese Gunst der Verhältnisse hat wenig genützt, oder vielmehr man hat sie so schlecht zu fruktifizieren verstanden, daß bis auf den heutigen Tag die Beurteilung der Revolution nach den verschiedensten Richtungen hin auseinandergeht.

Zum Teil ist diese Differenz auf gewisse Vorurteile zurückzuführen. Es giebt noch immer Leute, denen eine so verkehrte politische Denkungsweise angezückt ist, daß sie die feudale Staatsordnung für die allein legitime erachten, daß sie für die Gesellschaftsklasse, der sie angehören, eine privilegierte Stellung von rechtswegen in Anspruch nehmen. Eine solche atavistische Anschauung führt not-

wendig dazu, den Sturz des ancien régime als einen verbrecherischen Eingriff in die göttliche Ordnung zu verdammen. Bedeutend größer ist die Zahl derjenigen, bei welchen die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden den Geist des Vernünftens so stark entwickelt hat, daß sie sich durch eine jede Vernichtung althergebrachter Verhältnisse sympathisch berührt fühlen. Von diesem pathologischen Standpunkte aus betrachtet, muß die Revolution selbstredend als eine der gloriossten Vorgänge in der Geschichte des Menschengeschlechtes erscheinen. Aber auch abgesehen von den Verirrungen feudaler und radikaler Heißsporne — die Revolution wird selbst von solchen in der widersprechendsten Weise eingeschätzt, deren Urteil nicht mit dem toten Gewicht extremer politischer Anschauungen belastet ist. In der Kritik gewisser Persönlichkeiten und Ereignisse stimmen sie allenfalls überein. Für einen Marat, einen Carrier, einen Hébert treten höchstens noch jene fanatischen Narren ein, denen eine gewaltsame Zertrümmerung alles Bestehenden die notwendige Voraussetzung einer menschenwürdigen Neugestaltung von Staat und Gesellschaft ist. Den Septembervorden oder den Royaden wagt heute kein gesunder Mensch mehr das Wort zu reden. Darüber hinaus jedoch beginnt die Spaltung, und dieselbe ist so groß, daß die einen die Revolution als eine große That preisen, während die anderen sie als ein Verbrechen beurteilen. Ein Vertreter der ersteren Richtung, Michelet, erklärt die Revolution für eine Vervollkommnung der christlichen Religion. Nach letzterer, behauptet er, wird das Schicksal des Menschen nicht durch sein Verdienst, sondern durch die göttliche Gnade, d. h. einen unberechenbaren Willen, entschieden. Die Revolution stellte die Lehre auf, daß im Himmel nicht die Willkür, sondern die ewige Gerechtigkeit regierte; sie war die Reaktion der Gerechtigkeit gegen die Herrschaft der Gunst und die Religion der Gnade und dementsprechend hat sie das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen neu geordnet. Unter dem ancien régime entschied das freie Belieben des Souveräns, weil seine Befugnisse nach dem Vorbilde der göttlichen Gewalt bemessen waren, wie sie in der damaligen religiösen Vorstellung existierten, die Revolution machte die Gerechtigkeit zur Herrscherin über die Menschen<sup>1)</sup>. Diametral entgegengesetzt lautet das Urteil, welches der Bedeutendste unter den jüngeren Geschichtsschreibern der Revolution über dieselbe fällt. Taine vergleicht sie in seinen „Origines de la France contemporaine“ mit dem ägyptischen Abgott, welcher im Allerheiligsten durch geheimnisvolle, golddurchwirkte Vorhänge dem Blick der Menge entzogen wird, wenn aber die Hülle fällt, sich als ein „Krokodil“ erweist, als „eine große Schlange oder sonst ein gefährliches Reptil.“ Die Revolution, sagt er, ist ein bössartiges und menschenfressendes Vieh; darüber kann nur im Zweifel sein, wer sich durch „Redensarten und Pomp“ täuschen läßt<sup>2)</sup>.

Keine dieser beiden Auffassungen entspricht dem wirklichen Wesen der Revolution. Einer Widerlegung der ersteren bedarf es kaum noch; der Kultus,

<sup>1)</sup> Michelet, *histoire de la Révolution française*, Paris 1879, die Vorreden von 1847 und 1868, sowie die Einleitung.

<sup>2)</sup> S. die Einleitung zum vierten Bande. Das Taine'sche Werk wird im folgenden nach der Übersetzung von L. Katscher zitiert werden. —

welcher mit der Revolution getrieben worden ist, hat neuerdings erheblich abgenommen, und die wenigen Anbeter sind ohne Einfluß auf die öffentliche Meinung. Die Gefahr einer irrthümlichen Beurteilung liegt heute sehr viel mehr in der entgegengesetzten Richtung. Unsere und die moderne französische Geschichtsschreibung hat die Neigung, die Revolution zu niedrig zu taxieren. Charakteristisch ist in dieser Beziehung das Werk Taine's, insbesondere auch darum, weil in ihm am deutlichsten die Fehlerquelle hervortritt, aus welcher jene Unterschätzung entspringt. Taine und diejenigen, welche ihm folgen, haben sich zu sehr in dem Studium des Details verloren; der Überblick über das Ganze ist ihnen verloren gegangen. Beobachtet man die Ereignisse, aus denen die Revolution sich zusammensetzt, isoliert, so kann man sich allerdings des Eindruckes nicht erwehren, als ob das französische Volk sich damals in dem Zustande einer tiefen sittlichen Degeneration befunden habe; überall stößt man auf Verbrechen gegen Leben und Eigentum, zum Teil begangen in der denkbar rohsten Weise. Allein man gelangt zu einem falschen Schluß, wenn man sich durch diesen Eindruck bestimmen läßt. Das Detail muß erst in seinen Beziehungen zu der allgemeinen Lage der Dinge geprüft und abgewogen werden, bevor es als Material für die historische Beurteilung verwendbar ist. Bei einer solchen Abwägung ergibt sich zunächst, daß ein erhebliches Quantum derjenigen Akte, welche äußerlich die Merkmale eines Verbrechens an sich tragen, in Wahrheit nicht sowohl in die Geschichte der Kriminal-Statistik als in die der Geisteskrankheiten hineingehören. Zum Teil sind die Morde und Räubereien, welche sich auf jeder Seite der Revolutionsgeschichte verzeichnet finden, nicht mit dem Bewußtsein der Schuld begangen worden; diejenigen, welche sie verübten, waren Leute, deren Gehirn in einen solchen Zustand der Verwirrung geraten war, daß sie sich zur gewaltthätigen Auflehnung gegen das bestehende Recht nicht nur für befugt, sondern auch für verpflichtet erachteten. Nach Abzug dieser Tollhansler bleibt allerdings noch immer eine den Durchschnitt normaler Zeiten bedeutend überschreitende Zahl von Verbrechen übrig. Allein auch diese Thatfache ist nicht in der Richtung konfluent, in der sie von Taine fruktifiziert wird. Von 1789 bis 1799 hat in Frankreich das Gesetz nur auf dem Papier existiert; es fehlte an jeder obrigkeitlichen Gewalt, welche den Muth besessen hätte, dem Rechte Achtung zu verschaffen. Der hohe Prozentsatz der Verbrechen während der Revolution findet darin allein seine vollständige Erklärung; es ist unberechtigt, aus demselben auf ein besonders niedriges moralisches Niveau jener Zeit zu schließen. Charakteristisch für letztere ist vielmehr, daß niemand es wagte, die Narren, Mörder und Räuber hinter Schloß und Riegel zu bringen.

Das Wort des Dichters:

„Erst eine Reihe Güter oder Böser  
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude  
Der Welt hervor.“

gilt nicht nur für die Geschichte einzelner Geschlechter, sondern auch für die Nationen. In Frankreich waren am Schlusse des vorigen Jahrhunderts weder die Be-

dingungen für eine Generation von Halbgöttern noch die für eine Generation von Ungeheuern vorhanden. Und in der That stammt die Revolution von 1789 ebensowenig aus der Hölle wie aus dem Himmel. Sie ist das Werk von Durchschnittsmenschen, und die gewöhnlichen Eigenschaften, welche das genus humanum charakterisiren, genügen, um sie in ihrer ganzen Entwicklung zu begreifen.

Erst wenn man die Revolution unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, vermag man den politischen Lehrstoff, der in ihr enthalten ist, voll zu erfassen. Wäre sie die anormale Erscheinung, als welche Taine sie hinstellt, so würde sie für das Verständnis und die Beurteilung des modernen Staatslebens von nur geringem Werte sein.

Die geschichtliche Bedeutung der französischen Revolution liegt nicht darin, daß sie den feudalen Staat vernichtet hat; diese Arbeit war im Jahre 1789 bereits vollendet. In jahrhundertlangem, energischem Ringen mit dem Adel und dem Klerus hatte der dritte Stand sich die Leitung auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und geistigen Lebens erstritten. Die Revolution hat diese Thatfache nur konstatiert, sie hat dem ancien régime den Totenschein ausgestellt. Ihr welthistorisches Interesse ist das, daß sie den Versuch gemacht hat, der Gesellschaft an Stelle der vernichteten eine neue staatliche Existenzform zu schaffen.

Diese Form mußte selbstredend den Aspirationen des dritten Standes Rechnung tragen; er war es, der in erster Reihe den Sieg herbeigeführt hatte; ihm gebührte auch ein hervorragender Anteil an den Früchten desselben. Allein, um der neuen Organisation die Gewähr eines längeren Bestandes zu geben, war es unbedingt erforderlich, daß auch der vierte Stand berücksichtigt wurde.<sup>1)</sup>

Die Aufgabe war eine große. Dem Geschlecht, dem sie gestellt war, fehlte die Kraft, sie zu lösen.

In einem geheimen Bericht an Ludwig XVI. klagt Turgot darüber, daß die französische Nation nicht ein einheitliches Ganze bilde, sondern ein Konglomerat von verschiedenen lose zusammenhängenden Ständen sei, ein Volk, in welchem die einzelnen Individuen nur wenig Berührungspunkte unter sich haben, und in dem folgeweise jedermann ausschließlich seinen Sonderinteressen lebe. Zweifellos ist die Charakteristik richtig; aber der Vorwurf, welchen sie ausdrückt, trifft nicht sowohl das französische Volk als das Regierungssystem, welches man das ancien régime nennt. Nach ihrer natürlichen Veranlagung werden die Menschen

<sup>1)</sup> Thierry bestreitet in seinem „Essai sur l'histoire de la formation et du progrès du Tiers-Etat, Paris 1853, Préface p. p. VI und VII, daß 1789 innerhalb der routure irgend ein Gegensatz bestanden habe; erst neuerdings habe sich ein solcher zwischen Bourgeoisie und viertem Stande herausgebildet. Er beruft sich dafür auf eine weiter unten zu erwähnende Broschüre von Sieyès und die Berichte einiger am französischen Hofe beglaubigten Gesandten, in denen es heißt, „der dritte Stand könne generell als der Stand des Volkes bezeichnet werden“. Aus der folgenden Darstellung wird sich die Unrichtigkeit dieser Auffassung ergeben. Übrigens wird schon im Beginne des Jahres 1792 der Gegensatz zwischen bourgeoisie und peuple auf das bestimmteste anerkannt; s. z. B. Buchez et Roux, Histoire parlementaire de la révolution française, Tome XIII p. p. 14, 177.

in ihrem Thun und Lassen vor allem durch Selbstsucht bestimmt, und diese letztere gravitiert zunächst notwendig in einer zentrifugalen Richtung. Erst wenn die Erfahrung uns überzeugt hat, daß die Förderung unserer individuellen Interessen im letzten Grunde bedingt wird durch die Erhaltung und Kräftigung des Gemeinwesens, werden wir staatliche Wesen. Dem französischen Volke war die Erkenntnis bis zum Jahre 1789 abgeschnitten gewesen, weil man ihr den einzigen Weg um dieselbe zu erlangen, die Beschäftigung mit öffentlichen Dingen, verlegt hatte. Nur ein geringer Prozentsatz nahm Anteil an dem staatlichen Leben; die überwältigende Mehrzahl der Franzosen hatte lediglich Sinn für das bürgerliche Gewerbe, in dem ein jeder beschäftigt war. Der kurzfristige Egoismus, der infolge dessen die französische Nation beherrschte, hatte ausgereicht, um das ancien régime zu vernichten; aber es bedurfte noch einer anderen höheren Kraft, wenn es sich darum handelte, eine neue Ordnung aufzubauen, welche den Bedürfnissen der durch die Revolution angebahnten Entwicklung des staatlichen Lebens Genüge zu leisten vermochte.

Bis zu einem gewissen Punkte koinzidierten die Interessen der unteren Stände. Für beide handelte es sich in erster Reihe um Beseitigung der Privilegien des Feudalstaates; alle die zahlreichen Schranken, durch welche derselbe das wirtschaftliche Leben eingengt hatte, mußten niedergerissen, die Steuerlast nach Verhältnis der Leistungsfähigkeit repartiert werden. Für das Proletariat ebenso wohl wie für die Bourgeoisie war es ferner ein gegebenes Postulat, daß die Gleichheit des Rechts verfassungsmäßig verbürgt, also durch Beteiligung des Volkes an der Ausübung der Staatsgewalt eine Sicherheit gegen jede Bergewaltigung beschafft würde. Allein darüber hinaus gerieten die Aspirationen in Divergenz. Dem Vorteil der Besitzenden entsprach es, wenn das wirtschaftliche Leben vollständig frei gegeben wurde; die Besitzlosen erkannten alsbald, daß sie nur mit Unterstützung der staatlichen Gewalt den Kampf ums Dasein durchzuführen vermöchten; die Entwicklung der Verhältnisse belehrte sie in kürzester Zeit, daß das Prinzip der Freiheit des Erwerbs einer Ergänzung bedürfte durch eine Organisation, welche ihnen die Bedingungen ihrer Existenz garantierte.

Hätte die Bourgeoisie ihre Interessen nicht lediglich im Hinblick auf den nächstliegenden Vorteil, sondern auch mit Rücksicht auf die Zukunft erwogen, so wäre es möglich gewesen, einen Ausgleich zu finden, der wenigstens für eine Zeit lang den vierten Stand zufrieden gestellt hätte. Darauf Bedacht zu nehmen, war durch die Lage der Dinge unabweislich geboten. Gelang ein solcher Ausgleich nicht, so mußte die Entscheidung der Divergenz der beiden Stände der rohen Faust anheimfallen. Wie bei allen Revolutionen, so hatte auch bei der von 1789 das Rechtsbewußtsein der Massen erheblich gelitten; die gewaltsame Auflehnung der Bourgeoisie gegen die bestehende Rechtsordnung hatte, nachdem sie durch Erfolg gekrönt worden war, dem Appell an die Gewalt den Schein der Legalität gegeben. Es war mit Sicherheit voranzusehen, daß der vierte Stand, wenn man bei der Neugestaltung der staatlichen Ordnung seine Forderung unbe-

rücksichtigt ließ, diesen Appell wagen würde. Trotzdem geschah nichts; der Bourgeoisie waren die Augen verschlossen.

In der Flugschrift „Brissot dévoilé“ sagt Camille Desmoulin, während die politischen Umwälzungen des fünfzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts ihre Stärke aus der Jugend geschöpft, im Gewissen gewurzelt haben, vom Fanatismus und der Hoffnung auf ein anderes Leben getragen worden seien, habe die Revolution von 1789 auf nichts Anderem gefußt als auf der Selbstsucht und der Eigenliebe aller Einzelnen. So weit dieses Urteil sich auf die Vergangenheit bezieht, dürfte es aufrechtbar sein; aber seine eigene Zeit hat das „enfant terrible“ der Revolution richtig verstanden. In erster Reihe trifft der Vorwurf des Egoismus die Bourgeoisie. Die neue französische Staatsordnung, die sie schuf, ist lediglich auf ihren eigenen Leib zugeschnitten. Den Interessen des vierten Standes wurde in derselben keine Rechnung getragen.

Die gefährliche Wirkung dieser egoistischen Politik wurde noch verschärft durch die Leichtfertigkeit, mit der die Bourgeoisie dem vierten Stande ein Recht der Teilnahme an der Ausübung der Staatsgewalt einräumte. Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte stellte das Volk als den Inhaber der Souveränität hin und bestimmte dann weiter: „Das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens; alle Bürger haben das Recht, in Person oder durch ihre Vertreter bei dem Erlaß der Gesetze mitzuwirken.“ Gestützt hierauf traten die Besißlosen in Opposition zu der neuen Rechtsordnung. Nach ihrer politischen Einsicht und Bildung war es unvermeidlich, daß sie binnen kurzem nicht nur diese Ordnung leugneten, sondern auch Forderungen erhoben, welche mit den Lebensbedingungen eines Gemeinwesens überhaupt unvereinbar sind. Sehr bald langte man bei der Lehre an, „daß, da jeder Mensch einen Wagen habe und geschaffen sei, um zu verdauen, derjenige, welcher nichts besitze, bei seinem Nachbar etwas suchen müsse“<sup>1)</sup>. Wenige Jahre bildete sich eine weitverbreitete Verschwörung zu gunsten der Gütergemeinschaft. Im Laufe unseres Jahrhunderts haben denn wohl einige Idealisten den Versuch gemacht, eine Lösung des Konflikts in der Weise herbeizuführen, daß das wirtschaftliche Leben nach ethischen Grundsätzen geregelt würde. Allein der Wahn, daß man mit dem Säge: „Jedem nach seiner Fähigkeit und jeder Fähigkeit nach ihrer Arbeit“ ein regulatives Prinzip gefunden hätte, war nur von kurzer Dauer, und so hat die Feindschaft gegen das Institut des Eigentums an Ausdehnung und Intensität immer weiter zugenommen. Von Frankreich aus hat sich der Krankheitsstoff über alle Kulturstaaen um so leichter verbreiten können, als überall infolge der gleichen Lage der Verhältnisse eine Prädisposition für Ansteckung vorhanden war.

Die destruktiven Bestrebungen, welche wir heute unter der Bezeichnung „Sozialdemokratie“ zusammenfassen, würden sich auf die Dauer nicht haben unterdrücken lassen. Selbst wenn die Bourgeoisie den Interessen des vierten Standes

<sup>1)</sup> Buchez et Roux I. v. Tome XXXII p. 282.



in vollstem Maße gerecht geworden wäre, das Problem der sozialen Frage würde sich zweifellos auch dann eines Tages dem modernen Staate aufgedrängt haben. Sobald die Gesellschaft ein gewisses Niveau der Zivilisation erreicht hat, bildet sich mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes zwischen Besitzenden und Besitzlosen ein Gegensatz heraus; derselbe wurzelt eben so tief in dem Wesen des Menschengeschlechts — in seiner Begehrlichkeit — „daß keine gesetzliche Organisation ihn aufzuheben vermag.“ Weiter ist es unabwehrbar, daß dieser Gegensatz einen feindlichen Charakter annimmt und nach einem gewalttätigen Austrage drängt. Allein — es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, wenn man etwa folgern wollte, da ein Kampf nicht vermieden werden könne, so sei es nutzlos, dem Gegner entgegenzukommen. Denn einmal wird die Bourgeoisie, mag sie auch noch so siegreich sein, einen Frieden niemals zu erzwingen vermögen, es sei denn, daß sie ihre egoistische Politik modifiziere. Dauernde Ruhe wird sie selbst damit nicht erkaufen können; von Zeit zu Zeit wird die Begehrlichkeit der Massen immer wieder den Appell an die rohe Gewalt wagen; indes — eine den Interessen der Besitzlosen Rechnung tragende Gesetzgebung würde wenigstens die Möglichkeit bieten, ein fortwährendes bellum omnium contra omnes abzuwenden. Sodann werden durch eine solche Gesetzgebung auch die Chancen der Bourgeoisie im Kampfe gegen den vierten Stand erhöht werden. So lange sie nicht die Überzeugung hat, im Rechte zu sein, d. h. für die Besitzlosen das gethan zu haben, was sie hätte thun müssen, um die Existenz des Gemeinwesens zu sichern, so lange wird ihr auch der moralische Mut fehlen, welchen das Bewußtsein eingiebt, für eine gute Sache zu sechten. Die Verzagttheit, welche der dritte Stand während der französischen Revolution stets gezeigt hat, so oft es galt, Gewalt anzuwenden, findet zum Teil ihre Erklärung in dem Gefühl der Schuld; man konnte nicht umhin, sich einzugestehen, daß man den arbeitenden Klassen nicht gerecht geworden war. Derselbe Vorwurf drückt die Besitzenden in allen Kulturstaaten, und die gleiche Ursache muß überall die gleiche Wirkung erzeugen.

Allerdings hängt die Lösung der sozialen Frage in erster Reihe von einer anderen Bedingung ab. Die Bourgeoisie muß sich kampfbereit halten, und das involviert eine doppelte Forderung.

Sie muß sich darüber klar werden, daß von ihr allein der Bestand unserer staatlichen Ordnung abhängt. Bajonette können wohl eine vorübergehende Deckung gewähren; aber eine dauernde Bürgschaft für seine Existenz kann der moderne Staat nur bei den besitzenden Klassen finden, welche ihn errichtet haben, und das gilt insbesondere für ein Gemeinwesen, dessen militärische Macht mit dem Volke in so inniger Beziehung steht, wie dies bei uns der Fall ist. Die Bourgeoisie muß sich also an den Gedanken gewöhnen, daß sie mit ihrem Gut und Blut einzutreten hat, sobald die Sozialdemokratie den Versuch macht, ihre Theorien ins Praktische zu übersetzen. Weiter ist es ihre Pflicht, sich für den Kampf zu rüsten, und das geschieht am wirksamsten durch eine Reform unserer Erziehung nach der Richtung hin, daß die Ausbildung des Charakters und des Körpers in

den Vordergrund tritt, daß Haus und Schule die Stärkung des Willens und der Muskeln zu ihrer vornehmsten Aufgabe machen.

Aus sich selbst heraus wird die Bourgeoisie niemals diesen Anforderungen gerecht zu werden vermögen. Der Staatsgewalt liegt es ob, durch Anregung und Leitung hier energisch einzugreifen. Einiges hat sie schon gethan; aber es ist Zeit, daß sie die soziale Frage im größten Stile in Angriff nehme.

### Kapitel 1.

#### Die Revolution bis zum Sturz des Königtums.

##### I.

#### Die Entwicklung des Gleichheits-Dogmas.

Bis daß dereinst, wie der Dichter sagt, Philosophie die Welt zusammenhalte, ist ein geordnetes Miteinanderleben der Menschen nur möglich unter der Voraussetzung einer gewissen zwangsweisen Regelung ihrer gegenseitigen Beziehungen. Der erforderliche Zwang läßt sich nicht allein durch physische Gewalt und die Furcht vor der Strafe beschaffen; auf diese beiden Agentien dürfte sich nur ein Gemeinwesen verlassen, welches zur Hälfte aus Mameluken oder Prätorianern bestände, so daß einem jeden Unterthanen ein Diener der Staatsgewalt als Wächter beigegeben werden könnte, und selbst wenn diese Bedingung erfüllbar wäre, so würde doch die Möglichkeit der Existenz einer solchen gesellschaftlichen Verbindung an dem unlösbaren Problem scheitern: Quis custodiet custodes. Das letzte Fundament des Staates liegt in dem psychologischen Zwange, welchen der Glaube an die Heiligkeit des Rechts auf uns ausübt. Daher hat man zu allen Zeiten dem Rechte einen außergewöhnlichen Ursprung ausgedichtet, sei es daß man dasselbe auf ein direktes Gebot Gottes zurückführte, sei es daß man als seine Quelle eine uns angeborene absolute Vorstellung ausgab, und an einer solchen Fiktion wird man festhalten müssen, bis die

aurea actas, quae vindice nullo

Sponte sua sine lege fidem rectumque colebat,

wiedergekehrt sein wird, bis die Menschen die „Treue und das Rechte“ achten werden, nicht unter dem Druck eines theologischen oder metaphysischen Aberglaubens, sondern weil sie diese Achtung als ein Postulat der praktischen Vernunft erkannt haben.

Eine jede Revolution bringt den Glauben an die Unantastbarkeit des Rechts ins Wanken und übt dadurch eine eminent gemeinschädliche Wirkung aus; sie gefährdet nicht nur den Fortbestand der jeweiligen staatlichen Ordnung, sondern sie erschüttert auch das Prinzip, auf welchem überhaupt die Möglichkeit eines friedlichen Zusammenlebens beruht. Wenn die Geschichte trotzdem nicht alle gewaltthätigen Anfeindungen gegen die Staatsgewalt als Verbrechen gebrandmarkt, sondern einzelne sogar als Fortschritte in der Entwicklung des Menschengeschlechts verzeichnet hat, so liegt das bestimmende Moment für diese Qualifizierung in den Motiven und den Zielen des betreffenden Rechtsbruchs. Die von der Geschichte verurteilten Revolutionen waren stets durch die Selbstsucht einiger Individuen

ingegeben, und ihre Richtung ging auf die Förderung von Sonderinteressen; sie bedrohten das Gemeinwesen in zweifacher Beziehung. Anders eingeschätzt hat die Geschichte nur solche Revolutionen, welche durch ihren Beweggrund und Zweck mit dem gemeinen Wohl in unmittelbarster Beziehung standen, welche aus der Überzeugung hervorgegangen waren, daß die vorhandene staatliche Ordnung die Fortexistenz des Gemeinwesens bedrohte, und ihre Aufgabe darin suchten, dieser Gefahr durch eine der Gesamtheit zu gute kommende Neugestaltung des Rechtes vorzubeugen. Das allein freilich genügt noch nicht oder sollte wenigstens nicht als genügend erachtet werden, um die mit einer jeden Revolution notwendig verbundenen moralischen Schädigungen aufzuwiegen. Irrtum und Unvermögen sind, politisch betrachtet, ebenso verderblich wie böser Wille, und daher darf die Reinheit der Motive und Ziele eine Revolution nicht vor der Verdammung durch die Geschichte schützen, wenn sie das Gute nur gewollt, aber nicht auch zu schaffen vermocht hat.

Nach Lage der Dinge in Frankreich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts war eine fundamentale staatliche Reorganisation unabweislich; das herrschende Fendal-System mußte fallen. Die Dringlichkeit und die Größe des Zweckes deckten in diesem Falle auch die Ergreifung gewaltsamer Maßregeln; wollten die Krone und die privilegierten Stände nicht gutwillig auf Reformen eingehen, so rechtfertigte es sich, ihnen dieselben aufzuzwängen. Es waren also die Vorbedingungen gegeben, von denen die Qualifizierung eines Rechtsbruches als eines legitimen Aktes abhängt; trotzdem verdient die französische Revolution eine solche Einschätzung um dessentwillen nicht, weil die neue Organisation, die sie schuf, nicht dem Interesse der Allgemeinheit, sondern lediglich dem eines einzelnen Standes angepaßt worden ist. —

Jahrhunderte lang hatte die privilegierte Stellung des Adels und des Klerus in Frankreich eine Berechtigung gehabt, weil diese beiden Stände ausschließlich alle gemeinnützigen Funktionen verrichteten. Die Kirche hatte ihre moralische Herrschaft dazu verwendet, um in den Mitgliedern der staatlichen Gesellschaft die tierischen Triebe mit ihren zentrifugalen Tendenzen zu unterdrücken, um ihnen Zucht und Sitte beizubringen und die geselligen Eigenschaften zu wecken und zu kräftigen. Durch Erziehung und durch verständige Bewertung des Dogmas vom jenseitigen Leben war es ihr gelungen, den Menschen allmählich zu einem gesellschaftlichen Wesen heranzubilden. Weiter hatte sie ihn an das Gemeinwesen gefesselt durch Anregung und Entwicklung des wirtschaftlichen und geistigen Lebens; einerseits hatte sie Ackerbau und Industrie gefördert, andererseits Künste und Wissenschaften gepflegt. In der von den Benediktinern begonnenen *Histoire littéraire de la France* heißt es mit Recht: „Im Mittelalter konnte man den Papst den Unterrichtsminister Europas nennen.“ Endlich war die Kirche helfend eingetreten, wo der feudale Staat seine Angehörigen im Stich gelassen hatte; getreu dem Worte ihres Stifters hatte sie sich der Mühseligen und Beladenen angenommen, die Armen unterstützt, für die Kranken Fürsorge getroffen, den Witwen und Waisen zur Seite gestanden, kurzum auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit alle die Leistungen

übernommen, welche nach heutiger Auffassung dem Staate und der Gesellschaft obliegen. Nächst dem Klerus war der Adel die wirksamste Stütze des Gemeinwesens gewesen; wenn ersterer den Kopf repräsentiert, so ist letzterer der Arm des mittelalterlichen Staates. Was der Geistliche geschaffen, das hatte der Rittersmann vor gewaltfamer Vernichtung geschützt. Im Innern war die Sicherheits-Polizei durch ihn ausgeübt worden; Hab und Gut des Bauern und Bürgers hatte er gegen die herumstreifenden Räuberbanden gedeckt. Nahte sich ein Feind von außen den Grenzen des Landes, so war es in erster Reihe der Adel gewesen, der zur Abwehr sein Leben eingesetzt hatte. „Der Adel, sagt Thierry in seiner Geschichte des dritten Standes, „vertritt im Mittelalter die Ritterlichkeit mit allem, was an militärischer Tapferkeit, Ehre und Ruhm sich an dieses Wort knüpfte; er wußte zu sterben, er rühmte sich dessen, und das war sein berechtigter Stolz. Mehr als das, in ihm lebte ein Gefühl der Anhänglichkeit an das Königreich Frankreich, an die heimatliche Erde in ihrer ganzen Ausdehnung zu einer Zeit, wo der Patriotismus der Bourgeoisie sich noch nicht über das Niveau des Municipal-Gefühls erhoben hatte.“<sup>1)</sup>

Im Laufe der Zeit war ein vollständiger Wandel in diesem Verhältnis eingetreten. Die geschichtliche Aufgabe der Kirche und des Adels war gelöst, und — eine Thatsache, welche damit im engsten Kausalzusammenhang stand — zugleich hatte sich in diesen beiden Ständen ein Degenerationsprozeß vollzogen. Einerseits hatten Zucht und Sitte bei dem Bauer und Bürger Wurzel geschlagen; andererseits hatte sich, je weiter diese Entwicklung fortgeschritten war, in den Seigneurs und Geistlichen individualistische Neigungen und damit die Tendenz zur Absonderung von dem Gemeinwesen ausgebildet. In Folge Mangels an Anreiz zur Bethätigung einer Fähigkeit stirbt letztere eben allmählich ab. Auch in ökonomischer und sozialer Beziehung waren Adel und Klerus zurückgegangen; der dritte Stand hatte sie abgedrängt. Nicht nur war derselbe numerisch den Privilegierten bedeutend überlegen geworden<sup>2)</sup>, auf ihn hatte sich auch das ganze wirtschaftliche Leben konzentriert, in Kunst und Wissenschaft bildete er die treibende Kraft, und seit der Errichtung stehender Heere reffortierte in der Hauptsache von ihm aus die Landesverteidigung. In seinem berühmten Pamphlet „Qu'est-ce que le tiers état“ führt Sieyès aus, daß der angebliche Nutzen eines privilegierten Standes für den staatlichen Dienst nur eine Chimäre sei, daß ohne denselben lediglich durch den dritten Stand alles besser verrichtet werden würde. „Wer wird es wagen zu behaupten, heißt es dann weiter, daß der dritte Stand nicht alles in sich enthalte, um eine vollständige Nation zu bilden? Er ist wie ein starker und gesunder Mensch, dessen einer Arm noch gefesselt ist. Wenn man die Privilegierten entfernte, würde die Nation um nichts geringer, sondern etwas mehr sein. Also: Was ist der dritte Stand? Alles, aber ein gefesselt, unterdrücktes Alles. Was würde er ohne den

<sup>1)</sup> A. Thierry l. c. Préface, pag. XII.

<sup>2)</sup> Sieyès berechnet, daß 1788 auf 25 bis 26 Millionen Einwohner etwa 200 000 Privilegierte in Frankreich kamen, s. Qu'est ce que le tiers état? ch. III. § 2

privilegierten Stand sein? Alles, aber ein freies, blühendes Alles. Nichts kann ohne ihn geschehen, alles würde unendlich besser geschehen ohne die anderen."

Die Diagnose Sieyès' ist ohne Zweifel übertrieben; aber der leitende Gedanke in ihr ist richtig. Für eine bevorrechtigte Stellung des Adels und des Klerus fehlte es in Frankreich am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts an jedem Titel; sie hatte den Charakter einer Ausnützung der niederen durch die höheren Stände erhalten. Dieselbe Gerechtigkeit, welche ehemals die Einräumung von Privilegien an den Seigneur und an den Geistlichen erfordert hatte, machte es jetzt notwendig, daß dieselben aufgehoben und jedermann gleiches Recht gewährt wurde.

Anstatt den sicheren Weg einzuschlagen, auf den diese Entwicklung der französischen Gesellschaft hinwies, verlor die Revolution sich auf den dunkeln Pfaden rechtsphilosophischer Phantastereien.

Die Erklärung für diese verhängnisvolle Verirrung liegt in der pathologischen Geistesrichtung der ganzen damaligen Zeit.

Der dritte Stand, von dem die Auflehnung gegen das feudale Regiment zunächst ausgeht, ist in seiner weit überwiegenden Mehrzahl aus Leuten zusammengesetzt, welche zu jeder größeren politischen Leistung unvermögend sind. Die einen haben sich mit Landwirtschaft beschäftigt, andere haben eine Industrie oder ein Gewerbe betrieben, noch andere sind im Handel thätig gewesen, und auf seinem Gebiete hat ein jeder tüchtiges geleistet; in langen, mühevollen Ringen ist es ihnen gelungen, die wirtschaftliche Herrschaft in Frankreich an sich zu reißen und damit die Anwartschaft zu erwerben, bei der Leitung der Staatsmaschine in bestimmender Weise mitzuwirken. Manche unter ihnen haben auch an dem öffentlichen Leben Teil genommen, soweit sich dasselbe in dem Rahmen einer Kommune oder eines Bezirkes abspielt; sie sind mit den Bedingungen der Verwaltung eines begrenzten Gemeinwesens vertraut geworden. Allein wenn der dritte Stand auch die erforderlichen Fähigkeiten besessen hat, um das alte Regime zum Zusammensturz zu bringen, so fehlt es ihm doch an politischer Bildung, an Erfahrung und an Urteil, um eine neue staatliche Ordnung erdenken zu können. Das Bewußtsein ihres Unvermögens treibt nun die Bourgeoisie notwendig in die Arme einiger redegewandter Dialektiker. Es ist kein Zufall, daß der dritte Stand in der konstituierenden Versammlung durch nicht weniger als zweihundert Advokaten vertreten war. In der Politik giebt es nur zweierlei, worauf das Hirn und das Herz der Menschen reagieren: die erfolgreiche That und das gewandte Wort. Da Frankreich 1789 keine Männer besitzt, welche zu handeln vermögen, so muß die Leitung der revolutionären Bewegung einigen schönrednerischen Sachwaltern anheimfallen. Dieses neue Geschlecht von Staatsmännern ist aber für das politische Gewerbe noch untauglicher als der Landwirt, der Industrielle und der Kaufmann, welche sich ihm anvertraut haben. Sie wissen in Wirklichkeit von dem Leben des Staates ebensowenig als ihre Mandatäre, nämlich nicht mehr, als man in der Schreibstube aus den Akten lernen kann; aber sie bilden sich ein, die Vorbedingungen zu besitzen, um Frankreich zu reorganisieren. In ihren Müße-

stunden haben sie, der damaligen Moderichtung folgend, philosophische Studien getrieben, insbesondere haben sie sich in die Lehre vertieft, welche der das achtzehnte Jahrhundert beherrschende Rationalismus über den Staat aufstellt, und infolge davon hat sich bei ihnen der Wahn ausgebildet, als ob sie der Aufgabe gewachsen wären, auf den Trümmern der Feudalität den Staat der Zukunft aufzubauen.

Der politischen Revolution von 1789 war in Frankreich eine nicht minder radikale Umwälzung auf geistigem Gebiete vorausgegangen. Zwei Jahrhunderte früher hatte die Philosophie, die Bande der Scholastik durchbrechend, an stelle der Autorität das reine Denken, das *continuo ratiocinationis filo deducere* — als die einzig legitime Quelle aller menschlichen Erkenntnis proklamiert, und es war ihr — die Darlegung der Gründe dafür würde hier zu weit führen — gelungen, trotz der Unhaltbarkeit ihres Prinzips die ganze gebildete Welt für sich zu gewinnen. Insbesondere hatte die rationalistische Theorie vom Staate eine faszinierende Wirkung ausgeübt. Die bestehende staatliche Ordnung und ihre überlebten Rechtsinstitute hatten so wenig Anziehendes, daß selbst eine rein wissenschaftliche Berührung mit ihnen vermieden wurde; sich mit dem *corpus vile* der Feudalität zu beschäftigen, überließ man den Altertumskrämern und wandte sich dem Staatsrecht zu, welches der Rationalismus angeblich vermittelt des reinen Denkens konstruiert, in Wahrheit aber aus der Phantasie hervorgezaubert hatte. Die Begeisterung steigerte sich in einer Weise, welche, wie David Hume aus Paris schrieb, sich nicht vorstellen ließ, als Rousseau mit blendender Dialektik und verführerischer Diktion in dem *Contrat social* ein vollständiges System dieses neuen Rechtes entwickelte. Napoleon's Wort, ohne Rousseau würde Frankreich seine Revolution gehabt haben, ist ein Paradoxon; aber unstreitig hat der Genfer Philosoph auf die Entwicklung der Dinge in Frankreich während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen weitgehenden Einfluß ausgeübt. —

Rousseau's rechtsphilosophisches System ruht auf einer rein spekulativen Grundlage und trägt daher einen durchaus metaphysischen Charakter an sich. Der Verfasser des *Contrat social* geht von einem Naturzustande aus, den er dahin kennzeichnet, daß in ihm der Mensch die beiden höchsten Güter auf Erden, die Freiheit und die Gleichheit, unbeschränkt genießen konnte. Durch verschiedene Gründe, welche weiter unten dargelegt werden sollen, sah der Mensch sich gezwungen, diesen Zustand aufzugeben und gesellschaftliche Verbindungen einzugehen. Allein dabei konnte er unmöglich auf seine Freiheit verzichten; denn das wäre gleichbedeutend gewesen mit einem Verzicht auf seine Eigenschaft als Mensch; er ließ sich auf ein Zusammenleben mit anderen nur unter der Bedingung ein, „daß die Person und die Güter jedes Einzelnen durch die ganze gemeinsame Kraft aller beschützt und verteidigt würden, der einzelne jedoch, indem er sich allen verband, nur sich selbst gehorchte und ebenso frei blieb wie zuvor.“ Daraus ergibt sich als zwingendes Postulat die Volkssouveränität. Muß der Mensch auch in der gesellschaftlichen und staatlichen Verbindung mit anderen seine Freiheit bewahren, so ist es ausgeschlossen, daß er sich einem Monarchen,

einer aristokratischen Körperschaft oder einer Repräsentativversammlung unterwerfe; er darf nur dem Willen der Allgemeinheit folgen, denn dann allein folgt er seinem eigenen Willen, der einen Teil des allgemeinen Willens ausmacht<sup>1)</sup>. Ebensovienig wie die Freiheit kann der Mensch die Gleichheit aufgeben; denn „die Freiheit kann nicht ohne die Gleichheit bestehen.“ Folgeweise muß der Staat allen seinen Mitgliedern gleiches Recht, insbesondere gleiche Teilnahme an der Ausübung der legislativen Gewalt einräumen. Gesetz darf nur werden, was dem Willen aller entspricht; also muß jedermann bei der Gesetzgebung ein Votum haben. Rousseau dehnt die Forderung der Gleichheit sogar noch weiter aus; er erachtet es zwar nicht für notwendig, „daß die Grade der Macht und des Reichthums absolut dieselben seien“, aber er will, daß das Gesetz übermäßigen Besitze vorbeuge. „Kein Bürger darf so reich sein, daß er einen andern kaufen kann, und keiner so arm, daß er dem Zwange ausgesetzt ist, sich zu verkaufen.“

Diese Grundsätze hatten die Advokaten der konstituierenden Versammlung wie Arlome von mathematischer Unantastbarkeit in sich aufgenommen. Der Contrat social beruht nach Rousseau auf einem Naturgesetz, gegen welches keine positive Satzung gilt; er enthält das ewig wahre Staatsrecht. Aus ihm ließen sich also einerseits der Titel für den gewaltsamen Umsturz des anciens régime, andererseits die grundlegenden Prinzipien für die Neuorganisation des Gemeinwesens herleiten.

Unter den zahlreichen politischen Flugschriften, welche beim Ausbruch der Revolution erschienen sind, nimmt die des Abbé Sieyès „Qu'est-ce que le tiers état?“ mit Recht die erste Stelle ein; sie darf als das Glaubensbekenntnis der damals leitenden Politiker angesehen werden. Äußerlich gehört ihr Verfasser zwar dem geistlichen Stande an; aber unter der Soutane steckt das Prototyp jener Advokaten, welche in der konstituierenden Versammlung die staatsrechtliche Neugestaltung Frankreichs übernommen haben. Die genannte Schrift steht nun ganz auf dem Boden des Rousseau'schen Nationalismus. In ihrem ersten Teil giebt sie allerdings zur Rechtfertigung der Revolution Argumente, welche, wenn auch in der Form agitatorisch, doch ein gesundes historisch-politisches Verständnis bekunden; Sieyès sucht nachzuweisen, daß der dritte Stand in dem wirtschaftlichen und geistigen Leben Frankreichs der bestimmende Faktor geworden sei, und daß daher der französische Staat nur fortzueristieren vermöge, wenn diese faktische Machtstellung auch zur gesetzlichen Anerkennung gelange. Allein eine solche Begründung genügt Sieyès nicht; er fühlt sich gebunden, außerdem noch auf einige „einfache Prinzipien“ zu rekurrieren, weil dieselben „viel wichtiger sind, als alle Anstrengungen des Genies,“ — auf „die unverjähren Rechte, welche eine allmächtige Hand in unsterblichen Zeichen dem Menschen eingegraben hat,“ und lediglich aus diesen letzteren heraus konstruiert er sich dann nach Rousseau'schem Vorbilde den Gesellschaftsvertrag, welcher an die Stelle des Feudalrechts treten

<sup>1)</sup> Rousseau, Contrat social und d'e Considérations sur le gouvernement de Pologne et sur la réformation projetée.

soll, d. h. die Verfassungsgrundsätze, „die eine so bindende Autorität besitzen, daß kein positives Gesetz ihnen derogieren kann.“ Wie der Genfer Philosoph, so geht auch Sieyès davon aus, daß die Menschen sich durch ein Abkommen zu einem staatlichen Zusammenleben verbunden haben. Was nun aber auch dabei stipuliert sein möge, behauptet er, gehorsam seinem Herrn und Meister, ihre Freiheit haben die Kontrahenten nicht aufgeben können, und folgeweise ist der Wille der Nation die einzig mögliche souveräne Gewalt in jedem Staate. „Nicht nur ist die Nation keiner Verfassung unterworfen, sondern sie kann und darf es auch nicht sein.“ Sie kann es nicht sein, denn es ist undenkbar, daß man mit sich selbst einen bindenden Vertrag abschlüsse; sie darf es nicht sein, denn das hieße einen unwiderruflichen Verzicht auf seine Freiheit leisten. Also immer bleibt der Wille der Nation die *lex suprema*; er braucht nur zur Erscheinung zu treten, „damit jedes positive Gesetz vor ihm seine Giltigkeit verliere als vor der Quelle und dem höchsten Richter über alles positive Recht.“ Der Wille der Nation wird gebildet durch den Willen der einzelnen Individuen, und zwar muß dabei ein Jedes einen gleichen Anteil haben. Es mögen Verschiedenheiten im Besitz bestehen; sie haben keine andere Bedeutung als Verschiedenheiten im Alter, im Geschlecht, in der Farbe, in der Figur; aber die bürgerlichen Rechte dürfen nicht ungleich zugemessen werden; es darf nur eine Art „Jibismus“ geben<sup>1)</sup>. Wie Rousseau so stellt also auch Sieyès die Prinzipien der Volkssouveränität und der Gleichheit als die einzig möglichen Grundlagen einer Verfassung auf.

Hätte die Reorganisation Frankreichs an die geschichtliche Entwicklung der Gesellschaft angeknüpft und ans derselben ihr leitendes Prinzip entnommen, so würde sie sich auf zwei allerdings tief eingreifende Abänderungen des bestehenden Rechtszustandes beschränkt haben; sie hätte den Grundsatz der gleichen Behandlung aller Bürger seitens der Staatsgewalt aufgestellt und zweitens diese letztere einer Kontrolle, insbesondere auf dem Gebiete der Finanzverwaltung, unterworfen. Es bedarf nur einer kurzen Erwägung der Gravamina, durch welche die unteren Stände sich beschwert fühlten, um sich davon zu überzeugen, daß das Bedürfnis einer Reform über diese beiden Punkte nicht hinausging.

Von allen Bürden, die auf den nicht privilegierten Gesellschaftsklassen lasteten, war die schwerste die Prägravierung mit Steuern. Gewisse Abgaben entrichtete nur der Noturier, wie beispielsweise das sogenannte *franco-dief*, welches alle zwanzig Jahre eine volle Jahreseinnahme verschlang. Bezüglich der allgemeinen direkten Steuern hatten Adel und Klerus sich weitgehende Exemtionen zu verschaffen gewußt. Nicht nur waren sie von der persönlichen „*Taille*“ befreit; sie zahlten auch keine „*Taille*“ für den Grundbesitz, welchen sie selbst bewirtschafteten oder von ihren Verwaltern bewirtschaften ließen. Zu der Kopfsteuer trugen die *Seigneurs* etwa nur den achten Teil dessen bei, was sie bei einer gleichmäßigen *Repartition* hätten leisten müssen; die Geistlichkeit hatte sich durch Ablösung da-

<sup>1)</sup> S. besonders die Kapitel V. u. VI. der im Text erwähnten Broschüre und ferner die beiden Pamphlete von Sieyès: *Vues sur les moyens d'exécution dont les représentans de la France pourront disposer en 1789* und *Préliminaire de la constitution Française 1789*.



von liberiert. An Zwanzigstelsteuer — einer fünfprozentigen Einkommensteuer — prästierte der Adel nur die Hälfte des ihn treffenden Anteils. Die vierte direkte Abgabe, die Entschädigung für den Frohdienst, war zwar anfänglich allen Grundbesitzern unterschiedslos auferlegt, aber seit dem Jahre 1787 infolge einer anderweitigen Bestimmung über den Zuschlag auf diejenigen abgewälzt worden, welche schon durch die Taille überlastet waren; die Klage der Provinzialversammlung der Champagne war mithin ganz begründet: „die durch den lebhaften Handel und die Benützung der Reichen ruinierten Straßen werden nur von den Beträgen der Armen in stand erhalten.“ Soweit es den Privilegierten nicht gelungen war, sich de jure eine Ausnahmestellung zu verschaffen, wurde der Weg der Konventionen versucht. In einem für die damaligen Verhältnisse charakteristischen Schreiben eines Seigneurs an den Chef der Steuerverwaltung seiner Provinz heißt es: „Ihr empfindsames Herz wird nie zugeben, daß ein Mann von meinem Stande Steuern nach demselben Maßstabe zahlen soll wie ein Bürgerlicher;“ und es scheint, als ob ein derartiger Appell an das Gefühl der Beamten von Erfolg gewesen sei. „Mit den Intendanten werde ich fertig und zahle, was mir beliebt,“ erzählt der Herzog von Orleans. „Die Steuereinnahmer, schreibt Necker, glauben, die Privilegierten mit Nachsicht behandeln zu sollen, selbst wenn sie im Rückstande sind, sodaß infolgedessen ihre Kopf- und Einkommensteuern oft sehr lange nicht gezahlt oder sogar gänzlich uneinbringlich rückständig werden“).

Da somit aus den Taschen der Seigneurs und geistlichen Fründenbesitzer nur ein Geringes in den fiskalischen Säckel floß, mußten zur Befriedigung der staatlichen Bedürfnisse um so höhere Anforderungen an den Bauer und Bürger gestellt werden, an „le gent taillable et corvéable à merci et miséricorde.“ Aber auch innerhalb dieses Kreises bestand eine gefährliche Ungleichheit: Der Arme hatte mehr zu steuern als der Wohlhabende. In kurzfristiger Nachahmung des von den bevorrechtigten Ständen gegebenen Beispiels suchte der besitzende Bourgeois die Last der Abgaben von sich weiter nach unten hin abzuladen. Theils wurden die notwendigsten Lebensmittel wie Mehl, Fleisch, Eier, Fische, mit einem hohen Oktroi belegt — in Toulon beispielsweise werden von den 254897 Livres, die die Stadt braucht, 233405 Livres durch Mehlabgaben aufgebracht, — theils wählte man das einfachere Mittel, daß man sich ein Amt in der Steuer-, Zoll-, Post- oder Domänenverwaltung übertragen ließ, womit Befreiung von der Taille, dem Frohn- und Militärdienst sowie geringere Heranziehung zu der Kopfsteuer verbunden waren. Infolgedessen herrschte in vielen Städten unter der arbeitenden Bevölkerung ein „herzerreißendes Elend“. In Châtellenault, einem Städtchen von 4000 Einwohnern, gab es in einem Winter 1800 Arme. In Rouen und Tours waren mehr als 12000 Arbeiter an den Bettelstab gekommen. Die Behörden von Lyon sahen sich genötigt, die Beschäftigungslosen zu bewachen. Von Paris erzählt d'Argenson, daß der Dauphin und die Dauphine auf ihrem Weg zur Kirche an

1) Taine l. c. Tom. I p. p. 17 etc., 359 etc., Tocqueville, l'ancien régime et la révolution, 4 éd. Paris 1859, pap. 181.

der Journelle Brücke von 2000 Weibern mit dem Ruf empfangen wurden: „Geben Sie uns Brot oder wir sterben Hungers.“ Im Faubourg St. Antoine gingen im Laufe eines Monats 800 Personen vor Elend zu Grunde. Weiter setzte sich der Abwälzungsprozeß fort im Verhältnis von Stadt zu Land. In einem Berichte klagt Turgot, daß die Städte lediglich nur auf ihren eigenen Vorteil besorgt seien und demselben die Bauerngüter und Dörfer ihres Kreises opfern, daß die von städtischen Steuerämtern abhängigen Landbewohner „mit unerhörter Strenge behandelt werden“. Der reiche Städter zahlte nicht einmal an Taille so viel als der arme Ackerbauer. Compiègne beispielsweise mit 1671 Feuerstellen brachte an der genannten Steuer 8000 Livres auf, ein benachbartes Dorf mit 148 Feuerstellen 4475 Livres. Versailles führte bei einer Einwohnerzahl von 70000 Menschen nur 51600 Livres Kopfsteuer ab, also statt  $3\frac{1}{2}$  nicht einmal 1 Livre per Kopf. Die Bauern sahen sich zuletzt genötigt „Gras zu essen wie die Schafe und kamen um wie die Fliegen“. Die notwendige Folge davon war, daß überall der Ackerbau erschrecklich zurückging. Ein bretonischer Edelmann schreibt an Necker: „Die Steuern lasten auf der nützlichen und notwendigen Klasse, welche immer geringer wird, auf den Ackerbauern. Das Land wird öde, und niemand will mehr den Pflug führen. Ich gebe die heilige Versicherung, daß wir bei der letzten Ernte mehr als den dritten Teil unseres Getreides verloren haben, weil wir keinen Arbeiter finden konnten.“<sup>1)</sup>

Taine rechnet aus, daß der kleine bäuerliche Wirt durchschnittlich von je 100 Livres seines Einkommens 53 Livres dem Staate an direkten Steuern zu zahlen hatte. Damit war die Belastung aber noch keineswegs erschöpft. Nach dem Fiskus erschien die Kirche und beanspruchte eine weitere Quote. In den verschiedenen Provinzen schwankte der Zehent zwischen  $\frac{1}{10}$  und  $\frac{1}{30}$  des Bruttoeinkommens; der Durchschnitt wird verschieden geschätzt, von einigen auf  $\frac{1}{7}$ , von anderen auf  $\frac{1}{5}$  und selbst auf  $\frac{1}{4}$  des Reineinkommens.<sup>2)</sup>

Endlich partipizierte auch der Feudalherr an dem Ertrag der Arbeit des dritten Standes. Für die eigentümliche Überlassung von Grund und Boden an den Bauer erhielt er einen Zins, welcher unablösbar war, und durfte außerdem jährlich 10—12 Mal Frohndienste verlangen. Stellenweise waren die Bauern sogar gehalten, die Felder des Seigneurs zu beackern, zu besäen, abzumähen und die Ernte in die Scheuern zu bringen. In manchen Provinzen wurde eine Taxe für den „allgemeinen“ und für den „militärischen Schutz“ erhoben, die sogenannten Droits de poursoin ou de sauvement und die Droits de guet et de garde; außerdem mußten dem Herrn Dmngelder für den Verkauf von Getränken und Herdsteuern für jeden Feuerherd entrichtet werden. Sehr verbreitet waren die lods et ventes, d. h. Gebühren von  $\frac{1}{8}$  bis  $\frac{1}{4}$  des Erlöses bei Käufen, Verkäufen oder langjährigen Verpachtungen von Grundstücken, welche innerhalb der Gutsgrenzen des Seigneurs lagen. Auch bei Erbanfällen hatte der Bauer zu

<sup>1)</sup> Taine I. s. Tom I, p. p. 359 sq. R. Meyer „Der Emanzipationskampf des vierten Standes.“ Bd. 2, S. 436.

<sup>2)</sup> Taine I. s. Tom I, p. 378, Note.

steuern, insbesondere die „acapte“, welche beim Tode des Herrn oder des Zinsmannes fällig wurde und sich auf den einjährigen Fruchttertrag belief. — Zu diesen direkten traten noch erhebliche indirekte Lasten hinzu. Der Feudalherr durfte innerhalb seiner Grenzen Brücken- und Wegeabgaben erheben und die zu Märkte kommenden Waren einem Zoll unterwerfen. Er übte ferner gewisse Monopole aus; so war er z. B. befugt, die Einwohner seines Bezirks zu zwingen, ihren Wein in seiner Presse zu keltern, ihr Korn in seiner Mühle zu mahlen, ihr Brot in seinem Ofen zu backen, ihr Vieh in seiner Fleischerei zu schlachten und dafür entsprechend zu zahlen. Noch im Jahre 1724 soll sich die Zahl solcher Herrenrechte auf etwa 1200 belaufen haben.

Ein Gesamtbild über die Prägravierung des dritten Standes gegenüber Adel und Geistlichkeit läßt sich aus den folgenden Zahlen entnehmen: Die Bevölkerung Frankreichs setzte sich zur Zeit der Thronbesteigung Ludwig XVI. zusammen aus 150 000 Adligen, 316 000 Geistlichen und 24 000 000 Gemeinen. Das Gesamteinkommen der ersteren belief sich auf 386 Millionen Livres, und darauf zahlten sie 61 Millionen Steuern. Die Geistlichkeit hatte eine Revenue von 370 Millionen, wovon an den Fiskus 27  $\frac{1}{2}$  Million fielen. Die Gemeinen endlich werden auf eine Einnahme von 1465 Livres geschätzt; die Summe der auf ihnen lastenden Staatssteuern, Zehnten und Feudalabgaben beläuft sich auf 936 Millionen. Berechnet man hiernach das durchschnittliche Reineinkommen des einzelnen Staatsbürgers, so stellt sich dasselbe für den Adligen auf 2160, für den Geistlichen auf 1100 und für den Gemeinen auf 22 Livres<sup>1)</sup>.

Zu dem Abgabensystem kamen als zweites Gravamen die Beschränkungen hinzu, welchen die nicht privilegierten Stände bezüglich der Wahl ihres Berufes unterworfen waren; der Feudalstaat ist gegen den dritten Stand in zweifacher Weise ungerecht; nicht nur verlangt er von ihm übermäßige Leistungen, sondern er beraubt ihn auch verschiedener Waffen, um den Kampf ums Dasein durchzufechten. Die militärische Laufbahn war für den Nicht-Adligen so gut wie unzugänglich: denn schon um eine Hauptmannsstelle bekleiden zu können, bedurfte es des Nachweises von vier Ahnen. Der geistliche Beruf bot nur geringe Aussichten; die Mehrzahl der einträglichen Pfründen war von Rechts wegen dem Adel vorbehalten, und de facto wurden alle höheren Kirchenämter an Mitglieder vornehmer Familien verliehen. Auch im Zivildienst galt für die Roture keineswegs das Recht der freien Bahn. Gewisse Ämter in der Zentralverwaltung waren ihr durch das Gesetz verschlossen; insbesondere konnte ein Bürgerlicher niemals zu der wichtigen Stelle eines *maitre des requêts*, eines Berichterstatters im Staatsrate über die Bittschriften, emporsteigen. Die zahlreichen Provinzialämter, welche zwar wenig Einfluß verschafften, weil der Intendant alle Macht in seinen Händen konzentrierte, aber wegen der mit ihnen verbundenen Emolumente vielfach umworben waren, die Ämter der Generalstatthalter, des Generallieutenants,

<sup>1)</sup> Meyer a. a. D. S. 433. In die Staatssteuern sind hier auch die indirekten mit eingerechnet.

Subkommandanten, Leutnants, Sekretäre u. a. wurden —thatsächlich nur mit Adligen besetzt.<sup>1)</sup> Endlich konnte der Bourgeois sich nicht einmal nach seinen Neigungen und Fähigkeiten ein bürgerliches Gewerbe erwählen, beziehungsweise, ein solches ungehindert betreiben. Hier erlob ein Seigneur, dort eine geistliche Körperschaft auf Grund eines Banrechts Widerspruch gegen den Betrieb überhaupt oder verlangte doch wenigstens die Entrichtung einer drückenden Abgabe. Innerhalb des dritten Standes war wiederum der Unbemittelte am meisten beeugt, insbesondere durch das Meisterrecht und das Zunftwesen. Ursprünglich hatten beide Institutionen den Zweck verfolgt, die Mitglieder ein und desselben Gewerbes mit einander zu verbinden und ihnen eine Art freier Regierung zu geben behufs Unterstützung und Kontrollirung der Arbeiter. Nachdem aber im Laufe der Jahrhunderte die Auffassung sich herausgebildet hatte, daß das Recht zu arbeiten ein Privileg wäre, dessen Verleihung der Krone zustände, — ein *droit royal et dominal* —, hatte das Zunftwesen einen anderen Charakter angenommen; unter der Konnivenz des Staates, welcher mit der Verleihung von Vorrechten Handel zu treiben liebte, war eine Monopolisirung der Gewerbebetriebe durch die Zunftgenossen entstanden. Die französische Industrie war gleichsam an eine gewisse Zahl von Korporationen „verpachtet worden.“<sup>2)</sup> Schon die Erlernung eines Handwerks war mit so viel Kosten verbunden, daß es dazu eines kleinen Vermögens bedurfte. Beim Eintritt in eine Werkstatt, welcher übrigens dadurch erschwert war, daß der Meister nur einen Lehrling halten durfte, mußte letzterer ein Aufnahmegeld zahlen, welches beispielsweise bei den Gewürzkrämem 1064, bei den Tuchfabrikanten 1270, bei den Goldarbeitern 1800 Livres betrug. Für die Registrierung des „Brevet“ in der Kanzlei der Gilde waren außerdem die *droits de cire, de chapelle, de confrérie, de bien-venue*, so wie die Gebühren der *Gardes-jurés* und der *Cleres de communeauté* zu entrichten. Sodann hatte der Lehrling acht volle Jahre ohne Entgelt bei dem Meister zu arbeiten. Die Gesellenzeit dauerte zwei-, mitunter dreimal so lange. Um endlich die Meisterschaft zu erlangen, mußte man mindestens 2000 Livres aufwenden. Seit Heinrich III., sagt Tocqueville, sind die Mißbrände dieses Systems unausgesetzt gewachsen und haben sich ausgedehnt, selbst zu der Zeit, wo der Fortschritt der Gesellschaft sie noch unerträglich machte.<sup>3)</sup>

Weiter fühlten die nicht privilegierten Stände sich beschwert durch die Handhabung des Rechts, durch die Organisation des Gerichtswesens. Man klagte darüber, „daß Körperschaften und einfache Privatleute das patrimoniale Recht besaßen, in ihrem eigenen Namen Jurisdiktion auszuüben, daß andere Privatleute

<sup>1)</sup> *Taine* I c. Tom. I p. p. 65 etc. Meyer a. a. D. Bd. 2 S. 434.

<sup>2)</sup> Als Agent die Lampen mit Luftpumpen erfand, zitierten die Blechschmiede, Schlosser und Kleinschmiede ihn vor das Parlament, weil sie das Recht Lampen zu fabriciren ausschließlich für sich in Anspruch nahmen.

<sup>3)</sup> *Tocqueville* I. c. S. 182 etc. Meyer a. a. D. Bd. 2 S. 437, 438, S. Engländer, Geschichte der französischen Arbeiter-Assoziationen II. 1 S. 24 ff. 75 ff. J. Kofsch, Geschichte der Gesellschaft. Würzburg 1869 Bd. 2 S. 224 ff., Bd. 3 S. 224 ff.

durch Erbgang oder Kauf die Befugnis erlangten, ihre Mitbürger abzurteilen.“ Die Ausübung der Justiz in den Herrschaftsgerichten war ein Hohn auf alle Gerechtigkeit. „Dieselben wimmelten, sagt Taine, von einer Menge Gerichtsbeamten jeder erdenklichen Art. Oft fand man deren 10 in einem Arrondissement, das kaum zwei hätte ernähren können, wenn sie sich auf ihre Ämter beschränkt hätten. Aber sie waren gleichzeitig Richter, Anwälte, Aktuare und Notare. Alle waren ambulanz, verständigten sich gleich den Spitzbuben auf den Jahrmärkten und versammelten sich in Kneipen, um zu prozessieren, zu plaidieren und Entscheidungen zu treffen. Zuweilen übertrug ein Seigneur, um das Gehalt zu ersparen, das Richteramt auf einen seiner Unterthanen; noch öfter stellte er einen halbverhungerten Winkel-schreiber aus einem benachbarten Städtchen an, mit einer Befolzung, von welcher der Mann kaum eine Woche hätte leben können, so daß er genötigt war, sich an den Bauern zu entschädigen.“<sup>1)</sup> Als ein „Eindringen des Schmutzes der Privilegien in das Heiligthum der Justiz“ sah man ferner das erimierte Forum der höheren Stände an. Am schwersten endlich empfand man die Vergewaltigung der ordentlichen Rechtspflegung. Allerdings waren die staatlichen Gerichte von der Regierung völlig unabhängig; letztere konnte die Mitglieder derselben weder ab- noch versetzen; sie hatte meistens nicht einmal eine Einwirkung auf ihre Beförderung; aber alle diese Garantien gewährten keinen Schutz vor Willkürlichkeit, weil dem Könige ein weitgehendes Recht zustand, jeden Prozeß dem ordentlichen Richter zu entziehen und durch Verwaltungsbeamte entscheiden zu lassen, welche sich nicht durch die Gesetze gebunden fühlten, sondern nach Rücksichten politischer Utilität entschieden. In den meisten französischen Edikten des letzten Jahrhunderts findet sich die Klausel vor, „daß alle auf die Ausführung derselben bezüglichen Rechtsstreitigkeiten vor den Intendanten zu bringen seien, vorbehaltlich der Appellation an den Rat des Königs.“ Soweit es an einer gesetzlichen Grundlage für Ausübung einer administrativen Justiz mangelte, hatte sich eine ergänzende Praxis herausgebildet. Durch die sogenannten „Evocations“ wurden alle Streitfachen, welche mit der Steuererhebung und dem Verkehrsleben in Beziehung standen, den ordentlichen Gerichten entzogen. Vornehmlich wurde also der dritte Stand betroffen. Der Adel scheint die in Rede stehende Institution sogar zu seinen Gunsten fruktifiziert zu haben. Fühlte sich ein Seigneur durch eine gerichtliche Verfügung beschwert, so wendete er sich an den Intendanten, und letzterer reskribierte dann wohl, daß, „obgleich es sich um Privatrechte handelte, welche vor die Gerichte gehörten, Seine Majestät doch immer, wenn Sie wollten, die Kognitionen jeder Art von Angelegenheiten sich vorbehalten könnten, ohne über die Gründe Rechenschaft ablegen zu müssen.“<sup>2)</sup>

Einen Hauptübelstand bildete schließlich die Mißwirtschaft, welche in der Finanzverwaltung des ancien régime herrschte. Die direkten und indirekten Steuer-

<sup>1)</sup> Taine l. c. Tm. I p. 55.

<sup>2)</sup> Tocqueville l. c. p. 103 etc. und insbesondere die Rede Thouret's über Justizreform in der Nationalversammlung im März 1790, bei Buchez et Roux, l. c. Tom. V p. p. 82 etc. Deutsche Revue. XV. Oktoberheft.

Intraden beliefen sich auf etwa 600 Millionen Livres. Mit derselben Ungerechtigkeit und mit derselben Rücksichtslosigkeit gegen die Interessen der Allgemeinheit, mit welcher man die Steuern eintrieb, verausgabte man auch ihre Erträge. 40 Millionen jährlich verschlang die Hofhaltung des Königs, und in dieser Summe waren die Kosten der königlichen Jagden und Reisen, die Unterhaltung der Schlösser und die Besoldungen der Großwürdenträger sogar nicht einbegriffen. Die Zahl der Hofbeamten war eine ungeheuerliche; sie bezifferte sich auf etwa 15000 Personen, von denen selbstredend nur die wenigsten irgend eine Funktion hatten. In der Küche beispielsweise waren 295 Leute angestellt, im Stall 1458. Die Verwaltung der Privatbibliothek des Königs erforderte 43 Beamte; sein Zeremonien-Personal umfaßte 62 Herolde, Schwerträger u. s. w.; 48 Ärzte, Apotheker, Operateure, Chemiker und Alchymisten versahen den Medizinaldienst. Nicht minder übertrieben waren sodann die mit den Hofstellen verbundenen Emolumente. Das Einkommen des ersten Küchenmeisters belief sich, außer dem Gehalt, auf jährlich 84000, das der Oberkammerfrauen der Königin auf 50000, das des Geheimsekretärs auf 200000 Livres. Die königliche Gouvernante erhielt 115000, die Superintendentin 150000 Livres. Einen besondern und sehr erheblichen Titel in dem Budget bildeten die Geschenke. Selbst die edelsten Familien verschmähten es nicht, durch königliche Zuwendungen auf Kosten des Volkes sich zu bereichern. Die Polignacs bezogen 700000, die Noailles 2 Millionen Pension jährlich, die Fürstin Lambelle 100000 Thaler. Die beiden Brüder des Königs, welche mit 2 Millionen apanagiert waren, kosteten ihn nach Necker's Berechnung außerdem 8300000 Livres. Früher oder später, heißt es in einer Beschwerde des Parlaments von Dijon an den König aus dem Jahre 1764, wird das Volk erfahren, daß die Trümmer unserer Finanzen fortwährend verschwendet werden, und zwar als unverdiente Geschenke, als übertriebene, für ein und dieselben Empfänger vervielfachte Pensionen, als Mitgiften und Leibgebilde, als Bezahlung für unnütze Stellen. Früher oder später wird das Volk diese gierigen Hände zurückstoßen, welche sich fortwährend öffnen und nie voll zu werden scheinen; diese unersättlichen Leute sind wohl nur geboren, um alles zu nehmen.“ Mit gleicher Frivolität trieb man Vergeudung in den Besoldungen der hohen Staatsbeamten. Der Herzog von Duras, Gesandter in Madrid, hatte 200000 Livres an Gehalt, 100000 Thaler als Gratifikation und 50000 Livres für geheime Ausgaben; außerdem ließ man ihm Möbel und Effekten im Werte einer halben Million, wovon er die Hälfte behielt. Der Marschall de Belle-Isle, der Frankreich ein Jahr in Frankfurt vertrat, machte 1200000 Livres Schulden und erhielt zur Entschädigung 400000 Livres aus den Erträgnissen des Salzmonopols und eine Rente von 80000 Livres. Die Bezüge des Kanzlers beliefen sich auf 120000, die des Justizministers auf 135000, die des Staatssekretärs auf 226000 Livres.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Taine l. c. Tom I p. 68 sz. 82, 83, 94 sz. 114 sz. v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795 (2. Aufl.) Bd. 1 S. 38 ff. —

In einem traurigen Kontrast zu diesen enormen Summen stehen die Aufwendungen, welche das ancien régime zu Gunsten der Förderung des allgemeinen Wohls machte. Unter Ludwig XVI. waren im Budget für Brücken und Chauffeen 4, für öffentliche Bauten kaum 2 und für wissenschaftliche Anstalten etwas über eine Million ausgeworfen.<sup>1)</sup>

(Fortsetzung folgt).



## Die Luftkur.

Novelle

von

Adolf Brennecke.

Rastlos flutete trotz des rauhen, regnerischen Frühlingswetters der Weltstadtverkehr durch die Potsdamerstraße. Zu dem Klappen der Pferdehufe, dem dumpfen Rollen der Omnibusse und dem schrillen Geläute der Pferdebahn gesellte sich um die fünfte Nachmittagsstunde ein stoßweise pfeifender Nordost, gegen welchen kein Schirm und kein aufgestülpter Rockfragen schützte. Alles hastete seinen Geschäften nach, um möglichst bald unter Dach und Fach zu kommen.

„Gerade bei solchem Hundewetter müßte mein Weizen blühen!“ brummte Dr. Jonas vor sich hin, als er nach einem letzten Blick auf die Straße seinen Fenstervorhang herunterließ und sich mißmutig an seinen Schreibtisch setzte. „Berlin ist ein teures Pflaster, zumal in diesem Teile der Potsdamerstraße. Die fünfzehnhundert Mark Miete für meine vier Räume wollen herausgebracht sein! Freilich, anders als im ersten Stockwerk darf ein junger Arzt meines Schlages nicht wohnen, und ohne die Treppenläufer und die Stuckdecken gehts auch nicht mehr. Ob ich nicht doch besser in meiner Vaterstadt Köln meine Praxis begonnen hätte? Mein Onkel, der Kämmerer Sr. Heiligkeit Leo XIII., hätte mir, seinem einzigen Patenkinde, dort gewiß manchen alten Herrn der Domgeistlichkeit als Patienten verschafft! Oder ob ich nicht hier zunächst draußen im Köpnick's Viertel oder vor dem Rosenthaler Thore mein Glück versucht hätte? Dort ist der ganze Lebenszuschnitt billiger, und die kleinen Leute sind viel flinker einmal in der Sprechstunde des Arztes als die vornehme Welt von Berlin W, bei welcher jeden Morgen der Hausarzt vorfährt, um sich nach dem Befinden der Herrschaft zu erkundigen. Aber wie viele der zweitausend Ärzte Berlins haben es bis zu einer Equipage gebracht? Sind nicht die meisten froh, wenn sie überhaupt Gelegenheit haben, sich die Schuhsohlen abzulaufen? Mich läßt selten jemand holen, und in meinem Wartezimmer werden Gas und Kohlen zwecklos verschwendet. Die sechs Stühle draußen stehen heute noch so neu da wie vor dreiviertel Jahren,

<sup>1)</sup> v. Sybel, a. a. D. Bd. 1 S. 40.

als ich hier mein Zelt aufschlug und die leidende Nachbarschaft durch ein blizblankes Schild auf meine werthe Person aufmerksam machte. Dazu also habe ich zehn Semester lang fleißig studirt, dazu obendrein ein kleines Vermögen ausgegeben, um halb Europa zu durchwandern und alle Heilquellen, alle Lustkurorte durch den Augenschein kennen zu lernen, daß ich jetzt bald mit meinen Hilfsmitteln fertig bin und dann als Opfer eines verfehlten Berufs im Kampfe aller gegen alle die Waffen werde strecken müssen!"

Eine tiefe Niedergeschlagenheit sprach aus den Mienen des Doktors. Er verstand sein Fach so gut wie irgend einer seiner Altersgenossen, aber seine vornehme Denkungsart hatte ihn bisher alle marktchreierischen Kniffe verschmähen lassen, ohne welche der Anfänger heutzutage in den überfüllten hauptstädtischen Laufbahnen selten emporkommt; nicht einmal um die Gömmerchaft einflußreicher Persönlichkeiten hatte er sich bemüht, so lange sein väterliches Erbteil ihm das Abwarten gestattete.

Die Uhr über dem Schreibtisch schlug fünf; Jonas' Sprechstunde war zu Ende. Er stand auf, ergriff sein ärztliches Besteck und wollte gerade den Überrock anlegen, um einige Krankenbesuche zu machen, als die Glocke an der Thür seines Wartezimmers anschlug und gleich darauf ein alter Herr bei ihm eintrat.

"Herr Geheimrat Erdmann!" rief der Doktor überrascht aus, indem er mit einer tiefen Verbengung dem berühmten Universitäts-Professor entgegenschritt.

"Störe ich nicht, Herr Kollege? Wie behaglich ist's bei Ihnen, während draußen der böse Märzwind tobt! Sa, ja, die jungen Herren sind zu beneiden um ihre wissenschaftliche Muße!" Der Geheimrat brachte seine goldene Brille in Ordnung, nahm Jonas gegenüber Platz und begann in vorsichtiger Gemessenheit des Tons: "Mich führt ein eigentümlicher Fall zu Ihnen, Herr Doktor. Seit laugen Jahren behandle ich eine Patientin, welche an allen möglichen Krankheiten zu leiden vorgiebt. Bald fehlt es hier, bald schmerzt es dort; alle Verordnungen meinerseits haben sich auf die Dauer als erfolglos bewiesen. Magenleiden, einseitiger Kopfschmerz, Abgeschlagenheit, Muskelschmerzen und nervöse Beschwerden wechseln in bunter Reihe bei dem gnädigen Fräulein; trotz Phenacetin, Salizyl, Baldrian, Pepsin und hundert anderen Mitteln wird die Kranke immer unleidlicher. Dabei ist sie durchaus nicht blutarm, fast immer fieberfrei und während der Ballzeit mitunter von bestrickender Liebenswürdigkeit gegen die Herrenwelt. Natürlich habe ich bei ihren fünfundzwanzig Jahren immer wieder an hysterische und andromäische Störungen gedacht, letzteres kann es jedoch kaum sein, denn Fräulein Frankenthal brauchte nur den kleinen Finger auszustrecken, um ein Duzend Freier ganz nach ihrem Geschmack zu ihren Füßen zu sehen, zumal ihr prächtiges Blondhaar und ihr ganzes Auftreten durchaus nicht ihre semitische Abstammung verraten. Es scheint mir nur ein ungewöhnlich starker Fall von Überfättigung an allen Lebensgenüssen übrig zu bleiben, und dagegen dürfte als Radikalkur die Verfehlung dieser großstädtischen Treibhauspflanze in einen gesunden Boden angezeigt sein — wozu ich Ihre Hilfe in Anspruch nehmen möchte, Herr Doktor."



Hier hielt der Geheimrat inne. Zonas war dem Vortrage aufmerksam gefolgt und hatte wiederholt durch Kopfnicken seine Zustimmung ausgedrückt. Bei dem Schlußsaze jedoch glaubte er seinen Ohren nicht trauen zu dürfen. „Ich könnte Ihnen helfen, Herr Geheimrat?“ fragte er verwundert. „Der Anfänger sollte vollbringen, was dem Meister nicht gelang? Wie darf ich mir Ihre letzten Worte erklären? Ich kenne ja die Patientin nicht einmal!“

„Sie werden sie kennen lernen, falls Sie auf meinen Vorschlag eingehen,“ fuhr der Geheimrat in ruhiger Sicherheit fort. „Fräulein Julia Frankenthal ist als einziges Kind eines zehn- oder zwanzigfachen Millionärs das Opfer einer verfehlten Erziehung geworden. Sie weiß nicht, was Arbeit, was Entbehrung und körperliche Anstrengung sind; von klein auf ist sie verhätschelt worden, ihre Sinne sind überreizt, sie kennt keinen Unterschied zwischen Wille und Launen. Es ist die höchste Zeit, sie vorsichtig der drohenden psychischen Zerrüttung zu entreißen. Machen Sie einen Ort ausfindig, Doktor, wohin die Kranke zu gehen einwilligt; bringen Sie sie dorthin, gewöhnen Sie sie ganz allmählich an eine naturgemäße Lebensweise, und Ihr Glück ist gemacht, dafür bürgere ich Ihnen!“

Der junge Arzt strich sich ein paarmal über den dichten, schwarzen Vollbart und blickte nachdenklich vor sich hin, als wenn ihm die Sache noch immer nicht einleuchtete: „Weshalb beehren Sie gerade mich mit diesem schwierigen Auftrage, Herr Geheimrat?“ fragte er endlich mit einem offenerzigen Anblick zu dem alten Herrn.

„Weil Sie ein weitgereiseter, weltkundiger Mann sind, wie ich in Erfahrung gebracht habe, und weil Sie, trotz ihres tüchtigen ärztlichen Wissens, noch nicht wie unsereins so tief in der Praxis stecken, daß Ihnen eine längere Abwesenheit von Berlin rein unmöglich wäre. Sie brauchen nicht zu erröten, lieber Doktor, aller Anfang ist schwer, und hier bietet sich Ihnen eine Gelegenheit, um die launische Fortuna beim Schopfe zu packen und eine Kur zu vollbringen, welche für Ihre Zukunft entscheidend sein dürfte. Weisen Sie die Sache nicht glattweg von der Hand; überlegen Sie das Für und das Wider und lassen Sie mich morgen Ihre Entscheidung wissen — einverstanden?“

In der Mittagsstunde des folgenden Tages stellte der Geheimrat Erdmann den Dr. Zonas im Hause des Geheimen Kommerzienrats Frankenthal vor. Nach der ersten Viertelstunde sah sich der Doktor in lebhafter Unterhaltung mit der Patientin; die beiden alten Herren hatten sich inzwischen empfohlen.

„Bapo will mich durchaus von Berlin verbaunen,“ meinte das Fräulein in heiterster Laune. „Alle Welt steckt eine Leichenbitter-Miene auf, wenn mich gelegentlich ein Migräneanfall plagt. Man verfolgt mich förmlich mit weisen Ratschlägen, und doch tappen sie alle im Dunkeln über meinen Zustand. Ich muß eine gute Natur haben, sonst hätten mich die Pillen und Tränkchen längst um den letzten Rest von Appetit gebracht.“

Der Doktor ließ die Dame während dieser Rede nicht aus den Augen. Ihre Unbefangenheit, ihre lachenden Gesichtszüge täuschten ihn jedoch nicht: sie hatte offenbar ihren guten Tag und wollte sich ihm, dem Unbekannten, in möglichst

günstigem Lichte zeigen. Um diese Stimmung sofort anzubenten, stellte Jonas in ruhiger Freundlichkeit ein scharfes Verhör mit ihr an. Aber nach den ersten zehn oder zwölf Fragen wich die gute Laune des Fräuleins mehr und mehr einer mißmutigen Gereiztheit. Ein nervöses Zucken entstellte ihr Gesicht, als sie endlich auffuhr:

„Sie sind ebenso unleidlich wie Ihre Kollegen. Wozu soll das ewige Ausfragen nützen? Helfen können Sie mir samt und sonders nicht, ob Sie hier in Berlin an mir herumexperimentieren oder mich alljährlich in die Bäder schicken. Sagen Sie mir nur gleich, Herr Doktor, was Sie mit mir vorhaben, und ich verspreche Ihnen sofortigen Bescheid, ob ich mich zu dieser neuen Division verstehen werde. Verschonen Sie mich jedoch mit Massage und Luftkurorten, gleichviel ob letztere an der staubigen Riviera oder unter den langweiligen Schwarzwaldtannen liegen. Sie müssen schon etwas ganz Besonderes vorschlagen, um sich keinen Korb bei mir zu holen.“

Der junge Arzt hatte seit dem vorigen Abend unablässig über die Winke des Geheimrats nachgedacht und sich in der Erinnerung die zahlreichen Kurorte vergegenwärtigt, zu welchen ihn seine Reisen in früheren Jahren geführt hatten.

„Allerdings komme ich mit einem Vorschlage, mein gnädiges Fräulein,“ so hob er zuversichtlich an, „welchen Ihnen bisher kein Arzt gemacht haben wird. Ich kenne eine Insel im Weltmeer, bequem erreichbar und doch fernab von den Heerstraßen der europäischen Gesellschaft —“

„Also vermutlich ein Eiland für weltfremde Robinsons — brr — hören Sie auf, Herr Doktor!“

„Wo Meer und Land täglich Hochzeit zu halten scheinen, wo Sonnenglut und Winterstürme durch das herrlichste Seeklima gemildert worden, wo die Pflanzen des Südens neben nordischen Getreidefeldern üppig emporsprießen —“

„Und wo selbst ernste Männer von poetischen Anwandlungen ergriffen werden,“ ergänzte Fräulein Frankenthal spöttisch. „Voransichtlich entbehrt ein verwöhntes Menschenkind, wie ich es nun einmal bin, in Ihrem Paradiese alle Bequemlichkeiten unsres vielgeschmähten Berlin. Ach, von Mondschein und Feigen, von Blumenduft und lauen Lüften vermöchte ich nicht zu leben!“

„Das sollen Sie auch garnicht,“ entgegnete Jonas mit ruhiger Sicherheit. „Nur das lästige Zwiel der Großstadt soll Ihnen erspart bleiben, aber weder auf die Behaglichkeit Ihres Haushalts noch auf den Verkehr mit bedeutenden Menschen brauchen Sie auf meiner Insel zu verzichten, und wenn vollends erst die Naturschönheit jenes Himmelsstriches Ihre Sinne bestricken wird“ —

„Kommen Sie zur Sache, Doktor! Wo liegt Ihre Wunderinsel? Wie denken Sie sich den Einfluß derselben auf meine Nerven, meine Kopf-, Muskel- und Magenschmerzen? Das lange Kranksein hat mich zum halben Arzt gemacht; ich muß klar sehen, ehe ich mich einem neuen Peiniger überliefern.“

Trotz des Anklanges von Spott verrieten diese Worte dem scharfblickenden Arzte die Möglichkeit eines Erfolges seiner Bemühungen. Denn das Fräulein wies seinen Vorschlag nicht mehr ruidweg von der Hand. Ihre lebhaften Augen

streiften ihn mehrmals prüfend, während er in steigender Wärme des Tones ein verlockendes Bild der Normannischen Inseln vor ihr entrollte. In Jersey hatte er vor Jahr und Tag, gleich nach der Ablegung seiner medizinischen Staatsprüfung, einen Monat des reinsten Glücks verlebt; Leib und Seele hatte er dort gesund gebadet nach dem aufreibenden, an ernster Arbeit wie an flüchtigem Genuß überreichen Winter der Reichshauptstadt. Die schöne Begeisterung, in welche sich der ernste Mann hineinredete, verschlechte unmerklich die häßlichen Fältchen und das nervöse Zwinkern im Antlitz des jungen Weibes. Es richtete sich mehr und mehr aus dem Seidenpolster des Lehnstuhls in die Höhe; ein zartes Rot stieg in die Wangen, die Augen begannen zu leuchten, und bald war auch der letzte Zug von Abgespanntheit und übler Laune verschwunden.

„Wahrlich, Sie sind ein bereiteter Anwalt Ihrer Wissenschaft,“ sagte sie tief aufatmend, als Jonas seine Schilderung beendet hatte. „Wenn ich auch nur die Hälfte von allen Herrlichkeiten auf Jersey zu finden hoffen dürfte, welche Sie durch die rote Brille Ihrer Voreingenommenheit dort entdeckt haben, so ließe ich mich noch einmal bethören und von Berlin weglocken. Sie gestatten gütigst, Herr Doktor, daß ich Ihr Loblied auf jene Zauberinsel mir zunächst durch Reisehandbücher und glaubwürdige Gewährsmänner bestätigen lasse, ehe ich Ihrem Rate zu folgen einwillige. Wie soll ich armes Wesen übrigens die Beschwerden der Seereise überwinden, wie mich in dem fremden Lande zurechtfinden und mit den fremden Ärzten verständigen? Dazu reichen meine Kenntnisse nicht aus, auch ist mir dies alles viel zu lästig; ich wäre verloren, wenn ich bei einem meiner Anfälle auf die Hilfe meiner Kammerjungfer angewiesen wäre.“

„Herr Geheimrat Erdmann hat mich zu Ihrem Reisemarschall bestimmt,“ warf der Doktor ein; „auch sollte ich Ihnen so lange meine ärztlichen Dienste widmen, bis Sie sich einigermaßen in die fremden Verhältnisse eingelebt haben.“

„Ah, das giebt der Sache einen neuen Anstrich! Also unter ärztlicher Aufsicht soll ich wegbefördert werden — und Sie sollen mein Kerkermeister sein?“ Der Blick, mit welchem das Fräulein den jungen Arzt musterte, verriet neben Erstaunen und Spott eine gewisse freudige Überraschung, daß der stattliche Mann vor ihr auf längere Zeit ihre ausschließliche Gesellschaft bilden sollte. Blitznell erfaßte ihr kluger Sinn das Interessante dieser Ansicht, zunächst allerdings nur in flüchtigem Umriß. Sie verfiel jedoch eben so schnell, und diesmal nicht absichtlich, in ihre gewohnte krankhafte Reizbarkeit: „Ich weiß wirklich nicht, was ich thun soll — das ist der Fluch der sogenannten Freiheit des Handelns! Alles zerrt an mir herum; ich habe keine fröhliche Stunde mehr, jedem meiner Beschlüsse hasten Bedenken an. Kommen Sie morgen wieder, Herr Doktor; augenblicklich bin ich zu keiner Überlegung fähig — fühlen Sie nur, wie mein Puls klopft, wie das Blut gegen meine Schläfen hämmert! Wie wär's, wenn Sie gleich jetzt Ihr Amt als Leibarzt anträten und mir eine tüchtige Dosis Antipyrin verschrieben? Sie schütteln den Kopf? Sie haben gut „Ruhe, Ruhe,“ predigen — ja, wenn Sie mir dies kostbare Gut auf Kommando verschaffen könnten, dann folgte ich Ihnen blindlings bis ans Ende der Welt!“

Der Doktor schrieb ein befänstigendes Mittel auf und empfahl sich. Als er am nächsten Tage wiederkam, empfing ihn das Fräulein aufs liebenswürdigste. „Sie sind ein Zauberer, Doktor! Wann sind Sie zur Abreise fertig? Ich will sofort Papa rufen, daß wir die nötigen Vorkehrungen treffen, ganz leicht werden Sie es jedoch nicht mit mir haben, Herr Hofmedikus!“

Nur auf Jonas' ausdrücklichen Wunsch sah der Geheime Kommerzienrat diesmal von der Voraussendung eines Kuriers ab. Das Gefolge des Fräuleins wurde auf Fräulein Wagner, die langjährige Ehrendame des Fräulein Frankenthal, eine Kammerzofe und einen Diener beschränkt, und prunklos wie andere Sterbliche dampfte die Millionenerbin mit dem Kölner Expreszug aus dem Bahnhof Friedrichstraße gen Westen; ein reservirtes Koupee I. Klasse war der einzige Luxus, welchen der Doktor zuließ.

Die erste Nacht wurde im heiligen Köln, der Vaterstadt des Dr. Leo Jonas, die zweite in Paris zugebracht. Ein guter Roman und die anregende, weinschon wenig wortreiche Unterhaltung ihres Reisegefährten erhielten Julie in erträglicher Stimmung. Auf einer Wagenfahrt durch das Bois de Boulogne brach sie beim Anblick des Grüns in Entzücken aus, und als abends bei Tortoni das Boulevardspublikum an ihrem Tischchen vorüberströmte, da scherzte sie in heiterster Laune über manche Erscheinung des Tout Paris. Die Luftveränderung schien Wunder an ihr gewirkt zu haben. Bei windstillem, sonnigem Wetter machten sie am Nachmittage des vierten Reisetags von Saint Malo aus die Überfahrt nach Jersey, und erst nach der Ankunft in Saint Hélier trat eine gewaltige Abspannung zufolge der langen Reise ein.

Während der folgenden Tage war die Kranke unleidlich. Sie setzte das ganze Hotel in Bewegung. Alles war ihr zuwider: sie war entrüstet über die elenden Gasthofszimmer, die schwere Nebelluft, die geschmacklos zubereiteten Speisen, die freche, plumpe Dienerschaft. Mehrmals befahl sie ihrer Zofe, die Koffer zur Rückreise zu packen, und dem Doktor sagte sie auf den Kopf zu, er hätte sie mit seinen verlockenden Schilderungen getäuscht, in solch' einem geräuschvollen, unsaubern Neste wäre für eine Kranke ihrer Art keine Heilung zu erhoffen. Jonas stellte ihr vergeblich vor, daß der Aufenthalt in dem Hotel nur so lange dauern sollte, bis er eine passende Wohnung gefunden hätte. Nur zwei, höchstens drei Tage möchte sie sich gedulden und ihn beurlauben, damit er eine Anzahl von Villen im Umkreise der Stadt besichtigen könnte; sie mußte ihm Vertrauen schenken, ohne welches kein Arzt der Welt Erfolge zu erzielen vermöchte. Mehr noch als die ruhige Zuversicht schien seine schöne, männliche Erscheinung auf die krankhaft erregte Dame zu wirken. Je länger sie auf den Verkehr mit ihm angewiesen war, desto räthselhafter wurde sie sich selbst in den Stunden des Wohlbefindens. Sie, die bisher der Mittelpunkt jeder gesellschaftlichen Bewegung gewesen war, um den alles kreiste, dem jedermann seine Huldigungen zuströmen ließ, sie kam sich immer unbedeutender vor, immer abhängiger, immer befangener gegenüber dem strengen Manne, der nicht zu schmeicheln verstand und nach festen, wenn schon unausgesprochenen Grundsätzen über ihr Wohl und Wehe entschied. Endlich war

eine Villa gefunden. An der Straße zwischen Saint Hélier und Saint Aubin erhob sich das stattliche Haus aus einem kleinen Gaine von Lorbeer- und Myrtenbüschen; die von blühenden Kamelienbäumen, Fuchssien und Azaleen umrahmte Terrasse senkte ihren samtweichen Rasenteppich bis ans Meer hinab. Alle Räume des Hauses waren in vornehmer Gediegenheit ausgestattet, selbst die kleinsten Haushaltungsgegenstände waren ebenso sorgfältig gewählt wie die Gemälde an den Wänden, die Handbibliothek im Lesezimmer und die zierlichen Schaugeräte auf den Kamininseln. Eingedenk der unbeschränkten Vollmacht, welche ihm der Geheimne Kommerzienrat wiederholt gegeben hatte, war Jonas in der Lage, dies Besitztum zunächst bis zum Herbst für seinen Schützling zu mieten.

Es war ein sonniger Aprilmorgen, als Fräulein Julie Frankenthal mit ihrer Gesellschaftsdame und dem Doktor auf der Straße nach Saint Aubin dahinfuhr. Ringsum grünte und blühte es. Die Weißdornhecken der Felder, die vollkronigen Edelkastanien an der Straße, die Jasmin- und Laurastinusgebüsche in den Gärtchen der Dorfhäuser, sowie manche stolze überseeische Pflanzengruppe auf den Vorplätzen schloßartiger Herrenhäuser entzückten das Fräulein durch ihre üppige Farbenpracht. „Solche Blütenfülle sieht man bei uns kaum im Juni, und dann auch nur an bevorzugten Plätzen,“ meinte sie strahlenden Blickes. „Das ist ja bei all' seiner Natürlichkeit viel großartiger als die Promenade des Anglais in Nizza oder das Palmenwäldchen in Bordigheira! Bewundern Sie nicht meine gute Laune heute, Herr Doktor? Sie bleiben sich immer gleich in Ihrer ernstern Stimmung.“ —

„Der Arzt darf überhaupt keine Stimmung kennen!“ entgegnete Jonas, innerlich erfreut über die Einwirkung dieses Frühlingmorgens und dieser Garteninsel auf sein verwöhntes Weltkind. Gleich darauf bog der Wagen zur Linken in einen Platanenweg ein, fuhr durch ein schmiedeeisernes Gitter in einen kleinen Park und hielt vor der Eingangshalle der Villa.

Ein würdig aussehender Herr trat an den Wagenschlag, half den Damen beim Aussteigen und rief dem Doktor ein herzliches Willkommen in englischer Sprache entgegen. „Dr. Moffert, mein verehrter Kollege, eine Pflanze der medizinischen Wissenschaft!“ stellte Jonas den Herrn vor, „zugleich der Bevollmächtigte seiner Lordschafft, dem unsere Villa und die Umgegend weithin zinspflichtig ist!“ Gleich darauf meldeten sich der Koch, der Gärtner und einige Hausmädchen zum Dienstantritt bei Lady Frankenthal, die sie lächelnd an Fräulein Wagner und dem Doktor wies. Dann machte sie einen Gang durch das Haus, brach einmal über das andere in Beifallsrufe aus und ruhte trotz Jonas' dringlicher Eintrede nicht eher, als bis sie vor Erschöpfung zusammenbrach und beide Hände krampfhaft ans Herz drückte.

Erst jetzt, nach der Übersiedelung in das Landhaus, konnte der Doktor mit seinem geordneten Heilverfahren beginnen. Auch Dr. Moffert, welchen er in alles eingeweiht hatte und welcher täglich in die Villa kam, bestärkte ihn in der Zweckmäßigkeit der geplanten Maßregeln. Von Stund' an sollten der Kranken, ohne daß sie es im einzelnen gewahr würde, die Arzneien möglichst entzogen werden.

Luft und Sonne, mäßige Bewegung und heitere Geselligkeit sollten ihr allmählich zu einer reinen Daseinsfreude verhelfen, welche nicht jede kleinste seelische Verstimmung auf das leibliche Wohlbefinden überträgt, oder umgekehrt aus unbedeutenden äußeren Anlässen eine Trübung des seelischen Lebens herleitet.

Schon nach Verlauf einer Woche machte sich insofern ein günstiger Erfolg der Kur bemerkbar, als das Fräulein über Langeweile zu klagen begann. Der Doktor ließ sich trotz der aufmerksamen Fürsorge für das Wohlergehen seines Schüglings fast nur zu den Mahlzeiten und bei besonderen Veranlassungen in den Gemächern der Dame blicken. Er studierte fleißig in seinem, eine Treppe höher gelegenen Erkerzimmer ein großes wissenschaftliches Werk über die Normannischen Inseln, sammelte und trocknete die auf Jersey wildwachsenden Pflanzen, unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit Berlin und erweiterte seine Kenntniss des Engländerischen durch einen regen Verkehr mit der Familie Woffert.

Als Julie sich kräftig genug fühlte, durch den Park zu spazieren und einige Besuche in der Nachbarschaft zu machen, ging ihr erst das volle Verständnis für die Vorzüge ihres jetzigen Wohnplatzes auf. Freilich bildeten die guten Stunden, in denen sie ein Auge und ein Herz für ihre Umgebung hatte, immer noch den Ausnahmefall; ihre reizbare Selbstsucht ließ sie Land und Leute meist in einer so bitteren, ungerechten Weise schmähen, daß es der unverwüßlichen Geduld und Geschicklichkeit ihres Mentors bedurfte, um sie vor ärgerlichen Auftritten in der Nachbarschaft zu bewahren. Der Dienerschaft freilich war leicht der Mund gestopft: auf Geld kam es der Herrin nicht an, das streute sie mit vollen Händen um sich, zudem war sie in aller Augen eine Kranke, die man gewähren lassen mußte. Auch die Woffert'schen Damen waren durch die beiden Ärzte hinreichend auf ihre Launenhaftigkeit vorbereitet. Die Frau Doktorin trat ihr mit feiner abgemessenen, mütterlichem Wohlwollen entgegen, was Julie, die früh ihre eigene Mutter verloren hatte, als eine ungewohnte Liebenswürdigkeit empfand, während Miß Anne und Miß Francis so ungesucht heiter zu plaudern verstanden, daß sie der Kranken über manchen leichten Anfall hinweghalfen. „Schade, daß Vetter George noch nicht aus Bombay zurückgekehrt ist!“ sagten die jungen Mädchen wiederholt, „das wäre der rechte Seelenarzt für unsere liebe Miß Julia: sein unverwüßlicher Optimismus würde sie anstecken, und zu erzählen versteht solch' ein weitgereister Handelsherr wie kein zweiter!“

Durch solche Bundesgenossen wurde dem Doktor Jonas die Behandlung des Fräuleins sehr erleichtert. Er gewöhnte sie stufenweise an ein geregeltes Tageswerk, das sich mehr und mehr von der in Berlin geführten Lebensweise unterschied. Je früher sich mit den vorschreitenden Apriltagen die Sonne hinter Saint Aubin aus dem Meere erhob, desto zeitiger schellte Julie ihre Kammerzofe, und desto schneller war ihr Morgenanzug beendet. „Schnell, liebe Wagner, lassen Sie den Frühstückstisch auf der Terrasse anrichten, es wäre thöricht, den herrlichen Morgen im Zimmer zu verbringen. Sehen Sie nur, wie das Meer blinkt und glitzert, wie sauft die Palmenwedel sich in der Morgensonne wiegen, und wie viele neue Blüten sich seit gestern an jenem Kamelienbäume erschlossen haben —

mehr als unser Treibhaus das ganze Haus über aufweist. Der Herr Doktor scheint schon wieder von seiner Frühpromenade zurückzukommen. Ach, könnte ich doch auch erst mir nichts dir nichts die halbe Insel mit ihm ablaufen: dann würden mir die Eier, der geröstete Speck, die gebratenen Fische und die übrigen Lecterbissen des englischen Frühstückes besser munden!"

"Keine Überstürzung, meine Gnädigste," rief Dr. Jonas, der die letzten Worte gehört hatte. "Auch Sie werden, so hoffe ich, sich bald durch den Augenschein von den Reizen dieses Erdenstückes überzeugen können. Vorerst jedoch bitte ich Sie, sich heute von den Misses Woffert in der Kunst des Lawnennis unterweisen zu lassen; die Damen erwarten uns um neun Uhr."

Wer Julie Frankenthal an diesem Frühlingmorgen hätte beobachten können, würde nimmermehr an ihre lange Leidensgeschichte geglaubt haben. War es die in sonniger Fülle prangende Natur ringsum oder der Reichthum, der sich an dem Silbergeschirr des Tisches, in der kostbaren Morgenkleidung Juliens und in dem Luxus offenbarte, der aus der Villa selbst und der künstlerischen Anordnung des Terrassenschmucks hervorstahlte, oder war es endlich das Rot der Gesundheit, welches die Frühlingssonne täglich mehr auf die großstädtisch blaffen Wangen der jungen Dame zauberte: genug, sie schien zu schwelgen in allem, was das Leben Schönes und Köstliches bietet. In tiefen Bügen atmete sie die morgenreine, von Blumendüften leicht durchwürzte Seeluft ein; aus ihren Augen leuchtete seit Monaten zum ersten Mal ein herzliches Glücksgefühl.

"Sie machen eine Wunderkur!" sagte eine Stunde später Dr. Woffert zu Jonas, als beide dem Ballschlagen der jungen Damen und einiger Herren aus der Nachbarschaft auf der kurzgeschorenen Wiese zuschauten. Die Berliner Salon-dame stand zwar an Kraft und Behendigkeit den Töchtern Altenglands bedeutend nach, jedoch hatte sie sich leicht in die verwickelten Regeln des Spiels gefunden. Sie entfaltete dabei eine Anmut der Bewegungen und einen so lebhaften Eifer, daß Jonas, so befriedigt er auch über diese Anzeichen der Genesung war, dennoch bald Einspruch erheben mußte.

Julie legte ihr Ballnetz erst aus der Hand, nachdem sie halb fragend, halb zornregt zu dem Doktor aufgeblickt hatte. "Erst raten Sie mir zur Bewegung im Freien und dann schicken Sie mich heim wie ein Kind, im Augenblicke, wo ich an dem Spiel Gefallen finde. Was müssen nur die fremden Herrschaften davon denken, daß ich so nach ihrer Pfeife tanzen muß! Könnte ich Sie doch nur einmal aus der Ruhe bringen, Sie Selbstherrlicher aller Reußen, Sie Tyrann, Sie Barbar!"

Das dunkle Auge des Arztes bligte auf vor Freude über diese Abkanzelung. "Wenn Sie wüßten, wie köstlich Sie diese Erregtheit kleidet, meine Gnädigste, so würde ich gern öfter Ihrer Ungnade verfallen. Aber Sie dürfen sich vorerst noch nicht aufregen; ich muß Sie körperlich wie physisch vor jedem Zuviel bewahren. Für den Anfang war's heute wirklich genug, um so mehr als ich gegen Abend noch einen kleinen Ausflug mit Ihnen zu machen beabsichtige." —

Wie Sonnenglanz flog es über das Antlitz des Fräuleins; die Schmeichelei des ersten Mannes und die Aussicht, endlich einmal den Bannkreis ihres „Lazarets“ zu verlassen, obendrein in seiner Gesellschaft, hatten plötzlich ihren Mißmut verschendt. Als sie gleich nach dem Mittagessen in einem eleganten Korbwagen die Rundfahrt durch einen Teil der Insel machten, da kam sie sich wie neugeboren vor in ihrem Entzücken über Naturschönheiten, die sie früher nicht gekannt oder wenigstens nicht beachtet hatte. Wie war ihr dieser neue Sinn gekommen? Hing er mit ihrem besseren Befinden, mit ihrem neuen Wohnplatze, ihrer neuen Lebensweise zusammen? Sie ließ ihre Gedanken flüchtig über Vergangenheit und Gegenwart schweifen, während ihre Augen bald auf dem von malerischen Buchten umrahmten Meerespiegel, bald auf dem satten Wiesengrün und den freundlichen Ortschaften des Binnenlandes ruhten. Wie aus einem Traume schreckte sie plötzlich auf, als sie gewahrte, daß der ihr gegenüber sitzende Arzt sie inzwischen mit einem laugen und prüfenden Blick gemustert hatte, als wollte er auf dem Grunde ihrer Seele nach den Beweggründen ihrer Sinnesveränderung forschen.

Zonas gewahrte ihr Zusammenschrecken; er bemeisterte sein eigenes Erstaunen und sagte in möglichst gelassenem Tone: „Der Tag ist so schön, und die Damen scheinen mir heute so gut aufgelegt zu sein, daß ich Ihnen einen Besuch der alten Felsenfeste Montorgueil vorschlagen möchte. Wir sind hier ganz nahe an der Stelle, von wo aus der einzige Aufstieg zur Burg möglich ist.“

Über einen schmalen, grasbewachsenen Felsrücken gelangte die kleine Gesellschaft bald in den Schloßring. Man hielt sich nicht lange in den ephemerumponnenen Trümmern der Kapelle und der Hallen auf, sondern stieg bald zu der höchsten Warte empor. Noch erfüllten die Strahlen der Sonne das Inselbild in der Tiefe mit warmem Glanze, während in das Tiefblau des Meeres sich mehr und mehr breite Purpurstreifen mischten.

„Die Damen sehen Jersey und den Kanal von der rosigsten Seite,“ hob Zonas an, indem er dicht an die Mauerzinnen trat. „Nur selten atmet der Ozean so ruhig wie heute, meist branden und tosen seine Wogen gegen diese Felsen, und hochauf bäumt sich die Flutwelle, wenn sie der heulende Sturm über die Risse und Klippengürtel daherpeitscht. An dieser selben Stelle lauschte Viktor Hugo gewiß manchmal dem Kampfe der Elemente; hier schaute und schaffte er jene grausigen Bilder von der Dummacht des Menschen gegenüber der unbezähmbaren Naturgewalt. Sehen Sie da und dort die Leuchttürme auf den Felsenkegeln thronen? Ihre Feuer blitzen zwar durch die Nebelnacht, aber dennoch ist die gurgelnde Tiefe längs der jetzt so friedlich im Abendsonnenglauge daliegenden Küste ein stets offenes Grab für Tausende. Auch dieser Mauerring unter unsern Füßen hat eine tausendjährige Geschichte voll Blut und Waffengeklirr; seit den Tagen Kollo's, des Großvaters Wilhelm's des Eroberers, war die Feste Montorgueil ein Kleinod in der Krone der Normannenherzöge, um dessen Besitz oft hart gestritten wurde; das Burgverließ dort unten hat die Seufzer manches erlauchten Gefangenen an seinen ellendicken Granitwänden unerhört verflingen lassen.“



Julie Frankenthal blickte immer weniger auf Meer und Land als auf den neben ihr stehenden Arzt. Er hatte den Hut abgenommen; seine hochgewölbte Stirn, die stark entwickelte Nase und der schwarze Vollbart zeichneten sich scharf gegen den Abendhimmel ab. Die lebhafteste Erinnerung an die Bedeutsamkeit dieses Meereschlosses, sowie der Zauber der von Sonnengold übergossenen Landschaft füllten sein Auge mit schönem Feuer; das stärkere Atmen der breiten Brust bekundete die Gefühlsaufwallung des sonst so gemessenen Mannes der Wissenschaft.

„Bei Gott, er gleicht einem Baalspriester, der dem scheidenden Tagesgestirn sein Höhenopfer darbringt!“ murmelte Julie bewundernd. „Er ist anders als alle andern Männer; wie müßte das Weib jubeln, dem er seine ganze Seele erschließt!“

Bald rollte das leichte Gefährt auf den glatten Fahrstraßen der Insel heimwärts. Fräulein Frankenthal und der Doktor saßen sich so einfüßlig gegenüber, als lastete auf beiden der Baum eines quälenden Geheimnisses. Ein frischer Seewind hatte sich gleich nach Sonnenuntergang erhoben. Die Damen hüllten sich fest in ihre Mäntel. Hinter ihrem Schleier warf Julie aus halbgeschlossenen Augen mitunter verstohlene Blicke auf ihr Gegenüber; immer leidenschaftlicher verauschte sie sich an seinem Anblick.

Am nächsten Tage war das ganze Haus in Aufregung. Das gnädige Fräulein hatte schon beim Morgengrauen ungestüm dem Kammermädchen geschellt und nach allen möglichen Arzneien verlangt, unter dem ausdrücklichen Befehl, den Doktor nicht zu stören, der könnte doch nicht helfen. Der plötzliche Witterungsumschlag wäre schuld an der schlaflosen Nacht und der entsetzlichen Migräne. Stöhnend, händeringend, mit aufgelösten Haaren schritt Julie durch das Zimmer oder warf sich in den Ruhesessel, um nach wenigen Minuten wieder aufzuspringen, die Stirn gegen die Fensterscheiben zu drücken und in die Regenlandschaft hinauszublicken. Grau in grau lagen Garten und Meer da, immer dichter rieselte der feine Landregen herab. „Das mußte ja so kommen!“ sprach sie stets von neuem vor sich hin. „Wo hatte ich nur meine Sinne, daß ich bei diesem Manne ein flüchtiges Getändel, eine Liebelei oder gar eine Huldigung wegen meines Reichthums erwarten konnte? Gerade weil nichts an mir seinen Gleimut zu besiegen vermag, hat mich die Liebesleidenschaft ergriffen, unmerklich und doch plötzlich und gewaltig; nie in meinem Leben bin ich mir so herzlich unbedeutend, so tief unglücklich vorgekommen! Ob er wohl eine Ahnung von meinem Leid hat? O gewiß, ihn kann man nicht täuschen, sein klares Auge blickt auf den Grund meiner Seele! Wenn er jetzt einträte, ich sänte vor Scham in die Erde — Hilf Himmel, das ist sein Schritt, — was thue ich, wohin flüchte ich? Jetzt ist alles verloren!“

Dr. Leo Zonas war ein viel zu geübter Beobachter, als daß ihm die Liebesregung des Fräuleins hätte entgehen können. Eigentlich hatte er etwas Derartiges von Anfang an kommen gesehen, nur war ihm mit Rücksicht auf Juliens leidenden Zustand und noch mehr zufolge seiner eigenen Gemütsruhe die plötzliche Aufwallung überraschend gekommen.

Gleich nach der Rückkehr von Montorgueil hielt er mit sich selbst Kriegsrat. Er vergegenwärtigte sich in erster Linie den Verlauf der Krankheit seiner Schutzbefohlenen. In den sechs Wochen, welche seit seiner Abreise von Berlin verfloßen waren, bezeichnete jeder neue Tag einen Fortschritt zum Bessern. Die Absonderung von dem großstädtischen Gesellschaftsleben, das anhaltend schöne Frühlingswetter, die herrliche Seeluft und die Landschaft von Jersey: alles hatte wirksam die ärztliche Behandlung unterstützt, so daß Jonas schon daran gedacht hatte, nach Berlin zurückzukehren und das Fräulein der Aufsicht des Dr. Maffert zunächst bis zum Ende des Sommers anzuvertrauen. Die Antwort auf einen an den Geheimrat Erdmann gerichteten Brief mußte nächster Tage eintreffen.

Jetzt machte Juliens Verhalten einen Strich durch alle seine Pläne. Er selbst, der Doktor, sprach sich von aller Schuld frei; mit keinem Worte, keinem Blicke hatte er die Neigung der Dame zu gewinnen versucht, und selbst wenn ihre Millionen oder ihre reizvollen Gesichtszüge und die Eigenart ihrer semitisch empfindsamen Natur in ihm Wünsche erregt hätten: seine Vertrauensstellung als Arzt und Reisebegleiter würde gerade ihm jede Bewerbung um ihre Gunst verboten haben. Denn trotz seiner dreißig Jahre und der Vollkraft seiner Erscheinung bewies er sich in jeder Lebenslage als eine Art Weltweiser, dessen sinnliche Triebe allzeit durch die Vernunft gezügelt wurden. Zumal das schöne Geschlecht hatte nie in seinem Leben eine bedeutsame Rolle gespielt. Als Student war er zu harmlos fröhlich, als junger Arzt zu sehr Anatom gewesen, als daß der „Liebe Lust“ sich immer gleich der dichterischen Vollständigkeit halber mit „der Liebe Leid“ hätte verknüpfen müssen. Das Hochgefühl, bis über die Ohren verliebt zu sein, war ihm versagt geblieben, wie er sich ohne sonderliches Bedauern gestand, und auch mit ernstgemeinten Absichten hatte er bisher zu keinem weiblichen Wesen aufgeblickt.

Aber was thun, wenn eine Aussprache mit dem Fräulein unvermeidlich wäre? Wie konnte Juliens Gereiztheit geschont werden, ohne daß er selbst seinen Grundsätzen untreu würde?

Auch Jonas schlief wenig in dieser Nacht. Schon in früher Morgenstunde suchte er Dr. Maffert auf und weihte ihn in die heikle Angelegenheit ein. Je weiter er in seinem Berichte kam, desto herzlicher schmunzelte der alte Herr. „Kollege, ich gratuliere! Einen durchschlagenderen Erfolg konnten Sie gar nicht wünschen, als irgend eine allgewaltige Leidenschaft in Ihrer schönen, wankelmütigen Patientin zu erregen; möge sie Haß oder Liebe genannt werden: sie fährt wie ein reinigender Blitz durch den Dunstkreis angekränkelter Menschen, die zumeist nicht wissen, was sie wollen, besonders wenn das Leben keine Arbeit von ihnen verlangt und sie die wahren Schoßkinder des Glückes sind. Lassen Sie das vermeintliche Schreckgespenst ruhig an sich herankommen, begegnen Sie ihm als Arzt und Gentleman; die warnblütige Dame wird wahrlich nicht an verhaltener Liebe sterben! Das schlimmste, was Ihnen selbst zustoßen kann, dürfte ein Heiratsantrag sein, und über dies Unheil werden Sie leicht hinwegzukommen wissen.“

Als Dr. Jonas bei seiner Pflegebefohlenen eintrat, hatte er Mühe, sich in dem Halbdunkel des Zimmers zurechtzufinden; noch im letzten Augenblicke hatte Julie eiligst die Fenstervorhänge herabgelassen und sich dann, mit dem Rücken gegen das Licht, in einer möglichst finstern Ecke niedergelassen.

„Also auch Sie sind ein Opfer des garstigen Regenwetters?“ begann der junge Arzt, indem er sich, wie er es jeden Morgen um diese Stunde that, neben sie setzte, um ihren Puls zu fühlen und etwaige Verhaltensmaßregeln zu geben. „Es konnte freilich nicht immer so schön bleiben, aber Sie fiebern ja, mein Fräulein! Sie haben gewiß eine schlechte Nacht gehabt? Weshalb bin ich nicht sofort davon benachrichtigt worden? Bitte, lassen Sie uns ans Licht treten, Ihr Aussehen gefällt mir nicht, eine bloße Erkältung kann Sie unmöglich von gestern auf heute so stark mitnehmen.“

Willenlos überließ Julie ihre Hand dem Doktor, folgte ihm zum Fenster, ließ sich einige Augenblicke von ihm mustern, ohne ihn jedoch voll anzublicken. Als er sie darum ersuchte, fuhr ihr ein Zittern durch die Glieder; ihre Augen schimmerten feucht, aber kein Wort kam über ihre festgeschlossenen Lippen.

„Sagen Sie mir doch, was Sie quält; Sie dürfen mir gegenüber keine Geheimnisse haben!“ Die Stimme des Doktors klang weicher als gewöhnlich, ein aufrichtiges Mitgefühl sprach aus seinen Mienen.

Julie Frankenthal, die vielumworbene Erbin, welche mit stegesgewissem Spotte die Huldigungen so manches Mitgliebes der Berliner Lebewelt zurückgewiesen, die nur zu wünschen, zu befehlen, niemals zu bitten gelernt hatte: sie stand jetzt wie ein eigensinniges Pensionismädchen da. Ihre verstörten Gesichtszüge, ihre wogende Brust, ihre halb tropfige, halb verlegene Haltung — alles steigerte das Peinliche ihrer Lage, für sie selbst sowohl als auch für den Doktor. Nach einem minutenlangen Schweigen, während dessen Jonas in den Regen hinausblickte, hob das Fräulein leise schluchzend an: „Sie haben bisher ganz übersehen, daß ich — daß ich auch ein Herz habe. In Berlin wußte ich freilich selbst nichts davon. Da löschte ein flüchtiges Bild das andere aus. Vielleicht war es gerade der Überschuß an Empfindungen, welcher mich mit schaler Gleichgiltigkeit gegen die Überschwenglichkeit der Männerwelt erfüllte; vielleicht auch war es ein Gefühl von Stolz, das mich, die Jüdin, veranlaßte, in den Schmeicheleien der Gardeleutnants und sonstigen Kavaliere nur eine Werbung um den Reichthum meines Vaters zu sehen. Erst in der Einsamkeit dieses Landhauses“ —

„Nicht wahr, hier empfinden Sie dankbar die Freude am Leben, dies höchste Gut aller Genesenden? O, ich begreife Ihre reizbare Stimmung; schämen Sie sich derselben nicht, aus ihr entblüht unmerklich die bewußte, edelste Daseinswonne!“

Wollte der sonst so kluge Mann sie nicht verstehen? Oder spottete er gar ihres Leids? Julie überfah in ihrer Erregtheit, daß die Worte des Doktors ihr nur als Brücke dienen sollten, um ihr einen Rückzug aus der peinlichen Lage zu ermöglichen, und in abgebrochenen Sätzen erwiderte sie: „Schelten Sie mich, hassen Sie mich, aber erfahren Sie wenigstens, daß ich Ihnen die qualvollsten

Stunden meines Lebens verdanke. Ich muß mich selbst auflagen, daß alles so kam: Die Scham allein hindert mich, Ihnen mein ganzes — — ha ha, wenden Sie sich nur ab — ach, ich könnte in die Erde sinken vor Fieberglut, vor Reue und Herzeleid!"

Die hellen Thränen sprangen ihr aus den Augen. Sie schlug die Hände vor das Gesicht, eilte zum nächsten Sessel und barg stöhnend das Haupt in die Polster.

Den Doktor erschütterte dieser Ausbruch von Leidenschaft. So stark war also Juliens Liebe, daß sie sich ihm ganz zu eigen geben wollte! Er trat auf sie zu, faßte sanft ihre Hand und sprach: „Sie sind leidend, liebes Fräulein, Ihr Puls geht viel zu schnell; meine Pflicht als Arzt schreibt mir aufs strengste vor, nur auf Ihre Genesung bedacht zu sein: was würde man in Berlin von mir denken, wenn ich auf Ihre augenblickliche Stimmung einging! Man würde mich eines schweren Vertrauensbruchs zeihen" —

„Sie nennen augenblickliche Stimmung, was bei mir Entscheidung fürs Leben ist," unterbrach ihn Julie mit einem Anflug von bitterem Weh. „Warum geleiten Sie mich erst hinein in eine neue, schönere Welt, um mich plötzlich zu verlassen, als ich schon die Genesung durch Körper und Gemüt strömen fühlte?"

„Aber sagen Sie selbst, wie würde das endigen, wenn ich jetzt einer heftigen Regung nachgäbe? Viel böse Nachreden würden auf mich fallen, mit Recht würde man in mir den Verführer sehen" —

Julie Frankenthal fuhr in die Höhe, strich sich das wirre Haar aus der Stirn und sprach mit blickenden Augen: „Wer darf hier von Verführung sprechen? Lassen Sie diese unselige Stunde wenigstens mit keinem Mißverständnis endigen. Ich bin Herrin meines Willens; was ich thue, heißt mein Vater gut. Alle bisherigen Anträge wies ich zurück, weil ich den Glauben meiner Vorfahren nicht verleugnen wollte, und weil keiner der Berliner Börsenherren oder der adligen Kavaliere meine Herzensneigungen fesselte. Da traten Sie in unser Haus. Mit jedem neuen Tage unseres Verkehrs gewann mein Ahnen, mein Hoffen größere Gewalt über mich; ich wiegte mich in einem thörichten Glücksgeföhle, als ob allein nach meinen Wünschen sich die Zukunft gestalten müßte. Wie blind war ich doch! Bloß weil Sie mein Glaubensgenosse sind, und weil Sie noch frei über Ihre Hand verfügen, glaubte ich nach derselben trachten zu dürfen. Aber wie seltsam blicken Sie mich plötzlich an? Noch bin ich nicht wahnsinnig, nur grenzenlos elend und erbärmlich komme ich mir Ihnen gegenüber vor."

Wieder bedeckte das junge Weib krampfhaft schluchzend das Gesicht mit beiden Händen, der schlanke Körper erzitterte wie unter Fieberschauern. In schonendem Tone erwiderte Jonas: „Voll Stolz und Dankbarkeit nehme ich Ihre Worte auf. Wäre ich nur nicht gerade Ihr Arzt! Hätte mir doch die Natur eine empfindsame Seele verliehen! Auch darf ich Ihnen nicht verschweigen, daß ich, bei allen persönlichen Freisinn in Religionsachen, aus einer streng katholischen Familie stamme, daß mir sogar der Vorname Leo nach Er. Heiligkeit" —

„Sie sind katholisch! O Gott, was ist es möglich, daß soviel Blendwerk und Irrtum mich befallen konnten! Alles, was ich von Ihnen sah und hörte, sogar

Ihr Name — alles bestimmte mich vom ersten Tage ab zu der Meinung, daß Sie mein Glaubensgenosse wären, und so unzweifelhaft erschien mir diese Thatsache, daß ich niemand um Auskunft bat, sondern mich blindlings meiner Leidenschaft überließ. Was müssen Sie nur von mir denken! Ich siehe Sie an, vergessen Sie diese Stunde, lassen Sie mich nach Berlin zurückkehren, daß ich in der Zerkahrenheit meines früheren Lebens Vergessenheit suche für den kurzen Glückstraum auf Jersey.“ —

Ein Tag voll Thränen folgte diesem bewegten Morgen. Das Fräulein war für niemand zu sprechen; die Gesellschaftsdame und die Kammerzofe wagten kaum das Zimmer zu betreten, so tief betrübt, so wortlos, so verweint hatten sie ihre Herrin noch nie gesehen. Der Doktor allein mußte um ihren Kummer wissen. Warum hatte auch er sich gleich nach dem Morgenbesuch auf sein Zimmer zurückgezogen? Irgend etwas Wichtiges, Geheimnisvolles mußte vorgefallen sein. Die Vermutungen, welche in der Dienerstube im Flüstertone ausgetauscht wurden, kamen bald der Wahrheit ziemlich nahe, besonders als die Nachmittagspost für den Doktor einen Brief aus Berlin brachte und Jonas gleich darauf befahl, seinen Koffer vom Boden herunterzuholen.

Gegen Abend kam Dr. Moffert zu Jonas. Beide besprachen eingehend die Ereignisse des Morgens. „Überlegen Sie wohl, was Sie von der Hand weisen!“ mahnte der alte Herr. „Den bösen Nachruf brauchen Sie wahrlich nicht zu fürchten. Sie haben der Dame ihr Köstlichstes, ihre Gesundheit, wiedergegeben, und dankbar reicht sie Ihnen dafür ihre Hand fürs Leben. Die Berliner Gesellschaft würde sich wundern, wenn es anders käme; es war immer so in der Welt, daß ein empfindsames Weib und ein kluger, stattlicher Mann sich zusammenfanden, insbesondere unter Verhältnissen, wie es die vortiegenden sind. Natürlich liegt mir persönlich jede Einmischung in diese Herzenssache fern.“ —

„Halt, Kollege,“ fiel Jonas ein, „was Sie Herzenssache nennen, ist für mich von Anfang an entscheidend gewesen. Gerade weil Fräulein Frankenthal als eine vorzügliche Partie gilt, ist mein ohnehin kühles Herz ihr gegenüber nie in Aufrühr geraten, und vollends ihre aus meinem Außern und meinem alttestamentlichen Namen gefolgerte Meinung betreffs meiner Zugehörigkeit zum Stamme Sem bestärkt mich darin, meine Grundsätze nicht dem äußern Vorteil zu opfern. Darüber sind wir doch einig, Herr Kollege, daß diese Herzenswallung des Fräuleins sich eben so schnell legen wird, wie sie gekommen ist, und daß wir Ärzte darin ein günstiges Zeichen erkennen müssen für das Vorhandensein eines Überschusses von Lebenskraft?“

„Sie denken und handeln als Gentleman!“ rief Dr. Moffert aus, indem er Jonas herglick die Hand drückte. „Ich will also getrost die von Ihnen so glücklich eingeleitete Kur zu Ende führen, falls Sie darauf bestehen, nach Berlin zurückzukehren. Und jetzt lassen Sie uns den schweren Gang hinunter zu ihr thun. Ein schriftlicher Bescheid wäre freilich für alle Teile bequemer; aber, wie Sie selbst bemerkten, der geringste Anschein muß vermieden werden, als ginge hier irgend etwas vor, was das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen hätte.“

Der Brief des Geheimrat Erdmann half über die erste Verlegenheit hinweg: „Sie sind zu beneiden, gnädiges Fräulein,“ begann Jonas, „daß Sie nicht jetzt gleich mir in das lärmende, staubige Berlin zurückgeworfen werden. Welch' herrlicher Sommer steht Ihnen hier bevor! Der gestrige Ausflug auf Montorgueil hat gezeigt, daß Ihre Kräfte gewachsen sind.“

„Wie grausam klingt Ihr Spott gerade jetzt, wo Sie mich so krank und niedergeschlagen vor sich sehen!“ entgegnete Julie schluchzend mit einem scheuen Seitenblick auf Dr. Moffert, der, wie sie wußte, nur wenig deutsch verstand und sich wohl absichtlich in die Betrachtung eines Ölgemäldes an der entgegengesetzten Zimmerseite vertieft hatte. „Nur um jedes Aufsehen in der Welt zu vermeiden werde ich das Opfer bringen und noch einige Zeit hier ausharren. O ich weiß, Sie meinten es anfangs gut mit mir, Sie trafen auch als Arzt den rechten Weg zur Heilung; nur heute mußten Sie mich schonender behandeln! Ich bin zum Tode erschöpft, alles stimmert mir vor den Augen, mein Kopf will springen vor Schmerz, die Pulse klopfen, und doch möchte das Herz stillstehen vor Gram. Was werden Sie in Berlin über mich berichten? Sie können nicht lügen.“ —

„Wozu sollte es einer Lüge bedürfen?“ fragte der Doktor, welcher allmählich seine gewohnte Sicherheit wiedergewonnen hatte. „Hier unser verehrter Freund wird Ihnen ein nervenberuhigendes Pulver geben, und wenn Sie morgen früh aus einem stärkenden Schlummer erwachen und den Blick auf das schimmernde Meer hinausenden, dann wird die böse Migräne hoffentlich ganz verschwunden sein, und Ihr Kerkermeister wird sich schon auf den Bogen schaukeln. Es muß sein, Fräulein, es giebt keinen andern Ausweg. Lassen Sie uns als Freunde auseinandergehen, ohne Groll, in herzlicher Freude über die sichtbare Besserung Ihrer Gesundheit und dankbar für jede schöne Stunde, welche wir hier gemeinschaftlich verlebt haben.“

Es war gut, daß Dr. Moffert's Anwesenheit einen neuen Schmerzausbruch Juliens verhinderte. Sie war dem jungen Arzte nie reizvoller erschienen als jetzt, wo er ihre feine Hand zum letzten Lebewohl faßte, und wo ihre thränenfeuchten Augen scheu und fragend zu ihm aufblickten, als könnte sie nicht von ihm lassen, als hoffte sie immer noch auf eine Wandlung ihres Geschickes.

Aber Jonas blieb männlich fest. Er küßte artig ihre Hand, führte sie dann zu seinem englischen Kollegen und sagte: „Dr. Moffert wird vollenden, was ich begonnen habe. Sie sollen, Sie werden hier gesunden. Ein reiches Leben liegt vor Ihnen, alle Bedingungen für eine glückliche Zukunft ruhen in Ihrer Hand!“ Jonas wandte sich rasch ab und verließ das Zimmer, in welchem Dr. Moffert allein mit dem Fräulein zurückblieb.

Als der englische Arzt in dunkler, regnerischer Abendstunde heimwärts schritt, trat Jonas am Barkthore zu ihm: „Die Dame hat sich in der That die Sache mehr zu Herzen genommen, als ich ihr zugetraut hätte,“ meinte Dr. Moffert. „Aber liegen erst Zeit und Raum zwischen Ihnen beiden, dann wird ihre reizbare Natur sie schnell auf andere Dinge bringen. Gerade bei solchen psychischen Vorgängen wirkt unser Seelklima, unsere Landschaft, unsere Lebensweise wie ein

lindernder Balsam auf brennende Wunden. Da sie jetzt, Dank Ihrem Freimuth, die ganze Wahrheit kennt, so wird auf die Krisis bald die Genesung folgen. Soweit meine Beobachtungen mich zu einem Urtheil berechtigen, dürfen Sie in Berlin eine völlige Wiederherstellung der Kranken in gewisse Aussicht stellen. Ich möchte Ihnen empfehlen, Ihre Rückreise möglichst langsam zu bewerkstelligen. In Paris, in Köln oder wo Sie sonst wünschen, sollen Sie Nachricht von mir vorfinden; vielleicht unterstützt bei den Berliner Herren ein weiß auf schwarz abgefaßtes Entachten von mir Ihren mündlichen Bericht. — Da sind wir! Sie werden doch meinen Damen Lebewohl sagen?“ —

Erst beim Abschied am nächsten Morgen merkte Zonas, wie schweren Herzens er von der Insel schied. Der warme Sommerregen hatte den Wiesen und Hecken wohlgethan; überall funkelten die Tropfen in der Morgensonne, und frisch schimmerten die ziegelroten Dächer der Pachthöfe, die weißen Manern der Landhäuser hinter üppigen Baumkronen hervor; sogar die Klippen und Felskegel umkleidete der aufsteigende Sommertag mit warmem Glanze. Alle Hausbewohner waren bei der Abfahrt zugegen; aus aller Mienen sprach aufrichtiges Bedauern über den Weggang des Doktors.

Nur das gnädige Fräulein war nicht erschienen. „Sie scheint erst gegen Morgen eingeschlafen zu sein,“ flüsterte Fräulein Wagner mit einem Hinweis auf die fest verhängten Fenster des Erdgeschosses. „Noch um Mitternacht mußte ich ihr einen Löffel von der neuen Medizin reichen. Sie wollte früh geweckt sein, um Ihnen Grüße für Berlin aufzutragen, aber als ich vorhin in das Zimmer trat, ruhte sie so sanft, daß ich ihren Schlummer nicht zu stören wagte.“

„Recht so, das Fräulein bedarf dringend der Ruhe. Dr. Moffert wird jedenfalls sich im Laufe des Vormittags nach dem Befinden erkundigen. Bitte, empfehlen Sie mich aufs herzlichste dem Fräulein!“ Mit einem letzten Händedruck an die Gesellschaftsdame stieg Zonas in den Wagen, der alsbald in der Richtung nach Saint Helier davonfuhr. —

In allen Kreisen, welche mit dem Frankenthal'schen Hause Verkehr pflogen, wurde zu Anfang der Wintervergnügungen „die Wunderinsel Jersey und ihr Entdecker, der äußerst tüchtige Dr. Zonas in der Potsdamerstraße“, wohl hundertmal genannt. „Wann wird das gnädige Fräulein wieder nach Berlin zurückkehren?“ fragte man den Geheimen Kommerzienrat bei jeder Gelegenheit, und immer wußte der Börsenfürst mit einem vielsagenden Lächeln eine hinhaltende Antwort zu geben. Er kannte seine Tochter zu gut, um ihr noch in letzter Stunde eine Aufhebung ihrer noch nicht offenkundigen Verlobung mit dem Londoner Großhändler George T. W. Richardson zuzutragen. Wozu also erst den Klatsch entfesseln, ehe man vor der vollendeten Thatfache stände und der Berliner Standesbeamte das bindende Wort gesprochen hätte?

Zonas allein war mit allen Einzelheiten durch Dr. Moffert bekannt gemacht worden. Zwei Tage nach der Abreise des Doktors war der nicht mehr ganz junge, aber lebenslustige und redegewandte Indiensfahrer in Jersey gelandet, um dort ein paar Wochen auf der Bärenhaut zu liegen, ehe er sich aufs neue in

das Londoner Geschäftsleben stürzte. Im Umsehen stellte er das ganze Woffertsche Haus auf den Kopf: die Picknicks, die Bootfahrten und Gesellschaftsspiele wechselten in bunter Reihe ab, alle Welt war entzückt von dem prächtigen Gentleman.

Natürlich wurde auch Miß Frankenthal mit Mr. Richardson befannt und trotz ihres anfänglichen Sträubens von der allgemeinen Heiterkeit angesteckt. Es war kein bloßer Zufall, daß die englischen jungen Mädchen bei den gemeinschaftlichen Vergnügungen den Vetter George unmerklich an Juliens Seite gelangen ließen. Wie Schnee vor der Märzsonne, so schmolzen die grämlichen Anwandlungen, die Stoßsenzer ihrer angekränkelten, mißvergünstigten Stimmung vor dem herglühen Lachen und der launigen Schlagfertigkeit des Mr. Richardson. Daß letzterer ein blühendes, glattrasiertes Antlitz, ein Paar treuherzig blauer Augen und athletische Glieder besaß, auch bei aller Einfachheit sich sorgfältig nach der neuesten Londoner Mode kleidete, wurde von der weltgewandten Berlinerin bald bemerkt. Als sie ihn dann vollends die Einzelheiten seiner überseeischen Reisen schildern hörte und aus gelegentlichen Äußerungen der Familie Woffert mit seiner glänzenden kaufmännischen Stellung befannt wurde, da bedurfte es nur eines letzten Ansturms auf das Herz des Fräuleins, um dem kühnen Werber die Hand der Millionenerbin zu sichern. Die Religionsverschiedenheit wurde diesmal kaum erwähnt; Mr. Richardson war im höchsten Grade unkirchlich gesinnt und ließ Julie gern und aufrichtig völlige Freiheit in Glaubenssachen: in dem großen London konnte jeder nach seiner Façon selig werden, scherzte er, dort guckte niemand dem Nachbarn in den Topf und noch weniger in das Herz.

Im August war das Paar so weit einig, daß Julie ihren Vater von allem in Kenntnis setzte. Der Geheime Kommerzienrat zog ungehende Erkundigungen über George I. W. Richardson ein. Nachdem er befriedigende Auskunft erhalten, traf er in London mit seinem Schwiegersohn in spe zusammen, fand dessen Ansehen im Klub und an der Börse hinreichend gesichert und dampfte alsbald mit ihm nach Saint Hélier ab. Der alte Herr war so entzückt von allem, was er dort sah, insbesondere von dem glückstrahlenden Aussehen seiner Tochter, daß er die Villa anzukaufen beschloß, um das junge Paar durch diese Morgengabe zu überraschen. „Dem Dr. Jonas können wir gar nicht genug danken,“ äußerte er wiederholt gegen Julie, „daß er diese Insel entdeckt und diese Wunderkur an dir vollbracht hat. Am besten wird es sein, daß du bis zur Vermählung hier bleibst und die letzten Reste deines Leidens unter Dr. Wofferts Pflege los zu werden trachtest. Inzwischen richte ich in Berlin eine passende Wohnung ein, denn ich bestehe natürlich darauf, daß du wenigstens die Hälfte des Jahres in meiner Nähe bleibst. Was werden Baron Sternberg, Rittmeister von Kraxheim und der seine Herr Janaz Warschauer für lange Gesichter machen, wenn du als Mistreß Richardson schon wie der junge Tag wieder in der Berliner Gesellschaft erscheinst! Ha, ha — dem Dr. Jonas möchte ich ein Marmordenmal errichten für seine Verdienste um dich; alle fränklichen jungen Damen unseres großen Berlin will ich an seine Adresse weisen!“



In der That bekundete das Meldebuch des Doktors bald eine erheblichere Steigerung seiner Praxis, besonders nachdem Geheimrat Erdmann in einer vielbesuchten Vorlesung, deren Anszug die Kunde durch die Zeitungen machte, auf die Vorzüge der Normannischen Inseln für großstädtische Nerven hingewiesen und Jonas dabei ehrenvoll erwähnt hatte. Sommer hänfiger hielten seitdem die Equipagen vornehmer Leute zur Zeit der Sprechstunde vor dem Hause der Potsdamerstraße. Die sechs Stühle im Sprechzimmer reichten oft nicht aus, auch mußte sich der Doktor zeitweise eines Wagens bedienen, um seiner ausgedehnten Kundschaft gerecht zu werden. Er erstaunte mehr und mehr über die Zahl der Damen aus den besseren Gesellschaftsklassen, welche gleich dem Fräulein Frankenthal an einer Überreizung der Nerven und der dadurch bedingten Störung einzelner Organe litten. Was er bisher für eine leere Modekrankheit gehalten, welche nur in der Einbildung bestände, erwies sich als eine ernste Schädigung des Wohlbefindens, und bald drängte sich dem einsichtsvollen Arzte die Überzeugung auf, daß er hier ein vielfach neues Gebiet der Heilkunde vor sich sähe. Nur derjenige Arzt, welcher die Kurpläze aus eigener Anschauung kennen gelernt und sich dadurch, unabhängig von uralten Überlieferungen und geschäftsmäßigen Anpreisungen, ein richtiges Urtheil über ihre Wirkung gebildet hätte, dürfte über die Wahl eines Kurorts entscheiden; auch die Unterbringung der Kranken und die Anleitung derselben zum Gebrauche der Heilmittel würden am geeignetsten von demselben Arzte besorgt. Jonas vertiefte sich mit Feuereifer in alle auf „seine Spezialität“ bezüglichen Fragen. Er wurde mit so zahlreichen Anträgen zur Begleitung leidender Damen betraut, daß er bald einen Kollegen als „Geschäftsteilhaber“ annehmen mußte, damit immer einer von beiden in Berlin anwesend wäre, indes der andere wochenweise an der Riviera oder auf den Nordseeinseln, in Böhmen oder am Tannus weilte.

„Da sage jemand, es gäbe nichts Neues mehr unter der Sonne!“ meinte Geheimrat Erdmann einige Jahre später, als er wieder einmal bei Dr. Jonas vorsprach. „Für Leute, die etwas Tüchtiges leisten, ist noch viel Platz in der Welt. Ja, ja, das Reisen bildet nicht allein, es nützt mitunter auch.“

„Nur wenn ein so wohlwollender Gönner wie Sie die Glücksgöttin für unsereinen günstig stimmt!“ warf der Doktor bescheiden ein. „Nur wer das Glück hat, führt die Braut heim, und ohne den „Fall Frankenthal“ bliebe meine Sprechstunde noch heute gewiß oft leer.“

„Was heißt Glück? Wo hört das Glück auf, wo fängt das Verdienst an?“ Der alte Herr wiegte sinnend ein paar mal den Kopf hin und her, als hätte er noch einen Gedanken im Hinterhalt. Aber erst, als er wieder auf der Straße stand und in sein Koupee stieg, murmelte er vor sich hin: „Was geht's mich an, daß er nicht auch die Braut heimgeführt hat? Na, der wird schon wissen, weshalb er sich nicht hat angeln lassen, und für uns Berliner Ärzte wie für die migränefüchtigen Damen unserer vornehmen Welt ist es gut, daß dieser Spezialist seine Praxis auch fernerhin ausübt. Sein Heilverfahren ist gar zu zeitgemäß; ich hab's gleich gesagt: der junge Mann wird sein Glück damit machen!“



## Über Vergangenheit und Zukunft des Menschengeschlechts im Sinne der Entwicklungs-Theorie.

Von

Ludwig Büchner.

Die Fortschritte der Kulturmenscheit in diesem Jahrhundert, sowohl in geistiger wie in materieller Beziehung, sind so enorm große und rasch aufeinander folgende, daß die Fortschritte früherer Jahrhunderte damit kaum in Parallele gestellt werden können. Vielleicht würde eine einzige der diesem Jahrhundert angehörigen Entdeckungen, Erfindungen oder an das Licht gebrachten Wahrheiten hingereicht haben, um einem ganzen ehemaligen Jahrhundert seine Signatur aufzudrücken, während sich dieselben hier in einen verhältnismäßig kurzen Zeitraum zusammenendrängen. Allerdings dürfte darunter kaum eine sein, welche sich z. B. der Entdeckung Amerikas oder dem Siege des kopernikanischen Weltsystems an allgemeiner Wichtigkeit an die Seite setzen ließe, oder welche eine gleich große Befreiung des Geistes, wie z. B. die Reformation, zur Folge gehabt hätte, obgleich die Beseitigung des sogenannten anthropozentrischen Irrthums von manchen Gelehrten auf gleiche Stufe mit derjenigen des geozentrischen gestellt wird. Aber solche glänzende Sterne am Himmel des Fortschritts leuchten aus vergangenen Jahrhunderten nur als vereinzelt und durch lange, dunklere Zwischenräume ohne eigentliche Fortsetzung getrennte Lichtpunkte uns entgegen, während es in der Gegenwart scheinen will, als ob jede neue Erweiterung unsres Wissens oder Denkens oder Könnens alsbald von einer noch bedeutenderen oder bedeutameren überholt werden sollte. Allerdings haben wir diese Fortschritte fast allein einem einzigen unter den verschiedenen Wissensgebieten des Menschen oder der Naturwissenschaft und der eng mit ihr verbundenen Medizin zu verdanken, während auf den übrigen Gebieten, wie Theologie, Philosophie, Jurisprudenz u. s. w. unseres Wissens zwar viel Bewegung, aber doch kaum ein eigentlicher, bahnbrechender Fortschritt zu bemerken ist. So hat in der Astronomie und Astrophysik die wunderbare Entdeckung der Spektral-Analyse in Verbindung mit dem Studium der merkwürdigen Doppelsterne zur Erkenntnis der Einheit des uns erkennbaren Weltalls bezüglich seiner Stoffe, Kräfte und Naturgesetze geführt, und die Entdeckung der rotierenden Urweltnebel hat die von Kant-Laplace aufgestellte Theorie der Entstehung und Bildung der Weltkörpersysteme mit Einschluß unseres eigenen Sonnen- und Planetensystems beinahe zur Gewißheit erhoben. In der physikalischen Wissenschaft ist die Entdeckung des großen Prinzips von der Erhaltung oder Unsterblichkeit der Kraft und der daraus folgenden Einheit und Ewigkeit der Bewegung neben der Ableitung aller auf der Erde wirksamen Kräfte von den Strahlen der Sonne gewissermaßen zum Angelposten geworden, nach dem, wie F. Mohr bemerkt, gegenwärtig jeder Naturforscher seinen Kurs zu richten hat, und es hat uns die sogenannte kinetische Theorie der Gase die grenzenlose Feinheit

des Stoffs und die unbegreifliche Geschwindigkeit seiner Bewegung kennen gelehrt. Die Chemie hat — abgesehen von zahllosen wichtigen Entdeckungen oder Erfindungen für Industrie und Heilkunde — insofern einen großen Fortschritt gemacht, als es ihr gelungen ist, den ehemals festgehaltenen Unterschied zwischen organischer und unorganischer Chemie als einen bloß konventionellen nachzuweisen, und sie hat durch die Erfolge der sogenannten Synthese wesentlich mit dazu beigetragen, daß das schädliche Gespenst der „Lebenskraft“ aus den biologischen Wissenschaften beinahe verschwunden ist. Der Geologie oder Erdwissenschaft ist es in ähnlicher Weise gelungen, der ehemaligen Theorie der Katastrophen oder Revolutionen und dem damit zusammenhängenden Glauben an getrennte Schöpfungsakte ein definitives Ende zu bereiten und die Vergangenheit der Erdgeschichte mit ihrer Gegenwart in einen natürlichen oder genetischen Zusammenhang zu bringen. Die Anatomie hat durch Entdeckung und Begründung der Zellenlehre die innere formale Einheit in der gesamten Lebewelt nachzuweisen und die Urzeugung oder erste Entstehung des Lebenden als einen natürlichen Akt nachzuweisen vermocht.

Den unleugbar größten Fortschritt aber hat wohl die Biologie oder die Lehre vom Leben durch den jetzt wohl festgestellten Sieg der durch Darwin, Huxley, Haeckel u. a. neu angeregten und begründeten Entwicklungstheorie in Verbindung mit den bahnbrechenden Untersuchungen der Zeugungs- und Entwicklungs-Geschichte gemacht. Zugleich sind damit die wunderbaren Vorgänge der für die ganze Entwicklung des Menschengeschlechts mehr oder weniger bestimmenden Vererbung an das Licht gezogen, und es ist die ehemalige Teleologie hervorgegangene Täuschung entlarvt worden. In enger Verbindung damit steht die Entdeckung des fossilen oder vorweltlichen Menschen und die erstaunlichen Enthüllungen über das unglaublich hohe Alter und die rohe Urzeit des Menschengeschlechts auf der Erde — Entdeckungen, welche die ehemaligen Vorstellungen über Schöpfung der Erde und des Menschen vor einigen tausend Jahren ganz in das Gebiet der Phantasie oder Sage verweisen. In der Physiologie sind es neben den schon genannten Entdeckungen der Zeugungs- und Entwicklungsgeschichte, welche uns die erste Entstehung jedes lebenden Wesens, einschließlich des Menschen, aus dem unscheinbaren, nur mit bewaffnetem Auge erkennbaren Keimbläschen kennen gelehrt haben, und neben so vielen sonstigen Errungenschaften der engeren Wissenschaft namentlich die Forschungen und Nachweise über die morphologische, mikroskopische und chemische Beschaffenheit sowie über die Funktionen des Gehirns als anerkannten Seelenorgans, und die durch DuBois-Reymond gemachte Entdeckung des in den Nerven thätigen Prinzips als eines auf elektrischen Vorgängen beruhenden, welche als bahnbrechend und die ehemaligen naturphilosophischen Träumereien aus dem Wege räumend bezeichnet werden müssen. Daran anschließend ist die den Boden der Imagination verlassende und auf denjenigen der Thatfachen sich stellende Psychologie im Stande gewesen, die Zeitdauer des Nervenprinzips sowie des Gedankens zu messen und damit nachzuweisen, daß auch der letztere nur in einem materiellen, Widerstand leistenden

Medium vor sich zu gehen im Stande ist. Endlich ist es derselben geglückt, nachzuweisen, daß Menschen- und Tierseele nur der Quantität, nicht der Qualität! nach verschieden sind, und daß die alte Instinkt-Theorie, welche die Tiere zu willenlosen Maschinen herabwürdigt, auf den Thatfachen nicht entsprechenden Annahmen der Schreibstube beruht. Nur in der Form ererbter Anlagen oder psychischer Gewohnheiten kann jetzt noch von Instinkt, aber alsdann nicht bloß bei dem Tiere, sondern gleicherweise bei dem Menschen die Rede sein. Wenn ich schließlich noch der Medizin gedenke, so muß hier, abgesehen von zahllosen kleineren Fortschritten oder Errungenschaften, vorzugsweise der im Anfang dieses Jahrhunderts erfundenen Auskultation oder Behorchung der Brustorgane zur Erkennung der Brustkrankheiten und der viel jüngeren, Epoche machenden Entdeckung der schädlichen Mikro-Organismen als Krankheitserreger, sowie der daran sich anknüpfenden Desinfektion und der mit Hilfe der letzteren möglich gewordenen großartigen Fortschritte der Chirurgie gedacht werden. Auch die Erfindung zahlreicher künstlicher, auf chemischem Wege gewonnener Heilmittel für eine ganze und große Reihe verschiedener Krankheitszustände kann zu den Glanzpunkten der Medizin des neunzehnten Jahrhunderts gerechnet werden.

Es giebt, wie gesagt, keine andere Wissenschaft, welche in der Kraft und Ausdehnung ihres Fortschritts in diesem Jahrhundert mit den Naturwissenschaften auch nur entfernt einen Vergleich auszuhalten vermöchte. Die Theologie, (welche allerdings bezüglich ihres Gegenstandes kaum das Recht haben dürfte, den Namen einer Wissenschaft zu beanspruchen), scheint sogar in gleichem Maße zurückgehen zu wollen, in welchem die Naturwissenschaft voranschreitet. Mit der Philosophie scheint es sich beinahe ähnlich zu verhalten; und das gegenwärtig zum philosophischen Stichwort gewordene „Zurückgehen auf Kant“ spricht für alles Andere mehr als für Fortschritt. Nur die Geschichte in der neuerdings besonders beliebt gewordenen und ebenfalls mit der Naturwissenschaft eng zusammenhängenden Form der „Kulturgeschichte“ und die Wissenschaft der Nationalökonomie oder die Gesellschaftswissenschaft überhaupt scheinen eine erfreuliche Ausnahme zu machen und sich auf vorschreitender Linie zu bewegen. Auch von einem einzelnen Zweige der praktischen Philosophie, der Ethik oder Morallehre, kann ähnliches gesagt werden, aber nur deshalb, weil die von der Naturwissenschaft ermittelten Thatfachen der geistigen Vererbung und Erwerbung in Verbindung mit ethnologischen Untersuchungen ein unerwartetes Licht auf die allnähliche Entstehung und Weiterbildung moralischer Begriffe im Schoße der menschlichen Gesellschaft geworfen haben.

Diesen geistigen Fortschritten unseres Jahrhunderts stehen eben so gewaltige materielle Fortschritte zur Seite, bewirkt durch fortwährend steigende oder zunehmende Erkenntnis und Beherrschung der Naturkräfte. Unsere Eisenbahnen und Dampfschiffe in Verbindung mit der genaueren Kenntnis und Anwendung der Kräfte des überhitzten Wasserdampfes, unsere Telegraphen, Telephone und Phonographen sind ebensowohl Errungenschaften dieses Jahrhunderts wie die merkwürdige Kunst der Photographie, welche sich neuerdings mit vielversprechendem

Erfolge in den Dienst der Wissenschaft gestellt hat. Daran reihen sich die Erfindung des elektrischen Lichtes und die ebenfalls großes in Aussicht stellenden Fortschritte der Elektrotechnik überhaupt; ferner die Erfindung des Dynamits, mit dessen Hilfe wir die gewaltigsten mechanischen Wirkungen auszuüben im Stande sind, oder diejenige des rauchlosen Pulvers — eine Erfindung, welche eine vollständig veränderte Art künftiger Kriegführung verspricht und vielleicht den ersten Anstoß zur Herbeiführung des ewigen Völker-Friedens zu geben bestimmt ist. Auch die in diesem Jahrhundert zuerst gelungene Erforschung des dunklen Welttheils und seine Erschließung für die Segnungen der Zivilisation darf hier nicht unerwähnt bleiben, während diese letztere in dem großen Lande der Freiheit und Aufklärung an der Hand unerschöpflicher Reichthümer der Natur und eines nie gesehenen National-wohlstandes einen Aufschwung nehmen zu wollen scheint, der mit der Zeit wahrscheinlich alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen wird.

Wenn man alles dieses zusammenfaßt, so hat man eine Summe wunderbarer geistiger wie materieller Fortschritte vor sich, welche fast als zu viel für ein einziges, überdem noch nicht abgelaufenes Jahrhundert erscheinen. Es ist schwer zu sagen, welcher unter diesen Fortschritten als der bedeutendste anzusehen, oder welchem der Vorzug vor den anderen zu geben sein möchte. Doch will es uns scheinen, als ob die Forschungen über Alter und Urzeit des Menschengeschlechts auf der Erde und seine allmähliche Entwicklung aus niederen Anfängen, sowohl in körperlicher wie in geistiger Beziehung, eine Tragweite besäßen, die leider noch lange nicht hinreichend erkannt und gewürdigt ist, und die den größten Entdeckungen aller Zeiten an die Seite gesetzt zu werden verdient. Mit vollem Recht darf Professor Schaaffhausen sagen: „Den wahren Ursprung des Menschen erkannt zu haben, ist eine für alle menschlichen Anschauungen so folgenreiche Entdeckung, daß eine künftige Zeit dieses Ergebnis der Forschung vielleicht für das größte halten wird, welches dem menschlichen Geiste zu finden beschieden war.“ Und der deutsche Darwin, Professor Häckel, spricht in ähnlicher Weise die Ansicht aus, daß die Erkenntnis von dem natürlichen Ursprung des Menschen früher oder später eine vollständige Umwälzung in der ganzen Weltanschauung der Menschheit hervorbringen muß und wird.

Daß dieser Ursprung in früheren Zeiten in ein absolutes Dunkel gehüllt war und gehüllt sein mußte, kann uns in keiner Weise verwundern, da erst eine lange und langwierige Entwicklung menschlicher Wissenschaft auf diesen Weg der Erkenntnis führen konnte. Auch haben bekanntlich die ehemaligen Vorstellungen der Völker über diesen Gegenstand sich in Ausmalung eines Zustandes gefallen, welcher den diametralsten Gegensatz zu den wissenschaftlichen Vorstellungen der Gegenwart bildet, und wobei nicht ein Emporsteigen, sondern im Gegentheil ein Herabsinken des Menschengeschlechts aus früheren besseren und glücklicheren Zuständen angenommen wird. Diese Vorstellung gipfelt einerseits in dem klassischen Altertum in der bekannten Aufeinanderfolge eines goldenen, silbernen, ehernen und eisernen Zeitalters, andererseits in der biblischen Paradiesesjage,

welche übrigens nachgewiesenermaßen nicht autochthon ist, sondern ebenso wie der biblische Sündflutbericht aus chaldäischen oder assyrischen Quellen stammt. Auch ist diese Phantasie-Schöpfung von einer vorübergegangenen besseren Zeit, von einem verlorenen und erst nach dem Tode wieder zu gewinnenden paradiesischen Zustand durchaus kein Eigentum eines einzelnen Volkes, sondern fast allen alten Völkern mehr oder weniger gemeinsam — was auch psychologisch sehr leicht erklärbar ist. Ohne Zweifel hat diese Sage von einem ehemaligen besseren und glücklicheren Zustand des Menschengeschlechts und der menschlichen Gesellschaft eine tiefe poetische und moralische Bedeutung; denn sie bildet nur den äußeren Ausdruck für das ungestillte Glückseligkeitsstreben des Menschen und das Symbol seiner tiefen Empfindung für die vielen Mängel, Leiden und Unvollkommenheiten des irdischen Daseins, welche unvereinbar sind mit dem Glauben an eine gütige Vorsehung oder Allmacht, von der man annimmt, daß sie alles zum Besten der Erdenbewohner eingerichtet oder vorgesehen habe. Daher mußte eine Form für die Vereinigung dieses Glaubens mit dem Vorhandensein jener Mängel oder Übel gefunden werden; und sie fand sich in der bekannten Allegorie der durch eigene Schuld der ersten Menschen bewirkten Austreibung aus dem Paradiese durch die über die Sünden ihrer Geschöpfe empörte göttliche Allmacht. Die eigene Schuld mußte es sein, da ohne eine solche der Verlust der ursprünglichen Glückseligkeit eine unbegreifliche Ungerechtigkeit von seiten jener Allmacht gewesen sein würde. Aber so schön und tief empfunden die Paradiesesfage an sich ist, so wenig entspricht sie doch der Wahrheit. In Wirklichkeit hat es niemals einen solchen Vollkommenheitszustand gegeben, in welchem es keinen Tod, kein Leiden, keine Arbeit gab, und in welchem nach der Meinung der Paradies-Gläubigen der erste der Menschen nicht bloß an Körper, sondern auch an Geist und Weisheit alle folgenden Generationen übertraf, sondern ganz im Gegenteil, einen elenden, erbärmlichen Zustand unseres ältesten Vorfahren oder des Urmenschen, aus welchem Zustand er sich nur nach und nach zu befreien vermochte, aber nicht durch göttliche Hilfe, sondern durch eigene, unerhörte Anstrengungen im Laufe zahlloser Jahre und Generationen. Leider kleben uns selbst heute noch mancherlei körperliche und geistige Schladen oder Rudimente aus jener Urzeit an, die wir allmählich abstreifen müssen, wenn jenes Ideal menschlicher Vollkommenheit erreicht werden soll, das der Phantasie unsrer Denker und Dichter vorschwebt. Wenn also vom Paradies die Rede ist, so müssen wir uns gestehen, daß dieses geträumte Eldorado nicht, wie die Sage will, hinter er, sondern im Gegenteil vor uns liegt, und daß es nur zu erreichen ist durch eigene menschliche Kraft und Anstrengung im steten Kampfe teils gegen die Unbilden der Natur, teils gegen Unwissenheit und Aberglauben oder — mit anderen Worten — durch unablässige Arbeit für die großen materiellen und geistigen Güter der Menschheit.

Auch der Gang der zivilisatorischen Entwicklung selbst ist das gerade Gegenteil von den erwähnten Vorstellungen des klassischen Altertums über das goldene, silberne, eiserne und eiserne Zeitalter gewesen. Denn nicht als das schlechteste, sondern als das beste und brauchbarste aller Metalle, welches die höchste, bis

jezt bekannte Kultur-Entwicklung möglich macht, hat sich das Eisen erwiesen, nachdem ihm ein Stein-, Bronze- und Kupfer-Zeitalter mit wechselnden Phasen vorausgegangen waren.

Und obgleich der Beginn des Eisen-Zeitalters noch vollständig vorhistorisch ist, selbst in Asien und Afrika, wo seine Spuren mehrere Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung nachgewiesen werden können, so dürfen wir doch mit vollem Rechte behaupten, daß wir erst jetzt in dessen volle Blütezeit eingetreten sind, und daß unsere ganze heutige Kultur mehr oder weniger auf dem ausgiebigsten und mannigfaltigsten Gebrauch dieses besten aller Metalle beruht. Wir bauen gegenwärtig unsere Häuser, unsere Schiffe, unsere Maschinen, unsere gewaltigen Kriegswerkzeuge, unsere Flügel u. s. w. aus Eisen; und wenn sich der rohe Steinhammer des Urmenschen in den gewaltigen Dampfhammer der Gegenwart verwandelt hat, welcher spielend die Kräfte ehemaliger Riesen in den Schatten stellt — oder wenn sich sein elender Baumfahrl in das mächtige Dampfschiff verwandelt hat, welches mit Windeseile die größten Meere durchfurcht und die entferntesten Kontinente mit einander verbindet — oder wenn sein armseliger Steinpfeil zu jener Riesenbombe geworden ist, welche Mauern und Häuser niedervirft — oder wenn an die Stelle des ehemaligen Steinmessers oder Steinsplitters unsere feinen Messer und Scheeren aus Stahl getreten sind — so verdanken wir alles dieses und so manches dem Ähnliche lediglich der mannigfaltigen Anwendung des Eisens. Aber wir verrichten nicht bloß gewaltige oder grobe Arbeit mit Hilfe des Eisens, wir gebrauchen es auch zur Ausführung feiner und feinsten Arbeiten, wie Schreiben, Nähen, Stricken, Weben u. s. w., und ein bloßer Vergleich der rohen Knochennadel des Urmenschen mit einer feinen, aus Stahl gefertigten Nähnadel oder mit der Nähmaschine der Gegenwart reicht hin, um sich den riesigen Abstand zwischen Ehemals und Heute recht deutlich vor Augen treten zu lassen. Heutzutage kann das Eisen an Wichtigkeit für unsere Kulturentwicklung nur noch mit dem Papier verglichen werden, so daß man unser Zeitalter bald als eisernes, bald als papiernes bezeichnen könnte. Vielleicht trifft man das Richtige, wenn man beide Bezeichnungen gleichzeitig auf dasselbe anwendet; und wenn z. B. ein Schriftsteller mit Hilfe einer aus Stahl gefertigten Feder seine Gedanken auf Papier überträgt, welche dann mit Hilfe metallener Lettern und einer aus Eisen gefertigten Druckmaschine dem Druck übergeben werden, so stehen wir im Angesicht zweier Arbeiten, welche den Charakter der Zeit als einen teils metallenen, teils papiernen auf das deutlichste widerspiegeln. —

Hier könnte nun die für die Zukunft des Menschengeschlechts und seiner kulturellen Weiter-Entwicklung höchst wichtige Frage aufgeworfen werden, ob die Eisenzeit, in der wir uns jetzt befinden, ewig dauern, oder ob möglicherweise mit der Zeit eine Ablösung des Eisens durch ein anderes Metall stattfinden werde, das eine noch höhere Kulturentwicklung, eine noch größere Beherrschung und Ausnützung der Naturkräfte möglich macht — in ähnlicher Weise, wie Stein, Kupfer und Bronze dereinst durch das Eisen abgelöst wurden? Wie mir scheint, kann diese Frage unbedenklich mit Ja beantwortet werden. Denn in der That

sind solche Metalle bereits entdeckt, wie z. B. das in der Thonerde in unererschöpflichen Quantitäten enthaltene Aluminium, welches entweder rein oder noch besser in der Legierung mit Kupfer als sogenannte Aluminium-Bronze ganz besondere metallische Eigenschaften oder Vorzüge besitzt oder besitzen soll. Leider ist die Schwierigkeit seiner Herstellung bis jetzt eine so große oder kostspielige, daß an seine ausgedehntere Verwendung in der Industrie nicht gedacht werden kann, wobei man indessen die Hoffnung nicht aufgeben darf, daß dieses mit der Zeit sich ändern werde. Ist doch auch die anfängliche Herstellung des Eisens aus seinen Erzen eine so schwierige gewesen, daß dieses jetzt so gemeine und billige Metall sogar noch in den frühesten Anfängen der historischen Zeit als äußerst kostbar galt, und daß Schmuck und Geld aus demselben gefertigt wurden!

Übrigens muß, ehe dieser Gegenstand verlassen wird, zur Ehre des klassischen Altertums bemerkt werden, daß die poetische Fabel von dem goldenen Zeitalter nicht allgemein geglaubt wurde, und daß große Denker, Dichter oder Philosophen, wie Epikur, Lukrez, Horaz, Diodor u. s. w. bereits vollständig richtige Ansichten über den Urzustand des menschlichen Geschlechts auf Erden nährten, obgleich ihnen nicht unsere wissenschaftlichen Kenntnisse, sondern nur die Anwendung des gesunden Menschenverstandes zu Gebote standen. Der römische Dichter Horaz, wahrscheinlich in Anlehnung an den bekannten Exkurs der epikuräischen Philosophie über Schöpfungsgeschichte im fünften Bande des Lehrgedichtes des Lukrezins Carus, nennt geradezu im ersten Buch seiner „Satiren“ die ersten Menschen eine „stumme, unflätige Herde, um Eicheln und Zufluchtsörter zuerst mit Nägeln und Fäusten, später mit Knütteln und Waffen kämpfend“, während Lukrez selbst bereits eine deutliche Vorstellung der Aufeinanderfolge von Stein, Bronze und Eisen hatte und ausführlich schildert, wie die ersten Menschen, nackt oder mit Tierfellen bekleidet, mit Steinen und Keulen gegen die wilden Tiere kämpften und nachts in Höhlen oder unter Blättern und Laub sich vergrabend einen dürftigen Schutz gegen die Unbilden der Nacht suchten und fanden. Der mythische Herkules mit seinem Löwenfell und seiner massigen Keule oder die von Homer beschriebenen, Höhlen bewohnenden Cyclopen können gewissermaßen als die Verkörperungen dieser antiken Vorstellung angesehen werden. Die ausführlichste oder der Wahrheit am nächsten kommende Schilderung dieses Urzustandes finden wir übrigens bei dem römischen Geschichtschreiber Diodor, welcher die ersten Menschen schildert als „armselige Wilde ohne Kleidung, Wohnung, Feuer, Höhlen bewohnend, von Fischen, Muscheln, Seetieren u. s. w. sich nährend, welche sie mit geschärften Steinen zerschneiden“ (Buch III, 14, 15). Diejenigen, sagt er weiter, welche keine Höhlen finden, banen sich Zufluchtsörter mit den Rippen der Seeäugeltiere, welche sie durch Seepflanzen unter einander verbinden. Andere wieder erbauen sich künstliche Höhlen. Sie haben keine Verehrung für die Verstorbene und werfen die Leichname in das Meer. Sie kämpfen mit Steinen oder Pfeilen, erwürgen ihre Greise und Schwachen und töten die Fremden, welche sich zu ihnen verirren — eine Gewohnheit, welche übrigens im Altertum ziemlich all-



gemein gewesen zu sein scheint und noch zur Zeit des Argonautenzugs in Colchis üblich war. — Auch der neuplatonische Philosoph Porphyrius sagt in seiner Schrift über die Enthaltensameit, daß die Tiere unsere nächsten Verwandten, und daß wir mit ihnen gemeinsamen Ursprungs wären.

Auch die chinesische Legende berichtet von den ersten Menschen, daß sie anfangs nackt auf Bäumen gelebt hätten, ohne Feuer, und daß sie sich zuerst mit Blättern und Rinden, später mit Fellen bekleidet hätten; und ähnliche, der Wahrheit nahe kommende Traditionen über den Urzustand der Menschheit lassen sich neben der Paradiesesfage bei Hebräern, Phöniziern, Juden, Persern, Babyloniern u. s. w. nachweisen. Alle diese Traditionen sprechen von einem ehemaligen Zustande der Wildheit, aus dem sich der Mensch erst nach und nach zu seinem gegenwärtigen Zustand emporgearbeitet habe.

Diese Traditionen haben denn auch gegenüber der Vorstellung von einem goldenen Zeitalter und gegenüber der Paradiesesfage in Folge der wunderbaren Forschungen dieses Jahrhunderts über Alter und Urzeit des Menschengeschlechts auf Erden vollständig recht behalten. Nach Maßgabe dieser Forschungen können wir uns unsere ältesten Vorfahren nur als ein halb tierisches, halb menschliches Wesen vorstellen, noch roher als die rohesten Wilden der Gegenwart, wohnend auf Bäumen oder in Höhlen oder unter Felsdächern oder in in den Boden gegrabenen Löchern, seine Speisen roh verschlingend, dem rohesten Aberglauben ergeben und mit seinen armseligen Steinfeilen um seine armselige Existenz kämpfend — ein Zustand, dem gegenüber derjenige unserer heutigen Kultur oder Zivilisation uns um so mehr mit Bewunderung erfüllen oder um so schätzbarer erscheinen muß. Freilich wird es nicht an solchen fehlen, welche aus dem hier geschilderten niedrigen Ursprung des Menschen nicht ein Gefühl der Erhebung, sondern im Gegenteil ein solches der Scham oder Erniedrigung schöpfen zu müssen glauben — ähnlich gewissen Emportömmeligen der Gesellschaft, welche nicht gern an ihre Vergangenheit erinnert sein wollen. Sie würden es lieber sehen, wenn die Wissenschaft eine Abstammung unseres Geschlechts von Engeln oder von einem vollkommenen Adam oder Paradiesesmenschen nachweisen könnte. Aber ganz im Gegenteil scheint es mir, als ob wir allen Grund hätten, daraus ein Gefühl der Erhebung und des Stolzes zu schöpfen, und daß es uns von großem Nutzen sein kann, wenn wir durch jene Forschungen daran erinnert werden, auf welcher langer und mühsamer Arbeit zahlloser Generationen unsere heutige Kultur ruht, oder — mit anderen Worten — wie der heutige Kulturmensch nur das letzte Produkt einer langsamen und schwierigen Entwicklung aus sprachlosen, tierähnlichen Wilden ist. Selbst wenn wir in Verfolgung unserer genealogischen Ahnenreihe bis zu jenen Anthropoiden oder menschenähnlichen Affenarten herabsteigen, welche aber nicht, wie so oft in totaler Verkennung der Grundsätze der Entwicklungstheorie angenommen wird, unsere tierischen Vorfäter, sondern nur unsere nächsten, bereits auf dem Aussterbeetat stehenden tierischen Verwandten sind, so können wir uns mit dem drastischen Wort Claparède's trösten: „Besser ein veredelter Affe als ein degenerierter Adam.“

Aus solchen und ähnlichen Betrachtungen und Erinnerungen können wir, wie gesagt, nur das Gefühl einer um so größeren Werthschätzung unserer Kultur schöpfen und den stärksten Antrieb zum Fortschreiten auf diesem Wege nach stets höheren Zielen gewinnen. Und zwar alles dieses um so mehr, als wir, wenn wir die Sache bei Licht betrachten, noch gar nicht wissen, wo wir im Gang der zivilisatorischen Entwicklung stehen, und ob wir darin weit vor oder weit zurück sind, da uns ja jeder Maßstab der Vergleichung abgeht. Wir dünken uns allerdings sehr hoch mit unseren Maschinen, Künsten, Wissenschaften, Erfindungen, mit unserer großartigen Beherrschung der Natur und ihrer Kräfte und haben auch gewiß allen Grund, darauf stolz zu sein. Aber in Wirklichkeit sind wir vielleicht noch sehr weit zurück oder befinden uns noch in den ersten Anfängen, gewissermaßen in den Kinderschuhen der Zivilisation und stehen vielleicht nur im ersten Stadium dessen, was das Menschengeschlecht in Zukunft noch zu erreichen bestimmt sein dürfte. Vielleicht wird sich die Zukunft des Menschengeschlechts so sehr über dessen Vergangenheit erheben, daß ein Vergleich zwischen ihr und der Gegenwart noch weit schroffer ausfallen wird oder muß als derjenige zwischen letzterer und der vorgehichtlichen Zeit.

Ich gebe gerne zu, daß eine solche Prophezeiung gar manchem als Ausdruck großer Verneffenheit erscheinen mag. Aber wenn wir bedenken, wie kurz die Zeiten der Geschichte und der kulturellen Entwicklung des Menschengeschlechts im Vergleich mit dem wirklichen, wahrscheinlich hunderttausende von Jahren umfassenden Alter des Menschen auf der Erde sind (sie reduzieren sich ja auf wenige Jahrtausende); wenn wir ferner einen Blick auf die geschilderten großartigen Fortschritte des Menschengesistes in Wissenschaft, Kunst und Industrie allein in diesem Jahrhundert werfen — Fortschritte, welche die kühnste Phantasie hinter sich lassen; wenn wir endlich nicht vergessen, daß der voranschreitende Gang der Kultur und Zivilisation ein progressiver ist, d. h. daß er um so rascher oder kräftiger wird, je mehr sich die Mittel und Anregungen des Fortschritts mehren, so werden wir uns vielleicht doch geneigt fühlen, ein günstigeres Urtheil über jenes Prognostikon der Zukunft zu fällen.

Einerlei indessen, ob die Mehrzahl unserer Leser hierin anderer Meinung sein mag, und ob dieselbe die hier ausgesprochenen Erwartungen und Hoffnungen teilen mag oder nicht, so glaubt Verfasser doch auf allgemeine Zustimmung rechnen zu dürfen, wenn er diesen Aufsatz mit jenen berühmten Worten des griechischen Tragödiendichters schließt, welche er seiner Schrift über den Menschen und seine Stellung in Natur und Gesellschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als Motto vorangesezt hat:

„Viele giebt's der Wunder; kein größeres Wunder als den Menschen.“



## Moralische Verkehrtheiten.

Von

Julius Ludewig.

Von einem „sittlichen Gesetz,“ kann nur dann die Rede sein, wenn dasselbe für die ganze Menschheit allgemeine Gültigkeit hat; es muß der Einzelne demselben nicht nur in der äußeren Form seines Thuns, sondern auch der Gesinnung nach und im Nothfall unter Aufopferung seiner Vortheile und Neigungen, ja selbst unter Hingabe der eigenen Persönlichkeit Folge zu leisten, nicht durch äußere Antriebe, sondern aus innerer Nothwendigkeit bestimmt werden. Bei der Entwicklung eines Sittengesetzes muß daher nicht nur erklärt werden, was Pflicht ist, sondern auch wie die Vorstellung der Pflicht sich mit Nothwendigkeit ergibt. Es muß nicht nur angegeben werden, was wir thun und lassen sollen, sondern es muß noch mehr der in dem „Sollen“ zum Ausdruck kommende Zwang seine Erklärung finden.

Alle positiven Religionsysteme, welche das gemeinsam haben, daß sie sich als göttliche Offenbarung und als die Lehren eines göttlichen oder von Gott erleuchteten Stifters einführen, stellen gewisse, in der Hauptsache auch nicht weit von einander abweichende Moralgebote auf, deren Erfüllung mit Rücksicht auf den Willen der Gottheit und wenigstens nebenher auf deren Absicht, die Folgenamen zu belohnen, die Unfolgsamen mit zeitlicher und ewiger Strafe zu belegen, gefordert wird. Mehr oder minder deutlich drückt sich in allen positiven Religionsystemen, den monotheistischen sowohl als den götterreichen, in denen, für welche Gott ein Geist ist, wie auch in den idolatrischen und dem Fetischismus die Annahme einer Fortdauer der menschlichen Seele oder des Menschengeistes nach dem Vergehen des Körpers aus. Unzweifelhaft ist diese geoffenbarte religiöse Grundlage ein sicherer Boden für den Aufbau eines Moralgesetzes, jedoch nur für denjenigen, welcher den Vorzug des religiösen Glaubens genießt, des Glaubens, dem seine Offenbarung höher steht als alles menschliche Wissen, der sich durch keinen Widerspruch der Wissenschaft beirren läßt. Gleichwohl zeigt sich auch hier schon fast überall eine Verschiedenheit der Auffassung oder Rücksicht auf die Verschiedenartigkeit der menschlichen Natur, indem, wie beispielsweise auch im Christentum, einerseits eine völlig uneigennütige Tugend nur aus Liebe zu Gott gefordert wird, insofern die Werke nicht rechtfertigen, sondern allein der Glaube, für welchen die tugendhaften Werke gleichsam zu einem bloßen Attribut werden, während andererseits doch auch der Lohn für die guten Werke nach dem Tode eine gewichtige Rolle spielt.

Ein solcher Glaube aber, welcher mit oder ohne eigensüchtige Nebengedanken immer nur aus subjektiven Gründen eine durch objektive Beweisführung nicht zu erhärtende Behauptung oder Lehre für wahr hält, ist, wie selbst die Bibel anerkennt, eine Gabe Gottes, d. h. etwas, das man sich nicht selbst geben kann. Darum ist es auch ein Widerfynn, jemanden für den Mangel des Glaubens ver-

antwortlich machen oder gar bestrafen zu wollen, wie es leider zu allen Zeiten die Lehrer aller positiven, mit dem Anspruch auf Offenbarung auftretenden Religionen im Namen des Moloch's sowohl als der allbarmherzigen Gottheit mit Feuer und Schwert und mit allen Scheußlichkeiten der raffiniertesten Grausamkeit gethan haben, sobald sie hierzu die Macht hatten, und wie sie es unter der gleichen Voraussetzung zweifelsohne noch heute thun würden.

Wer den Glauben einer positiven Religion besitzt und sich in demselben glücklich und beruhigt fühlt, der ist jedenfalls glücklich zu preisen, weil er in dem Glauben die Fähigkeit findet, sich über alles Unglück zu erheben, und die unverbrüchliche Richtschnur für sein Handeln; der andere, dem dieses Glück versagt ist, muß sich in anderer Weise abfinden und er darf die Ungläubigkeit, wenn sie ihm zum Vorwurf gemacht wird, getrost damit verteidigen, daß die Offenbarung, wenn ihr Anspruch auf allgemeine Gültigkeit zugegeben werden soll, sich auch allgemein bethätigen muß, sei es durch fortlaufende Wiederholung zu allen Zeiten und für jeden Einzelnen, sei es durch unwiderlegliche und für jeden Einzelnen beweiskräftige Überlieferung. Eine ihm nicht individuell widerfahrne oder glaubhaft bewiesene Offenbarung muß der einzelnen, der Gabe des Glaubens entbehrende, denkende Mensch verhorreszieren.

Im schärfsten Gegensatz zu den Anhängern der geoffenbarten Religionen stehen die Jünger der materialistischen Lehre, die zwar keineswegs erst der neueren Zeit entstammen, die aber heute in der sogenannten Deszendenz-Theorie eine nicht zu unterschätzende wirkungsvolle Unterstützung gefunden haben. Die Behauptung, daß in dem Menschen keine Doppelnatur stecke, daß der Menscheng Geist eine Erfindung von Bösewichtern oder Thoren sei, daß alles, was im gewöhnlichen Leben als eine Äußerung, Thätigkeit und Bethätigung des Geistes angesehen werde, nur die notwendige physikalische Folge einer momentan wirksamen Konfiguration und Bewegung der Materie in dem Gehirn und den Nerven darstelle, ist keineswegs neu. Bald roher, bald mehr oder weniger durchgebildet und verfeinert kehrt die Behauptung in allen Zeitaltern der Geschichte wieder, kaum jemals hat sie so viele Anhänger und Nachbeter gefunden wie heute, wo es fast jeder Barbiergehilfe und jeder Hausknecht an den Fingern abzuzählen versteht, daß sich alles Organische aus den einfachsten Formen, aus der Zelle, d. i. dem kleinen, aus einer häutigen Membran bestehenden und mit Protoplasma gefüllten Säckchen entwickelt hat; daß der Mensch sowohl wie die himmelaufstrebende Palme und der knorrige Eichbaum, daß das zarte Veilchen und die üppige Victoria regia, daß alles Organische dieser Urzelle, höchstens einem Zwillingpaar von animalischen und vegetabilischen Urzellen entsamme, so daß nur noch der genaue Nachweis aller einzelnen Zwischenglieder zu führen sei, um die Kontinuität des Stammbaumes „Urzelle — Mensch“ ersichtlich zu machen. Wenn der Barbiergehilfe mit solcher Weisheit in der Weißbierkeiße zu imponieren sucht, so ist daran nichts Verwunderliches, wenn aber der sogenannte Gelehrte vom Katheder herunter erklärt, „wir können jetzt wohl annehmen, daß diese Entwicklungslehre als richtig angenommen wird,“ so ist das eine dunkelhafte Überhebung. Mit rechten; diese Theorie ist mit so vielen Vor-

ausfetzungen gespielt und mit so vielen Lücken behaftet, daß sie noch keineswegs als erwiesen zu betrachten ist; es ist eine Theorie, eine Hypothese, wie es viele in der Wissenschaft, namentlich in der Naturwissenschaft giebt, dergleichen passieren können, so lange keine bessere Einsicht in das Wesen der Dinge gestattet ist, welche aber zur Erklärung dieses Wesens der Dinge und des Seins absolut nichts beitragen. Wenn es gelungen sein wird, aus unorganischem Stoff einen Homunculus oder auch nur eine lebendige, sich weiter entwickelnde Zelle darzustellen, dann läßt sich weiter darüber reden. Bis dahin aber steht nur so viel fest, daß alle organischen Gebilde eine ähnliche Zusammensetzung haben, und daß die höher entwickelten Wesen gewisse Formen aufweisen, welche auch bei den tiefer stehenden vorkommen.

Die Entwicklungstheorie lehnt sich einerseits an die mechanische und materialistische Anschauung an, welche in dem Stofflichen und in der Identität von Kraft und Stoff die Auflösung aller Geheimnisse der Natur gefunden zu haben vorgiebt; andererseits dient sie dieser auch wieder als Stütze. Beides ist erklärlich, weil auf beiden Seiten darin die innigste Gemeinsamkeit herrscht, daß statt des religiösen Glaubens oder Aberglaubens, gegen welchen beide Richtungen scharf zu Felde ziehen, ein wissenschaftlicher Aberglaube als Grundlage dient, welcher mindestens ebenso kraß ist als der fanatische Religionsglaube.

So nützlich, wie erwähnt, und notwendig in den sogenannten exakten Wissenschaften Hypothesen sind, d. h. Behauptungen und Annahmen, deren Richtigkeit sich nicht beweisen läßt, aber unterstellt wird, bis sich ihre Unrichtigkeit herausstellt und eine bessere Annahme an ihre Stelle gesetzt werden kann, um die durch Versuche, Beobachtung und Erfahrung ermittelten Erscheinungen systematisch zu ordnen und von gleichen Gesichtspunkten aus zu betrachten, damit von der gewonnenen Linie weiter fortgeschritten und die Unerklärbarkeit der Vorkommnisse weiter zurückgeschoben werden kann; — eine Ansicht, auf diesem Wege bis ans Ende zu gelangen und das Wesen der Dinge nicht hypothetisch, sondern wirklich zu erklären, ist bis jetzt nicht gewonnen und wird sich auch niemals eröffnen.

Die Gravitation, die Newton'sche Hypothese, aus welcher sich die ganze Großartigkeit der heutigen Astronomie herausentwickelt hat, ist immer nur eine Annahme und hypothetische Kraft, deren Wesenheit vorausgesetzt und geglaubt wird, aber nicht bewiesen ist, und welche dereinst bei weiterem Eindringen des menschlichen Geistes in die Natur der Dinge sehr wohl noch durch eine andere, noch bedeutendere Hypothese ersetzt werden kann. Schon auf der Erde kommen die Gesetze der Schwerkraft nicht allgemein zur Geltung; das Aufstehen der Säfte durch die Pflanze, die Erscheinungen der Endosmose und Exosmose beispielsweise auch in einem unorganischen physikalischen Apparat, in dem 1826 von Dutrochet angegebenen Endosmometer, bilden eine Ausnahme von den sonstigen Äußerungen der Schwerkraft und einen Beweis dafür, wie es durchaus nicht feststeht, daß sich die Körper unter allen Umständen nach den aus den gewöhnlichen Erscheinungen gefolgerten sogenannten Naturgesetzen verhalten. — Schon lange regen sich auch Zweifel gegen die Richtigkeit der in der Gravitationslehre vorausgesetzten Wirkung der

Körper aufeinander in die Ferne. Das früher in der Wissenschaft heimische Phlogiston, Wärmestoff und Lichtstoff, haben heute ihr Bürgerrecht verloren und Ätherschwingungen Platz gemacht, welche nicht minder transzendental sind wie die Lehre von der Transsubstantiation. Ebenso widersprechen die den physikalischen Atomen im Interesse ihrer wissenschaftlichen Verwertbarkeit beigelegten Attribute jeder Einsicht, und es wird der Widerspruch dadurch erst recht nicht gemildert, daß man für die Atome der einfachen Stoffe andere Formen und Eigenschaften voranzusetzen genötigt ist als für diejenigen der zusammengesetzten chemischen Verbindungen. Auch das Prinzip von der Erhaltung der Kraft, mit welcher das Weltall ausgerüstet sein soll, welche sich dauernd ohne Vermehrung und ohne Verminderung erhält und demnach ewig ist, macht die Wunder der Schöpfung nicht erklärlicher und nicht verständlicher, ebensowenig als die erweiterte und vertiefte Kenntnis der Organe, sowie die größere Einsicht in die physikalischen Vorgänge und in das Zusammenwirken der einzelnen Teile das Entstehen der Vorstellung aus der sinnlichen Wahrnehmung und die Wesenheit des Denkens und Wollens irgendwie erklärt und das Rätsel des Lebens seiner Lösung näher gebracht hat. Ungeachtet der gänglichen Beweislosigkeit solch' hypothetischer Annahmen und namentlich der aus ihnen hergeleiteten Folgerungen giebt es dennoch viele auch in sonst urteilsfähigen Kreisen, welche, weit über das Ziel hinauschießend, den Beweis für erbracht ansehen, daß lediglich der Materie Selbständigkeit und Realität zukomme, daß außer der Materie nichts existiere, und daß alles Leben und Vergehen, alles Wollen, Denken und Empfinden nicht etwa nur mit Stoffwechsel verbunden, sondern mit den Wandlungen der Materie völlig identisch sei. Größer noch ist die Zahl derjenigen, welche vor der Zumatung jeden Glaubens hochmütig entsetzt zurücktaudern, nichts desto weniger aber ohne eigene Prüfung, und selbst ohne auch nur entfernt zur Vornahme einer solchen vorgebildet und befähigt zu sein, die unerklärlichsten Hypothesen für bare Münze nehmen, die widersinnigsten Folgerungen aus denselben bereitwillig als Glaubensartikel adoptieren und sich nun für berechtigt und überzeugt halten, daß die Maschine Mensch mit dem letzten Herzschlage ihre Rolle in der Schöpfung endgültig ausgespielt habe.

Trotz dieser Verbreitung materialistischer Anschauung und trotz der häufigen Verhättselung der mechanischen Weltauflösung giebt es doch nur eine verschwindende Minderzahl, welche für sich die weiteren Konsequenzen derselben zu ziehen oder wohl gar dieselben unverhohlen und unverhüllt öffentlich auszusprechen versuchen möchte. Wenn es nämlich fest steht, daß der Menscheng Geist mit dem Körper der Auflösung und Vernichtung anheimfällt, und wenn überdies die geistige Thätigkeit lediglich das Produkt der auch im Lebensprozeß physikalisch-chemischen Gesetzen unwandelbar unterworfenen Materie ist, dann kann von einem freien Willen in den Lebensäußerungen und von einer Verantwortlichkeit für das Thun und Lassen oder gar für das Denken nicht die Rede sein. — Stellen sich in dem rein mechanischen Ablauf des Lebens rastlos alle Handlungen jeglichen Individuums als die durchaus gesetzmäßigen Folgerungen aus den vorhergegangenen Prozessen dar,

wie das Wasser unter einem gewissen Luftdruck unwiderstehlich ins Kochen gerät, wenn es auf 100° C. erwärmt wird, oder zu Eis bei Null Grad erstarrt, wie der Dampfkessel springt, wenn die Spannung der eingeschlossenen Dämpfe die absolute Festigkeit des umschließenden Materials übersteigt, wie jede Flüssigkeit in kommunizierenden Röhren auf gleiches Niveau und die Quecksilberläule des Barometers dem wechselnden Luftdruck entsprechend steigt und fällt, wie Eisen unter der Einwirkung von Luft und Feuchtigkeit rostet u. s. w. u. s. w. — sind die individuellen menschlichen Handlungen ebenso gesetzmäßig und nur bestimmt theils durch die Organisation des Individuums, theils durch die Beziehungen desselben zur Außenwelt, d. h. durch die in Folge der Einwirkung der Außenwelt in dem Individuum bewirkten Zustandsänderungen, — dann ist der Mensch in seinem Thun und Lassen gebunden und, wenn auch unbewußt, bloß abhängig von der Einwirkung einer außer ihm bestehenden Notwendigkeit. Er unterliegt einem unabwendbaren Zwange, mit welchem eine Verantwortlichkeit für das gezwungene Thun völlig unvereinbar ist.

Hiermit aber wird jede Grundlage der Moral vernichtet. Das Moralische steht in direktem Gegensatz zum Stofflichen; die Moral ist ein durchaus abstrakter Begriff und findet ihren Ursprung niemals in der Materie. Die Moral setzt freien Willen und bewußtes Handeln voraus, und in der Materie herrscht einzig und allein das unbewußt zwingende Naturgesetz. Die Moral hat das Gewissen zur Voraussetzung und mit diesem die Verantwortlichkeit, aus welcher mit zwingender Notwendigkeit die Annahme der Fortdauer nach dem Tode sowie eines Etwas verknüpft ist, dem gegenüber die Verantwortlichkeit auch für die geheimen, vor menschlicher Entdeckung völlig sichern Handlungen und Gedanken besteht. Mit der Anerkennung des Sittlichen ist die Anerkennung eines höchsten Wesens und die Verwerfung der naturalistischen Weltanschauung logisch zwingend verbunden, wogegen Moralität und die ihr entfliehenden Forderungen inhaltslose, willkürliche, vielleicht nur im Interesse der besitzenden Klasse erfundene Beschränkungen darstellen, wenn einerseits kein höchstes Wesen, dessen Benennung nichts zur Sache thut, existiert und andererseits dem sogenannten Menschengenisse nur eine kurze an die im Körper zufällig entstandene Stoffansammlung gebundene Dauer zugeschrieben wird. Alles Gerede von sittlich notwendiger Ordnung, von moralischen Aufgaben der Menschen ist dann nur Phrase derjenigen, welche ein Interesse daran haben, durch einen künstlichen Zügel die Leidenschaften ihrer Mitmenschen niederzuhalten, um deren Dummheit besser ausbeuten zu können, und es sind alle Verjuche von vornherein verfehlt und aussichtslos, welche das „sittliche Gesetz“ aus anderen Motiven herzuleiten unternehmen. Das Selbstinteresse kann allen möglichen philosophischen Betrachtungen zu Grunde gelegt werden, als Grundlage der Moral ist es absolut unbrauchbar, ebenso wie es unmöglich ist, das Gewissen aus der Erziehung und der menschlichen Vernunft herzuleiten und statt jeder andern Verantwortlichkeit die Selbstverantwortlichkeit zu statuieren. Durch das Prinzip der Gegenseitigkeit und den der Bergesellschaftung der Menschen ent-

stammenden Zwang kann man zu einer äußerlich gesetzmäßigen Lebensführung gelangen, zu einem moralischen Verhalten niemals.

In Ermangelung des sittlichen „Soll's“ ist es nur vernünftig gehandelt, wenn der Mensch, wie das Tier, sein Recht auf alles ausdehnt, was er erreichen, festhalten und verteidigen kann, wenn er jede Beschränkung des eigenen Rechtes durch die Rechte anderer weit von sich abweist. Er handelt nur klug, wenn er, lediglich dem Triebe der Selbsterhaltung folgend, alles auf sich bezieht, alles für sich in Anspruch nimmt und nur das vermeidet, was an Nutzen unter den obwaltenden Umständen durch zufällige oder unausbleibliche Gefahren überwogen wird. Raub und Mord, jedes Verbrechen gegen Eigentum und Sicherheit, Notzucht und Ausschweifungen jeder Art stehen als That dann nur auf gleicher Linie mit dem Schlachten eines Ochsen und dem Schießen des Wildes, um Nahrung zu gewinnen, oder mit dem Pflücken einer Blume, um sich durch deren Geruch einen augenblicklichen Genuß zu verschaffen. Verwerflich sind Thaten nur dann, wenn es nicht gelingt, sich der Rache des Beschädigten und der Sühne des öffentlichen oder gesellschaftlichen Rechtes zu entziehen.

Diese fürwahr heillose Auffassung des Lebenszweckes ist die einfache und notwendige Konsequenz des reinen Materialismus, und darin liegt der Beweis einerseits dafür, daß er niemals die Grundlage der Moral bilden kann, andererseits dafür, daß er nicht nur an sich nicht richtig ist, sondern daß selbst seine Anhänger und diejenigen, welche sich für solche ausgeben, ihn nicht wirklich und im vollem Umfange anerkennen. Denn glücklicherweise sind diese samt und sonders keineswegs die moralischen Unholde, zu welchen sie, ihrer Doktrin nach, werden könnten und sollten. Sie verdanken dies aber nicht ihrer abstrusen Lehre, sondern nur der unverwundlich gefundenen Grundlage menschlicher Natur. Sie übersehen nur oder wollen den Widerspruch übersehen, welcher zwischen ihrer moralischen Anschauung und Aufführung auf der einen Seite und der gepredigten Weltauffassung auf der andern weitklaffend aufgähnt. Denn wer den Nachsatz als unmöglich, unrichtig und unsinnig anerkennt, der kann von der Richtigkeit des Vordersatzes, aus welchem der Nachsatz gefolgert werden muß, nicht überzeugt sein; und dies ist ein sicherer Beweis dafür, daß die im Innern des Menschen beruhende Voraussetzung der Unsterblichkeit und der Glauben an ein höchstes Wesen sich nicht unterdrücken und nicht wegwischen lassen, daß der Menscheng Geist nicht sich selbst und sein eigenes Wesen, nicht das, was er allein unmittelbar erlebt, mit der Leugnung der Unsterblichkeit verleugnet und von sich abthun kann.

Ebenfowenig wie es dem Materialismus der neueren Zeit gelingen kann, zu einem zwingenden Moralsystem zu kommen, ebenfowenig war diese Möglichkeit bei den philosophischen Systemen des Altertums vorhanden, in welchen bezüglich der Ethik die intuitive, stoische und die utilitarische, epikuräische Richtung die Hauptvertreter und die Hauptgegensätze bilden, denen sich alle übrigen Systeme mehr oder minder nähern und einreihen lassen. Nicht daß die antike Philosophie das Dasein eines Schöpfers geleugnet und die Unsterblichkeit der Seele verneint hätte, — der ganze Inhalt der platonischen Phädra ist der Unsterblichkeit gewidmet



und sucht die Richtigkeit derselben in allerdings etwas trockener, umständlicher, dialektischer Weise darzutun, — aber es mußte das Bemühen, die Notwendigkeit und Verbindlichkeit der Moral deffenungeachtet ohne Beziehung auf das Gebiet der Religion und des religiösen Bewußtseins aus dem reinen Denken abzuleiten, vergeblich bleiben. Dem Inhalte und der Sache nach kam der Stoiker der Lösung noch am nächsten, wenn er zur Begründung der Moraltheorie behauptete, es wohne dem Menschen von Natur das Vermögen inne, das Rechte zu erkennen, und das Gefühl des Zwanges, die Handlungsweise nach dieser Erkenntnis einzurichten. Es bedurfte nur noch des Hinweises darauf, daß dieser moralische Imperativ aus dem Verhältnis der Abhängigkeit entsteht, in welchem sich der Mensch zu dem Schöpfer befindet und fühlt, sowie aus dem unverilgbaren Bewußtsein und der Anerkennung, daß dieser Schöpfer das Gute will und das Gute verlangt, daß jede Abweichung von diesem einen Pflichtgebote auf irgend einer Stufe der Entwicklung und Fortexistenz des individuellen Menschengenistes unzweifelhaft einen Ausgleich finden muß. Obgleich dahinzielende Ahnungen auch dem Altertume, selbst vor aller Philosophie, nicht völlig fremd waren, wie die Totengerichte der Ägypter, die Strafen der Verurtheilten im Tartarus deutlich zeigen, so war das heidnische Altertum doch noch nicht zu dem Begriffe des Glaubens gekommen. Es fehlte ihm nicht der Glaube selbst, sondern nur die Klarheit des Bewußtseins, welche erst mit dem Christentume allgemeine Aufnahme und Verbreitung fand, und ohne diesen klaren Glaubensbegriff war der Glaube auch als Argument nicht zu verwerten.

Wenn dagegen behauptet wird, das ganze System der stoischen Sittenlehre, welche die Aufopferung namentlich in bezug auf die Staatsidee bis zum äußerst denkbaren Grade steigerte, sei ohne jeden Beistand von seiten der Lehre einer künftigen Fortdauer entwickelt worden, so trifft dies nicht zu. In der Forderung, daß das Laster vermieden werden soll, auch wenn es vor den Augen der Götter und Menschen verborgen wäre, liegt schon das Geständnis, daß sich das Laster dem Wissen der Gottheit nicht entziehen kann; und wenn u. a. Cicero an seinen Sohn schreibt: „Entweder leben die Seelen nach dem Tode fort, oder sie sterben durch ihn; im ersten Falle sind sie glücklich, im anderen nicht unglücklich“ — oder wie Seneca in der Trostschrift an den Polybius über den Tod seines Bruders sagt: „Haben die Seelen keine Empfindung, dann ist die Seele meines Bruders allen Widerwärtigkeiten des Lebens entgangen und in den Zustand zurückgekehrt, in welchem er sich vor der Geburt befand; er weiß von keiner Sorge; haben aber die Toten Empfindung, so ist der Geist meines Bruders wie aus einer langen Gefangenschaft befreit und er freut sich seiner Selbständigkeit und Freiheit,“ — dann zeigt sich in beiden Stellen, daß selbst die philosophisch bestgeschulten Geister sich des Unsterblichkeitsglaubens auch früher nicht zu erwehren vermochten. Überhaupt aber zeigt sich die mehr oder minder klar hervortretende Bezugnahme auf die Fortdauer nach dem Tode in der ganzen stoischen Philosophie auch noch darin, daß nach ihr die Vorbereitung auf den Tod eines ihrer Hauptziele bildete, daß der Gedanke an den durch den Tod bevorstehenden Wechsel

des Zustandes den Geist wesentlich unterstützte in der Aufgabe, dem Genuß und den Glücksgütern zu entsagen, sowie einen oft hochgradigen Indifferentismus gegen die guten und schlimmen Schicksale und Zufälle des Lebens zu pflegen. Die Stoiker sprachen daher nicht nur mit erhabenem Gleichmuth von dem Tode, sondern sie gingen ihm auch mit furchtloser Ruhe entgegen. Ihre Lehre bezweckte im Leben gewissermaßen nur die Erlernung der Kunst, recht zu sterben, worin sie sich wesentlich von Epinoza unterscheiden, welcher die Aufgabe des Lebens dahin setzte, daß man nicht lernen müsse zu sterben, sondern wie man leben solle.

Im Gegensatz zu der intuitiven stoischen Moral sieht das utilitarische System von dem Verhältnis des Menschen zum Schöpfer ganz ab und nimmt auch auf die Fortdauer nach dem Tode keine Rücksicht. Wenn daher der Stoizismus auch nicht zu einem allgemein verpflichtenden Moralgesetz gelangt, sondern gewissermaßen in der freiwilligen Übernahme moralischer Pflicht stecken bleibt, so ist es dem antiken Epikuräismus wie dem modernen Materialismus völlig unmöglich, zu einer überzeugenden Grundlage zu kommen und ein dauerndes, in sich gefestigtes, haltbares Gebäude aufzuführen. Der Stoiker leitet das Sittengesetz aus einer als sittlicher Sinn der menschlichen Natur inwohnenden Fähigkeit ab, der Epikuräer betrachtet es als einen Gegenstand der Erfahrung; beide erkennen die Erstrebung des höchsten Gutes als moralischen Zweck an, für beide hat aber der Begriff des höchsten Gutes einen verschiedenen Sinn. Dem Stoiker ist das höchste Gut die Tugend, die Fernhaltung von allem, was die Tugend beeinträchtigt, und somit die Bewahrung des Gleichmuthes und Unterdrückung jedes Ausbruchs der Leidenschaftlichkeit, was sich in überspannter Steigerung bis zu völliger Gleichgültigkeit und Apathie ausbildet. Antisthenes sagte, er wolle lieber rasend sein als Freude empfinden. Nach Zeno giebt es kein Gut außer der Tugend; nur das, was der Tugend entgegengesetzt ist, kann als ein Übel betrachtet werden, und sich durch keinerlei zwischen beiden liegende Mitteldinge bestimmen zu lassen, führt zur Erlangung des höchsten Gutes.

Schon bei den Kyrenaikern gelten zwar Vernunft und Einsicht für ein Gut, aber nur insofern sie Anwendung finden zur Erreichung der Lust, welche andererseits, selbst durch nicht ziemliche Handlungen gewonnen, auch ein Gut bleibt; die Aufgabe der Weisen ist es, den Augenblick zu beherrschen und ihm Genuß abzugewinnen. Selbst Aristoteles will das Sittliche nicht lediglich abhängen lassen von der Selbstbestimmung der Vernunft, sondern auch von den äußeren Zwecken, und er setzt, wenn auch einigermaßen zögernd, das höchste Gut, die Glückseligkeit zum großen Teil in den Besitz äußerer Güter. Hierbei darf allerdings nicht übersehen werden, daß Aristoteles nicht schlechthin die Lust als das Gut betrachtet, indem er erklärt, es gäbe auch eine falsche Lust, und Vernunft und Tugend, welche über dem Sinnlichen stehen, müßten dieser das Maß verleihen. — Nahe verwandt mit den Anschauungen Aristipp's von Kyrene ist die Ansicht, daß Tugend und Weisheit nicht in der Selbstbestimmung der Tugend allein, sondern nur in deren Anwendung auf Lust und Sinnlichkeit bestehen könne, weshalb auch die Haupttugend die Klugheit sei, und diese sei ein Gut nur als

Mittel zur Lust und durch die Fähigkeit der Abwägung des Nützlichen und Schädlichkeit des Angenehmen und Unangenehmen. Dennoch setzt Epikur die Vernunft über alles Sinnliche und verlangt von dem Weisen die gänzliche Unabhängigkeit von dem Sinnlichen und Herrschaft über dasselbe. Wenn sonach die Ethik Epikur's nicht die Schuld daran trägt, daß wegen der ihr durch die Gemeinheit späterer Anhänger gewordenen Auslegung „epikuraisch“ beinahe gleichbedeutend mit „unsittlich“ gilt, so bleibt doch für alle Anhänger der Nützlichkeits- und Zweckmäßigkeitstheorie das höchste Gut bestehen im Genuß, in der Lust und im Wohlbefinden. Dieses verdichtet sich bei den einen zu der Vorschrift, im Genuß desjenigen, was die Natur dem Menschen als die einfachsten Lebensfreuden bietet, sittlich rein zu leben und in der Ausübung der Tugend die höchste Glückseligkeit zu finden; bei den anderen beschränkt es sich auf die Befriedigung der geistigen Bedürfnisse, indem das Gute voll und ganz auf den Verstand und Scharfsinn bezogen wird, weil nur diese zur Erkenntnis des Wahren führen, während es bei noch anderen bis zur Befriedigung grober Sinnenlust ausartet.

Das Nützlichkeitsprinzip kann als Grundlage des gesellschaftlichen Rechtes dienen, niemals aber die der Moral bilden. Ohne den angeborenen sittlichen Sinn, auf welchem die ursprüngliche Erkenntnis beruht, daß manche Dinge von Hause aus an sich gut, andere schlecht sind, ist überhaupt eine Unterscheidung zwischen gut und böse unmöglich, und ebensowenig ist ohne diesen darauf zu schließen, daß das Gute der Zweck der Schöpfung sei. In dem Walten der Natur und dem rücksichtslosen Verlauf des Naturprocesses ist von Güte nichts zu erkennen. Die Sonne scheint über Gerechten und Ungerechten, sie leuchtet dem barmherzigen Samariter wie dem aus sicherem Versteck mit frevlem Mute sein Opfer erwartenden Meuchelmörder; der Blitz sucht sich mit seinem vernichtenden Strahl nicht den Bösewicht, das Verderben und die Geißel seiner Mitmenschen aus; er kann auch diesen treffen, aber er trifft nicht minder das Kind auf den Armen der Mutter oder die sorgsame Mutter selbst, das Kind hilflos zurücklassend; im Seesturm wird nicht der Seeräuber in die Tiefe des Meeres gerissen und der ehrliche Schiffer oder der armselige, aber fromme Fischer verschont, keiner entgeht dem Schicksal, das ihn zufällig trifft; jeder unterliegt den Umständen, welche nicht von seinem Thun und Lassen abhängig sind, sondern sich nach physikalischen Gesetzen aus dem Luftdruck und der Erdumdrehung herausbilden. Der im Sturme von der Dachbedeckung losgelöste Ziegel folgt ebenso wohl nur dem Gesetze der Schwere wie die Lawine oder das durch Verwitterung und Auswaschung seiner Unterlage beraubte Felsgestein; Stein, Schnee und Felsen, alle streben in die Tiefe und zerschmettern je nach der Höhe des Falles und der Masse des Fallenden ohne Unterschied wie den natürlichen Aufwuchs, so auch die Gebilde des Menschen, den Menschen selbst und alles, was auf dem Wege getroffen wird.

Auch rücksichtlich des Verhaltens des Organischen gegeneinander ist von einer in der Natur waltenden Güte nichts zu spüren. Abgesehen von den dem Menschen durch Menschen zugefügten Unbilden und Leiden, welche in ihrer

Waffenhaftigkeit und Grausamkeit kann teuflischer erdormen werden können, als sie wirklich vorgekommen sind und noch täglich wieder vorkommen können, läßt sich doch auch die natürliche Güte nicht darin erkennen, daß jährlich noch tausende von Menschen dem Zahn des Tigers und dem Gifte der Schlangen erliegen. In Indien gingen 1876 durch Schlangenbisse und Tiger 19273 Menschen zu Grunde, und diese Zahl ist noch fortbauernnd gestiegen; sie betrug im Jahre 1880 — 21 990 Fälle, wobei es allerdings fraglich ist, ob die Steigerung eine wirkliche Vermehrung der Unglücksfälle oder nur eine größere Sorgsamkeit in deren Ermittlung andeutet. Allein in der Präsidentschaft Bengalen fielen im Jahre 1880 den Schlangen 10064 Personen und 359 den Tigern zum Opfer. Auch das ist kein Wahrzeichen vorsehender Güte, daß der Mensch in seiner nicht durch Stärke, sondern durch verfeinerte Kunst überlegenen Fähigkeit des Mordens das Recht sich anmaßt und ausübt, jede anders geartete Kreatur zu vernichten, und zwar nicht nur um des Leibes Nahrung zu gewinnen, sondern auch nur um größere oder geringere Unbequemlichkeiten von sich abzuwehren und sogar vielfach nur des Vergnügens wegen.

Von solchen Überlegungen ausgehend, verfährt der Anhänger des auf das Zweckmäßigkeitssprinzip gegründeten Moralsystems scheinbar ganz konsequent, wenn er dem Menschen den sittlichen Sinn und die Gabe, das Gute und Rechte von Natur aus zu erkennen, ganz abspricht. Verdienst und Verschuldung sind ihm nicht absolut von einander verschiedene und einander entgegengesetzte Begriffe, sondern es erwächst die Verschiedenheit erst aus den Folgen, welche die einzelne Handlung auf den Verlauf des Lebens ausübt. Was die menschliche Glückseligkeit fördert und erhöht, ist gut und tugendhaft; was sie verhindert und vermindert, ist böse und lasterhaft; und der einzig richtige Zweck, das allein zu erstrebende Ziel der Moral ist die Verwirklichung der höchsten Glückseligkeit. Wer vernünftig zu leben sich bestreben will, der weide einen Schmerz, welcher kein Vergnügen bereitet, aber er nehme ihn auf sich, wenn er der Erduldung eines größeren Schmerzes vorbeugt oder die Gewähr eines wertvolleren Vergnügens bietet; er ergreife jedes Vergnügen, welches nicht durch einen größeren Schmerz aufgewogen wird oder den Genuß eines größeren Vergnügens verhindert. In dem Sinne der Identität von Nützlichkeit und Tugend würden ein fruchtbarer Acker, ein wohlgeratener Viehstand höchst tugendhafte Dinge sein, da sie sehr wesentlich zum Wohlbefinden der Menschheit im allgemeinen und vorzüglich ihrer Besitzer beitragen; namentlich aber würde schmerzstillenden, beruhigenden und schlafbringenden Mitteln wie Morphinum, Chloroform, Chloralhydrat, Antipyrin ic. die höchste Tugend beizulegen sein, weil kaum etwas Anderes so viele qualende Schmerzen und Zustände lindert und erträglich macht wie diese Mittel. — Das menschliche Handeln und Thun darf dann auch nur nach den Erfolgen, wie nach den Motiven beurteilt werden. Der listige, verschlagene Staatsmann und der betrügerische Geschäftsmann, das ganze moderne, in allen Lebensverhältnissen sich breit machende Strebertum, welche sich durch gänzliche Unbedenlichkeit in der Wahl der Mittel und Operationen zur Geltung bringen, der Sophist, welcher

alles nur auf sich bezieht und nur die Geltung des eigenen Ich erfolgreich erstrebt, sie würden den sittlichen Anforderungen entsprechen, während es als unmoralisch zu bezeichnen wäre, wenn man sich durch Bescheidenheit, durch Achtung vor fremdem Rechte, durch Nächstenliebe, Toleranz und Milde der Gefahr eines Nichterfolges aussetzen wollte.

Das Utilitätsprinzip führt die edelsten Regungen und Handlungen auf gemeine und selbstsüchtige Motive zurück, und es kann, selbst wenn durch Veredlung des Begriffes der Glückseligkeit die wahre Tugend als der zu erstrebende Lebenszweck hingestellt wird, doch nie zu einer befriedigenden Grundlage der Sittlichkeit werden. Denn in der Moral ist das Gefühl der Pflicht das Bestimmende, und das Gefühl der Pflicht ist in der Vorstellung des Menschen durchaus getrennt von demjenigen des Nutzens. Es entspricht dem Gefühle der Pflicht, Achtung zu hegen für einen ehrlichen, achtungswerten, biederen Feind und sich zu seiner Bekämpfung nicht niedriger Mittel zu bedienen, wogegen ein Verräther, trotz seiner Nützlichkeit, bei dem sittlichen Menschen nur Verachtung erregen kann. Beleidigung oder Beeinträchtigung der Eigenrechte durch einen anderen können in den Folgen ganz dieselben sein; sie unterliegen trotz ihrer Gleichwertigkeit bezüglich des Schadens dennoch verschiedener Beurteilung, je nachdem sie unabsichtlich oder mit Vorbedacht zugefügt worden. Die Verfolgung seines Interesses wird bei dem sittlichen Menschen immer durch das Gefühl der Pflicht eingeschränkt, welches sein Denken, Fühlen und Wollen beaufsichtigt und seinen Wünschen und Leidenschaften die Grenzen ihrer Befriedigung zuweist. Wie wenig es möglich ist, das Sittliche aus dem Zweckmäßigen herzuleiten, erhellt schon daraus, daß derjenige die Mißachtung und den Unwillen aller Mitmenschen auf sich ziehen würde, welcher öffentlich erklären wollte, der einzige Zweck seines Lebens ruhe in dem Bestreben, die höchste eigene Glückseligkeit durch jedes Mittel und auf jede Weise zu erreichen. Nicht nur daß der hieraus zu folgernde Grundsatz von der Heiligung des Mittels durch den Zweck ganz allgemein als höchst verwerflich anerkannt wird, so kann sogar jede wirklich gute That nur dann und in dem Maße die Anerkennung der anderen finden, insoweit sie nicht durch egoistische Beweggründe veranlaßt worden ist oder veranlaßt worden zu sein scheint.

Auch das Vergnügen an der Tugend zum Beweggrund ihrer Ausübung machen zu wollen, ist völlig verkehrt. Wie das Vergnügen an der Tugend nicht einer rechtfertigenden und edlen Gesinnung vorausgeht, sondern sich als eine Konsequenz derselben ergibt, so ist dasselbe auch nicht der Lohn und das Mittel zur Tugend, sondern nur eine Zugabe. Die Tugend erzeugt nicht Wohlgefallen, weil man sich an ihr erfreut, sondern sie erfreut, weil sie wohlgefällig ist, und jeder Nebengedanke bei der Ausübung der Tugend an Lohn oder Wohlgefallen beeinträchtigt mehr oder minder den Wert und die Tugendhaftigkeit der einzelnen Handlung. Wer die Tugend übt nicht um ihrer selbst willen, sondern zur eigenen Befriedigung und um das eigene Gefallen oder gar dasjenige anderer zu erzielen, der sieht nicht auf die Tugend, sondern er fröhnt der Eitelkeit durch Selbstbespiegelung; er sucht im Lobe der Menschen und im Ruhme bei anderen seine Belohnung,

Es ist für ihn unmöglich, zu dem Genusse zu gelangen, welchen der Gedanke, eine gute That vollbracht zu haben, gewährt. —

Auch mit der Fiktion, die Zweckmäßigkeit sei eine völlig genügende Grundlage für die Moral, weil die Pflicht bei dem Menschen durchaus mit seinem eigenen richtig erwogenen Interesse zusammenfalle, so daß ein wahrhaft kluger und seiner Klugheit gemäß handelnder Mensch unbedingt auch tugendhaft handeln muß, auch mit dieser Fiktion kommt man nicht zu dem gewünschten Ziele. Die tägliche Erfahrung widerspricht in zahllosen Fällen der Behauptung, daß ein tugendhaftes Leben von Glück, ein lasterhaftes von Unglück begleitet sein müsse; und obwohl zuzugeben ist, daß das Laster für den Geist bedeutet, was die Krankheit für den Körper, daß demnach der Zustand der Tugend dem Zustand der körperlichen Gesundheit entspreche, so folgt daraus noch nicht, daß der krankhafte Zustand des Geistes quälend sein muß, wenn nicht das Bewußtsein eines der einseitigen Ausgleiches die in der Verübung des Lasters gefundene Befriedigung beeinträchtigt. Findet der eine Mensch nach seiner Naturanlage und nach den Verhältnissen sein Glück und sein Wohlsein neben dem Wohlbefinden seines Mitmenschen und in der Förderung desselben, so findet der andere seinen Vorteil, wenn nicht sogar seine innere Befriedigung, in der Zertrümmerung der Existenz seines Nachbarn. Nach dem Utilitätsprinzip kann der letzte Fall zwar beklagt, seinem Urheber aber keinesfalls zum Vorwurf gemacht werden. Der theologische Utilitarier widersteht sich dem mit dem Hinweis auf die Vorsehung, welche die Übergriffe des Lasters in dieser Welt durch Strafen in der künftigen Welt strafen und die treue Ausübung der Tugend belohnen wird. Hiernit aber ist die systematische Begründung der Utilitätstheorie aus sich heraus auch endgiltig durchbrochen; das letzte und durchschlagende Motiv für die Moral führt ein ganz neues Element hinzu, den Glauben, und ohne diesen ist in der That ein genügender Grund für die moralische Aufführung des Menschen nicht zu finden.

Der Vorwurf, daß es unter solchen Umständen bedenklich um die Moralität stehen würde, weil das religiöse Gefühl in der modernen Welt in merklicher Abnahme begriffen wäre und mit dessen Erlöschen auch die Sittlichkeit verschwinden müßte, kann hierbei durchaus nicht erschrecken, weil er die Beschränkung der Orthodorie mit dem religiösen Gefühl verwechselt. Für die Begründung der Moral wird nicht ein Köhlerglaube erfordert und die Anerkennung aller möglichen und unmöglichen kirchlichen Dogmen vorangesezt, welche mit apodiktischer Gewißheit die Art der zu erwartenden Strafe in den bestimmten Celsiusgraden des von brennendem Pech und Schwefel erfüllten Höllenspfuhles schildern, vielleicht auch ihre Dauer in den einzelnen Fällen der Todsünde, namentlich der Auflehnung gegen die Kirchengewalt und Hierarchie bestimmen und für diese schlimmsten Verirrungen wenigstens die Ewigkeit der Martern behaupten können. Dieser Glaube wird ja, wie schon erwähnt, von den Gläubigen für eine Gabe Gottes gehalten und ausgegeben, und es giebt jedenfalls mehr Ungläubige in diesem Sinne, welche nicht derart begnadet werden, als Gläubige, welche in ihrem Wunder- und Kirchenglauben Genüge und vollkommene Beruhigung finden. —

Zu Grunde genommen sind die Gläubigen solcher Art in gewisser Beziehung zu beneiden; weil sie wirklich mühelos in den Besitz eines Geschenkes gelangt sind, welches Ersatz gewährt für den Besitz jenes allgemein menschlichen Glaubens, der sich aus der Natur des Menschen ergibt, der zwar unverfügbare als immer wiederkehrendes, inneres Selbsterlebnis mit der menschlichen Natur verknüpft ist, dem instinktiv jedes Individuum unterworfen ist, und der sich auch nicht abschütteln läßt, sondern immer wieder hervorbricht, der aber doch den auf ihn anstürmenden Anfechtungen gegenüber bei dem denkenden Menschen den Anlaß giebt zu ununterbrochenen, mehr oder minder selbstquälerischen, inneren Kämpfen.



## Kurze Antwort auf Mähly's Artikel über eine Weltsprache.

Von

Alfred Kirchhoff.

Diese Revue ist eine der wenigen Zeitschriften gewesen, welche einen maßvoll zustimmenden Artikel über die weltsprachliche Bewegung in deren Anfang gebracht hat. Sie brachte jüngst aus Mähly's Feder einen ebenso maßvollen Aufsatz über Volapük im ablehnenden Sinne, den wohl die meisten Leser für eine etwas ironisch gefärbte Grabrede hingenommen haben werden.

Vielleicht wird es deshalb einen unbeirrten Anhänger des vielverfehrten Volapük gestattet, in aller Kürze darzuthun, in wie fern die (von manchen wohl mit etwas Schadenfreude gehegte) Hoffnung auf die stille Bestattung des Volapük, „das sich als Weltsprache aufzuspielen die Bescheidenheit hatte,“ doch eine allzu sanguinische sein möchte, so gewiß sie sich einschmeicheln wird bei allen denen, welche längst große Selbstbefriedigung darüber fühlen, „an den Unsinn nie geglaubt, ihn deshalb auch nicht mitgemacht zu haben.“

Was zunächst den Namen anbetrifft, so ist es ja richtig, daß Volapük auf deutsch Weltsprache heißt. Aber liegt darin eine Unbescheidenheit? Es liegt vielmehr in dem Namen der Zweck ausgedrückt, nämlich der eines internationalen Verständigungsmittels neben den in ihrem Fortbestand unangetasteten Völkersprachen. Daß es, wie Mähly wunderbarer Weise glaubt, jemals zu einer einheitlichen Sprache der Menschheit, also zu dem nur in frommer Sage behaupteten Urzustand vor dem Turmbau von Babel jemals kommen werde, ist ganz gewiß nicht anzunehmen. Stets vielmehr wird es Sprachensonderungen geben, weil es nach Maßgabe der Ländergestaltung bis ans Ende aller Dinge Verkehrsprovinzen geben wird. Eine Mähly'sche Universalprache ist eine Utopie. Etwas ganz Anderes aber ist es mit einer internationalen einfachsten Verständigung, die durch Worte ähnliches leistet wie auf stummem Wege die Zeichensprache, mittelst deren sich z. B. Angehörige einander ganz fremder Indianerstämme Nord- und Südamerikas wechselseitig

Stunden lang zu unterhalten vermögen, ohne ein Wort zu sprechen. Eben weil der thatsächliche Beweis erbracht wurde, daß Angehörige aller Kulturnationen, von China und Japan durch Europa nach der neuen Welt hinüber, sich mittelst Volapük aufs leichteste und deutlichste sowohl schriftlich als mündlich verständigen können, ist heute mehr denn je der Name „Weltsprache“ für Volapük berechtigt im oben angedeuteten Sinne: denn jetzt erst bezeugt ist, daß das verhöhte Volapük dem Zweck, auf welchen es getauft ist, auch vollkommen genügt. Wollte man den Ehrennamen einer Weltsprache nur derjenigen Sprache gönnen, welche von den meisten Menschen gesprochen wird, so müßte man ihn beschränken nicht auf das Englische, sondern auf das Chinesische.

Was nun Mähly's sachliche Gegnerschaft gegen Volapük betrifft, so wird der geehrte Leser zu seinem Bedauern gewahr werden, daß dieselbe eigentlich schon darum hinfällig erscheint, weil Mähly (S. 101) eingesteht, das Volapük gar nicht anders zu kennen als wie die meisten Menschen, die es verachten, nämlich vom Hörensagen. Wer sich aber nicht einmal die fünf Minuten Zeit nimmt, die dazu gehören, um die klassisch einfache Grammatik des Volapük kennen zu lernen, der sollte doch nicht andere über den Wert dieser Grammatik oder nur gar des Wortschatzes dieser Sprache belehren wollen!

Man nenne mir eine einzige Sprache, in welcher man in der nämlichen Stunde, welche die Anfangsstunde der Bekanntschaft mit ihr gewesen, ein beliebiges Schriftstück fehlerfrei mit Beihilfe des Wörterbuchs niederschreiben kann! Man wird keine einzige nennen können außer — dem verachteten Volapük.

Daß man nun eine Sprache nicht ohne Vokabeln sich denken kann, und daß das Vokabellernen Zeit und Mühe kostet, braucht man doch keinem Vernünftigen erst zu sagen. Freilich hat es nun Ehren gegeben, die da meinten, im Volapük müsse man sich auch den Wortschatz im Handumdrehen aneignen können. Als sie merkten, wie kindisch dieser Wahn gewesen, sagten sie: „Nun spiel' ich nicht mehr mit!“ Das hat uns den großen Vorteil einer Reinigung der Weltsprachebewegung von den massenhaften läppischen Gefellen, den Volapük-Sportsmen, eingebracht. Seitdem ist die Quantität der Volapükisten ebenso beträchtlich zurückgegangen wie die Qualität der Anhängerschaft gestiegen.

Unbegreiflich ist Mähly's Behauptung, das Volapük sei zwar glücklich zu preisen darob, daß es „den großen und bevölkerten Weltteil „Ausnahmen“ nicht in seinem Atlas hat,“ doch „bis man die vielen Vereinfachungsregeln des Volapük alle in Fleisch und Blut verwandelt hat, vergeht eine schöne Zeit.“ Die Wahrheit ist: der hundertste Teil der Zeit, welche anzuwenden ist, um die Grammatik des Englischen oder des Lateinischen sich einzuprägen, genügt zum Erlernen derjenigen des Volapük, und um sich zu merken, daß es im letzteren von diesen Regeln im Gegensatz zu allen Völkersprachen keine Ausnahme giebt, dazu gehört — nur ein Augenblick und zwar ein recht befeligender in Erinnerung an die Grausamkeit und Unlogik Zumpt'scher Genusregeln, an die geistlose Anstrengung, die „unregelmäßigen Verben“ zu bewältigen u. a.



Der von Mähly ganz übersehene Vorzug des Volapük liegt aber hinsichtlich des Vokabulars eben darin, daß seine Wortbildung nach durchgreifender Regelmäßigkeit aus ganz vereinfachten Wortstämmen erfolgt, außerdem aller unnütze Luxus (wie er z. B. im spielerischen Andichten eines „Geschlechts“ auch für geschlechtslose Dinge im Deutschen liegt) gänzlich vermieden wird. Wer Deutsch lernt, muß sich für Schreiber, Feder, Abhandlung, Brief ebensoviel neue Worte merken, als Begriffe zu bezeichnen sind; im Volapük genügt das Merken einer einzigen aus drei Buchstaben gebildeten Wortwurzel; mittelst Anhängen von Endungen ganz bestimmter Beziehungsbedeutung formt man dann hieraus alle jene und noch zahlreiche andere nächstverwandte Begriffsbezeichnungen ohne weiteres.

Gewiß verdient das Englisch seiner Kulturbedeutung wegen auch bei uns viel allgemeiner als bisher studiert zu werden. Aber seine Erhebung zur Weltsprache würde für uns eine nationale Schädigung bedeuten. Volapük ist nicht allein am einfachsten, darum am leichtesten zu erlernen, sondern auch national neutral, gleich der ehemaligen Weltsprache der Gelehrten und der Kirche, dem Latein.



## Berichte aus allen Wissenschaften.

### Gesundheitspflege.

#### Neue medizinische Hausmittel.

Die Menschen waren von jeher darauf bedacht, Mittel zu finden, vermöge derer sie etwaige Störungen der Gesundheit, wie und wo sie auch entstanden sein mochten, auszugleichen versuchten. Als mit dem Zunehmen der Zivilisation der Grundsatz der Teilung der Arbeit je länger, je mehr in Kraft trat, beschäftigte sich ein bestimmter Stand damit, Krankheiten zu heilen, aber zum Monopol in dieser Beziehung brachte er es nie, die größte Konkurrenz erwächst ihm heute wie je dadurch, daß man sich, beziehungsweise den Seinigen, selbst zu helfen versucht. Eine psychologisch unschwer zu erklärende Thatsache! Wer bliebe in seinem Leben frei von dem dunklen Drange, einmal bei passender Gelegenheit in das Räderwerk einer Maschine einzugreifen? Und wenn es nur die Uhr war, die zu gehen aufgehört hat? Wie sollte nicht das räthelhafte Getriebe des menschlichen Organismus zu solchem Thun anreizen, um so mehr, da eine Störung in demselben sich dem Individuum nur zu unmittelbar bemerklich macht? Dazu kommt noch, daß dem Selbstkurieren die Berechtigung durchaus nicht gänzlich abzuspochen ist, freilich nur insofern sich dasselbe innerhalb bestimmter Grenzen bewegt. Sieht es doch eine Reihe von unbedeutenden Schädlichkeiten, die ein verständiger Mensch sehr wohl ohne Hilfe eines anderen beseitigen kann, gleichwie ein guter Lokomotivführer, der sein Dampfroß kennt, kleine Defekte desselben auszubessern vermag.

Außerdem treten manchmal bedenkliche Situationen ein, in denen nur schnelle und unverzügliche Maßnahmen der höchsten Gefahr Herr werden, der sachverständige Arzt ist nicht immer gleich zur Stelle, und so bleibt dem Laien nichts Anderes übrig, als so lange selbständig vorzugehen, bis jener herbeigerufen ist. Endlich ist es noch dem einzelnen wie der Familie und dem Hause vorbehalten, in wirksamer Weise mitzuarbeiten an den, wie die neueren Forschungen gezeigt haben, so aussichtsvollen Bestrebungen der Krankheitsverhütung. Diesen Aufgaben dienen von alters her die sogenannten Hausmittel, an welche ein für alle Mal zwei Anforderungen zu stellen sind, nämlich sie müssen möglichst einfach und frei von schädlichen Nebenwirkungen sein. Daß sie keine konstanten Faktoren sein können, darüber ist kein Wort zu verlieren, sie müssen vielmehr, wenn sie wirklich etwas leisten sollen, wie die Heilmittel überhaupt, Hand in Hand mit den Fortschritten der Wissenschaft gehen, daher kommt es, daß fortwährend altes über Bord geworfen und neues hinzugefügt wird. Eben mit Rücksicht darauf, daß in den Köpfen und Hausapotheken sogar der Gebildeten noch ein arger Wust von unnützem und längst überflüssigem Zeug herumspukt, während andere, höchst wichtige Dinge, wenn nicht ihrer Existenz, so doch der Art und dem Wesen ihrer Wirksamkeit nach unbekannt sind, verlohnt es sich gewiß der Mühe, die neuen medizinischen Hausmittel einer genauen Betrachtung zu unterziehen.

Als eine der mächtigsten Handhaben, die Gesundheit zu erhalten, die jedem ohne Unterschied des Standes und des Vermögens zugänglich ist, dürfen wir die Keilichkeit betrachten. „Wie trivial!“ wird man einwerfen, „nachdem ein Liebig in seinem bekannten Anspruche den Verbrauch von Seife geradezu als den Gradmesser der Zivilisation bezeichnet hat!“ Und doch läßt die Sauberkeit in Deutschland sowohl in quantitativer als in qualitativer Hinsicht viel zu wünschen übrig. Die Zahl der öffentlichen Badeanstalten ist noch immer eine recht geringe und ihre Frequenz nur eine mäßige. Ja selbst die gebildeten und wohlhabenden Leute sind weit entfernt von dem in dieser Beziehung idealen Zustande in England, wo bei der gleichen Klasse der Bevölkerung ein tägliches Bad von Geburt an bis ins späteste Alter für einen integrierenden Bestandteil des Komforts gilt. In der That mit vollstem Rechte! Kein Teil des Körpers ist so sehr äußeren Schädlichkeiten ausgesetzt und leidet so viel und so häufig durch sie als die Haut, die ihnen überall die größte Oberfläche darbietet. Folglich ist eine exakte Pflege dieses Organs ein unerlässliches Erfordernis, dem durch penible Keilichkeit in der vollkommensten Weise genügt wird, ja dieselbe vermag sogar manche recht unangenehme Leiden, so z. B. die an einigen Körperstellen hervortretenden Übelstände einer übermäßigen Schweißproduktion — es sei hier nur an die berüchtigten Schweißfüße erinnert — vollständig zu beseitigen. Sie verleiht ferner auch Schutz vor den schwersten Gefahren. Nur zu häufig lesen wir die Berichte von einer Blutvergiftung, die sich vorzugsweise an kleine, unbeachtete Verletzungen anschließt, täglich hören wir von jungen, blühenden Frauen, die, indem sie einem neuen Wesen das Leben geben, selbst das ihrige lassen müssen. Ersteres wird stets, letzteres in all' den zahlreichen Fällen, wo der Tod durch das sogenannte

Kindbettfieber herbeigeführt wurde, durch eine Infektion, d. h. nach dem heutigen Stande der Wissenschaft durch das Eindringen bestimmter pathogener (krankheits-erregender) Bakterien veranlaßt. Diese sind ubiquitär, d. h. sie finden sich überall vor, und gerade die Hautbedeckungen sind es, von denen aus sie bei der geringsten Verletzung, und sei es nur ein Nadelstich, in den Organismus zu gelangen vermögen. Indem die Antisepsis, über deren wunderbare Erfolge in der Chirurgie und Geburtshilfe ein Wort zu verlieren Eulen nach Athen tragen hieße, diesen Feind der Menschheit aufs energischste bekämpft, beabsichtigt sie in letzter Instanz nichts als einen Zustand scrupulösester Sauberkeit herzustellen, und thatsächlich hat in einer Zeit, wo noch Ströme von Karbol vergossen wurden, bereits ein englischer Frauenarzt bei den schwersten und gefährlichsten Operationen durch alleinige Anwendung von Wasser und Seife die glänzendsten Resultate erzielt, ja heute ist unter den Ärzten allgemein die gleiche Tendenz verbreitet, wenn auch die Desinfektionsmittel kaum je gänzlich zu entbehren sein dürften. Unter allen Umständen ist also bei jeder Wunde in erster Linie eine gründliche Reinigung derselben und ihrer Umgebung vorzunehmen, der stets eine ebenso sorgfältige Säuberung der manipulierenden Hände voranzugehen hat, da diese sonst unendlich leicht eine Quelle der Infektion bilden würden, ja diese Maßnahmen in Verbindung mit nachherigem Bedecken mit absolut reinen Verbandstoffen gewähren für sich schon eine sehr große Sicherheit gegen das Entstehen einer Entzündung. Aus demselben Grunde sind den Frauen vor ihrer Entbindung tägliche Bäder anzupfehlen, genau so wie man die Mehrzahl der Patienten, die einer schweren Operation entgegensehen, zuvor einem länger dauernden Vollbade unterwirft. Nicht minder segensreich ist die Tugend der Keulichkeit für diejenigen Mütter, welche die schönste und idealste Pflicht ihren Kindern gegenüber erfüllen, indem sie ihnen, getreu dem Gebote der Natur, die erste Nahrung reichen. Bekannt und gefürchtet zugleich sind die äußerst schmerzhaften und das Stillen gelegentlich verhindernden Entzündungen, welche nur dann vorkommen, wenn in eine oft unvermeidliche Läsion der Brustwarze Eiterbakterien eindringen. Wird dieselbe nach jedem Anlegen energisch gewaschen, so verleiht man sich dadurch einen so gut wie immer ansreichenden Schutz gegen diese Gefahr. —

Was bezüglich der Keulichkeit für den eigenen Körper Geltung hat, ist in demselben Maße auf die Dinge zu beziehen, die in mittelbare oder unmittelbare Berührung mit demselben treten. Zunächst kommen Kleidung und Wäsche in Betracht. Wiewohl dies für den Gesunden als selbstverständlich anerkannt wird, giebt es doch noch viele Leute, die eine sonderbare Scheu davor hegen, Kranke mit frischer Wäsche zu versehen. Natürlich ist dies Vorurteil gänzlich unbegründet, Schmutz in jeder Gestalt ist eine wahre Brutstätte für alle möglichen Bakterienarten; weit entfernt zu schaden, verhütet jene also eben so sehr die Infektion wie die Bäder.

Auch innerhalb der Wohnräume ist eine rationelle Sauberkeit von unschätzbarem Werte in der Bekämpfung ansteckender Krankheiten. Eine große Anzahl pathogener Bakterien sowie ihre Fortpflanzungsstufen, die Sporen, gelangen

außerordentlich leicht auf den Fußboden, so vor allem die der Tuberkulose durch den Auswurf des Kranken. Trocknet dieser aus, so ist ein kräftiges Auftreten im Stande, dieselben mit dem Staube zugleich in die Luft emporzuwirbeln, womit die Gefahr der Einatmung direkt gegeben ist. Diese zu verhindern, muß also das Austrocknen überhaupt verhütet werden. Zu diesem Zwecke ist nicht nur das schon längst als nicht salonmäßig betrachtete Auspeien auf den Boden, sondern auch das Entleeren des Auswurfs in das Taschentuch zu verpönen, da von diesem aus ein Austrocknen und Verstäuben nicht ausgeschlossen ist. Statt dessen gehört in jedes Zimmer ein mit etwas Wasser angefüllter Speinapf, und der ungenierte Gebrauch desselben sollte den guten Ton ebenso wenig verletzen wie der des Taschentuches behufs Wegschaffung des aus der Nase abge sonderten Schleims. Den unvermeidlich im Zimmer angehäuften Staub darf man nur auf feuchtem Wege fortbringen, nie auf trockenem durch bloßes Auskehren mit Besen und Bürste, nur so wird eine Verbreitung der Keime in die Luft vermieden, da diese auf einem Wasser enthaltenden Substrate fest anhaften.

Neben der Keulichkeit und häufig in Verbindung mit ihr kommt der Siedehitze eine außerordentlich hohe desinfizierende Kraft zu. Ganz besonders schätzenswert hat sich diese Eigenschaft bei einer ganzen Reihe unserer Nahrungsmittel erwiesen und sich dadurch das Bürgerrecht im Palast des Reichen wie in der Hütte des Armen erworben. Von der Milch drohen nach zwei Richtungen hin Gefahren: Einmal können durch sie direkt ansteckende Krankheiten, vorzugsweise die Tuberkulose, übertragen werden, und dann ist sie die Ursache schwerer Magen- und Darmkatarrhe, zumal beim Kinde, wenn sich in ihr durch die in der Luft herumfliegenden Keime Gärungsprozesse bilden, die schließlich zum Sauerwerden führen. Aus diesen Gründen ist also der Genuß der frischgemolkene oder kuhwarmen Milch ein für alle Mal zu verbieten, derselbe kann nur von Schaden sein, dagegen ist beiden Übelständen so leicht wie einfach durch energisches Kochen abzu helfen, wodurch alle Bakterienarten, sowohl die Krankheits- als auch die Gärungsreger, vernichtet werden. Für die Ernährung der Säuglinge ist nach diesem Prinzip der Sorhlett'sche Apparat konstruiert worden, die in kleinen Flaschen keimfrei gemachte Milch wird luftdicht abgeschlossen und hält sich selbst bei der größten Hitze tagelang. An Orten, welche sich nicht eines allen Anforderungen entsprechenden Trinkwassers erfreuen, ist Abkochen gleichfalls ein sicheres Mittel, sich vor Ansteckung zu wahren, da einige der gefürchtetsten Seuchen, wie z. B. der Unterleibstypus und die Cholera, sich nachweislich auf dem Wege des Wassers gelegentlich verbreiten. —

In weiten Kreisen ist die Unsitte verbreitet, das Fleisch roh zu genießen; das Beefsteak à la Tartare, wie es auf dem Speisezettel heißt, erfreut sich leider noch immer einer großen Beliebtheit. Infolge davon sind Bandwürmer ein ganz gewöhnliches Leiden, wenn nicht ein bei weitem gefährlicherer Parasit, die Trichine, den Körper überschwemmt. Indem wir die Fleischspeisen gebraten oder gekocht auf den Tisch bringen, sichern wir uns vor diesen Schädlichkeiten,

da die genannten Tiere noch weniger hohen Temperaturen zu widerstehen in der Lage sind als Bakterien.

Indessen leistet die Siedehitze noch mehr. Ist einmal in einem Hause eine ansteckende Krankheit ausgebrochen, so gilt es, die gesunden Bewohner zu schützen. Dieser Aufgabe genügen wir, indem wir die Dinge, welche erfahrungsgemäß eine Infektion vermitteln, unschädlich machen. Da unter ihnen die Leib- und Bettwäsche eine Hauptrolle spielen, so müssen sie unmittelbar nach dem Gebrauch einige Stunden ausgekocht werden, worauf sie ohne Bedenken von jedem benutzt werden dürfen.

Bezüglich niedrigerer Temperaturen bewahrheitet sich das alte Sprichwort: „Les extrêmes se touchent“ für die Zwecke des Desinfizierens nicht. Wenigstens vernichten die Grade unter Null, die uns zur Verfügung stehen, die Bakterien nicht, es ist vielmehr durch Untersuchungen im Reichsgesundheitsamt festgestellt worden, daß u. a. verschiedene der pathogenen Arten erhalten bleiben. Dagegen ist die Kälte äußerst wertvoll für die Konservierung der Nahrungsmittel, da die Fäulnisbakterien am üppigsten bei sommerlicher Hitze gedeihen, während ihre Entwicklung beim Sinken der Temperatur gehemmt wird. Daß ferner das Eis oder in Ermangelung desselben kaltes Wasser sich sehr bewährt bei plötzlichen Blutungen aus inneren Organen, ist allgemein bekannt, und der Laie kann in der That bis zur Ankunft des Arztes durch Anwendung desselben unter Umständen das bedrohte Leben retten. Die Blutgefäße ziehen sich unter Einfluß der Kälte zusammen, wodurch, da die geplatzten Gefäße glücklicherweise oft kleineren Kalibers sind, wenigstens vorläufig eine Stopfung der Blutung eintreten kann.

Zu allen Waschungen und Bädern im Hause wenden wir bekanntlich mittlere Temperaturen an, welche sich meist zwischen 5—6 und höchstens 30 Grad Réaumur bewegen. Dieselben beeinflussen im hohen Grade das gesamte Nervensystem, und zwar sind die kühlen ein mehr abhärtendes, kräftigendes und erfrischendes, die warmen ein beruhigendes, die heißen ein aufregendes Mittel. Diese kurze Andeutung erklärt zur Genüge die hohe Bedeutung aller hier in Betracht kommenden Prozeduren. In einem Zeitalter, wo die Nervosität überhand nimmt, können sie gar nicht genug gewürdigt werden, da sie ein gewaltiges Gegengewicht den oft unvermeidlichen Schädlichkeiten, die von außen aufstürmen, gegenüber in die Waagschale werfen. Zumal bei schwächlichen Kindern sieht man bei vorsichtiger, abhärtender Wasserbehandlung oft Wunder und neben tadelloser Ernährung giebt es kaum etwas, welches mehr zu ihrem Wohlbefinden beitrüge. Dem Erwachsenen bekommt nach des Tages Last und Mühen, auch nach Erzeffen in Baccho, ein Fluß- oder Schwimmbad, eine kalte Abreibung, eine Douche oder auch ein warmes Bad nicht minder gut, wie sich dies schon in dem körperlichen und seelischen Wohlbehagen unmittelbar danach, sowie in der Steigerung der Arbeitsfähigkeit kundgiebt. —

Eine ganze Reihe besonderer Applikationsweisen verschieden temperierten Wassers an einzelnen Körperstellen haben heute noch mit Recht ihren Platz in

der Volksmedizin behauptet, wir dürfen, da sie nichts Neues darbieten, darüber hinweggehen. Nur den Priesnitz'schen Umschlag heben wir besonders hervor, dessen Vortrefflichkeit lange noch nicht genug gewürdigt wird. Er sollte nicht nur bei akuten Halsentzündungen angelegt werden, sondern der Laie thut wohl daran, wenn er ihn bei Quetschungen und Zerrungen der Gelenke verwendet, ja bei kleineren Verletzungen der Art ist er oft für sich ausreichend, die Heilung herbeizuführen.

Wir kommen nunmehr zu den rein mechanischen Manipulationen, die theils mit bloßen Händen, theils mit Zuhilfenahme der denkbar einfachsten Dinge so großes leisten. Für die Desinfektion von bewohnten Räumen hat ein Assistent Koch's, Dr. von Esmarch, ein äußerst sicheres Verfahren angegeben. Da die Krankheitskeime ebenfögnit wie auf dem Fußboden an der Wand resp. an der Tapete haften, so wird dieselbe mit Brot abgerieben und dadurch vollkommen keimfrei gemacht. Beim Beziehen einer neuen Wohnung und nach jeder ansteckenden Erkrankung sollte diese Maßregel nie verkümmert werden.

Alle äußeren Verletzungen fordern dann ohne Zeitverlust zu Eingriffen auf, wenn sie stark bluten, da der Verlust dieses Lebenssaftes für sich allein den Tod herbeiführen kann; es liegt nahe und ist oft genug das einzig anwendbare Mittel, unmittelbar die blutende Stelle zu komprimieren und so die Blutung zu stillen. An Armen und Beinen indessen sind die Verhältnisse bei weitem günstiger: Indem wir, vom Herzen aus gerechnet, oberhalb der Verletzung die künstliche Blutleere nach Esmarch durch festes Umschnüren mit einer elastischen Binde herstellen, erreichen wir denselben Zweck und haben den Vorteil, nachher mit aller Ruhe und Sorgfalt die Reinigung der Wunde vornehmen zu können. Eine elastische Binde sollte daher nicht in der Hausapotheke fehlen, wie wir auch den Hofenträgern nach Esmarch das Wort reden.

Für jede Verletzung, gleichgiltig ob sie mit oder ohne äußere Wunde einhergeht, ist es von der höchsten Wichtigkeit, daß der betroffene Körperteil in absolut ruhiger und zweckmäßiger Lage verbleibt, ja bei gewöhnlichen Knochenbrüchen hat man nach Entfernung der Kleidungsstücke und des Schuhwerks nur dafür zu sorgen und kann dann ruhig die Ankunft des Arztes abwarten. Etwas schwieriger ist es, wenn man gezwungen ist, den Kranken zu transportieren, man muß in dem Falle um so sorgfältiger vorgehen und wird unter Umständen provisorisch das Glied schienen. Die Extremitäten lagert man stets hoch, um so den Abfluß des Blutes nach dem Herzen zu erleichtern, bei gleichzeitig bestehender Blutung ist sogar eine ganz steile Haltung anzuempfehlen, weil dadurch die Blutstillung erheblich unterstützt wird. Bei plötzlichen Blutungen innerer Organe, so vorzugsweise bei denen der Wöchnerinnen, die naturgemäß nur von sachverständiger Hand bekämpft werden können, treten häufig durch Blutleere des Gehirns schwere Schmachten ein, die an sich schon lebensgefährlich sind. Hier kommt es darauf an, den Zufluß zu diesem Organe zu fördern, weshalb man den Kopf schleunigst horizontal oder selbst tief legt. Umgekehrt wird der Oberkörper hochgelagert, wenn es sich um Kongestionen zum Kopfe handelt, so bei Sonnenstich.

Außerdem haben wir in einem kräftigen Bindendruck ein vortreffliches Mittel sowohl zur Ruhigstellung von verletzten Theilen als auch zur Fortschaffung von Schwellungen; die Bindentouren müssen stets die Richtung von der Peripherie zum Herzen haben. Besonders vorteilhaft werden sie bei Gelenkzerrungen über den Priesnitz angelegt, und bei Rippenbrüchen gewährt ein fest um den Brustkasten gebundenes Handtuch zunächst eine große Erleichterung. Die vorher erwähnte künstliche Blutleere nach Esnard, die man, wenn erforderlich, stundenlang an allen vier Extremitäten unterhalten darf, ist bei intensiven Blutverlusten jeder Art geradezu lebensrettend, da man hier die Aufgabe hat, so lange das vorhandene Blut den inneren Organen zuzuführen, bis anderweitig einigermaßen für einen Ersatz des Verlorenen gesorgt ist.

Schließlich vermögen wir sogar durch die Lippen das schwerste Unheil abzuwenden, indem wir die Bißwunde eines tollen oder auf Tollwut verdächtigen Hundes ausfangen. Allerdings gehört dazu eine gewisse Selbstverleugnung, zumal die kleinste Schrunde das schreckliche Gift dem eigenen Körper einverleiben kann. Übrigens wird dasselbe durch energisches Ausbrennen mit einem glühenden Eisen vollständig zerstört, das eine wie das andere hat freilich nur Sinn, wenn es auf frischer That geschieht.

Auf fast alles, was wir bisher besprochen haben, läßt sich gewissermaßen das Wort des weisen Bias: „*Omnia mea mecum porto*“ (Ich trage alles Meinige bei mir) anwenden, indessen wollen wir doch nicht gänzlich von der Beschaffung einiger für das Haus notwendigen Gegenstände absehen. Dahin gehört zunächst, wie dies bereits Professor von Rußbaum betont hat, ein ärztliches Thermometer, dessen Gebrauch sehr leicht zu erlernen ist. Zimmerlin mag es verwunderlich klingen, wenn unter den Hausmitteln ein Instrument angeführt wird, welches zwar der Untersuchung, aber weder der Heilung noch Vorbeugung von Krankheiten dient, ja es scheint um so sonderbarer, da der Laie unmöglich über die Kenntnisse verfügt, welche ihn befähigen würden, die einem Fieber zu Grunde liegenden pathologischen Vorgänge zu erkennen. Gleichwohl ist auch er in der Lage, aus einer Erhöhung der Körpertemperatur praktisch wichtige Schlüsse zu ziehen. Bei Wöchnerinnen giebt dieselbe einen begründeten Verdacht, daß die Rückbildungsprozesse, welche in den Unterleibsorganen normalerweise vor sich gehen, durch eine Infektion gestört werden, man hat in dem Falle also alle Ursache, schleunigst die Hilfe des Arztes heranzuziehen. Nicht minder ist das Symptom des Fiebers bei kleinen Kindern ein Alarmruf für die Eltern, daselbe zu thun, hier um so mehr, da auf ihr Schreien und Klagen nicht immer viel zu geben ist, und daselbe ebensosehr ein Zeichen von Ungezogenheit als von wirklichem Leiden sein kann. —

Von hohem Nutzen ist der Irrigator, der am zweckmäßigsten aus Glas hergestellt wird, da dieses Material am wenigsten von dem Inhalt angegriffen wird, am leichtesten zu reinigen ist und man am bequemsten die Menge des Verbrauches überwachen kann. Das Instrument dient bekanntlich zu Einspülungen in den Darm, sowie, selbstverständlich mit anderem Aufsatzstück, zur Abspülung von Wunden,

sein Hauptvorzug besteht darin, daß die Kraft des Strahles eine gleichmäßige ist, die je mit dem Heben oder Senken des Apparates beliebig gesteigert oder vermindert wird. Dadurch ist das Verfahren ein bei weitem schonenderes als mit der Spritze, bei der man die gebrauchte Kraft lange nicht so fein abzumessen im Stande ist und obendrein noch Gefahr läuft, in Körper- oder Wundhöhlen mit der Spitze Verletzungen herbeizuführen. Ganz vorzüglich bewährt sich der Irrigator, wo es gilt, Schmutz oder sonstige Fremdkörper von einer Wunde zu entfernen, hier zeigt er sich dieser Aufgabe durchaus gewachsen, ohne dabei unnötige Reizung zu veranlassen.

Als dritten im Bunde möchten wir endlich noch den Inhalationsapparat empfehlen. Ganz abgesehen davon, daß eine nicht unbedeutende Zahl von Medikamenten vom Arzte in zerstäubter Form verordnet werden, ist ein einfacher Wasserdampf nicht selten von angenehmer und beruhigender Wirkung, so bei heftigen Katarrhen, Halsschmerzen und anderen Affektionen.

In früherer Zeit spielten Drogen und chemische Körper die erste Rolle in einer Hausapotheke. Dieses Verhältnis entsprach vollkommen dem damaligen Stande der Wissenschaft, als man der Ansicht huldigte, man könne eine jede Erkrankung durch die Einverleibung bestimmter Substanzen in den Organismus heilen. Heute ist das anders geworden! Wir wissen, daß wir unmittelbar den krankhaften Prozeß zu beeinflussen nur ausnahmsweise die Macht haben, meist müssen wir uns beschränken, die natürlichen Kräfte des Organismus in seinem Kampfe gegen die Krankheit zu unterstützen und so indirekt eine Heilung anzustreben. Medikamente als solche sind und werden allerdings stets unentbehrlich bleiben, aber im allgemeinen stellt sich heraus, daß die in Wahrheit brauchbaren different, d. h. daß sie mehr oder weniger den Giften zuzuzählen sind. Dadurch rechtfertigt es sich von selbst, daß wir sie für das Haus auf ein Minimum reduzieren, insbesondere da man auf sie für die Ziele, die uns vorschweben, meist recht wohl verzichten kann.

Zu den Mitteln, die heutzutage mit Fug und Recht in der Familie vorrätig gehalten werden, zählen vor allen Dingen desinfizierende Lösungen und antiseptische Verbandstücke. Jedoch wäre es gänzlich verkehrt, wollte man sich ihre Wirkung von der peinlichen Sauberkeit, die wir vorher bei Wunden angepriesen haben, dispensieren. Nur in Verbindung mit dieser kann überhaupt die Rede von einem Nutzen der betreffenden chemischen Verbindungen sein, und nur darum finden sie Anwendung, weil die Art der Entstehung zufälliger Verletzungen ein Eindringen von infizierenden Bakterien nicht ausschließt, man nimmt daher die schädlichen Nebenwirkungen jener Substanzen mit in den Kauf, da man unter allen Umständen diese töten, resp. unschädlich machen will. Ist man sich hierüber klar und bedenkt man, daß bisher noch kein absolut ungiftiges Antiseptikum existiert, so wird man von selbst davon absehen, diese Stoffe im Übermaß zu verwenden, und stets die größte Vorsicht für geboten erachten.

Soll eine Wunde von einer Schmutzkruste oder von Erde oder Sand befreit werden, bereitet man sich am besten eine aseptische Lösung, d. h. eine solche, die



zwar keine Bakterien vernichtet, aber frei von ihnen ist. Gewöhnliches Wasser, welches mindestens fünf Minuten lang stark gekocht hat, erfüllt vollständig diesen Zweck; setzt man demselben auf ein Liter sechs Gramm Kochsalz hinzu, so erhält man eine reizlose, dem Blute an Kochsalzgehalt gleiche Flüssigkeit. Hat man vermittelst derselben alle Fremdkörper entfernt, so braucht man die antiseptische Lösung nur kurze Zeit in mäßigem Strahle überrieseln zu lassen. Die Auswahl des antiseptischen Mittels sowie der Verbandstoffe überläßt man dem Chirurgen, der auch die entsprechende Belehrung über ihre Anwendung zu erteilen hat. —

Leichte Indispositionen, denen keine ernste Ursache zu Grunde liegt, heilen bei ruhigem und vernünftigem Verhalten ohne jedes Medikament. Äußere Mittel zu Einreibungen sind für die Hausapotheke überflüssig, nur ein feines Pflanzenöl oder ein tierisches Fett thun oft vortreffliche Dienste. Neuerdings hat sich das Lanolin immer größerer Beliebtheit zu erfreuen, es verdankt dies dem Umstande, daß es nicht zerfäulich ist, also nicht ränzig wird und dabei vollkommen aseptisch, d. h. kein Nährboden für Bakterien ist. Es eignet sich daher vorzüglich zur Bedeckung von wunden Flächen, insbesondere Brandwunden, bei denen die Gefahr einer Infektion immer vorliegt.

Abführmittel sollten gänzlich aus dem häuslichen Arzneischatz verschwinden; kritlos genommen schaden sie doch nur, und dann sind sie, wo eine rasche Entleerung des Darmes notwendig erscheinen sollte, vollständig durch den Irrigator zu ersetzen. Um umgekehrt schwere Diarrhöen zu stopfen, ist ein uraltes Hausmittel der von Rotwein bereitete Glühwein. Statt dessen ist in neuerer Zeit der von der Firma Fromm in Frankfurt a. M. aus Heidelbeeren fabrizierte Beerwein in Aufnahme gekommen. Derselbe ist in großen Spitälern und Kliniken erprobt worden, und die Resultate waren so günstig, daß der preussische Kultusminister ihn offiziell empfohlen hat. Abgesehen davon, daß er durch seinen hohen Gehalt an Gerbsäure für unseren Zweck daselbe leistet wie der beste Rotwein, hat er den Vorteil der Billigkeit und der Reinheit, Eigenschaften, von denen namentlich letztere nicht allen in den Handel kommenden Rotweinen zuzuerkennen ist. —

Wenn es sich bei tiefen Ohnmachten darum handelt, innerlich kräftige Reizmittel zu verabreichen, so darf der Laie mit gutem Gewissen gleichfalls auf alle Tropfen und Tinkturen verzichten, da er in starken, geistigen Getränken und in starkem schwarzen Kaffee Mittel hat, die jenen an Wirksamkeit mehr als gleichstehen. —

Damit hätten wir unser Thema erschöpft. Hinzufügen wollen wir noch, daß ein Hausmittel nur dann segensreich sein wird, wenn die Lehren der Gesundheitspflege immer mehr Eingang finden und ein jeder sich bemüht, sich dieselben zu eigen zu machen.

Frankfurt a. M.

H. Schlesinger.

## Staats- und Rechtswissenschaft. Neuerungen in der Strafrechtspflege.

Übelstände können lange bestehen, auch den Eingeweihten bekannt sein und deshalb doch zu ihrer Abstellung keine Mittel ergriffen werden. Stets bedarf es hierzu einer treibenden Macht, die den Stein in das Rollen bringt und dieser Aufgabe ihre ganze Kraft widmet.

Es scheint, daß für das Strafrecht und seine Pflege diese Macht in der kürzlich begründeten „internationalen kriminalistischen Vereinigung“ erstanden ist, welche im vergangenen Jahre zu Brüssel ihre erste Versammlung gehalten hat und sich in diesem Sommer in Bern wieder zusammenfinden wird, während einzelne Landesgruppen sich bereits mit den allgemeinen Zielen der Vereinigung, soweit sie für die betreffenden Staaten besondere Interessen berühren, befaßt haben. Derartige Landesversammlungen haben im Dezember 1889 für Ungarn, im Februar d. J. für die Schweiz und im März d. J. für Deutschland und zwar in Halle stattgefunden.

An der Spitze dieser die Bewegung leitenden internationalen Vereinigung stehen hervorragende Juristen, so insbesondere Professor van Hamel in Amsterdam, der belgische Professor A. Prins in Brüssel, eine anerkannte Autorität namentlich in Angelegenheiten des Gefängniswesens und Strafvollzuges, und Professor von Liszt in Halle, der als Strafrechtslehrer und Herausgeber der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft sich unter seinen Fachgenossen bereits besonderer Anerkennung erfreute, ehe er durch seine auch in der Tagespresse vielfach besprochenen „kriminalpolitischen Aufgaben,“ durch welche er für die Erreichung der Ziele der Vereinigung erfolgreich zu wirken bestrebt ist, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Die Vereinigung hat trotz ihres kurzen Bestehens — sie ist erst im Jahre 1889 gegründet worden — bereits einen Mitgliederbestand von ca. 350 Personen gewonnen. Hiervon entfällt fast ein Drittel auf Deutschland, während Ungarn, Oesterreich, die Niederlande ein nicht unbedeutendes Kontingent stellen und kaum ein Land der zivilisierten Welt nicht vertreten ist.

Die Zwecke der Vereinigung sind aber auch solche, daß sie die wichtigsten Interessen aller Staaten ergreifen und dabei doch so weit gefaßt sind, daß die nähere Ausgestaltung je nach den besonderen Bedürfnissen der einzelnen Rechtsgebiete möglich ist.

Es geht davon aus, das die Thaten und ihre Strafe einheitlich betrachtet werden müssen und zwar nicht nur vom juristischen, sondern auch zugleich vom soziologischen Standpunkte.

Das Verbrechen soll bekämpft werden sowohl durch Strafe wie auch durch Verhütung, d. h. durch Entfernung oder Umwandlung derjenigen sozialen Momente, welche den Untergrund für eine Reihe von Straftaten bilden. Um die richtigen Mittel für diese Zwecke zu gewinnen, muß man nicht nur die Defekte in dem Übelthäter, sondern auch diejenigen der menschlichen Gesellschaft ergründen, welche den Übelthäter zur Straftat getrieben haben.

Die bisherige Strafgesetzgebung konnte auf den Resultaten derartiger anthropologischer und kriminal-soziologischer Forschungen nicht fußen, da dieselben erst seit kurzem, die ersteren vorwiegend in Italien durch Cesare Lombroso, eine gewisse wissenschaftliche Bedeutung gewonnen haben. Auch jetzt noch sind die Ergebnisse nicht derartige, daß sie bereits eine sichere Grundlage böten, doch dürfen sie immerhin schon jetzt beanspruchen, beachtet zu werden. Einer späteren Zeit wird es vorbehalten bleiben, hier zu sichten, aber ebensowenig kann bezweifelt werden, daß die nach einer solchen Sichtung verbleibenden Resultate von demjenigen Gesetzgeber in Rechnung gezogen werden müssen, der eine rationelle Bekämpfung des Verbrechens erzielen will. Er wird dann auch eher in der Lage sein, diesen Kampf nicht nur durch Straf-, sondern auch durch friedliche Mittel zu führen. Wie oft wird jetzt der Strafrichter in die Lage kommen, strafen zu müssen, während er sich sagt, daß die Verhältnisse den Thäter mit einer gewissen Notwendigkeit zu einem Gegner der bestehenden Rechtsordnung gemacht haben. Unzweifelhaft lähmt diese Erwägung die Energie der Strafverfolgung.

Wird dagegen die Zahl dieser prädestinierten Verbrecher durch eine vernünftige soziale Gesetzgebung erheblich gemindert, so wird dies die weitere Wirkung haben, daß um so kräftiger und entschiedener gegen diejenigen eingeschritten wird, welche, ohne in den allgemeinen Verhältnissen ausreichende Entschuldigung zu finden, durch ihre Straftaten eine spezifische Neigung zur Übertretung der Rechtsordnung verraten. Vor diesen muß sich der geordnete Staat mit allen Mitteln schützen und mit aller Strenge wird er daher gegen die Gewohnheitsverbrecher vorgehen und diejenigen unter ihnen, welche sich als unverbesserlich erweisen, unschädlich zu machen suchen. Um nun die für die verschiedenen Zwecke geeigneten Mittel zu finden und die gefundenen im gegebenen Fall sachgemäß anzuwenden, ist es notwendig, daß der innige Zusammenhang zwischen der Strafe und ihrem Vollzuge mehr als bisher anerkannt werde. Die gesetzliche Regelung des Strafvollzuges verdient und verlangt dieselbe Bedeutung wie die Regelung des Strafrechtes, wie auch nur der Richter glauben darf, sachgemäß Strafen ihrer Art und ihrem Maße nach bestimmen zu können, der ihre Wirkung kennt. Aus diesem Grunde muß die Trennung der Strafrechtspflege von dem Strafvollzuge aufgehoben werden, und daher begrüßt die internationale Vereinigung Strafanstaltsbeamte und Strafanstalts-Geistliche ebenso herzlich wie Juristen in ihren Reihen.

Erst durch das Zusammenwirken beider wird es möglich sein, unnötige oder schädliche Härten zu mildern wie eine falsch verstandene Humanität, von welcher unser Strafwesen, besonders in Deutschland, nicht freizusprechen ist, auf das richtige Maß zurückzuführen.

Als eine dieser Härten sieht die Vereinigung die kurzzeitige Freiheitsstrafe in vielen Fällen an. Diese Strafe gewährt nicht die Möglichkeit, die Vorzüge der Freiheitsstrafe zu entwickeln, während sich die notwendig mit einer solchen verbundenen Nachteile bei ihr am stärksten offenbaren. Wie stark bereits jetzt das Bewußtsein von der Richtigkeit dieser Behauptung in den sich mit diesen Fragen beschäftigenden Kreisen Deutschlands ist, ergibt sich aus der Thatsache, daß die

im März d. J. stattgehabte Landesversammlung in Halle mit Einstimmigkeit die kurzzeitigen Freiheitsstrafen verurteilt hat.

Während die bisher erörterten Punkte, welche sämmtlich in dem Programm der internationalen Vereinigung enthalten sind, kaum erheblichem Widerspruch begegnen möchten und höchstens in den Fragen nach der Erreichung dieser Ziele Meinungsverschiedenheiten hervorrufen werden, greift der letzte Punkt so einschneidend in unsere bisherigen Gewohnheiten der Strafrechtspflege ein, daß hier der stärkste Kampf erwartet werden muß.

Das Programm der Vereinigung will nämlich bei langzeitigen Freiheitsstrafen die Bemessung der Strafdauer nicht nur von den Ergebnissen des Strafverfahrens, sondern auch von denjenigen des Strafvollzuges abhängig machen, d. h. der Richter soll nicht mehr die Strafe diktieren, sondern nur den Strafrahmen bestimmen, innerhalb dessen die Strafe während der Verbüßung je nach der Wirkung bemessen werden soll.

Wie Professor von Lijst in einem seiner „kriminalpolitische Aufgaben“ betitelten Aufsätze ausgeführt hat, soll diese Bemessung sogenannten Strafvollzugsämtern überlassen werden, deren Zusammensetzung durch das Gesetz zu regeln sein dürfte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dem Strafrichter damit ein großer Teil seiner Machtvollkommenheit genommen wird, ein Umstand, der allein schon die Befürchtung starker Opposition rechtfertigt. Ist denn aber die Strafrechtspflege für den Richter da oder umgekehrt? Die Beantwortung dieser Frage ist jedenfalls nicht zweifelhaft. Sicher würde der Richter und noch besser das Richterkollegium am geeignetsten sein, das Strafmaß zu bestimmen, wenn die Möglichkeit vorhanden wäre, ihm ein genaues und wahres Bild von dem Verbrecher und den Verhältnissen, welche denselben umgeben haben, zu gewähren.

Da dies nicht angeht, da der erkennende Richter vielmehr nur einen winzigen Ausschnitt aus dem Gesamtbild und nur während der kurzen Dauer der Strafverhandlung erhält, so muß in der Überlassung der Strafausmessung an die Strafvollzugsämter, wie die Dinge liegen, das kleinere Übel gesehen werden.

Indessen darf sich auch der Vertreter dieser Wünsche keinem Zweifel darüber hingeben, daß die Verwirklichung derselben, wenn sie überhaupt erreicht wird, noch in weitem Felde steht.

In richtiger Berücksichtigung der Schwierigkeiten, welche der Erreichung dieser Ziele entgegenstehen, hat die Vereinigung den Kampf auf der ganzen Linie noch nicht begonnen, sondern bisher erst einzelne Punkte herausgegriffen, welche am ehesten zur Diskussion reif erscheinen und zugleich von prinzipieller Bedeutung sind.

Als solche sind auf der Versammlung zu Brüssel in erster Linie die Ersatzmittel für die kurzzeitige Freiheitsstrafe und unter diesen besonders die Einführung der Verurteilung mit bedingtem Strafaufschieb, sodann die Frage der Bekämpfung des Rückfalls und die der Behandlung jugendlicher Verbrecher zur Beratung gestellt worden. Zu der ersteren hatten Prins (Brüssel) und Lammasch (Zürich), Lijst (Halle) und Baron Garofallo (Neapel), zur zweiten van Hamel (Amsterdam)

und Lucas (Porto), zur dritten Gek (Christiania) und Gaudler (Caen), sowie von Wolbenhawer (Warschau) und von Jagemann (Karlsruhe) wertvolle Gutachten geliefert, welche in den Publikationen der Vereinigung veröffentlicht worden sind.

Die von Vertretern aller Länder besuchte Versammlung entschied sich mit Einstimmigkeit dafür, die Annahme des Prinzips der bedingten Verurteilung unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse und des Kulturzustandes eines jeden Volkes zu empfehlen.

Man erblickte in der bedingten Verurteilung, welche etwa zu lauten hätte: „Du bist der und der That schuldig und wirst daher zu der und der Freiheitsstrafe verurteilt, es soll dir jedoch die Verbüßung der Strafe erlassen werden, wenn du dich so und so lange gut führst,“ das beste Mittel, welches soweit wie möglich an die Stelle der kurzzeitigen Freiheitsstrafe zu treten hätte, die, wie der Petersburger Kriminalist, Professor Foinisky, zutreffend bemerkte, durch irgend ein Mittel völlig zu ersetzen unmöglich sei.

Die Berücksichtigung der individuellen Volksverhältnisse wurde in die Resolution mit aufgenommen, weil das Volksbewußtsein mancher Länder sich schwer entschließen möchte, die Idee der durch die Strafverbüßung gegebenen Vergeltung gänzlich zum Opfer zu bringen.

Als sonstige Ersatzmittel der von der Versammlung allgemein verworfenen kurzzeitigen Freiheitsstrafe wurden der gerichtliche Verweis, die dem englischen Recht entnommene Friedensbürgschaft, eine Umänderung der zu verallgemeinernden Geldstrafe und die Strafarbeit in Vorschlag gebracht. Während der im deutschen Strafrecht für jugendliche Personen bestehende Verweis auf keiner Seite namhafte Empfehlung fand, erwähnte sich die Versammlung lebhaft für die Friedensbürgschaft, welche darin besteht, daß der Verurteilte durch Pfand oder Bürgen Sicherheit für gutes Verhalten während einer gewissen Zeit bestellt, nach deren Ablauf die Sicherheit frei wird. Ebenso entschied sich die Versammlung dafür, daß die Geldstrafe berufen sei, die kurzzeitigen Freiheitsstrafen in vielen Fällen zu ersetzen, vorausgesetzt, daß Maßregeln getroffen werden, welche die Beitreibung derselben derartig erleichtern, daß auch die in Ermangelung der Zahlung zu vollstreckende Freiheitsstrafe möglichst in Wegfall komme. Allerdings ist hier besonders darauf Bedacht zu nehmen, daß diese Maßregeln nicht derartig genommen werden, daß die Geldstrafe den Charakter eines empfindlichen Übels verliert.

Hinsichtlich der zweiten Frage herrschte Einigkeit darüber, daß die heut geltenden Systeme zur Bestrafung des Rückfalls als ungeeignet zu bezeichnen seien, deren Hauptmangel darin liege, daß man zwischen dem Gewohnheits- und dem mehrfachen Gelegenheitsverbrecher nicht ausreichend unterscheide und daß dem Rückfälligen gegenüber das Bedürfnis der Gesellschaft, gegen neue Übergriffe gesichert zu sein, durch häufig zu kurze Strafen nicht genügend gewahrt werde.

Die dritte, die Behandlung der Jugendlichen betreffende Frage konnte mit Rücksicht auf die vorgeschrittene Zeit nicht mehr zu einer ein Ergebnis schaffenden Diskussion gelangen. Dafür ist diesem Punkte auf der diesjährigen Versammlung

zu Bern eingehende Erörterung gesichert, welche außerdem die wichtige Frage der Begriffsbestimmung des unverbesserlichen Gewohnheitsverbrechers und der gegen diesen zu treffenden Maßregeln zu den Hauptgegenständen ihrer Tagesordnung erhalten hat. Die Hallenser Versammlung der deutschen Landesgruppe hatte sich mit der bedingten Verurteilung, der für Bern bestimmten Spezialfrage des Rückfalls und der Durchbildung der Juristen im Strafvollzuge zu befassen. Bei der Beratung der ersten Frage herrschte Einstimmigkeit darüber, daß kurzzeitige Freiheitsstrafen von Übel seien und soweit wie möglich ein Ersatz für dieselben zu suchen sei, wie sich auch die Versammlung mit weit überwiegender Mehrheit dafür aussprach, daß die bedingte Verurteilung als zu diesem Zwecke am geeignetsten zu empfehlen sei.

Die der Berner Versammlung gewissermaßen vorgreifende Beratung der zweiten Frage führte eine Einigung darüber herbei, daß die Bestimmung des Rückfalles weder aus der Gleichartigkeit des Beweggrundes, noch aus der des verletzten Rechtsgutes entnommen werden solle, sondern daß es Aufgabe der Gesetzgebung sei, bestimmte Deliktgruppen zu bilden, in der Weise, daß eine wiederholentliche Vergehung gegen dieselbe Gruppe die spezifische Rückfallsstrafe bedinge, während bei sonstigem Rückfall nur eine allgemeine Strafschärfung eintreten habe.

Für diese spezifisch Rückfälligen wurde eine erhöhte, in ihrem Mindestmaß bestimmte Strafe vorgeschlagen, während beschlossen wurde, für Unverbesserliche Vorfrage zu treffen, daß sie dauernd einem Zuchthause, oder einem Arbeitshause oder wenn sie, ohne geisteskrank zu sein, in ihrer Zurechnungsfähigkeit gemindert erscheinen, einem Irrenhause überwiesen werden können, wobei allerdings nach längerem Aufenthalt in diesen Anstalten eine probeweise Entlassung möglich sein solle. Am bedenklichsten dürfte hierbei die Unterbringung in einem Irrenhause zu dauerndem Aufenthalt erscheinen, da dem Strafrichter die für eine derartig eingreifende Maßregel notwendigen Unterlagen häufig fehlen werden.

Hinsichtlich des dritten Punktes wurde anerkannt, daß es für den auf Strafe erkennenden Richter unbedingt erforderlich sei, daß er wisse, wie jede Strafe ihrer Art und ihrem Maße nach wirke, und daß es daher geboten erscheine, daß der Richter sowohl praktisch wie theoretisch eingehender mit dem Wesen des Strafvollzuges bekannt gemacht werde.

Was in Halle besonders angenehm sich bemerkbar machte, war, daß in der gefauten Debatte ein frischer, sich von theoretischen Lüsteleien frei haltender, nur auf erreichbare praktische Ziele gerichteter Geist hervortrat, von welchem zu erwarten steht, daß er auch weiter nicht nur den deutschen Landesversammlungen, sondern auch denjenigen der internationalen Vereinigung sich förderlich erweisen werde.

Lucienwalde.

A. Simonson.



## Zeitbeschwerden.

### Die Undeutlichkeit der Namensunterschrift.

Man erzählt, daß ein des Schreibens unkundiger türkischer Sultan einst, als man ihm einen wichtigen Erlaß zur Unterschrift vorlegte, mit drei Fingern in das laktofer Weise ihm vorgehaltene Tintenfaß gegriffen und durch eine Lähne, auf dem Papier vollzogene hakenförmige Figur seine allerhöchste Bestätigung gegeben habe. Bekanntlich ist dieses Zeichen noch heute als großherrliche Unterschrift auf Siegeln und Münzen, ja sogar auf türkischen Teppichen und Mustern vielfach zu sehen, und jedermann kennt oder erfährt leicht seine Bedeutung. Wenn nun ein Nachfolger Mohammeds mit Recht erwarten durfte, daß alle Welt diese aus augenblicklicher Eingebung hervorgegangene Hieroglyphe verstehen und sich damit begnügen würde, so ist eine solche Erwartung bei anderen, tiefer stehenden Sterblichen doch noch keineswegs berechtigt. Wie verbreitet aber diese stolze Annahme zu sein scheint, geht aus der täglichen Beobachtung hervor, daß viele Männer — die Frauen zeichnen sich auch in dieser Hinsicht wieder rühmlich aus — ihre Namensunterschrift so undeutlich vollziehen, daß das geübteste und mühsamste Auge sie unmöglich zu entziffern vermag. Das häufige Vorkommen dieses Unrechts — beinahe hätte ich gesagt: Unfugs — wird gewiß niemand bestreiten, es muß sich daselbe doch also auf bestimmte Ursachen zurückführen lassen. In welchen Kreisen finden wir nun am häufigsten die undeutliche, ja unlesbare Namensunterschrift? Nicht in denen der Kaufleute, weil die Deutlichkeit der eigenen Adresse schon im Geschäftsinteresse liegen mag und der Firmeninhaber das Gegentheil vielleicht — und mit Recht — als ein Unrecht gegen seine weltberühmte Firma ansehen würde; ebenso sind die Namen der Geistlichen und Lehrer mit geringen Ausnahmen recht leserlich geschrieben, bei letzteren wohl hauptsächlich aus pädagogischen Rücksichten, häufiger jedoch ist die Undeutlichkeit und Unlesbarkeit schon bei den Ärzten und Juristen, bei ersteren besonders da, wo der Name schon oben auf dem Rezept gedruckt steht. Es mag vielleicht gegen diese Skala mancher aus seinen Erfahrungen Einspruch erheben, doch wird sich dieselbe bei genauer Beobachtung gewiß im ganzen bestätigen; zweifellos aber ist es wohl, daß der hier besprochene Fehler am meisten bei den Enbalternbeamten sich findet, besonders bei der Post und im Gerichts- und Magistratswesen. Wir hoffen, nicht mißverstanden zu werden, als ob mit dieser Behauptung ein Tadel in betreff der Gewissenhaftigkeit oder der geistigen Bildung dieser Stände ausgesprochen werden sollte; bestimmte, auch ins Fehltrifste übergehende Eigentümlichkeiten finden sich nun einmal bei allen den verschiedenen Klassen des Volkslebens, und es kommt nur darauf an, die Ursachen gerade für diese Eigentümlichkeit anzujuchen.

Den Vorwurf mangelnder Gewissenhaftigkeit kann man nicht erheben, da über diesen der deutsche Beamtenstand erhaben ist; es bleibt also als Ursache nur übrig: eine gewisse Bequemlichkeit in der Vollziehung der Unterschrift oder die Annahme, daß eine von der gewöhnlichen Handschrift abweichende Eigentümlichkeit der Schriftzüge der Unterschrift etwas Würdiges, Ausdrucksvolles und Mäunliches gebe, und gerade das letztere scheint in der That recht häufig der Fall zu sein; denn wir sehen oft, daß gerade Männer mit recht gut lesbarer, ja schöner Handschrift ihren Namen auf unleserliche schreiben. Ja sollte nicht vielleicht sogar ein kleines Teilchen Eitelkeit zuweilen dabei sein, indem man sich schmeichelt, daß gerade dieses monströs hingeworfene Schriftbild eben durch diese Verzerrung bald ein allgemein bekanntes oder gar berühmtes sein werde? Für diese Annahme spricht auch der Umstand, daß in solcher Unterschrift nicht nur die richtige Form der Buchstaben, sondern auch ihre Richtung in der Zeile verkehrt d. h. der Name nicht von links nach rechts, sondern direkt von oben nach unten oder mindestens ganz schräg geschrieben ist, was bei den Urhebern dieser Schreibtrüffel bei andern Wörtern nie

vorkommt. Eine solche Eitelkeit ist, wenn wirklich vorhanden, schon an und für sich zu mißbilligen; wie aber steht es mit der Berechtigung obiger Ursachen, und darf überhaupt die Unkenntlichkeit oder Unlesbarkeit der privaten oder amtlichen Namensunterschrift in Urkunden, Akten u. s. w. gebildet oder muß ihr im allgemeinen Interesse ernstlich entgegengetreten werden? Wir behaupten ganz entschieden das letztere, und es sei gestattet, dies durch einzelne Beispiele zu begründen.

Wenn jemand unter irgend ein Schriftstück seinen Namen setzt, so kann dies doch nur den Sinn haben, daß er für den Inhalt des Geschriebenen mit seiner Person, ob einfach, feierlich, streng amtlich oder sonstwie genommen, voll eintritt. Dies kann unter Umständen ganz gleichgiltig sein, z. B. wenn mir ein Freund die Geburt seines so und so vielten Kindes, eine weit entfernte Tante ihre Abreise ins Bad, ein Kollege die glücklich angekommene Gratulation zu einer längst erwarteten Beförderung oder ähnliches mitteilt. In solchen Fällen läßt man ja gewöhnlich nicht bloß die Unterschrift, sondern schon die letzten, beinahe phrasenhaft gewordenen Zeilen ungelesen. Ganz anders verhält es sich mit Schriftsachen, die unter Umständen sehr wichtig werden können. Es dürfte z. B. wohl zu den Seltenheiten gehören, daß man den Namen eines Postbeamten lesen kann, der die Aufgabe eines eingeschriebenen Briefes oder einer Geldsendung quittiert, und ist dies zu dulden? Kann man die Forderung einer durchaus leserlichen Unterschrift mit dem Hinweise darauf zurüchweisen, daß man die Person des Beamten ja nötigenfalls von der vorgesetzten Behörde leicht erfahren könne? Dann hätte diese Unterschrift überhaupt keinen Wert, und es würde ein Kreuz wie das des Wallenstein'schen Generals bei der Tafelzuzug ebenso genügen. Die Schnelligkeit des Unterschreibens und die hieraus sich ergebende Unkenntlichkeit mit dem Mangel an Zeit zu entschuldigen, ist deshalb unstatthaft, weil für einen geübten Beamten sich die Schnelligkeit sehr leicht mit der Deutlichkeit verbinden läßt. Soll weiter ein ärztliches, vielleicht sehr wichtiges Attest, dessen Ansteller ich absolut nicht zu entziffern vermag, für mich als den Entscheidenden trotzdem ohne weiteres giltig sein, bloß weil ich mit Mühe ein Dr. und sonst nichts weiter lesen kann, oder soll ich nun erst, — man bedenke die Unannehmlichkeiten — ein neues mit leßbarer Unterschrift fordern? Der Vorstand einer Religionsgemeinde — ein kürzlich erst vorgekommener Fall — fordert zur Bewerbung um ein Stipendium und zur Meldung an einen der Unterzeichneten auf, und es bedarf dazu erst eines sorgfältigen Nachlesens im Adreßkalender, wer wohl diese beiden Unterzeichneten sein mögen, einer Arbeit, die auch dann noch erst durch genaue Vergleichung mit den räthselhaften Schriftzügen zum Ziele führt. Solche Beispiele giebt es gewiß hunderte, und wir fragen: ist das erlaubt? Soll in unserer phrasenreichen Zeit auch noch die Unterschrift zur Phrase und ihr erst durch oft mühevoller, vielleicht gar zu spät zum Resultate führende Nachforschung Sinn und Wert verliehen werden, bloß weil ihre Urheber zu bequem waren oder aus irgend einem andern Grunde ihren Namen unleserlich schrieben? Wir fassen uns kurz dahin zusammen: Die unleserliche Namensunterschrift ist unter Umständen schädlich, immer aber vermeidlich, daher stets unstatthaft, und die daraus folgernde Forderung lautet: die vorgesetzten Behörden sollen bei ihren Untergebenen auf eine durchaus deutliche Namenszeichnung auf das entschiedenste dringen und das Publikum das Gegentheil nicht unbeachtend hinnehmen, und in kurzer Zeit werden wir diese Unart zum Wohle und im Interesse aller ausgerottet sehen.





## Literarische Berichte.

**Die psychologische Forschung und ihre Aufgabe in der Gegenwart.** Akademische Antrittsrede von Dr. Heinrich Spitta, a. o. Professor a. Tübingen. Freiburg i. B. 1889. Verlag von J. C. B. Mohr.

Wenn an dieser Stelle für die Besprechung einer kleinen Schrift ein verhältnismäßig großer Raum beansprucht wird, so geschieht es wegen der symptomatischen Bedeutung, die der Rede des Herrn S. innewohnt. Der Vortrag zeigt mit wertvoller Deutlichkeit, in welcher Krisis ihrer Entwicklung sich augenblicklich die Psychologie befindet, und er giebt in wohlthunend edler Form einige Winke zur Entscheidung. Der Verf. meint, daß gegenüber den Emanzipationsversuchen der Seelenwissenschaft die Philosophie ihren rechtmäßigen Besitzverteidiger müße und nicht die Psychologie in die Naturwissenschaften aufgehen lassen dürfe. Aber diesem Dilemma liegt u. E. eine fehlerhafte, weil grobschematische Einteilung zu Grunde. Gerade die Untersuchung des Seelenlebens muß eine Verquickung beider Methoden anstreben, um sowohl den niederen, materiell gebundenen Funktionen als auch den höchsten, abstrakten Problemen gerecht zu werden. Eine Schlichtung der widerstreitenden Anschauungen kann nur dann erfolgen, wenn man davon absieht, die Psychologie in das eine oder das andere Fach zu werfen, und sie als eine selbstständige Wissenschaft konstruiert, welche einerseits die Hilfe der Physiologie u. andererseits die der Erkenntnistheorie u. sich zu eigen macht. Die erhabenste Schöpfung im Umkreis menschlicher Kenntnis, die Seele, darf wohl eine solche Ausnahmestellung beanspruchen. Im einzelnen sei noch angemerkt: die Einheit des Bewußtseins ist durchaus keine unzweifelhafte Thatsache, wie der Herr Verf. S. 34 behauptet — mau vgl. Deffoir, das Doppel-Ich. Daher ist seine Definition der Psychologie als einer Phänomenologie des Bewußtseins auch viel zu eng, daher fehlt ihm das Verständnis für Völkerpsychologie. In der Uebersicht, an der die Betonung der Verbindung mit allen Wissenschaften und mit dem werththätigen Leben sowie die Trennung von moralischen Urteilen rühmend hervorgehoben werden muß, fehlt doch das hypnnotische Experiment, die Ethnologie und manches Andere. Vor allem jedoch geht der Kampf gegen die Kundtsche Schule viel zu weit, denn diese behauptete unseres Wissens nicht, daß ihre Forschungen die gesamte Psychologie umspannen, sondern betradtet Psychophysik und physiologische Psychologie bloß als Teile der Seelenkunde. Der Verf. behält sich vor, in einem größeren Werke ausführlicher darüber zu handeln.

M. D.

**Die Hygiene der Arbeit.** Von Paul Mantegazza. Königsberg, Ostpreußen. Verlag von Heinrich Nag.

In vorliegendem Bündchen bespricht Mantegazza die Art und Weise, in welcher die verschiedenen Berufsweige ihren Einfluß auf die Gesundheit äußern und welche Rücksichten und Erwägungen den einzelnen daher bei der Berufswahl leiten sollten. Der Arzt, der täglich mit Menschen aus den verschiedensten Ständen verkehrt, hat einen hellen Blick dafür, was einem jeden nicht thut und wie er den Schädlichkeiten, die nun einmal sein Stand oder Gewerbe mit sich bringt, am besten entgegenarbeitet. Zwei Hauptregeln stellt Mantegazza für alle Berufsclassen gemeinsam an: 1. nicht zu früh, ehe der Körper entwickelt ist, die Kräfte übermäßig anspannen; er ist also ein Gegner der Kinderarbeit; 2. sich stets, soviel es angängig, in frischer, reiner Luft zu bewegen und den Körper durch Wäschungen und Bäder zu kräftigen; dementsprechend sind am gesündesten die Berufsarten, die ein Verweilen in freier Luft bebingen, wie beim Landmann und Gärtner. Im allgemeinen tadelt Mantegazza, daß die Arbeiter selbst oft genug zu indolent sind, um in richtiger Weise den Gefahren ihres Berufes entgegenzuarbeiten; er führt Fälle an, wo die in Fabriken Beschäftigten oft geradezu dazu gezwungen werden mußten, die doch in ihrem eignen Interesse erlassenen hygienischen Vorschriften zu befolgen. Besonders ereifert er sich darüber, daß diejenigen, welche täglich ihre Lungen dem schlimmen Einflusse einer mit schädlichem Staube erfüllten Luft aussetzen, wie z. B. die Steinmeßer, Schleifer u. v. A. nicht das so einfache Mittel anwenden, die einzuatmende Luft durch eine Art Respirator zu reinigen und so ihre Gesundheit zu erhalten. Das wäre keine Feigheit, denn der Staub sei ein Feind, der den Nütigen wie den Hasenherzigen in gleicher Weise bedrohe, und es sei eine Thorheit, sich von demselben umbringen zu lassen. Ganz besonders schlecht ist Mantegazza auf die Berufsarten zu sprechen, die den darin Beschäftigten den Einwirkungen giftiger Substanzen wie Blei, Phosphor, Quecksilber u. a. aussetzen, und er bedauert, daß leider viele Menschen um des täglichen Brotes willen sich zu solchen Arbeiten verstehen müssen; den einzig hier angemessenen Rat, lieber einer anderen, weniger schädlichen Beschäftigung sich zuzuwenden, können leider nicht alle befolgen. — Wie es der Inhalt bedingt, ist dieses Bündchen etwas trockener geschrieben, als man es sonst bei Mantegazza gewohnt ist, aber man kann vielleicht gerade darum um so mehr daraus lernen,

denn die Bedürfnisse aller Klassen sind darin berücksichtigt; darnach wäre ihm auch die Verbreitung über einen möglichst weiten Leserkreis zu wünschen.  
Fr. H.

**Nachschlagebuch der Arbeiterschutz-Gesetzgebung des Deutschen Reiches** von Ernst Heinert-Widien und Friedrich Streißler, drittes Tausend, Leipzig 1890, F. W. v. Biedermann (v. Biedermann's Sammlung praktischer Handbücher. I.).

Der Inhalt der Arbeiterschutzgesetze und ein Teil des in der Gewerbeordnung und dem Hilfskassen-Gesetze enthaltenen Materials in lexikalischer Form, zu einem recht billigen Preise. Leider ist die Kompilation vielfach recht mechanisch und die Stichwörter wenig geschickt gewählt. Für den, der die Gesetzesterte neben dem Nachschlagebuche gebrauchen kann, oder der durch praktische Erfahrung mit den Grundzügen der gesetzlichen Bestimmungen bekannt geworden ist, wird dies keine Hilfsbuch nicht ohne Nutzen sein. Zur Einführung für den Laien ist es nicht zu brauchen, und es scheint sicher, daß durch einen Abdruck der einschlägigen Gesetze mit kurzem, aber erschöpfendem Inhaltsverzeichnis und Register dem geplanten Zwecke besser gedient wäre.  
K. F.

**Der neue Demokrit** von Dr. Eduard Maria Sarauka. I. Band. Berlin, Verlag von Hans Küsternder.

Da man an ein in zweiter Auflage erscheinendes Werk — die erste Auflage hatte den Titel „Kaleidopsop“ — mit der berechtigten Erwartung gewisser Vorzüge herangeht, so ist das Erscheinen des Lesenden ersichtlich, wenn er, immer weiter und weiter kommend, diese Vorzüge gar nicht aufzufinden vermag, und die Frage drängt sich auf, wodurch denn das Werk so großen Beifall und Absatz gefunden, daß eine zweite Auflage notwendig wurde. Wir können diese harte Frage bei dem vorliegenden Buche nicht zurückdrängen; denn von den 32 Kapiteln, in die es zerfällt, sind vielleicht 4 oder 5 als wirklich interessant und abgelesen zu bezeichnen, und auch in diesen ist vieles nur geschickt kompilirt. Die etymologischen (Nr. 3) und die statistischen Kuriositäten (Nr. 30) sind lehrreich und interessant, obgleich die ersteren wenig Neues enthalten; die Kapitel: „Zintenler“, „Zahntoder“, „Papiernes Glas“ sind recht lesbar, das letzte ist vielleicht das beste des ganzen Buches; in den übrigen Abschnitten aber vermögen wir bei größter Ueblichkeit kaum irgend etwas Geistreiches oder inhaltlich Wertvolles zu finden. Das Kapitel: „Mensch, reinige dich“ ist geradezu widerwärtig, und es ist unerklärlich, wie man einem Werke, das solche Weltanschauung und sonst außer den oben erwähnten Kapiteln wenig Bedeutendes, Geistreiches und Geniales enthält, den Titel geben kann: „Der neue Demokrit“. Da erwarten wir doch, selbst wenn wir durch

Weber's Demokrit nicht verwöhnt wären, etwas ganz Anderes. Es berührt auch nicht angenehm, wenn der Verfasser uns glauben machen will, seine Essays seien so momentan entproffene Produkte des Genies, was doch z. B. in dem Abschnitt: „X Y Z“ die auf die Frage: „Was für eine Skizze läßt sich aus diesen drei Buchstaben aufbauen?“ erteilte Antwort bedeuten soll; „Ich weiß es selbst noch nicht“, während der Inhalt derselben deutlich zeigt, daß er längst entworfen und zusammengestellt ist. Mit wenigen Ausnahmen sind diese Skizzen nichts weiter als eine nicht ungeschickte, hier und da, wie wir gern zugeben, die einzelnen Gedanken gut mit einander verbindende Zusammenstellung von Zitaten, Sprichwörtern und Anekdoten. Hoffentlich wird uns in dem vom Verfasser in Aussicht gestellten dritten Bande „Saturn“ eine diesem Titel entsprechende Mischung pikanter und reizenderer Inhalte aufgetischt!  
C. S.

**Die Arriege Friedrichs des Großen** — I. Teil.

Der erste Schlesische Krieg. Herausgegeben vom Großen Generalstab, Abteilung für Kriegsgeschichte. I. Band: Die Besetzung Silesiens und die Schlacht bei Mollwitz. Berlin 1890, G. S. Mittler u. Sohn.

Mit vorliegendem Werke hat der Große Generalstab bekommen, gleichsam eine Ehrenschuld einzulösen. Vor 66 Jahren — von 1824 an — hat der preussische Generalstab ein vielbändiges Buch über den 7jährigen Krieg herausgegeben, welches, aus unvollständigen und einseitigen Quellen hervorgehend, dem Genies Friedrich des Großen in keiner Weise gerecht wurde. Vor 7 Jahren erließ denn Graf Kottke als Chef des Generalstabes einen Aufsat, um auch das im Privatbesitz befindliche Material für die Fredericianischen Kriege möglichst heranziehen zu können. Auf umfassenden Archivstudien im In- und Auslande beruhend, wird uns nun der I. Band eines Wertes geboten, das wohl in militärischer Hinsicht in der Hauptsache ebenso abschließend sein dürfte, wie die Generalstabswerke über die Kriege unserer Zeit es gewesen sind. Das Werk scheint auf mindestens 6 Bände berechnet zu sein; der I. schließt mit der Schlacht von Mollwitz ab. Denn fast die Hälfte des Wertes wird durch die Uebersicht über die Beschaffenheit der kriegführenden Armeen, der preussischen, österreichischen, sächsischen, bairischen, französischen ausgefüllt, welche, sehr erwünschtere Weise, ein klares Bild aller einschlägigen Verhältnisse giebt. Wird hier, sowie in den „Anlagen“, über die damalige Taktik ausführlich gehandelt, und damit der vielfach herrschenden Unklarheit auf diesem Gebiete endgültig abgeholfen; der Junst der militärischen Friedrichsbeurtheiler ist dieser Abschnitt zum Studium angelegentlich zu empfehlen; die Formen, welche der König vorfand, geben auch

einen Maßstab für seine Leistungen. — Bei der Darstellung der Kriegsereignisse selbst liegt der Schwerpunkt natürlich auf der Schlacht bei Mollwitz. Mit Recht wird hervorgehoben, daß der Sieg allein der vorzüglichen Schulung der preussischen Infanterie zu danken war, die hier den Lohn für ihre langjährigen, mühevollen Uebungen erntete; „König Friedrich Wilhelm I., obwohl im Grabe ruhend, errang auf den Feldern von Mollwitz den Sieg.“ Friedrich dem II. aber ist der Entschluß zur Schlacht, die er unter den ungünstigsten Umständen, mit der Front nach seiner Operationsbasis, schlagen mußte, zum Ruhme anzurechnen, sowie die sachgemäßen, einleitenden Bewegungen. Hier wendet sich das „Generalstabswerk“ gegen die seit des Königs eigener Ausführung immer wiederholte Annahme, daß die Oesterreicher im Dorfe Mollwitz hätten vollständig überrastet und gefangen genommen werden können, wenn die preussische Armee, statt „methodisch“ aufzumarshieren, das Dorf zwischen ihre Marschkolonnen genommen hätte. Die Berechtigung dieser Annahme scheint aber keineswegs dadurch aufgehoben, daß das „Generalstabswerk“ nachweist, nicht die österreichische Infanterie, wie der König meint, sondern der größere Theil der Kavallerie habe in Mollwitz gelegen: denn wenn diese, welche sich in der Schlacht unter dem General von Römér als der gefährlichste Gegner der Preußen erwies, aus dem Felde geräumt war, so konnte die österreichische Infanterie, die in dem wenig entfernten Langwitz lag, jedenfalls noch erreicht und vernichtet werden. Ueberrascht ward übrigens die österreichische Armee auch so. Dadurch wurden die frühzeitigen Kavallerieattacken Römér's veranlaßt, welche, an sich notwendig, um den österreichischen Aufmarsch zu ermöglichen, an der noch ganz intakten preussischen Infanterie scheitern mußten. Sie ließen so den Anordnungen Kleipperg's zuwider, der ausdrücklich ein Zusammenwirken aller Waffen vorgeschrieben hatte. Vielleicht hätte dieser Einfluß der Ueberraschung auf den Ausgang der Schlacht noch etwas schärfer betont werden können. — Sehr einverstanden wird man mit der Art sein, wie des Königs Ritt auf dem Mollwitzer Schimmel erklärt und begründet wird. Wie weit bei dem Rate des Feldmarschalls Schwerin dessen Ehrgeiz, die Schlacht allein zu gewinnen, auf seine Beförderung für des Königs Erhaltung eingewirkt hat, wird freilich für immer unentschieden bleiben müssen. Je mehr dies neue Generalstabswerk als ein erwünschtes und notwendiges Denkmal der kriegerischen Leistungen des Begründers von Preußens Großmachstellung begrüßt werden muß, um so verwunderlicher erscheint die im Vorwort gegebene Begründung dafür: weil selbst die Befreiungskriege der Gegenwart noch zu nahe gelegen, als daß eine ausreichende Kenntniß aller einschlägigen Verhältnisse und eine völlig unbesangene Darstellung möglich

wäre, so sei man auf dies frühere Jahrhundert geführt worden. Ein Argument sehr bestreitbarer Haltbarkeit! Den so großen materiellen und auch geistigen Mitteln der kriegsgeschichtlichen Abteilung würde es doch wohl gelingen können, die allerdings noch viel ausgedehnteren Studien namentlich der Quellen des Auslandes zu bewältigen. Und ohne Zweifel wird derselben als ihre nächstfolgende Aufgabe die Darstellung jener Feldzüge zufallen, um auch hier die Wahrheit des Wortes zu erweisen, daß in den Befreiungskriegen die Vorkämpfer waren: „over the Prussians.“ Gr.

**Aus dem Leben Karl Voetticher's.** Von seiner Gattin Clarissa Lohde-Voetticher. Mit einem Bildnis Karl Voetticher's. Gotha 1890. Verlag von Friedrich Andreas Perthes.

Dem unerlässlichen und verdienstvollen Künstler, Gelehrten und Lehrer hat die Gattin ein ehrenvolles Denkmal gesetzt, indem sie in kurzer, klarer und, was besonders anzuerkennen ist, unparteiischer Darstellung uns das mühevollste, an Freuden und trübem Erfahrungsreichtum, aber auch an Ehren und Erfolgen reiche Leben Voetticher's vor Augen führt. Wir sehen besonders, wie die Keinheit des Elternhauses auf seinen Charakter gewirkt, wie sie ihn zum Kampf in und mit dem Leben gestählt, aber auch sein Gemüth verbittert, wie sein unausgesetztes Streben ihm Freunde und Feinde geschaffen und wie dann Freundschaft und Feindschaft sein Leben beeinflusst haben. Auch seine künstlerische und schriftstellerische Thätigkeit wird eingehend und klar behandelt, am meisten aber fesselt uns die Darstellung von da ab, wo die Verfasserin nicht mehr nach den Erzählungen des Gatten, sondern aus eigener Erinnerung Bericht erstattet. Ein besonderer Vorzug dieses letzten Theils der Schrift liegt auch in der höchst ansprechenden und lebendigen Schilderung der Reise durch Italien und Griechenland, welche wir mit größtem Interesse lesen. Aus all diesen Gründen verdient diese Biographie, namentlich da Voetticher's Leben und Bedeutung vielen wenig bekannt sein dürfte, von recht vielen gelesen zu werden. C. S.

**Der Prinz von Homburg.** Nach archivalischen u. a. Quellen von Joh. Jungfer, Dr. phil. Berlin 1890. Verlag von Kurt Wachvogel.

Daß der Held von Kleist's vaterländischem Drama „der Prinz von Homburg“ nicht in jene Kunstfelle verwickelt war, in welche ihn der Dichter nach seinem guten Rechte hineingedichtet, ist wohl schon länger bekannt, auch durch frühere Aufsätze von Dr. Jungfer. Doch verdient obige Zusammenfassung der Ergebnisse historischer Forschung auch in weiteren Kreisen Beachtung, da sie in ansprechender und in jedem Punkte möglichster Zuverlässigkeit gehäufiger Darstellung den Lebensgang des vor-

wiegend als brandenburgischer Reiterführer berühmten deutschen Fürsten vorführt. Das Hauptinteresse wendet sich natürlich der Schlacht von Fehrbellin zu. Der Prinz hat nicht gegen den Willen, sondern mit Genehmigung des Großen Kurfürsten den Angriff gethan, um die Schweden festzuhalten, entgegen dem Räte Berstingers, der eine Umgehung für erfolgreicher hielt. Daß nach dem blutigen Gefechte der letzte Angriff auf die weichen Schweden an der schon durch die Anstrengungen der Tage vorher verursachten Erschöpfung von Mann und Roß scheiterte, verstärkte eine schon vorhandene Verstimmung des Großen Kurfürsten gegen den Prinzen so, daß derselbe 8 Tage nach der Schlacht die Armee verließ. Das hat dann den Grund zu der späteren Wüthe geboten, der besamtlich auch Friedrich der Große in seinen *Mémoires de Brandebourg* Aufnahme gewährt. Doch hat der Prinz, bald wieder versöhnt, noch am pommerischen Feldzuge teilgenommen, um sich dann der Verwaltung seiner Landgrafschaft Homburg zu widmen. — Seine 1. Ehe mit der 58-jährigen, schon zweimal verwitweten Gräfin Trahe hatte dem 28-jährigen Prinzen die Mittel geboten, ausgedehnten Grundbesitz zu erwerben, so namentlich Neuhadt a. d. Doffe; dem jahrelangen Aufenthalte dort verdankte der Prinz seine Terrainkenntnis des märkischen Bruchlandes, die ihm in den Fehrbelliner Tagen zum Heile Brandenburgs sehr zu statten kam. Seine Briefe aus dieser Zeit, das lebendigste und anschaulichste Bild des raschen Reitens und Siegens, sind an seine 2. Gattin, die Prinzessin Luise Elisabeth von Kurland, Nichte des Großen Kurfürsten, seine „allerliebste Frau“ und „Engels Diät“ gerichtet. Das Facsimile des einen dieser Briefe ist dem auch sonst an interessanten Urkunden reichen Bande beigelegt, das als ein wertvoller Beitrag auch zur brandenburgischen Geschichte anzusehen ist. Gr.

**Geschichtsbetrachtungen** von Julius von Plügel-Hartung. Gotha 1890. Verlag von F. A. Perthes.

Diese 47 Seiten starke Broschüre hat eine vom Verfasser dargelegte — wenn auch nicht gerade klar gelegte — Geschichte. Erstens ist sie ihm in einem Verlauf von drei Jahren entstanden. Dann hat er sie vor „unbezu“ zwei Jahren als Autrittsvorlesung benutzt, wo sie „mancherlei Zustimmung erntet.“ Aber mit voller Gewißheit weiß der Autor, daß „manchenorts“ diese Zustimmung ausbleiben wird. Zudem „geizt er nicht danach“ (nun wozu denn die Bekennnisse seiner schönen Seele?) und

„meint, selbst Widerspruch ertragen zu können, nicht benötigt zu sein, sich durch Worte und Urteile in wohl- und schwer erworbener Erfahrung beirren zu lassen.“ Wer nun schon über den interessantesten Klimax von der Geizlosigkeit zur Fäbigkeit, Widerspruch zu ertragen, und zur Nichtbenötigung, sich beirren zu lassen, hinweggekommen ist, möchte doch noch die Frage aufwerfen, wie sich der Verfasser wohl verhielte, wenn ihm nicht bloß „Worte und Urteile“ sondern auch Erfahrungen und zwar gründlichere als die seinigen entgegengestellt würden. „Manchenorts“ schlägt man die Erfahrungen des Verfassers nicht gerade hoch an. Alsdann, um doch die Geschichte dieser Proschüre fortzusetzen, hat der Verfasser sie druden lassen, und sie „im Herbst 1887 seinem Kollegen Bernheim überreichen“ gekannt. (Verschreibt „können“.) Vermutlich soll mit dieser interessanten Episode irgendwelche Priorität gewahrt werden. Alsdann wechselte die Proschüre den Verleger, weil der Verfasser für die erste Buchhandlung eine Geschichte des Mittelalters bearbeitete, von welcher er jedoch nach Abschluß des ersten Bandes zurücktrat. In welchem Zusammenhang die Geschichte des Mittelalters mit den Geschichtsbetrachtungen steht, das bleibt Geschäftsgeheimnis. Alsdann hat der Verfasser „Teile“ seiner Kontemplationen in der „Münchener Allg. Ztg.“ und in den „Grenzboten“ veröffentlicht. Am Schluß seines Berichtes deutet der Verfasser an, daß er mit einer Reihe „seitdem“ (?) erschienener Schriften, unter denen Bernheim's Lehrbuch der historischen Methode obenan steht — in Konkurrenz treten möchte. Wir stellen dem Verfasser keine „Worte und Urteile“ entgegen, sondern lediglich die „Erfahrung“, die wir soeben mit seiner gespaltenen „Einteilung“ gemacht haben, und die fernere Erfahrung, daß ohne Klarheit und Selbstständigkeit des Denkens niemand ohne Unheil an die Geschichte herantritt. Das vermüssen wir aber bei dem Verfasser. Diese Masse zusammengelesener, zum Teil recht platter Aphorismen wird auch durch den Ueberaus chauvinistischer und glitzernder Redensarten nicht genießbarer. Von den literargegeschichtlichen Schnitzern, die in diesen „furchtlosen“ Faktenpredigten mit unterlaufen, soll schon gar nicht die Rede sein. Aber wenn es auch ungemein pomphaft klingt: „Die Geschichtsschreibung ist Wissenschaft und Kunst zugleich; als ihre Hauptbestandteile (sic!) haben zu gelten: Gefinnung, Fassungs-, Gestaltungs-, mögen, Ziel und Zweck.“ — so ist das mit Verlaub zu sagen — nun wir überlassen dem Leser das Urteil zu fällen. C.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Inuberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsberecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

## Zur Geschichte und Charakteristik Friedrichs des Großen.

Vermischte Aufsätze

von  
**Dr. Eduard Cauer,**  
weiland Stadtschulrat in Berlin.

Geheftet 8 Mark. Elegant gebunden 9 Mark 60 Pf.

Inhalt:

1. Friedrich der Große und das klassische Altertum.
2. Friedrichs des Großen Grundsätze über Erziehung und Unterricht.
3. Friedrichs des Großen Gedanken über die sündliche Gewalt.
4. Ein Regierungsprogramm Friedrichs des Großen.
5. Zur Literatur der Polemik gegen Friedrich den Großen.
6. Ueber die Flugchriften Friedrichs des Großen aus der Zeit des siebenjährigen Krieges.
7. Die Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse Schlesiens unter Friedrich dem Großen.
8. Die Ernennung des Grafen Schaffgotsch zum Coadjutor des Bischofs von Breslau im Jahre 1744.
9. Zur Geschichte der Breslauer Messe.
10. Friedrich und seine Freunde.
11. Friedrich der Große als Dichter.

Eduard Trewendt in Breslau.

### Die Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland.

Von

**Dr. Georg Adler.**

Geheftet. Preis 9 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in Breslau.

### Sprachsünden.

Eine Blütenlese aus der modernen  
deutschen Erzählungs-Litteratur.

von

**Theodor von Sosnosky.**

Geheftet. Preis 1 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

### „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“

bringt die **beruhigende** und zugleich **stärkende** Wirkung der Bromsalze auf das erkrankte Nervensystem in gesteigerter Weise zur Geltung und vermeidet gleichzeitig ihre Nachteile. Wirksam gegen **Nervosität, Schlaflosigkeit, nervösen Kopfschmerz, nervöses Herzklopfen, Verkrümmung mit Aengstlichkeit** u. Nur unter ärztlicher Leitung zu gebrauchen. Vorrätig in größeren Apotheken. Man verlange ausdrücklich: „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“. Jede Originalflasche trägt auf der Etiquette den Namenszug „Dr. Erlenmeyer“ in Blaudruck.

Vendorf (Rhein). Mineralwasserhandlung von Dr. Carbach & Cp.

Mappe für die Kunsthefte

der

**Deutschen Revue**

höchst elegant in Schwarz- und Golddruck, mit Lederrücken, für mehr als 12 Hefte Raum gewährend, ist zum Preise von 12 Mark durch jede Sortimentsbuchhandlung wie auch von der Verlagsbuchhandlung direkt zu beziehen.

Breslau.

Geschmackvolle Einbanddecken

zur

**Deutschen Revue**

herausgegeben von

**Richard Fleischer**

steuert zum Preise von 1 Mark jede Buchhdg. 3 Terthefte bilden stets einen Band.

Eduard Trewendt, Verlagsbuchhandlung.

# Julius Henel vorm. C. Fuchs,

kaiserl. königl. u. königl. Hoflieferant,  
BRESLAU, Am Rathause No. 26.

---

## Die Abteilung für Herren-Kleider-Konfektion

haben wir in diesem Herbst durch die Hinzunahme grosser Parterre-Räume  
wesentlich vergrössert und empfehlen wir sämtliche

## Herren-, Jünglings- u. Knaben- Garderobe

in grösster Auswahl sowohl fertig vom Lager, als nach Mass in billigen,  
mittleren und hochfeinen Stoffen.

Wie in allen unseren Artikeln pflegen wir vorzüglich einen soliden  
vornehmen Genre

**bei unerreicht billigen Preisen.**

Gleichzeitig machen wir unsere geehrten Kunden auf unser grosses Lager

## fertiger Livreen u. Equipierungen

für Diener, Kutscher, Jäger, Grooms, Boys, Portiers und  
Geschäftsdienere

aufmerksam und empfehlen ferner

## für die Jagd und den Sport

alle einschlägigen Artikel, wie:

**Blousen, Joppen, Mäntel, Wettermäntel, Gamaschen,  
Jagdwesten, Jagdschuhe etc.**

Die grosse Tuch- u. Buckskin-Abteilung ist mit allen Neuheiten des In-  
und Auslandes auf das Reichhaltigste ausgestattet. Mustersendungen mit  
Meterpreis bereitwilligst u. franko.

Unsere reich illustrierten Kataloge und Muster veranschaulichen  
leicht und bequem alle Artikel und stehen auswärtigen Kunden  
bereitwilligst kostenfrei zu Diensten.

---

# Julius Henel vorm. C. Fuchs,

kaiserl. königl. u. königl. Hoflieferant,  
BRESLAU, Am Rathause No. 26.





NOV 18 1890

# Deutsche Revue

über das  
gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben  
von

**Richard Fleischer.**

1890. November.

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte und  
halbjährlich ein Kunstheft.

Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau

Berlin

Expedition: Zanenienstraße 60. Expedition: NW-Mittelstraße 26, 27.



## Inhalts-Verzeichnis.

November 1890.

	Seite
I. Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. XVIII. . . . .	129
II. Hermann Heinrich: Der Goldschmied von Mainz. Historische Erzählung . . . . .	151
III. A. Biermer: Psychische Volkskrankheiten . . . . .	165
IV. Die französische Revolution und ihre Bedeutung für den modernen Staat. II. . . . .	180
V. G. Maspero: Die Befestigung des Pfaru. . . . .	200
VI. Kari-ndo: Ausflug in das Yosemitethal, Kalifornien. Tagebuch-Skizze. . . . .	212
VII. Karl Theodor Gaedertz: Ungebrachte Briefe von und an Karl Ludwig von Knebel. I. . . . .	219
VIII. G. Hartlaub: Dr. Emin Pascha als Naturforscher. . . . .	235
IX. Berichte aus allen Wissenschaften: . . . . .	242
1. Philologie. S. Steinthal: Sprachvergleichung und Entwicklung.	
2. Meteorologie. P. von Zech: Die Wetterarten.	
X. Naturwissenschaftliche Revue. . . . .	247
XI. Litterarische Berichte. . . . .	254

---

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.  
Übersetzungsrecht vorbehalten.





## Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

### XVIII.

**W**enn auch Ende Oktober 1864 der Friede mit Dänemark unter den günstigsten Bedingungen zu stande gekommen war, so begannen bekanntlich doch nun erst die Haupt-Schwierigkeiten zur Lösung der Frage, wie die Zukunft von Schleswig-Holstein zu regeln sei. Die schon in den letzten Monaten — bei den erwähnten Zollverhandlungen, speziell über Artikel 25 — eingetretene Spannung zwischen den bisherigen Alliierten vergrößerte sich nach dem Rücktritt des Grafen Rechberg noch mehr, da der Einfluß des Herrn von Schmerling auf die neue österreichische Regierung täglich an Boden gewann, und auch andere Strömungen am Wiener Hofe in antipreußischem Sinne verstärkt zur Geltung gelangten.

Wenn sich also der politische Horizont in dieser Richtung allmählich verfinsterte, so hatte die preußische Regierung natürlich um so mehr Veranlassung, beste Beziehungen zu Rußland zu pflegen und den von dort aus laut werdenden Wünschen thunlichst zu entsprechen. Kaiser Alexander war schon im Juni einmal in Berlin gewesen; seit seiner damaligen Unterredung mit Bismarck konnte, wie wir heute wissen, der Londoner Traktat von 1852 in betreff der Herzogtümer als „überwundener Standpunkt“ angesehen werden. Auch fernerhin war die Haltung Rußlands bisher eine relativ wohlwollende geblieben, was sich u. a. im Herbst bei einem zweiten Besuche des Kaisers zeigte; und bekanntlich war es vor allem König Wilhelm selbst, welcher von jeher, und jetzt ganz besonders, auf die Erhaltung dieses guten Einvernehmens den größten Wert legte. In diesem Sinne schrieb er z. B. — nachdem der Aufstand in Polen niedergeworfen und die Zurückziehung der preußischen Truppen von den polnischen Grenzen angeordnet worden war — an Roon:

„Der Kaiser Alexander und jetzt auch Graf Berg<sup>1)</sup> haben den Wunsch ausgesprochen, daß mit Zurückziehung unserer Truppen von der polnischen Grenze doch nicht jede Ueberwachung derselben aufgegeben würde. Ich versprach dem Kaiser, daß theils Dislocationsveränderung, theils ab und zu mobile Colonnen

<sup>1)</sup> Damals Statthalter in Warschau.

die Grenze im Auge behalten würden. Die Anordnung solcher mobilen Colonnen soll nunmehr den 4 Commandirenden Generalen aufgegeben werden, die theils nach Gegenden sich zu begeben haben, wo Anzeichen von Unsicherheit bemerkbar wird, theils aber auch ohnedem, damit die Provinz die Wachsamkeit der Regierung sichert.

23. 11. 64.

B.

Von demselben Tage wie dies königliche Handbillet ist eine Zuschrift Bis-marc's datiert, aus welcher sich ersehen läßt, wie scharf gespannt andererseits schon damals die Beziehungen zu dem „österreichischen Alliierten“ waren. B. schrieb nämlich:

(Mittwoch 23. 11. Abends.)

„Lieber Roon

ich lese mit einiger Beunruhigung von unsern Truppenmärschen durch Lübeck und Mecklenburg, während die Oesterreicher zum Theil noch Kolding umschweben. Es wäre sehr bedenklich, irgend einen Moment eintreten zu lassen, in welchem unsere Streitkräfte nicht den vereinigten Bundesgenossen (Oesterreicher, Sachsen und Hammov.) zweifellos überlegen wären. Bei der Schwäche unserer Cadres können wir doch nicht etwa dahin? Bitte beruhigen Sie mich. In Glessburg soll kein Mann von uns sein. In 8 Tagen kann es auf Kraftentwicklung ankommen und ich möchte lieber, daß wir uns lange und zahlreich in Holstein umhertrieben, den Exercitions-Corpsanten aus seinen Quartieren anstößten und sie für uns verlangen. Können wir dieß nicht morgen besprechen?

Ihr

v. B.

Roon antwortete darauf sofort (auch eigenhändig):

Berlin, 24. 11. 64.

Es ist angeordnet, daß Gen. Falkenstein mit 18 Bataillons (à 650 M.), 8 Schwadronen, 4 Batterien u. so lange in den Herzogthümern bleibt, bis die ablösenden Truppen in gleicher Stärke (die Bats. jedoch nur zu 518 M.) dort eingetroffen. Mit Ausnahme des 61. Regiments, welches schon am 28. d. M. dorthin abgeht, wird die Chaine anglaise des Kommens und Gehens am 6. Dezember beginnen und bis zum 13. dauern. Für den Fall politischer Nothwendigkeit ist nichts leichter, als die dortigen 18 Bataillons u. nicht abrücken zu lassen, wohl aber die zur Ablösung bestimmten, so daß wir uns ohne Schwierigkeit bis auf 36 Bats. 16 Escadrs. 5—6 Batterien in den Herzogthümern verstärken können. — Es würde nun m. E. eine sehr wirksame, leicht verständliche Demonstration sein, wenn jetzt, um den Ernst unsers Verlangens der Räumung darzutun, befohlen würde, die abzulösenden Truppen bleiben im Falle dort (marschiren nicht successive ab) bis alle ablösenden dort angekommen sind. Die Nothwendigkeit einer solchen Demonstration würde Sr. Majestät vorzutragen sein. Herzlichst guten Morgen!

Ihr

v. R. —“

Am Rande dieses Schreibens hat Roon notiert: „mündlich erläutert und weiter entwickelt, woraus die entscheidenden Dispositionen vom 24. 11. folgten.“

Diese Dispositionen waren, wie wir wissen und wie auch durch die ausführliche Darstellung dieser Krisis in dem Sybel'schen Werke (Band IV, Kapitel 2) bestätigt worden ist, getroffen worden, weil die Preussische Regierung die sofortige Räumung von Holstein seitens der Bundestruppen (Sachsen) mit großer Entschiedenheit verlangt hatte; ein Verlangen, welches bekanntlich Anfang Dezember auch durchgesetzt wurde, nachdem die österreichische Regierung, wenn auch zögernd und ungern, der preussischen Forderung zugestimmt hatte.

Im Zusammenhange mit obigem steht auch die Anfrage, welche Roon am 27. November an Bismarck richtete:

... „In der gegenwärtigen Situation und weil die Angelegenheit unverzüglich entschieden werden muß, bitte ich um gefällige sofortige Rückänderung, ob das 37. Regiment, welches von Mainz nach dem Großherzogthum Posen geht . . . den kürzeren und wohlfeileren Weg über Dresden einschlagen und Herrn von Beust ängstigen soll oder nicht?“ — worauf Bismarck jedoch kurzer Hand erwiderte: „Wir könnten den Durchzug durch Sachsen immer nur in der Form und unter Rubrik einer „Gefälligkeit“ nachsuchen, und die Tonart dazu ist im Register unserer Beziehungen augenblicklich nicht zu finden. Eine andere würde einfach auf Ablehnung stoßen. Ich stimme deßhalb nicht für den Durchzug.“

v. B.

Die weitere Entwicklung der Verhandlungen in und um Schleswig-Holstein, die Erörterungen mit dem Bundestage und mit Oesterreich bis zu dem im Frühjahr 1866 erfolgenden völligen Bruch sind bekannt. Roon hatte mit diesen Fragen der auswärtigen Politik zunächst nur insoweit zu thun, als sein Ressort direkt davon berührt wurde, und obige Beispiele zeigen, wie innig beide Staatsmänner Hand in Hand zu gehen pflegten. Aber auch indirekt hat Roon die Bismarck'sche Politik von 1864 bis 66 in jeder Weise und mit seinem ganzen Einflusse gefördert und deren Pläne mit dem ehrlichen Eifer und Enthusiasmus unterstützt, welcher ihm eigen war — zumal dann, wenn er, wie hier der Fall, die Anschauungen und Ziele des leitenden Staatsmannes in vollkommener Übereinstimmung theilte und seiner Führung also mit wahrer Freude folgte. Die nachstehenden Aufzeichnungen werden diese Einigkeit zwar — beiläufig — noch mehrfach bestätigen; aber dem Gange der auswärtigen Politik in dieser Periode hier im einzelnen zu folgen, ist aus den angeführten Gründen nicht erforderlich. Roon hat in betreff der günstigen, ja glänzenden Lösung der auf diesem Gebiete schwebenden Fragen schon damals nie den geringsten Zweifel oder gar Sorge empfunden, weil niemand so wie er vertraut war mit Bismarck's Plänen, aber auch mit dessen Thatkraft und Geschicklichkeit, und weil er auf die Schärfe und Schneidigkeit der von ihm selbst geschmiedeten Waffen mit unbedingter Zuversicht blicken durfte. —

Anders verhielt es sich in betreff der inneren politischen Fragen: hier war die Hoffnung auf endlichen Sieg eine viel geringere; vieles war unerledigt geblieben, und bald sollte es sich zeigen, daß insbesondere der Verfassungskonflikt

trotz aller frischen Lorbeeren und ungeachtet der Erfolge auf dem auswärtigen Gebiete nichts von seiner Schärfe verloren hatte.

Nach bevor die Kammer wieder zusammengetreten, hatte Roon diese Schwierigkeiten schwer zu empfinden; er hatte schon bei Aufstellung des neuen Militär-Budgets wiederum erhebliche Differenzen mit dem Finanzministerium und scheint infolge derselben (noch im Herbst 1864) sogar ernstliche Rücktrittsgedanken gehabt zu haben. Wenigstens tritt der nachstehende, auch sonst bemerkenswerte Brief des Generals von Manteuffel u. a. derartigen Absichten entgegen.

„Eure Excellenz“ — so heißt es darin — „habe ich noch nicht gedankt für Ihren freundlichen, interessanten Brief vom 30. Oktober . . . der zweite Punkt ist der, daß Ew. Excellenz von Ihrem Rücktritt sprechen und daß die Affoziation der Ideen Sie dabei an mich denken ließ. Ew. Excellenz habe ich ja so oftmals über mein politisches Glaubensbekenntniß gesprochen. Ich habe wohl schon vor vielen Jahren, noch über die neue Aera hinaus, politische Stellungen erhalten können; — und auf Bedingungen könnte ich eine solche einnehmen; diese machte das moderne Verfassungsleben unmöglich, und so habe ich gedient im Militärdienst. Wie könnte ich einen Boden, dem ich in den Zeiten meiner Kraft mich nicht gewachsen fühlte, jetzt wo ich gebrochen bin, betreten? Ew. E. mußte ich das schreiben, obgleich der ganze Fall Gott sei Dank gar nicht in Frage kommt, da Dr. Böger mir gesagt hat, daß es Ihnen wieder gut ginge und daß Ihre Constitution nach wie vor ihre Frische und Energie besäße. Ich mußte es aber schreiben, weil ich so viel Werth darauf lege, gerade von Ew. E. gekannt zu sein, auch in den wenigen, ich möchte es bezeichnen selbstlosen Charaktereigenschaften, die ich neben meinen vielen Doctrinen und Absurditäten und Schwächen und Fehlern besäße. Abgesehen von Allem aber sind Ew. E. einmal in das Schiff mit Sr. Majestät gestiegen und müssen nun mit das Steuer lenken — rudern werde ich Ihnen gern nach wie vor helfen! —

Also wieder Kämpfe mit den Finanzen! Im Wallenstein steht: „Wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben!“ —

Ich möchte nun doch gern Ew. Excellenz meine Ansicht über innere und äußere Politik vortragen, aber der Brief hat mich schon übermatt gemacht. Nur glaube ich — unsere Infanterie-Cadres müssen verstärkt werden, diese ewigen Reserveeinziehungen stören alle bürgerlichen Verhältnisse.

Also empfangen Ew. E. nochmals meinen herzlichsten Dank für Ihren Brief; ich habe mich wahrhaft gefreut als ich Ihre Schriftzüge endlich einmal wieder sah. In unwandelbarer Verehrung  
E. Manteuffel.

Die Differenzen mit dem Finanzministerium scheinen bald ausgeglichen worden zu sein. In einem aus jenen Tagen stammenden Billet Bismarck's schreibt dieser . . . „Bodelschwingh hat sich zwischen 1 und 2 Uhr bei mir ansagen lassen, wahrscheinlich um die Militär-Budget-Sache zu besprechen, die der König mir zur Äußerung zugefertigt hat. Ist es nicht nützlich, wenn Sie auch kommen?

Ihr

v. B.

Daß die Rückzugsgedanken — wahrscheinlich infolge des bewirkten Ausgleichs — aufgegeben waren, zeigt u. a. ein Brief Roon's an Blankenburg (vom 9. Dezember 64), welcher nichts mehr davon erwähnt, obwohl R. darin u. a. schreibt: „Es waren gestern fünf Jahre, daß ich in das Staatsministerium eingeführt wurde, und was hat sich seitdem alles zugetragen! Wie viel habe ich zu denken und zu danken, wenn ich mich erinnere, wie Gott der Herr mich, meiner Unzulänglichkeit ungeachtet, seitdem so vielfältig als Instrument gebraucht hat, um aus dem Damals das Jetzt zu machen. Um so demüthiger müßte man sein, aber dennoch attrapirt man sich zuweilen auf stolzen Gedanken, wenn man wahrnimmt, wie oft und wie vielfach die Menge stumpf und gedankenlos die Gegenwart nur gerade hinnimmt und kaum — als Stuhlgang der Vergangenheit, keineswegs als ihre Frucht aufzufassen weiß . . .“ —

Das Jahr 1865 brachte für Roon neue Reibungen und heiße Kämpfe. Während der Vorbereitung der Militärvorlagen kam es im Januar 1865 u. a. auch zu ersten Auseinandersetzungen zwischen ihm und General Manteuffel. Aus der betreffenden Korrespondenz möge erwähnt werden, daß Roon bei diesem Anlasse — wie auch schon bei früheren — sich gezwungen fand, die allzu weit gehenden Ratschläge Manteuffels zurückzuweisen, da er sie für Bevormundung erachten mußte; er war der Meinung, er dürfe sich eine solche Überhebung, trotz der sehr vertrauten Stellung Manteuffels zum Könige, nicht bieten lassen. Im Laufe der Erörterungen drückte Manteuffel, der seine Eigenschaft als unmittelbarer Ratgeber des Königs geltend gemacht hatte, dann wiederholt den Wunsch aus, die Stellung als Chef des Militärkabinetts aufgeben zu dürfen, und bat Roon, ihn zu einem Kommando in der Armee behilflich zu sein. Dazu kam es zwar vorläufig noch nicht, und die beiden Männer, welche so manchen ersten Strauß, neben einander fechtend, bestanden hatten, versöhnten sich auch wieder; aber die Schwierigkeiten, welche das Nebeneinanderwirken des Kriegsministers und des Kabinettschefs naturgemäß hatten und immer haben werden, und zu deren Überwindung bei der eigentümlich zarten Natur der Stellung beider zum Könige und zu einander von beiden Seiten permanent eine nicht geringe Selbstverleugnung geübt werden mußte — waren bei dieser Gelegenheit sehr deutlich hervorgetreten und haben auch bei Roon zweifellos den Wunsch zurückgelassen, daß diese Situation bei passender Gelegenheit geändert werden möchte, so lebhaft er im übrigen nicht nur Manteuffels Charakter und hervorragende Leistungen zu schätzen wußte, sondern auch sein heilsames Wirken zum Wohle der Armee immer mit Wärme anerkannt hat. —

Inmerhin hat es noch Monate gedauert, bis der König seine Zustimmung zu anderweitiger Verwendung des Generals Manteuffel gegeben hat, da er an diesen gewöhnt war und sich nicht von ihm trennen mochte. Zunächst kam die Angelegenheit zur Erörterung, nachdem General von Bonin, der Kommandierende des 8. Armeekorps, gestorben war. Manteuffel schrieb am 14. März an Roon:

„Gv. G. schreibe ich noch zwei vertrauliche Worte. Ich erachte die baldige Befetzung des 8ten Armeekorps für geboten; die Stelle ist wichtig . . . Der König

sagte mir heute, nach vielen Hin- und Herdenken komme er doch immer auf General Herwarth. Ich stimmte ihm bei, sagte aber, der Herwarth'sche Posten müsse sogleich wieder besetzt werden, denn sonst würde es gerade jetzt den Eindruck machen, als gäbe man die Herzogthümer auf . . .

Zu General Moltke hat der König Vertrauen als Chef des Generalstabes und im Innern denkt der König doch noch die Armee in einem Kriege zu commandiren und ist in seinem Gedankengange da an Moltke gewöhnt . . . ich sagte dem Könige ferner, ich selbst sei in die Situation gelangt, wo er würde entscheiden müssen, ob ich mich zu Tode avancirt habe, d. h. daß ich in der Anciennität soweit heraufgerückt sei, daß ich ein Commando in der Armee bekommen oder gehen müsse. Wolle E. Majestät meinen Vorschlag, so sei es der: General Herwarth 8tes Armee-Corps — ich Commando in Schleswig. Ich ginge dann vor Übernahme desselben nach Wien, um mich beim Kaiser zu melden und könne in bezug auf den gemeinschaftlichen Gang der Verwaltung in den Herzogthümern wirklich durch meine Verhältnisse in Wien nutzen. Der König meinte, so viele könnten doch nicht übergangen werden und brach ab. Ich halte es aber doch für Pflicht, Ew. Excellenz meine Ansicht vorzutragen, weil ich den Gedanken über meine Verwendung für richtig und allen gegenwärtigen Verhältnissen entsprechend halte. Ew. Excellenz schreibe ich sehr eilig, auf Ihre Güte und Nachsicht rechnend, aber das Schreiben nicht verzögernd, weil ich die Sache eben für wichtig genug erachte, Ew. E. in die Hand und zur Erwägung zu geben . . .“ Auf Roons Rückschrift später fügte General Manteuffel selbigen Tages noch hinzu . . . „Zu Betreff des General Herwarth weiß ich nicht, ob E. Majestät wirklich schon schlüssig geworden und glaube nicht, daß dies geschieht, bevor E. Majestät Ew. E. gehört haben . . . ich glaube auch nicht geschrieben zu haben, daß der König bereits entschieden sei, wenigstens habe ich das nicht ausdrücken können und wollen . . .“

Die Sache wurde im März nicht entschieden und ruhte auch im Juni noch; eine Notiz von Roon's Hand vom 13. Mai besagt: „Hente einen letzten Versuch gemacht, um Manteuffels Ernennung für Holstein und seine Sendung nach Wien zu bewirken — mit zweifelhaftem Erfolge.“ Am 4. Juni schrieb Manteuffel ihm wieder, aber in einer andern Angelegenheit, brachte dabei auch seine damaligen politischen Sorgen zur Sprache:

. . . „ich bitte Ew. E. herzlich, Bismarck im Auge zu haben und Fühlung mit ihm zu halten. Ich fürchte heißporriges Blut und das darf nicht sein. Ich bitte Euer E. wiederholt, die Sachen zu überwachen; es giebt zu hohes Spiel und der Staat ist die Hauptsache . . .“ am Schlusse desselben Schreibens heißt es u. a.:

„Soust weiß ich nichts Neues, als daß Napoleon (d. h. der wirkliche) als Lieutenant Ludwig den 16ten tadelte, daß er die rebellische Kammer nicht zum Teufel jagte; und daß er, älter geworden, im Jahre 1815 eine rebellische Kammer duldete und dafür von ihr abgesetzt wurde. In herzlichster Verehrung

E. Manteuffel.

Erst am 29. Juni konnte Manteuffel (aus Karlsbad) melden, daß Sr. Majestät ihn mit dem Oberbefehl in den Herzogtümern beauftragt habe; . . . „ich soll aber vorläufig im Gefolge Sr. Majestät noch verbleiben. Ich glaube, dies hängt mit der angekündigten Reise des Kaisers Franz Joseph nach Gastein zusammen. Nun, die Ordrevollziehung . . . ist immer ein Schritt weiter. Ich möchte Ew. E. einen langen Brief schreiben und Ihnen vieles sagen und aussprechen; der Tag war stürmisch, es ist spät und der Courier will fort, ich kann Ew. E. nur bei meinem Scheiden aus dem Amt meinen oft ausgesprochenen Dank wiederholen für die Güte, die Sie vielfach für mich gehabt, und für die Rücksicht, die Sie auf meine Schwächen und Gebrechen genommen haben. Der liebe Gott segne Ew. E. in Ihrem Amte und gebe Ihnen Kraft und Sieg . . . Die Geschäfte habe ich bereits an Treslow abgegeben.“

Aber am 18. August befand sich Manteuffel noch immer im Allerhöchsten Gefolge (jetzt in Gastein). Von dort aus schrieb er an diesem Tage an Roon: „Ew. E. wenigstens zwei Worte zu schreiben, bevor ich Gastein verlasse, nachdem es nun feststeht, daß ich aus meiner Moses-Situation erlöst werde — drängt mich mein Herz. Wie die Sachen diplomatisch liegen, werden Ew. E. durch Minister Bismarck wissen. Ich schreibe Ihnen nur, daß der König bestimmt hat, daß ich ihn noch nach Tschl und dann am 23ten bis Augsburg begleiten, dann aber mein Commando antreten soll. Ich war aus Berlin fortgegangen in der Voransetzung, in 8 Tagen oder in 10 Tagen wieder dort zu sein, muß also jetzt dahin wieder zurück, um wenigstens meinen Schreibtisch zu ordnen. Ich will versuchen, dies in einem Tage fertig zu bekommen und, da ich vor dem 25ten nicht eintreffen kann, am 27ten spätestens nach den Herzogtümern abgehen, um doch wenigstens die Truppen noch während des Manövers zu sehen. Bin ich erst dort, so mache ich Ew. E. offizielle Meldung und werde dann Ihre Güte und Rücksicht und Geduld wohl durch vielfache Briefe in Anspruch nehmen. — Nur einen Gedanken möchte ich Ew. E. schon heute vortragen: Der September rückt heran, und tritt der Frost ein, so läßt sich nicht arbeiten. Wie die Dinge aber im Frühjahr aussehen werden, weiß Niemand. Ist es nicht geboten die kurze Zeit zu benutzen, und wenn es nicht anders geht wenigstens passagere Fortificationen zur Sicherung von Alsen anzulegen? Ich glaube auch, daß es einen moralischen Eindruck auf die Herzogthümer, auf Oesterreich, auf unsere Nation macht, wenn man sieht, daß wir uns wirklich zur Verteidigung des Landes einrichten. — Ich muß schließen; der König ist Gott sei Dank wohl . . .“

E. Manteuffel.

Am 24. folgte dann (aus München) die weitere Meldung, daß Manteuffel zum „Gouverneur des Herzogtums Schleswig“ ernannt worden und nun von Sr. Majestät aus dem Allerhöchsten Gefolge entlassen sei . . . „Von meinen Gefühlen spreche ich nicht, ich habe die im Answärtigen Ministerium gefertigte Ordre über meine Ernennung gestern Abend erhalten und bin nun definitiv aus Ber-

hältnissen geschieden, mit denen ich mich doch mehr verwachsen fühlte als ich glaubte . . .“ —

Als Roon obige Nachrichten über die definitive Ernennung Manteuffels empfing, hatte er die parlamentarische Kampagne des Jahres 1865, die für ihn eine ganz besonders anstrengende und aufregende gewesen war, schon hinter sich. Freilich hatte dieselbe die Situation der inneren Politik so gut wie gar nicht verändert und in ihren Einzelheiten ist sie aus den stenographischen Berichten ersichtlich; da sie aber eine für Roon's politische Thätigkeit sehr bemerkenswerte war, so möge sie nachstehend wenigstens in einem kurzen Rückblicke skizzirt werden.

Der im Januar einberufene Landtag der Monarchie wurde am 14. desselben Monats mit feierlicher Thronrede eröffnet. Zu derselben wies der König u. a. auf die durch den siegreich beendeten Krieg bewährte neue Heeresorganisation und deren Vorteile auch „für die Erwerbs- und Familienverhältnisse“ hin und fügte am Schlusse hinzu: „Es ist Mein dringender Wunsch, daß der Gegensatz, welcher in den letzten Jahren zwischen Meiner Regierung und dem Hause der Abgeordneten obgewaltet hat, seine Ausgleichung finde. Die bedeutungsvollen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit werden dazu beigetragen haben, die Meinungen über das Bedürfniß der verbesserten Organisation des Heeres . . . aufzuklären . . . Der Wohlfahrt Preußens und seiner Ehre ist Mein ganzes Streben, Mein Leben gewidmet. Mit dem gleichen Ziel vor Augen, werden Sie, wie Ich nicht zweifle, den Weg zur vollen Verständigung mit Meiner Regierung zu finden wissen . . .“

So veröhnlich diese Sprache vom Throne, aus dem Munde eines siegreichen Königs auch lautete: bei der Majorität des Abgeordnetenhauses fand sie abermals nicht das gewünschte Echo. Sie wurde im Gegentheil schon am folgenden Tage beantwortet durch neue Anklagen, welche der Präsident des Hauses (Grabow) gegen die Regierung erhob, deren Verfahren er der herbsten Kritik unterzog, zugleich die Lage des Landes in den düstersten Farben schildernd. Der Präsident erklärte sogar unter Beifallsrufen aus der Versammlung, der Gegensatz sei nie schroffer gewesen als jetzt, und eine Verständigung sei nur möglich, wenn die Regierung sich entschließe, die Wege des Abgeordnetenhauses zu gehen.

Das aber hieß: Abschaffung der neuen Heeresverfassung, Auflöfung der siegreichen jungen Regimenter! Wenn also das Ministerium, und mit ihm Roon, einen Augenblick gehofft hatte, daß die Gesinnungen der Majorität angesichts der politischen und militärischen Erfolge sich geändert hätten — so mußte diese Illusion sehr bald aufgegeben werden. Solche Erwägungen wurden auch dem Monarchen vorgelesen; und mit Bezug darauf schrieb der König u. a. an Roon (Berlin 5. März 65):

„Auf Ihre heutige Frage, wohin ich eigentlich mit diesem Abgeordnetenhause kommen wolle, Arrangement oder Rupture, war meine Antwort: 3jährige Dienstzeit, und jetzige Kopfzahl der Armee mit in Ausnahmehahme der manquirenden 20 Escadrons. Ich setzte nun aber noch hinzu: Das Militair-Budget in volle! Die Contingentirungs-Frage schließt immer noch nicht dieses Budget in sich. Denn wenn die einzelnen Posten des Milit. Budgets noch



nach etwaigem Rekruten-Contingents-Arrangement von der Kammer discutirt würde, so setzt sie natürlich zuerst die Cadetten- und Unteroff.-Schulen auf den Aussterbe-Etat, etc. Dann stehen wir also schlechter als Budget-lo8, weil wegen solcher Raten-Posten das Herrenhaus schwerlich das ganze Budget verwirft. Aus diesen Gründen ist also jedes Arrangement, was nicht das vorgelegte Milit. Budget in volle zu Stande bringt, unannehmbar. Das mußte ich noch hinzusetzen.

B.

Witternacht. —“

Nach diesen Anschauungen hatte sich das Verhalten sämtlicher Minister in der Militär-Budgetfrage zu regeln, und ihr Auftreten war um so entschiedener und überzeugungsvoller, als sie sich in dieser für den Staat wichtigsten Lebensfrage auch innerlich in vollster Übereinstimmung mit ihrem königlichen Herrn befanden.

Roon hatte zunächst am 20. März — bei Beratung des Generalberichts der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses — Veranlassung seine Vorlagen in ausführlicher Rede zu vertreten. Sagte er sich auch, daß es nicht möglich sein würde die Majorität umzustimmen (und ganz hatte er selbst diese Hoffnung noch nicht aufgegeben), so war es doch jedenfalls seine Pflicht vor dem Lande, ja vor ganz Europa, den Beweis von der Richtigkeit und Unerläßlichkeit der Regierungsmaßregeln zu führen. Er that also seine Schuldigkeit, wenn er sich auch nicht verschwie, daß er dabei schon hundertmal dargelegte Argumente — vielleicht ohne allen Erfolg — wiederholen müsse.

Roon wies nach, wie ungegründet es sei, von der angeblichen „Unerforschlichkeit“ des Militäretats zu reden; daß man sich in betreff der alten Militär-Verfassung Jahrzehnte lang unrichtigen Illusionen hingegeben hätte. Er verglich die jetzigen und früheren Ausgaben für die Armee, legte es dar, daß die früheren (relativ zu den Staatseinnahmen) noch höhere gewesen seien, verglich jene Ausgaben auch mit denen der Nachbarländer, wies auf das erforderliche richtige Verhältnis der Stärke der Friedensarmee zum mobilen Kriegsheere hin, dabei an die Ansichten Bayers anknüpfend, machte auf die Lage, die ungünstigen Grenzen — und dennoch großen Aufgaben Preußens aufmerksam; wies es ferner nach, daß gerade die Reorganisation die Bildung eines wahren Volksheeres bezwecke, dessen Friedens-Adres indessen nach technischen Notwendigkeiten bestimmt werden müßten, damit ein brauchbares Volksheer entstehen könnte. Die Nützlichkeit der Ausbildung und militärischen Erziehung der ganzen Nation auch für den bürgerlichen Beruf, die Notwendigkeit der Aufrechterhaltung der gesetzlich bestehenden dreijährigen Dienstzeit bildeten den weiteren Inhalt dieser mehrstündigen, dies ganze Gebiet erschöpfenden Rede, in welcher auch noch erneut darauf hingewiesen wurde, daß die Landwehr — wenn auch mehr in Reservestellung — in ihrer ganzen Totalität erhalten werden solle. Roon schloß mit dem Hinweis auf die Zwecke und politische Bedeutung der Reorganisation und warnte in patriotischen Worten noch einmal vor den Gefahren einer einseitigen Partei-Taktik.

Am folgenden Tage, in der Sitzung vom 21. März, wandte er sich sodann gegen einige Ausführungen der Gegner und sprach es aus, daß das Material der preussischen Armee, in welcher die Blüte der Nation thatsächlich diene, das kostbarste und in vielen Beziehungen auch tüchtiger und brauchbarer sei als das anderer Armeen. Auch in dieser Hinsicht unternähme es die Reorganisation, noch weitere Verbesserungen einzuführen; es sei auch für das Material in bezug auf Bewaffnung u. gleichzeitig alles geschehen, um die Qualität noch zu erhöhen — aber die Notwendigkeit, auch in quantitativer Hinsicht Fortschritte zu machen, sei doch dadurch noch nicht beseitigt; wolle man das nicht einsehen, so könnte eine Verständigung eben nicht erreicht werden, die Regierung müsse aber dann konstatieren, daß daran nur die schroffe Haltung des Abgeordnetenhauses schuld sei.

Schon zwei Tage später, am 23. März, war Roon veranlaßt, seine so ausführlichen Darlegungen vom 20. nochmals und mit der gleichen Unermüdlichkeit zu wiederholen. Er erläuterte noch näher den Begriff der Armee als einer wahren Volksschule, machte darauf aufmerksam, wie unbegründet und unberechtigt es sei, die Frage der gesetzlich bestehenden Dienstzeit bei der Fahne immer wieder zu verquickeln mit der Reorganisation, welche an dieser ja nichts ändern wolle; ging dann spezieller ein auf die mehr staatsrechtlichen Fragen: Die Schuld am Konflikt und die Ausdehnung desselben — die Stellung und die Pflichten des Ministeriums und die nach Meinung der Kammer berechtigten, nach seiner Ansicht aber ganz unmotivierten sogenannten konstitutionellen Postulate und wies zum Schluß sehr eindringlich darauf hin, daß die Kammer selbst durch ihre abweisende und unversöhnliche Haltung es verschulde, wenn die streitige Angelegenheit aus einer Rechtsfrage zu einer Existenzfrage geworden sei.

Während die Verhandlungen über die Budget-Vorlagen noch fort dauerten, brachte Roon (am 5. April) auch einen Gesetzentwurf betreffend einen außerordentlichen Kredit für die Marine-Verwaltung ein und begründete denselben — in seiner Eigenschaft als Marineminister — näher. Besonders Aufsehen erregte diese Rede, wie man sich erinnern wird, damals um deswillen, weil Roon es mit voller Bestimmtheit aussprach, daß Preußen entschlossen sei, im Besitze des Kieler Hafens zu bleiben, während bis dahin über die Wege, welche die preussische Regierung bei Lösung der holsteinischen Frage gehen würde, noch viele Zweifel geherrscht hatten. — Roon fügte der Vorlage noch eine ausführliche Denkschrift bei, welche den „Plan zur Erweiterung der preussischen Kriegsmarine“ enthielt und motivierte. (Zu Ergänzung dieser Schriftstücke wurde — wie hier im Anschlusse vorweg bemerkt sei — mit der Marinevorlage pro 1866 auch noch eine Denkschrift beigelegt, welche weiteres „über die Gründung eines Marine-Etablißements in der Kieler Bucht“ nebst eingehenden Motiven enthielt).

Wegen der Überlassung von Kiel mußte mit der Oesterreichischen Regierung bekanntlich noch lange verhandelt werden, da diese infolge von Roon's Erklärung Protest erhoben hatte; aber der König blieb in diesem Punkte ganz fest, wollte

auch kaum in die betreffende von Bismarck für Kiel gebotene Konzeßion willigen, wie sein nachstehendes Handbillet an Roon zeigt:

„B. 25. 4. 65.

Bismarck hat mir gestern die Oesterreichische Note wegen Kieler Ausgleichung, durch Verminderung unserer Truppen vorgetragen. Ich kann mich dazu nicht verstehen, da jede Conzeßion an Oesterreich mit neuem Undank und Prätenßionen erwidert wird. Wann haben Sie heute oder morgen Zeit zu mir zu kommen?  
B.

Erst im August beim Abschluß des Gasteiner Vertrages wurde diese Kieler Frage im preußischen Sinne definitiv entschieden, indem preußisches Kommando, preußische Besatzung des Hafens und preußische Befestigung von Friedrichsort zugestanden ward. — Ende April kam es dann zu weiteren ausführlichen Verhandlungen über die Militärvorlagen im Plenum des Abgeordnetenhauses. Roon hatte bei den Diskussionen über das Militär-Budget, welche vorstehend erwähnt wurden, seine Ansichten schon so eingehend erörtert, daß er kaum noch etwas hinzuzufügen hatte. Auch wurde es ihm, wie er sich äußerte, „nicht leicht, ohne Bitterkeit den Kampf fortzusetzen, dessen man müde ist, und dessen Hoffnungslosigkeit jedenfalls nicht ermutigt zu seiner Fortsetzung, besonders dann nicht, wenn man, wie ich, sehr häufig nicht mit sachlichen, sondern vielmehr mit politischen Parteimotiven bekämpft wird.“ In seiner wiederum fast drei Stunden währenden Rede bekämpfte er zunächst, durch polemische Angriffe dazu genötigt, die Ausführungen der Gegner und konnte dabei nicht umhin, denselben zuzurufen: „Es giebt Parteien, welche auf die Fortdauer des Konflikts spekulieren“ — ging aber alsdann mit unermüdblicher Antstreue von neuem in die materielle Erörterung sämtlicher Streitpunkte ein, indem er alle Einwürfe mit Gründlichkeit und Sachkenntnis so klar und überzeugend widerlegte — daß den Gegnern bei der Unmöglichkeit, seine Argumente sachlich zu bestreiten, gar nichts übrig blieb, als die Diskussion über die politische Rechtsfrage wieder aufzunehmen; und in dieser bestanden sie — „auf ihrem Schein“.

So konnte denn der Ausgang auch dem unverwüßlichen Optimisten bald nicht mehr zweifelhaft sein: der Friede war abermals nicht herzustellen, die Session mußte wiederum resultatlos schließen. Auch die von dem Abgeordneten von Bonin am 2. Mai vorgeschlagenen Abänderungs-Anträge, welche die Fixierung des Friedensstandes der Armee bezweckten, konnten das nicht verhindern. Roon äußerte sich in betreff derselben, da er sie erst eben kennen lernte, zunächst ausweichend. Am folgenden Tage scheint darüber eine Konseil-Sitzung stattgefunden zu haben, denn der König schrieb an Roon:

„Berlin 3. 5. 65, 10 Uhr Abends.

„Die ganze heutige Diskussion habe ich nur zugelassen, um zu hören, ob meine seit 3 Jahren feststehende Auffassung: daß jede Art von Contingentirung der Stärke der Armée die königliche Macht schmälert, durch neue Argumentationen erschüttert werden könnte. Daß dies nicht der Fall ist, habe ich offen und wieder-

holt ausgesprochen. Dennoch habe ich Sie aufgefordert eine Formulirung zu versuchen, die im Sinne des Ministeriums wäre. Nach genauer Prüfung Ihrer Anlage bleibt für mich stets die Auffassung bestehen, daß die quest. Schmälerung durch jede Concession der Art unwiderruflich eintritt: ist sie erst eingetreten, so ist sie nicht nur für alle Zeiten feststehend, sondern sie wird jährlich durch neue Beschneidungen des Militair Budgets, nur eine **erste** Concession gewesen sein, die unabänderlich zu immer neuen führt, kurzum wir sind dann auf dem plan incliné, wo dann keine Rettung mehr ist! Auch ist die ganze Forderung der Contingentirung nichts als ein Mißtrauen gegen meine Person, wie ich dies heute auch schon sagte, und dieser Ansicht kann ich nur durch Consequenz in meiner Stellung würdig entgegenzutreten. Heute wurde immer vom Eindruck auf das Volk für Neu-Wahlen gesprochen; leider hatte ich vergessen zu fragen, welchen Eindruck die Sache auf die **Armée** machen wird? Die Antwort ist sehr einfach: den allerniederschlagendsten Eindruck! Und diesen Eindruck soll ich der Armée aufzwingen, nachdem sie glorreich aus einem Kriege hervorgeht?

Aus allen diesen Gründen kann ich auf keine Art von Contingentirung eingehen.

Ich verlange, daß Sie mit dieser Abweisung der Contingentirung so spät als möglich hervortreten, damit man erst siehet, wie sich die Partheien zum ganzen Amendement stellen, wodurch Ihre Position bei der Erklärung leichter wird.

Wilhelm.

Schon am folgenden Morgen fügte der König seinen obigen Weisungen noch folgende hinzu:

B. 4. 5. 65.

„Der Schluß meines gestrigen Briefes, denke ich mir, demonstrirt so ungefähr, wie Bismarck es angab:

1. während der General-Discussion womöglich gar nicht Ihrerseits sich zu äußern.

2. wenn sich durch die Debatten schon bei der General-Discussion zeigt, daß man das Bonin'sche Amendement annehmen will incl. der Contingentirung, dann zu äußern: daß damit die alte Armée-Versaffung wieder eingeführt wird (Bonin § 1 u. 2), plus der Contingentirung, also etwas hergestellt wird was das Gouvernement als unhaltbar erklärt, plus der Verminderung der Kron-Rechte!!

3. oder diese letztere Ansicht sich ganz aufzusparen, bis die Special-Discussion gleiche Ansichten und Absichten, wie eben angeführt, ergibt;

4. würden Sie gedrängt, gleich sich über die Contingentirung auszusprechen, so würden Sie sagen müssen, daß darüber erst eine Ansicht zu fassen sei, wenn die von der Regierung gewollte Reorganisation feststände, doch muß diese Auffassung von Ihnen sehr verschleiert nur gegeben werden, damit man am Schlusse jede Contingentirung verwerfen kann und muß.

W.

7 Uhr Morgens.“

Obige Instructionen zu befolgen, wurde Roon in der folgenden Sitzung (vom 4. Mai) sehr leicht gemacht durch das Verhalten der Kammer. Denn das Bonin'sche Amendement fand so wenig Unterstützung, daß Roon, als er wegen seines Schweigens über dasselbe zur Rede gestellt ward, mit Recht erwidern konnte, „es liege doch in der That nicht in der Aufgabe der Regierung, Anträge speziell zu diskutieren, die so wenig praktischen Erfolg haben.“

Erwähnenswert ist ferner noch die Sitzung vom 5. Mai, in welcher Roon gezwungen wurde, sich gegen parlamentarische Angebühr resp. Kugellofigkeit zu verwahren. Der Abgeordnete Sneydt hatte sich soweit vergessen, der Regierung (als deren Vertreter Roon anwesend war) vorzuwerfen, ihre Maßregeln trügen „das Kainszeichen“ des Eidbruchs an der Stirn, und diesen Vorwurf sogar ganz persönlich gegen Roon zu richten. Dieser ward durch diese Rede, welche eben so ehrfurchtverletzende Äußerungen gegen die Krone wie beleidigende Angriffe gegen die Minister enthielt (und welche der Präsident dennoch ungestraft hingehen ließ) genötigt, sich selbst sein Recht zu verschaffen, indem er erwiderte, „daß jene Äußerung jedenfalls an der Stirn trüge den Stempel der Überhebung und der Unverschämtheit“ — worauf dann der genannte Abgeordnete sich veranlaßt sah zu revozieren. — —

Noch einmal — bei den Schluß-Abstimmungen über die Militär-Vorlagen — nahm Roon das Wort zu einer (mit dem Staatsministerium vereinbarten) Erklärung, in welcher er n. a. aussprach „daß die . . . Beschlüsse des Hauses, ausgeführt, erstens den Bestand und den Organismus der Armee auf das tiefste zerrütten würden; zweitens, daß damit, wie überhaupt, zumal aber im gegenwärtigen Augenblick, die wesentlichsten Interessen des Thrones und des Vaterlandes preisgegeben werden würden. „Denn die Desorganisation der neuerlich mit neuen Siegesehren geschmückten Armee ist gleichbedeutend mit der politischen Degradation Preußens und mit der Verzichtleistung auf seine politische Mission:“

drittens, daß die Königliche Staatsregierung sich in der Unmöglichkeit befindet, den beantragten Verstümmelungen des Militär-Budgets, die gleichbedeutend mit der Verstümmelung der Armee sind, zuzustimmen. — —

„Die Verantwortlichkeit für alle gemeinschädlichen Folgen, die aus einem die lebenskräftige Existenz der Armee wesentlich beeinträchtigenden unausführbaren Botum erwachsen, muß lediglich dem Abgeordnetenhanse zugewiesen werden“ . . .

Trotzdem und obwohl die schon damals recht gespannte Situation den deutschen Mittelstaaten und auch Oesterreich gegenüber den Abgeordneten wohl bekannt war, obwohl deren große Majorität selbst nichts sehnlicher wünschte als eine baldige Regelung der deutschen Frage im Sinne des National-Bereins, die ohne schweren Kampf mit Oesterreich doch gar nicht denkbar war: trotz alledem lehnte das Haus, immer noch in der Hoffnung, dadurch das verhasste Ministerium stürzen zu können, die Kosten der Reorganisation wiederum ab; es bestand „auf seinem Schein“ und schien das „fiat justitia — perat mundus“ zum Motto seiner politischen Weisheit erwählt zu haben. — In den-

selben Tagen hatte Roon in dem Ehrenhandel Bismarck-Birchow das Interesse des Ersteren zu vertreten und ihm die verlangte Genugthuung zu verschaffen.

Am 17. Juni wurde die Session geschlossen. In der bei diesem Anlasse gehaltenen Rede des Ministerpräsidenten von Bismarck wurden die (unerheblichen) Resultate der Landtags-Arbeiten aufgezählt. Größer war das Sündenregister, indem die Regierung u. a. konstatierte:

„Durch die Verwerfung des Militärgesetzes hat die unter der Mitwirkung früherer Landtage in das Leben gerufene und durch die kriegerischen Ereignisse des vorigen Jahres bewährte neue Heereseinrichtung, unter Gefährdung der äußeren Sicherheit des Landes, aufs neue in Frage gestellt werden sollen. Das Haus der Abgeordneten versagt die Mittel zur Herstellung einer den gegenwärtigen Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechenden Kriegsflotte; es versagt den von ihm verlangten Beistand zur Gewinnung der Früchte der mit so vielem theurem Blute errungenen Siege des verfloffenen Jahres. Ja, es hat sich von den glänzenden Thaten und Erfolgen der Armee losgesagt, indem es, wie früher die geforderte Anleihe, so jetzt die nachträgliche Genehmigung der vorausgabten Kriegskosten verweigert hat!“

„Das Staatshaushaltsgesetz, dessen Zustandekommen nach Art. 62 und 99 der Verfassungsurkunde von dem Zusammenwirken aller bei der Gesetzgebung theilhaftigen Faktoren erwartet wird, ist auch in diesem Jahre an der Weigerung des Abgeordnetenhauses, die zur Aufrechterhaltung des Heerwesens unerläßlichen Mittel zu bewilligen, gescheitert . . . .“

„Die Regierung Sr. Majestät ist bestrebt, das . . . ihr ertheilte Mandat ihres königlichen Herrn nach Kräften auszuführen. Sie wird, unbeirrt durch feindseligen und maßlosen Widerstand in Rede und Schrift, stark im Bewußtsein ihres guten Rechts und guten Willens, den geordneten Gang der öffentlichen Angelegenheiten aufrecht erhalten und die Interessen des Landes nach außen wie nach innen kräftigst vertreten. Sie lebt der Zuversicht, daß der Weg, den sie bisher inne gehalten, ein gerechter und heilsamer gewesen ist, und daß der Tag nicht mehr fern sein kann, an welchem die Nation, wie bereits durch tausende aus freier Bewegung kund gewordener Stimmen gesehen, so auch durch den Mund ihrer geordneten Vertreter ihrem königlichen Herrn Dank und Anerkennung aussprechen werde.“ — —

In der That hatte schon während der oben skizzierten heißen parlamentarischen Kämpfe eine starke Opposition gegen das Abgeordnetenhaus auch in den Massen begonnen. Zahllos waren auch die Zurufe und Zustimmung-Adressen, welche Roon persönlich aus dem ganzen Lande — von Privaten und Korporationen — empfangen hatte und noch empfing. Wohl wurde er dadurch zuweilen erfreut und getröstet — aber im ganzen legte er doch wenig Wert auf derartige Kundgebungen: „heute Hosianuah schrei'n — morgen kreuzigen“ — pflegte er oft zu sagen. Oft enthalten seine Briefe sehr drastische Ausdrücke dieser Anschauung. So schrieb er am 26. Juni z. B. seiner Frau nach Erdmannsdorf (die Familie war dort mit königlicher Erlaubnis im Schlosse zum Sommeraufenthalte, und

Roon wollte im Juli dorthin folgen): . . . „überhaupt ist mir der ganze Erdmannsdorfer Aufenthalt durch Deine letzten Nachrichten ein wenig verleidet worden. Wenn ich dort keine Ruhe finden soll und wenn alle alten Ehenpäler aus Warmbrunn angekeucht kommen, um mich zu belästigen, so bäumt sich mein Ruhebedürfnis in mir, und ich entfliehe in irgend eine Gebirgsbande oder zum Oberförster in den Wald; ich will mich nicht besehen lassen wie Murphy oder Tom Bouce! — — Bismarck ist gestern nach Karlsbad, vorgestern seine Frau mit Martechen nach Homburg, die Jungen nach Reinfeld abgereist. Gestern war ein Diner bei'm Türken (fete du Sultan), bei welchem ich eine französische Rede halten mußte. Sie war unübertrefflich — kurz, machte aber einen unbefchreiblich scheußlichen Eindruck, weil der Champagner fast ungenießbar war und doch getrunken werden mußte.“

Einige Tage später konnte Roon sich los machen um den Seinen zu folgen, wo er denn auch in einigen relativ ruhigen Wochen seine Erholung fand. Ganz ohne Geschäfte und Korrespondenzen blieb er freilich auch dort nicht. Sehr erfreut wurde er aber unter anderem durch nachstehenden, liebenswürdigen Brief seines gnädigen Königs:

Carlsbad, 9. 7. 65.

„Ich danke Ihnen für Ihr Schreiben und freue mich Sie in dem schönen Erdmannsdorf zu wissen, das Ihnen hoffentlich Kraft und Stärkung zu neuen Obliegenheiten geben wird. Ich habe Ihrem Ministerium eine schleunige Berichterstattung aufgegeben über eine Beschleunigung der anzufertigenden 4 und 6pfündigen Geschütze nebst Munition und Festungs-Votirungen u. namentlich des südlichen Kriegsfaters, à tout événement! Kunowsky<sup>1)</sup> hat dieselbe Aufforderung erhalten. Die Ihnen bereiteten Devotionen freuen mich ungemein und ich sage mit Ihnen, daß es doch noch Menschen giebt, die „mit diesem Ministerium“ — zufrieden sind.

Ich bin gespannt wie in Wien die Crisis überstanden werden wird; die Concessionen sind immer gefährlich, und die Klemme ist freilich schlimm, zwischen Geldmangel und Concessionen. Wohl uns mit unserer Finanz-Lage! Mit den besten Empfehlungen für Ihre Familie

Ihr treu ergebener

Wilhelm.

Mir geht es hier sehr gut; die Hitze ist 25° seit mehreren Tagen, nachdem ich 3 Tage geheizt hatte!“ —

Zehn Tage nach Empfang obigen Schreibens, am 21. Juli,<sup>2)</sup> schreibt Roon seiner Frau aus Regensburg — wohin er wegen entscheidender Entschlüsse in bezug auf Schleswig-Holstein und eine betreffende nach Wien zu richtende Note gerufen worden war<sup>2)</sup> — . . . „Die Geschäfte sind hier leicht und schnell erledigt worden, was doch gelegentlich auch bei guten Sachen geschieht. Der König reiset morgen früh um 8 Uhr weiter, und ich werde Regensburg schon um 10 Uhr verlassen, um die Nacht vom 22ten zum 23ten in Prag zuzubringen, dort auch

<sup>1)</sup> Damals Artillerie-Inspektor.

<sup>2)</sup> vergleiche Subel, IV. 151 u. f. w.

vielleicht den Sonntag zu verweilen und dann über Reichenberg und Schreiberhau zu Eud zurückzukehren. . . .

„Bei die Hitze“ hat das Schreiben sein Lästiges. Außerdem muß ich in  $\frac{1}{2}$  Stunde zum Könige zum Thee oder „Bier,“ wie man hier in Bayern sagt. Der König ist sehr heiter, aber auch angegriffen von der Hitze, wie alle Welt“ . . .

Nach Erdmannsdorf zurückgekehrt, fand er hier sogar Muße zu Freundschafts-Briefen. So an Moritz Blandenburg (am 1. August). Nachdem er Familien-Angelegenheiten besprochen und sein „Schlaraffenleben“ geschildert, fährt er fort: „Die Regensburger Reise und das Kölner FahnenSchwenken liegen nun hinter uns. Erstere hätte ich mir wohl erlassen können, denn in Regensburg herrschte die größte Übereinstimmung, während ich angenommen hatte, Otto (Bismarck) würde dort meiner Unterstützung bedürfen. Es ist Geld da, genug um uns freie Hand in der auswärtigen Politik zu geben, nöthigenfalls um die ganze Armee mobil zu machen und einen Feldzug hindurch zu bezahlen. Das giebt unsrem Auftreten gegen Oesterreich den nöthigen applomb, so daß wir hoffen dürfen, man werde auch ohne Krieg, den wir alle nicht wünschen, den berechtigten Forderungen nachgeben. Irre ich nicht, so ist man in Wien schon jetzt auf dem Rückzuge.<sup>1)</sup> Woher das Geld? Ohne Gefek-Verletzung, vornehmlich durch ein Arrangement mit der Köln-Mindener Eisenbahn, welches ich und selbst Bodelschwingh (der Finanzminister) für sehr vortheilhaft erachten. —

Die Kölner Affaire hätte ich gern vernieden gesehen, als sie im Anzuge war. Ich würde das Fest nicht beanstandet haben. Nachdem dies die dortige Regierung einmal gethan, so wäre es eine Niederlage gewesen, sie zu desavouiren. Die faktische Verhinderung des Bankets u. s. w. ist aber — da die befürachteten und andrerseits gehofften revolutionären Folgen ausgeblieben sind — m. E. für das Ansehen des Gouvernements, im Auslande namentlich, von entscheidender Bedeutung; cfr. die Englischen, Französischen und Oesterreichischen Zeitungen! Jedermann hat im In- wie im Auslande erkannt aus der Verhinderung einer vielleicht nicht ungeschicklichen, jedenfalls aber durchaus unpassenden Demonstration, daß es der Regierung weder an Entschlußfähigkeit noch an Macht fehlt; daß es ihr möglich ist zu thun — wenn auch nicht zu lassen — was sie für angemessen erachtet, ohne daß ernsthafte Folgen sich daran knüpfen, wie die Doktrin der revolutionären Parthei und ihrer Affiliirten voraussetzen läßt. Dies hat namentlich in Wien imponirt, u. wird auf die dortigen Entschlüsse nicht ohne Einfluß bleiben; hat es doch selbst dem Nassauer Sultan Anth gemacht, und in Hannover, Kur-Hessen, Oldenburg u. s. w. Beifall gefunden. Aber Eulenburg<sup>2)</sup> sagt: „ich freue mich auf den Kabak, den mir die Geschichte im nächsten Januar machen wird.“ —

Wie lange ich hier die guten Tage noch ertrage, weiß ich nicht, aber ich glaube es geht noch eine ganze Weile, ohne daß ich mich nach Wechsel sehne, meine daher auch nicht von Deiner gütigen Erlaubniß Gebrauch zu machen. Die Belagerungsübung bei Reiffe u. die Königs-Revue bei Werseburg würden mich

<sup>1)</sup> In der That erfolgte im August die in Gastein abgeschlossene Übereinkunft. d. h.

<sup>2)</sup> der Minister des Innern.



ohnehin da oder dorthin locken, wenn ich mich ennuyirte. Zu Dir komme ich vielleicht im Herbst oder Winter, um zu jagen. . . .“

Erst im September nach Berlin zurückgekehrt, folgen von dort wieder Berichte an die Gemahlin. Am 12ten schreibt er u. a. . . . „Hier im Wesentlichen alles in Ordnung. Bismarck nicht zu Hause, daher im Hotel Royal meinen Hunger gestillt. Heute um 12 Uhr nach Babelsberg -- um 3 Uhr mit Sr. Majestät zurückgefahren. Um 6 Uhr bei Bismarck gegessen mit Graf Arnim, Eulenburg, Kendall, Abeken u. Arnim-Kröchlendorf. Um 8 Uhr Konferenz mit General von Treskow. . Morgen Vortrag bei Sr. Majestät, dann Diner u. s. w. Übermorgen früh Abreise nach Kiel, wo ich Freitag verweile, um am Sonnabend heimzukehren u. am Sonntag mit Sr. Majestät nach Merseburg zu gehen. Kurz! die Treitmühle hat mich wieder und ich sehe daraus keine Rettung, noch weniger eine Wiederkehr zu den stillen lieben Laren von Erdmannsdorf.

Natürlich brennt hier vieles und zum Löschen eignet sich nicht jeder . . . .

Daß ich jetzt und nicht nach dem Manöver nach Kiel gehe, hat übrigens seine besondern triftigen Gründe, von denen später. Ich würde danach, d. h. Ende September und Anfang Oktober noch freie Hand zu irgend einer Exkursion erhalten . . .“ Die nächsten Briefe sind aus Kiel, vom 17. und 19. September. Es heißt darin u. a.:

„Übermorgen fahre ich auf der Vineta nach Sonderburg, kehre selbigen Tages hierher zurück. . Heute habe ich bei Gablenz auf dem herzoglichen Schlosse sehr österreichisch gegessen; das beste an dem Diner war die Tafelmusik. Morgen kommt Manteuffel hier an; ich aber speise mit der Marine auf der Arcona, und freue mich darauf um so mehr, als ich dadurch in den Stand gesetzt wurde, eine zweite Einladung des Herrn Statthalters abzulehnen. Heute Morgen war ich in Friedrichsort. Morgen früh besuche ich die Flotte und die östlichen Umgebungen des Hafens. Auch wir haben herrliches Wetter — bis jetzt . . .

(am 19.) . . Die Loreley und der Komet haben Husum bereits verlassen; es ist daher nicht möglich, von hier aus nach der Jade zu gehen; ich kehre daher morgen nach Berlin zurück, um am 21. nach Merseburg weiter zu fahren und dort bei dem schönen Wetter noch 2 Tage den Manövern beizuwohnen, was Verschiedene gern zu sehen scheinen. Natürlich kehre ich dann am 23. mit Sr. Maj. heim nach Berlin; ich weiß aber noch nicht, ob es die Geschäfte erlauben werden, Euch aus Schlesien abzuholen. . . . Uebrigens ist es fast gewiß, daß vor des Königs Abreise nach Baden und vor Bismarck's mehrwöchentlicher Abwesenheit in Biaritz noch vielfach conferirt und deliberirt werden wird, so daß es mir schwer fallen würde mein Fortgehen vor meinem eigenen Gewissen zu rechtfertigen.

Sind Sr. Majestät und Bismarck abwesend, so würde ich freilich noch nach der Jade gehen können . . .

Gestern habe ich unsere Schiffe besucht und einigen Preussischen, ja auch Oesterreichischen Kanonendonner in der Kieler Bucht veranlaßt und dann auf der

Arcona ein vergnügtes Mittagsmahl eingenommen. Als ich Abends um 7 $\frac{1}{2}$  Uhr hierher zurückkehrte, fand ich einen Auflauf vor meinem Hôtel, veranlaßt durch die mir von Gablenz zugesandte Oesterreichische Militär-Musik, die meiner harrete, um mir ein Ständchen zu bringen. Zwischen die Flotten-Parade und das Diner fiel Manteuffel's Besuch, der meinethwegen von Schleswig gekommen war, aber gleich nach seinem Diner bei Gablenz wieder abreiste.

Heute früh um 6 Uhr fuhr ich wieder an Bord der Vineta, um nach Sonderburg zu gehen und durch den Alsenfund. War das bei dem schönen freundlichen Wetter eine erquickliche und interessante Fahrt! Zu der That müßte der Marine-Minister sich öfter einschiffen, um sein Interesse für die Flotte anschaulich zu machen und Vertrauen zu gewinnen bei seinen Untergebenen. Wie können sie es haben, wenn sie nicht glauben können, daß der Minister die Verhältnisse des Seemannes einigermaßen kennt?! Wenn ihm die Gelegenheit fehlt, nach ihren Bedürfnissen zu fragen, ihnen zu zeigen, daß er ein Herz für sie hat. Daher wäre es freilich besser, wenn ein wirklicher Seemann Marine-Minister wäre; ich wünschte, Contre-Admiral Zachmann wäre es — nun, wer weiß! — —

In der oben erwähnten Unterredung mit General von Manteuffel handelte es sich u. a. um die damals zwischen diesem und Bismarck entstandenen Differenzen, die auch Sybel's Darstellung (IV. S. 229 x.) erwähnt hat und in denen Roon vermittelte; außerdem aber auch um die umfangreichen Vorschläge, welche Manteuffel zur Befestigung von Düppel-Sonderburg, Kieler Hafen sowie zu andern für die Marine erforderlichen Bauten gemacht und in einem sehr eingehenden Privatschreiben (Schloß Gottorf, 16. September) noch näher erläutert hatte. In demselben Schreiben drang M. auch darauf, daß mindestens zwei starke Corvetten und zwei Panzerschiffe (als Batterie) im Kieler Hafen, möglichst in Dienst gestellt, verbleiben möchten zur Verfügung des Gouvernements: „dann haben wir Kiel und Europa sieht, daß wir es haben.“ —

Jene Besprechungen mit Manteuffel wurden indessen noch in sehr eingehender Korrespondenz fortgesetzt, bald nachdem Roon nach Berlin zurückgeehrt war. Am 6. Oktober schrieb Manteuffel ihm von Schloß Gottorf aus:

„E. E. trage ich eine sehr große Bitte vor. Aber da ich einmal schreibe, so kam ich es auch nicht ohne das alte Vertrauen thun, und indem ich diesem entspreche, erhalten Sie zugleich die Gewähr, daß meine Bitte selbst um so selbstloser ist. Kurz also, ich habe den König gebeten, mich von meiner Stellung in bezug auf die Civil-Verwaltung zu entbinden und mir bloß das Kommando über die Truppen in Schleswig zu belassen. Es ist mir schwer geworden, denn ich liebe bereits meinen Beruf und ich gewinne Terrain! Aber ich bin Offizier. Im Jahre 1858, glaube ich, trug ich dem Könige vor, daß General Willisen die Division verlieren müsse, weil er ein Amt unter einem Civilminister verwalte. Der König respectirte das militärische Prinzip. Jetzt wo es meine persönliche Existenz betrifft, soll ich es verweigern. Graf Eulenburg hat mir gesagt, ich solle die Stellung eines Ober-Präsidenten bekommen. Ich habe Briefe und Vorwürfe von dem Könige bekommen, bereits am 18. September, zwei Tage nach Antritt

meines Amtes: „den Lord erkenn' ich, meinen Feind —“ nicht meinen gütigen König in diesen ungütigen Worten. Wie aber der Lord mein Gegner geworden — ich begreif' es nicht. Zu meinem Leben bin ich nicht so unschuldig in solche Verhältnisse gekommen. Noch nie habe ich in solchem Einverständnisse mich mit einem Minister geglaubt als in dieser Schleswig-Holstein'schen Sache mit Minister Bismarck. Ich will meine Instructionen jedem Kriegerrecht vorlegen, ob ich gegen Wortlaut oder gegen Geist gehandelt habe — und: ordre — contre-ordre, désordre! Das durfte ich nicht — — — wenn man es mir gesagt hätte zu der Zeit als ich die großen Gesandtschaftsposten aususchlug, weil ich nicht unter Civilisten stehen wollte (und das war noch dazu mein Vetter, der 5 Jahre älter war als ich) — wenn man mir da gesagt hätte, ich würde eine Anweisung von Herrn von Bismarck ruhig hinnehmen, dem Minister des Innern dem Grafen Eulenburg, amtlich Auskunft zu geben, weil er die Intentionen des Königs kenne, eine Kenntniß, die der Minister mir wenige Tage zuvor zugesprochen hatte — ich hätte gelacht. — Ich hab's gethan, weil Graf Eulenburg im Auftrage des Königs kam und mir einen Brief Seiner Majestät brachte. Ich habe also Graf Eulenburg nur gebeten, mit den Organisations-Bestimmungen zu warten, bis ich die Provinz bereift. . . Er hatte mir zugesagt, dahin zu wirken, Minister Graf Bismarck hat mir aber sagen lassen, durch Präsident Jedlich, in den nächsten Tagen würde ich die Ordre bekommen, wonach ich die Stellung eines Oberpräsidenten, er die eines Regierungspräsidenten erhalte. Darauf habe ich den König gebeten, mich vorher zu entbinden von der Civilverwaltung, weil ich als General nur commissarisch und unter seinem unmittelbaren Befehl solche Civilverwaltungsstelle einnehmen könne. Glauben Ew. Excellenz, es ist am besten, daß der König mich gehen läßt. Minister Graf Bismarck kann nur Maschinen oder politische Gegner erzeugen; ich will weder das eine noch das andere werden, ich gehe, aber indem ich gehe, ist mir der Dienst des Königs — ich habe den Herrn vielleicht nie lieber gehabt als bei'm Aussprechen dieser Bitte — und des Staates gerade eben so theuer, als wenn ich selbst in ihm wirkte. — Deshalb bitte ich Ew. Excellenz herzinnig meine Bitte zu gewähren. Es handelt sich um die Schiffbarmachung der Schleimündung bis nach Kappeln.“ (Hier folgen ausführliche Erörterungen über die Details dieses Ausbaggerungsplanes, von dem Handel und Gewerbe der Stadt Schleswig und aller Ufer-Ortschaften abhingen; die Kosten seien auch leicht zu beschaffen zc.) M. fährt dann fort: „Unmögliches verlange ich nicht, nur Mögliches, und wenn niemand mehr mir gesunden Verstand und Urtheil zutraut, so zeigen Excellenz mir, daß Sie mich nicht so schnell als die andern aufgeben, und erfüllen Sie meine Bitte! Ich kenne wenig Menschen, die so schnell und energisch handeln, wenn sie einmal einen Gedanken ergriffen haben, als Ew. Exc. Ergreifen Sie den meinen, es ist dem Vaterlande ein Dienst geleistet. Wie bei einer Cavallerie-Attacke ist hier der Moment Alles. An den König habe ich geschrieben, daß ich Ew. Exc. meine Bitte vortragen würde.

Gestern war ich in Friedrichsort. Ich bin der Ansicht, das Etablissement muß der Marine zurückgegeben werden. Es gehört zu ihr und ihre Seeartillerie

kann nicht einmal exerzieren am Geschütz ohne die Friedrichsorter Kanonen. Daß die erste Besetzung durch Infanterie aus politischen Gründen geboten war, sehe ich ein; jezt wo die Österreicher bereits ihre Kieler Garnison vermindert, wo unser Kieler Landterrain erobert ist, und die Festungsbauten in den nächsten Tagen beginnen, ist Infanterie in Friedrichsort nicht mehr nöthig aus politischen Gründen. Ich habe auf eine Aufforderung des Königs in diesem Sinne an Se. Majestät geschrieben und bin der Ansicht, daß das 43. Regiment zurückgezogen wird, und daß Kiel dann Friedrichsort mit besetzt durch Marine-Detachements. Ich hoffe, Excellenz sind hiernit einverstanden."

(Folgen noch einige Angaben über die Befestigungsbauten u.).

"Ev. E. sehen, daß ich Ihren Wünschen gemäß Kiel im Auge und Athem behalte. In dem dummen Abdruck meiner frei gehaltenen und ohne Stenographen hinterher zusammengestellten Rede fehlt der Satz (hinter der Festungsarbeit): „Unsere junge Krieges- und Siegesmüthige Flotte hat Anker in Kiel geworfen!“ — Das ärgert mich, wie überhaupt die ganze Rede, die ich nie gehalten hätte, wenn ich nach allen Desaveux und nach Graf Eulenburs Sendung und Herrn v. Kendl's<sup>1)</sup> Correspondenzen nicht gezwungen worden wäre, mit meinem Ich als Nominativ hervorzutreten, um meinen persönlichen Einfluß zu bewahren. Seit dem 10. September bin ich mit nichts als mit Rechtfertigungen beschäftigt und mit Auseinandersetzungen, daß das was gestern geschehen, weil es vorgestern befohlen, nicht sofort geändert oder rückgängig gemacht werden könnte, weil heute das Gegentheil befohlen worden sei.

In Behandlung von Personalien hätte man mir in Bezug auf die Manipulation doch wenigstens etwas Vertrauen schenken können.

Ich bin in meinem Inneren wahrhaftig nicht bitter und gereizt — wahrhaftig nicht, mich betrüben nur die Mißverständnisse, denn weiter ist es nichts — weil sie uns nachtheilig sind. Gute Nacht, Ev. Excellenz. In sehr herzlicher unwandelbarer Verehrung

E. Manteuffel.

Es ist bekannt, daß die „Mißverständnisse“ zunächst beigelegt wurden, was der allgemeine Vertrauensmann Roon wieder bewirkte; aber ebenso — daß während der ferneren Amtsführung des energischen und eifrigen Manteuffel (und eben wegen dieser seiner Eigenschaften) die Reibungen mit den Ministerien nie ganz aufgehört haben, welche auch noch vermehrt wurden durch zu weitgehende finanzielle Anforderungen Manteuffels. Der Ausbruch des Krieges hat dann von selbst, drei Vierteljahre später, dieser Stellung Manteuffels in Schleswig ein Ende gemacht; im Oktober 1865 war dies trotz seiner Vorstellungen noch nicht genehmigt worden. —

Im Monat Oktober gönnte Roon sich noch eine Erholung durch eine Reise „nach dem heidnischen Preußen“ (wie er der von Berlin noch abwesenden Gattin schrieb) — zur Inspizierung der dortigen Remonte-Depots u. Bei dieser Gelegen-

<sup>1)</sup> Damals im Centralbureau Bismarcks.

heit wollte er auch den Grafen Keyserlingk in Rautenburg besuchen und nach Zbenhorst zur Glenn-Zagd gehen. Von Tilsit aus berichtete er (am 13. Oktober) darüber:

„Nachdem ich gestern einem armen Elch viel Schmerzen verursacht und heute einen andern glücklich erlegt habe, bin ich hierher zurückgekehrt, ohne in Rautenburg vorgespochen zu haben. Zwar war der Graf zu Hause und ließ mir sagen, daß er mich erwarte, allein wer in das Land kommt, wird sich bald überzeugen, daß die scheinbar kürzesten Entfernungen Tagereisen erfordern, und meine Tage sind gezählt . . . .

Ragnit, 15/10 . . . . Meine Reise hat mir eine Reihe neuer interessanter Bilder, Wahrnehmungen und Aufschlüsse gegeben. Was die Bilder belangt, so ist das Niederungsland zwischen Ruß und Gilge, in welchem Zbenhorst liegt, wirklich sehenswert, ja teilweise malerisch; entschieden pittoresque sind die Ufer des Niemen (Memel) hier und von hier aufwärts, besonders bei Ober-Eißeln. Und fruchtbar ist der Boden überall (mit Ausnahme des Haßtrichs), so daß er reichlichst trägt, wenn ihm die Sonne nicht zu farg zugemessen wird. Die Bevölkerung, so verrufen einerseits wegen der mit dem Schmuggel nach Rußland verbundenen Demoralisation und ihrer damit wie mit dem Klima zusammenhängenden Faselgier, andererseits wegen des Erfolges, den die Volksverführer hier seit lange gewonnen, ist dennoch so übel nicht wie es scheint. Sie ist disponirt sich der Autorität zu fügen, die „Gewalt über sie hat“ und den Willen, ihre Macht zu gebrauchen. Daran eben hat es bisher gefehlt. In dieses sog. „Halb-Sibirien“ hat man nicht immer die besten Organe geschickt. Wo ein tüchtiger Beamter sich fand, glaubte man die Anerkennung dadurch bethätigen zu müssen, daß man sie in mildere, weniger abgelegene Gegenden versetzte. Das gilt auch von den Richtern und den Geistlichen. Daraus ist die moralische Agonie zu erklären, in der sich diese derben, harten und hartnäckigen Litthauer befinden, die darin den Polacken gleichen, daß sie ihrer naturwüchßigen Rohheit einige Kultursfittern aufgeklebt. So fand ich gestern auf dem Felde bei Ober-Eißeln eine Arbeiterin im Krinolin mit Flachsflehen beschäftigt. Die eigenthümliche und fleid-same Landes-tracht aber verschwindet mehr und mehr, indem man sich einer schäßigen und schmutzigen Modernität befließigt. Das Erscheinen des hartköpfigen Kriegsministers in diesem Lande ruft nicht nur die Neugier, sondern auch einigermaßen den der Regierung schuldigen Respekt wach. Hier und in Tilsit war dies sogar nicht ohne Unbequemlichkeiten für mich. — Es ist keine Kunst, diese rohe Masse konfuse zu machen; wenn man ihr aber die starke Hand zeigt, so ist sie und wird sie ebenso folgsam und gehorsam als man nur wünschen kann. Der falsche Liberalismus hat überhaupt nur so lange Macht über die Menge, als man ihm gestattet, das Maul unverschämt aufzureißen und dadurch den Wahn zu nähren, daß ihm Recht und Macht zur Seite ständen. — Doch — wohin gelange ich? Interessanter als diese politischen Exclamationen wäre es mir, zu wissen, wie es Dir und den Kindern ergeht? Aber ich erfahre es nicht — Deine

Briefe haben mich nicht gefunden, und ich kann daher Euch alle nur Gottes gnädigem Schutze empfehlen; ich hoffe am 19. wieder bei Euch zu sein.“ —

Der nun folgende Winter brachte noch verschiedene dienstliche Arbeiten, die zur Verbesserung der Heeresverfassung notwendig waren, an der Roon ununterbrochen weiter arbeitete; u. a. wurden besondere Festungs-Artillerie-Regimenter errichtet und das Artillerie-Material sowohl für die Feldtruppen wie für die Festungen und die Marine fortgesetzt vermehrt und verbessert.

So kam das Jahr 1866 heran, welches Roon's Leistungen in das herrlichste Licht stellen und dem viel Verkauften jegliche Beugthnung bringen sollte. In Ruhe konnte er die Vorbereitungen zur Mobilmachung und zum Kriege treffen — denn daß letzterer nicht zu vermeiden sein würde, war schon im Dezember mehr als wahrscheinlich und seit der österreichischen Depesche vom 7. Februar 1866 (cf. Sybel IV. 270 ff.), in welcher die preussischen Beschwerden gänzlich ablehnend beantwortet wurden, so gut wie gewiß geworden. Auf diplomatischem Gebiete hatte Bismarck die Rüstungen bekanntlich schon im Spät-Herbst 1865 mit voller Entschiedenheit begonnen, als er die Anerkennung des Königreichs Italien auch durch die deutschen Mittelstaaten (mit Ausnahme Hannovers) durchsetzte und durch Abschluß des Handelsvertrages mit Italien eine noch größere Annäherung an dessen Regierung veranlaßte (der förmliche Bündnis-Vertrag für den Kriegsfall wurde, nach der Sendung des Generals Govone, bekanntlich erst im März verhandelt und Anfang April 1866 unterzeichnet). Auch mit dem Kaiser Napoleon waren Unterhandlungen gepflogen worden, deren Ausgang Frankreichs Neutralität wenigstens ziemlich wahrscheinlich machten.

Zu den militärischen Rüstungs-Vorarbeiten fand Roon um so mehr Zeit, als er durch Parlamentsdebatten verhältnismäßig wenig gestört wurde: der Landtag der Monarchie wurde zwar (durch den Ministerpräsidenten Grafen Bismarck) am 15. Januar 1866 wieder eröffnet; aber zu eingehenden Verhandlungen über das Statsgesetz und die Militär-Fragen kam es diesmal nicht; nachdem das Haus der Abgeordneten mehrere Beschlüsse gefaßt hatte, welche als verfassungswidrige Übergriffe und Kompetenz-Überschreitungen von der Regierung zurückgewiesen werden mußten, sah sich der König dadurch veranlaßt, die Session schon am 23. Februar schließen zu lassen, „weil,“ wie es in der Schlußrede hieß, „auf dem von dem Abgeordnetenhause eingeschlagenen Wege das Land noch ernstere Zerwürfnisse entgegengeführt und die Ausgleichung der bestehenden auch für die Zukunft erschwert werden würde.“

R. v. D.

(Fortsetzung folgt).



## Der Goldschmied von Mainz.

Historische Erzählung

VON  
HERMANN HEINRICH.

Es war im Jahre 913, zu jener Zeit, da Bischof Hatto von Mainz den Herzog Heinrich von Sachsen zum Besuch erwartete, als der Goldschmied Brun eines Tages in seinem Zimmer saß und zufriedenen Blickes einen Berg von Gold- und Silbermünzen in Reihen ordnete. Der Bischof hatte einen großen Teil der Geschenke, mit welchen er nach der Sitte der Zeit seinen Gast zu ehren gedachte, bei dem wegen seiner Kunst wohlberufenen Goldschmied Brun bestellt. Dieser hatte seine Arbeit abgeliefert und rechnete nun nach, welcher Gewinn ihm nach Abzug der Unkosten verbleiben werde. In dieser angenehmen Beschäftigung wurde er durch den Eintritt seines Gehülfsen Berchthold unterbrochen.

Berchthold war ein schwächlicher Jüngling von achtundzwanzig Jahren. Sein Gesicht war bleich, und ein Zug tiefer Schwermut kam auf demselben zum Ausdruck.

„Was willst du?“ fragte der Meister unwillig.

„Ich bitte um Lohn und Abschied,“ entgegnete Berchthold traurig, aber bestimmt.

Der Meister sah ihn überrascht an. „Abschied? Weshalb?“

Berchthold senkte den Blick. „Meister, Ihr wißt es ja.“

Der Meister sah sinnend vor sich hin. Allerdings wußte er es. Berchthold war der Meistertochter, der lieblichen Oda, in tiefer Liebe ergeben; aber als er in Ehren um deren Hand angehalten hatte, war ihm ein scharfer, abschlägiger Bescheid geworden. Nun litt es ihn nicht im Hause des Meisters. Draußen in der weiten Welt wollte er seinen Gram vergessen.

Der Meister scharrte die Gold- und Silbermünzen bedächtig zusammen und warf sie in den Kasten. Das Begehren des Gefellen war gar nicht nach seinem Sinne. Zwar konnte er mit der Beendigung der Liebesgeschichte wohl zufrieden sein, aber Berchthold verlor er ungern, denn dieser war ein Arbeiter von hervorragender Geschicklichkeit. Im Grunde war Brun selbst kein besonderer Künstler, aber er hatte es stets verstanden, tüchtige Gehülfsen an sich heranzuziehen und für sich auszunützen. So hatte er einen Teil seines Rufes Berchthold zu danken, der seit Jahren in seiner Werkstatt gearbeitet und auch die schönsten der vom Bischof bestellten Kleinodien angefertigt hatte.

Brun schloß den Kasten zu, stützte den Kopf in die linke Hand und sah Berchthold mit einem väterlich wohlwollenden Blicke an. „Berchthold, das ist ein thörichtes Streich. Ich habe dich für einen vernünftigen Gefellen gehalten, und nun willst du mich lehren, daß ich mich geirrt habe.“

„Denkt von mir, was Ihr wollt, aber laßt mich ziehen!“ entgegnete Berchthold ruhig.

„Ich bin stets offen gegen dich gewesen,“ fuhr der Meister fort, „du weißt, daß ich dich als einen geschickten Gefellen liebe und achte und dir darin gern Gerechtigkeit widerfahren lasse. Aber unbillig ist, was du von mir verlangst. Ich will nicht davon sprechen, daß ich ein reicher Mann bin, aber bedenke, daß ich im Räte dieser Stadt Sitz und Stimme habe, daß sich die vornehmsten Männer um meine Freundschaft bewerben, und du wirst einsehen, daß ich um meiner Stellung willen mir den Ehdam in andern Kreisen suchen muß. Kaiser Rourad mag seine Dienstmänner hoch schätzen und ihnen alles Gute und Liebe erweisen, aber wenn einer seine Tochter zum Weibe begehrt, er könnte sie ihm nicht geben, auch wenn er wollte. Sieh, so geht es mir.“

„Haltet mich nicht auf, Meister! Ich kam und mag nicht bleiben.“

Der Meister schüttelte unwillig den Kopf. „Thorheit der Jugend, sage ich dir, nichts weiter. Du wirst es einmal bereuen. Du solltest dir die Liebe aus dem Sinne schlagen und der Freude nachgehen, zumal jetzt, wo alles zum Empfange des Herzogs Heinrich rüstet. Siehst du, Berchthold, gerade dazu wollte ich dir den Lohn in Zukunft um den zehnten Teil erhöhen.“

Berchthold wurde unruhig. „Ich danke, Meister! Gebt mir das Meinige und behaltet das Eulige. Seitdem ich weiß, daß Oda mir nicht gehören darf, blüht mir keine Freude mehr in dieser Stadt. Ich muß fort.“

„Nun denn, deine Thorheit komme über dich!“ rief unwillig der Meister. Er zahlte dem Gefellen den rückständigen Lohn und entließ ihn aufreudlich.

Kann war Berchthold hinausgegangen, als ein Bote erschien und den Meister zum Bischof beschied. Eilig folgte der Goldschmied diesem Befehle und kehrte nach einer Stunde atemlos zurück.

„Ist Berchthold noch hier?“ rief er in die Werkstätte hinein, und als er diesen, der sich eben von seinen Mitgesellen verabschiedete, sah, ergriff er ihn schnell am Arm und zog ihn in sein Zimmer.

„Du darfst nicht fort, Berchthold, um keinen Preis. Der Bischof hat mir noch eine Arbeit aufgetragen, die nur du ausführen kannst. Es handelt sich um eine schwere goldene Kette, die so gestaltet sein muß, daß sie sich schnell und leicht um den Hals zusammenziehen läßt. Der Bischof legt großen Wert darauf. Es handelt sich dabei um einen Scherz, mit dem er seinen Freund, den Herzog Heinrich, zu überraschen gedenkt. Das ist ein Werk, woran du deine Kunst zeigen kannst. Ich selbst werde deinen Namen dem Bischof nennen, und die Hälfte des Gewinnes soll dein sein. Wehre dich nicht länger, mein lieber Gesell! Ich habe mir die Sache mit Oda überlegt. Wenn du mit der Kette fertig bist, wollen wir weiter darüber sprechen.“

Berchthold's Augen leuchteten in freudiger Glut. „Meister, ist dies wahr geredet und ohne Hinterlist?“ rief er.

„Bei allen Heiligen, ich rede die Wahrheit.“

„So bitte ich, ruf Oda herein und wiederholt es mir vor ihren Ohren.“

Der Meister machte ein sanres Gesicht, aber er ging und holte die Tochter. Oda war ein Mädchen von achtzehn Jahren, aber an Schönheit des Körpers



und Reife des Verstandes über dieses Alter hinaus. Stillter Gram umschleierte ihre Augen, aber als der Vater sein Gelöbniß that, jauchzte sie auf vor Freude, fiel ihm um den Hals und versprach, daß sie ihm diese That reichlich vergelten wollte. Mit freudiger Kraft ging Berchthold an seine Arbeit und nach kurzer Zeit hatte er die Kette vollendet.

Es war ein Kunstwerk wunderbarer Art. Das ganze war eine goldene Schlange, die sich mit den leicht beweglichen Gliedern zweimal um den Hals schlang, einmal im weiten, und einmal im engeren Ringe. Von dem letzteren hing ein mit kostbaren Steinen verziertes goldenes Kreuz mit dem Heilande auf die Brust herab, so daß durch das Ganze die Sünde und ihr Bestieger sinnbildlich dargestellt war. Durch eine Schleife im Genick konnte der innere Ring der Kette leicht und schnell zusammengezogen werden, so wie der Bischof es gewünscht hatte.

Der Meister war voller Freude über das Werk und überhäufte den Gesellen mit Lobsprüchen. Im stillen aber dachte er darüber nach, wie er Berchthold um den Lohn seiner Arbeit, die schöne Oda, betrügen könnte.

„Lege die Kette um den Hals,“ sagte er, „damit ich sehe, ob sie ihren Dienst verrichtet.“ Berchthold that es, aber der Meister bemühte sich vergebens, die Kette zusammenzuziehen.

„Was ist das?“ fragte er.

Berchthold lachte. „Es ist ein Geheimniß dabei,“ sagte er.

„So lehre es mich.“

„Nein, Meister, ich will es allein den Bischof lehren. Ich will sie ihm hintragen, ich allein!“

„Was kann dir daran liegen?“ sagte mißtränisch der Meister.

„Ich will den Bischof fragen, ob er mir nicht zu meiner Hochzeit mit Oda den Segen geben will.“

Der Meister merkte, daß Berchthold ihn durchschaut hatte und ihm mißtraute. „Du willst hoch hinaus,“ entgegnete er. „Aber wer weiß, zuletzt erfüllt die Kette ihren Zweck nicht, und du täuschst mich und den Bischof. Dies mag wohl das Geheimniß sein.“

„Versuchen wir’s!“ entgegnete Berchthold, legte dem Meister die Kette um den Hals und zog sie im Augenblick zusammen. Brum wurde kirschrot im Gesicht, schrie und schlug mit den Händen um sich. Nachdem ihn Berchthold wieder befreit hatte, sagte er, tief aufatmend: „Ich will hoffen, daß der Bischof seinen Spaß mit dem Herzog nicht zu weit treibt. Es könnte Herrn Heinrich darüber leicht die Luft ausgehen.“

Berchthold stand erschrocken da. Er selbst hatte an den Scherz bisher geglaubt, und kein Mißtrauen war in seiner Seele gewesen; jetzt aber, da er sah, wie die Kette den Meister würgte und bei längerem und heftigerem Zuziehen ihn leicht hätte erwürgen können, gewann die Sache plötzlich eine andere Gestalt. Wehe! wenn die Kette in die unrechten Hände gelangte! Sie konnte viel Unheil anrichten. Er freute sich jetzt doppelt, den Gebrauch derselben an ein Geheimniß gebunden

zu haben, und er bestand jetzt mehr als je darauf, persönlich die Kette zum Bischof zu tragen und diesen allein in das Geheimnis einzuweißen. Der Meister mußte dem störrischen Gefellen nachgeben, und dieser eilte zum bischöflichen Palast.

Unterwegs fiel ihm ein, daß man sich über den Bischof mancherlei zuflüsterte, was ihn als einen eben so schlauen als gewalthätigen Herrn zu kennzeichnen geeignet war. Nach diesen Gerüchten hatte Bischof Hatto den Tod des tapferen Grafen Adalbert von Babenberg verschuldet. Vor elf Jahren war es, als Adalbert auf seiner Weste Babenberg lange Zeit dem damaligen Kaiser Ludwig erfolgreichen Widerstand leistete. Hatto wußte den Grafen zu überreden, daß er Burg und Mannschaft dem Kaiser übergab, indem er ihm mit dem heiligen Eide Bsegnadigung zusicherte. Adalbert glaubte den listigen Worten und öffnete dem Kaiser die Thore. Kaum aber war er in Ludwig's Gewalt, als Hatto seinem Eide eine listige Deutung gab, und das Haupt des unglücklichen Babenbergers fiel unter dem Schwerte des Henkers.

So sollte sich die Geschichte zugetragen haben. Berchthold hatte sogar einmal von einem fahrenden Sänger ein Lied gehört, in welchem Bischof Hatto ganz offen und unverblümt des Verraths an dem Babenberger bezichtigt wurde. Der Goldschmied fragte sich, warum ihm das alles gerade jetzt einfallen, da er im Begriff stand, sich vom Bischof eine Gnade zu erbitten. Er öffnete das kostbare Gehäuse, in welchem die Kette lag. Erschrocken fuhr er zurück. Zwei Blutstropfen, so dachte es ihm, hingen an dem Geschmeide. Doch nein, es waren ja die beiden Rubinen, welche die Augen in dem Kopf der Schlange bildeten. Zusammengeringelt lag die Schlange auf dem weißseidenen Futter des Gehäuses; ihr Kopf lag dem Kreuz zu Füßen. „Er wird der Schlange den Kopf zertreten, aber sie wird ihn in die Ferse stechen.“ so lautete die alte Weisung. Am Heiland hatte sich dieselbe erfüllt, aber wie oft im Laufe der Welt fügt die Sünde dem Guten eine tödliche Wunde zu, ohne daß ihr der Kopf dafür zertreten wird. Sie wohnt in herrlichen Schlössern, kleidet sich in Purpur und köstliche Leinwand und schwelgt beim fürstlichen Mahl.

Berchthold stand vor dem Portal des bischöflichen Palastes. Er war entschlossen, sich wohl vorzusehen und sein Geheimnis zu hüten. Die Verschlingung der Kette war so kunstvoll, daß der Uneingeweihte sie zu tödlichen Zwecken nicht gebrauchen konnte, hatte doch sogar der Meister den verborgenen Mechanismus nicht finden können. Um alles in der Welt wollte Berchthold keine Mordwaffe in verbrecherische Hände legen.

Von der Wache eingelassen, betrat Berchthold den Palast und befand sich in einem weiten Korridor. Prächtigt geschmückte Diener liefen hin und her, die des Goldschmieds nicht achteten. Erst als Berchthold einem Diener mit kräftigen Worten gesagt hatte, daß er der Goldschmied sei und dem Herrn Bischof eine bestellte Arbeit übergeben wolle, eilte derselbe, ihn anzumelden. Der Bescheid lautete, Berchthold solle warten, bis der Bischof ihn rufen werde.

War Berchthold schon verlegt durch das hochmütige Betragen des Dieners, so war er über die Zumutung, hier draußen zu warten, erst recht ärgerlich. Sein

Stolz litt keine Behandlung, die man allenfalls einem Bettler geüben lassen konnte. Ungerufen trat er deshalb in den großen Vorfaal, der offenbar den Zweck hatte, als Aufenthalt der Wartenden zu dienen. Der Raum war mit Teppichen und kunstvollen Arbeiten prächtig ausgeschmückt. Ein Wohlbehagen wehte dem Goldschmied entgegen, wie es der Künstler empfindet, wenn er eine der Kunst geweihte und von dieser verschönte Stätte betritt. Jenseits der großen Gardine, welche den Zugang zum nächsten Zimmerr abschloß, hörte er ein Gespräch von Männerstimmen. Um nicht ein Lauscher zu werden, wollte Berchthold schnell zurücktreten, als ein Wort sein Herz aufs tiefste erschreckte und seinen Fuß baunte:

„Ach, mit dem Blute des wackersten Mannes, mit Heinrichs Blut, wird diese Kette besetzt werden!“

Eine tiefe, wohlklingende Stimme sagte es. Das Wort kam aus einem schwer bedrückten Herzen, das in dem Widerstreit seiner Gefühle noch zu keinem Entschluß hatte kommen können. Berchthold stand still; er hätte keinen Fuß bewegen können, so hatte ihn das Wort erschreckt. Blässe und Röthe wechselten auf seinem Gesicht, indem er dem Gespräche lauschte.

Kaiser Konrad selbst war es, welcher den tiefen Seufzer ausgestoßen hatte. Der Bischof hatte sich einen großen Einfluß auf den Kaiser zu verschaffen gewünscht, wie er einen solchen schon bei dem verstorbenen Ludwig besessen hatte. Sein Rat hatte stets so viel Bestechendes, daß sich diejenigen, welche dem Bischof vertrauten, nur selten dem Eindrucke derselben entziehen konnten.

„Ja, Heinrichs Tod ist unsere erste Pflicht,“ entgegnete der Bischof leiser; „die Sorge um des Reiches Wohl legt uns diese Pflicht auf. Wer soll herrschen im Lande, der Kaiser oder die übermächtigen Großen? Das ist die Frage. Ich antworte: Der Kaiser, und deshalb muß Heinrich fallen. Er ist der mächtigste, der stolzeste und gefährlichste, und was am meisten sagen will, der beliebteste aller deutschen Fürsten. Ich weiß keinen, welcher Eurer Macht hinderlicher wäre, Herr Kaiser, als er.“

„Ich gedenke der Freundschaft und Treue, welche mir sein Vater, Herzog Otto, erwiesen hat,“ entgegnete Konrad. „Als vor drei Jahren die Großen und Bischöfe des Reiches zur Kaiserwahl in Forchheim zusammenkamen, da fiel ihre Wahl auf Otto. Aber dieser ehrwürdige Greis lehnte seines hohen Alters wegen die Krone ab und lenkte die Augen der Fürsten auf mich. So wurde ich Kaiser. Und dem Sohne des Sachsenherzogs, dem ich so viel verdanke, soll ich nach dem Leben trachten? Es ist ein schweres Werk.“

Hatto sah den Kaiser mit seinen großen, klugen Augen ernst an. „Ich weiß Dankbarkeit und Mitgefühl zu schätzen,“ sagte er, „aber ein anderes ist es, als einfacher Mann in der Menge des Volkes gut und ehrbar zu leben, ein anderes, als Fürst und Gebieter seine Pflicht zu erfüllen. Was jenem Gesetz ist, darf diesen nicht binden. Oder habt Ihr den Plan, das Reich des großen Karl in seiner Größe und Herrlichkeit wieder anzurichten, aufzugeben?“

„Das wolle Gott nicht!“ erwiderte Konrad schnell. „Das betrachte ich als die Aufgabe meines Lebens. Als Eure Hand mit dem heiligen Salböl meine

Stirne berührte, da habe ich es mir gelobt mit einem feierlichen Eide. Und diesen Eid gedenke ich zu halten."

"Das ist eines Kaisers würdig," sagte Hatto. "Nun wohl, mein lieber Herr und Gebieter, so wollet Euch doch erinnern, mit welchen Mitteln der große Karl das Reich der Franken schuf! Er kannte im ganzen Reiche nur einen Willen, und wer sich diesem Willen widersetzte, den warf er nieder mit der Gewalt der Waffen. Durch Blut und Leichen, durch Kampf und Sieg ging sein Weg zur Krone des römischen Reiches. Messet den großen Karl mit dem Maß der beschränkten Sitte, wie klein wird er Euch erscheinen!"

Konrad nickte. "Wohl wahr!" sagte er.

"Wer denkt heute noch der Sünde," fuhr beredt der Bischof fort, "welcher sich Karl bei seinen großen und kühnen Unternehmungen etwa schuldig gemacht hat? Des Sieges denkt man, zu welchem er der heiligen Lehre Christi verholfen, des Wohlstandes, den er über das Land gebracht, des Ruhmes, welcher ihn und sein Volk geachtet machte vor allen Völkern der Erde. Wahrlich, wer seinem Vorbilde nachzueifern bestrebt ist, darf vor einer herzhaften That nicht zurückschrecken."

Der Kaiser nickte schwermütig und sinnend. Bischof Hatto rückte näher an ihn heran, neigte sich ihm zu und fuhr leiser und eindringlicher fort:

"Und Ihr könnt auch gar nicht anders, als ich Euch rate, mein Herr und Gebieter. Meint Ihr, Heinrich wird es Euch je vergessen, daß Ihr ihm die Lehen in Sachsen und Thüringen, die sein Vater besessen hatte, entzogen habt? Keine Freundlichkeit und Nachsicht seines Kaisers wird ihn je mit diesem Verlust verfühnen. Und wie er, so denkt sein Volk, so denken alle deutschen Fürsten. Erinnert Euch des großen und mächtigen Kriegsvolkes, das um Heinrich versammelt war, als Ihr ihn in seinem Lande besuchte, der finsternen Blicke und trohigen Mienen, womit Euch das Volk empfing! Meint Ihr, Heinrich werde ruhen? Jede Gelegenheit wird er wahrnehmen, Euch jene Einziehung der Lehen zu vergelten, und wahrlich, er wird dabei weniger mit seinem Gewissen kämpfen als Ihr. Vielleicht sinnt er jetzt eben über einen Plan nach. Der Kampf mit Heinrich bleibt Euch nicht erspart, und wer zuerst handelt, wird den Sieg gewinnen."

Der Kaiser stand auf. "Ich sehe ein, Herr Bischof, daß Heinrichs Fall unvermeidlich ist. Aber laßt mich nichts damit zu thun haben. Thut, was Ihr müßt, und was Ihr vor Gott und den Menschen vertreten könnt. Ich eile unverweilt zurück nach Aachen und sehe Euren Benachrichtigungen entgegen. Niemand darf erfahren, daß ich heute heimlicher Weise Euer Gast gewesen bin."

"Seid ohne Sorgen, mein Imperator!" entgegnete Hatto mit seinem Lächeln. "Ihr habt diese Sache in eine feste Hand gelegt."

Damit öffnete er die Gardine zum Vorzimmer, um den Diener zu rufen, und er sah mit Erschrecken Berthold, welcher immer noch regungslos und wie gelähmt da stand. Bei des Bischofs Erscheinen fuhr er zusammen. Er wollte fliehen, aber der gewaltige Blick Hattos haunte ihn. Es war, als ob eine übermenschliche, bezwingende Kraft aus des Bischofs Auge strahlte.

Hatto trat dicht an Berchtold heran und sagte mit gedämpfter Stimme und furchtbarem Ausdruck: „Mensch, was machst Du hier?“

Berchtold rang nach Atem. „Ich bin der Goldschmied,“ sagte er, „Meister Bruun's Gehülfe. Ich bringe die Kette.“

„Ah!“ entgegnete der Bischof. „Aber warum kommt Dein Meister nicht selbst.“

„Ich habe sie gemacht. Ich allein — weiß das Geheimnis.“

„Welches Geheimnis?“

Berchtold wollte widerstreben, aber ein drohender Blick aus des Bischofs Augen genügte, ihn willenlos zu machen. Er nahm, indem er Höllenqualen in seinem Herzen litt, die Kette aus dem Gehäuf und zeigte dem Bischof den Mechanismus.

Nun wollte er schnell entweichen. Ihm war, als ob er in dieser Luft ersticken müsse. Der Bischof aber hielt ihn zurück und sagte: „Weibe, lieber Gesell! Ich bin nicht gewohnt, meine Boten ohne Botenlohn zu entlassen.“ Er gab dem eintretenden Diener leise einen Befehl und wandte sich wieder Berchtold zu, dessen Arbeit er mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken lobte. Bald darauf traten zwei starke Männer, in des Bischofs Farben gekleidet, in den Saal. Hatto trat einen Schritt zurück und rief, indem er auf Berchtold zeigte, mit gebietender Stimme. „Ergreift diesen Mann und werft ihn in den Turm. Mit Eurem Leben steht Ihr mir für ihn!“ Danu kehrte er in sein Gemach zum Kaiser zurück.

Als Berchtold auf diese Weise Freiheit und Leben bedroht sah, erfaßte ihn die Kraft der Verzweiflung. „Hilfe, Hilfe! Verrat, Verrat!“ rief er, indem er wild mit den Armen um sich schlug und den Ausgang zu erreichen trachtete. Da traf ihn ein Schlag der Häscher, der ihn ohnmächtig zu Boden streckte.

Als er wieder zur Besinnung kam, sah er sich von undurchdringlicher Finsternis umgeben. „Wo bin ich?“ dachte er, indem er mechanisch mit der Hand nach dem Kopfe griff, wo er einen heftigen Schmerz empfand. Die schmerzende Stelle war feucht, und nun plötzlich erinnerte er sich des Voraufgegangenen und mit Schauern rief er: „Im Turm!“

Wie lange er besinnungslos gelegen hatte, wußte er nicht. Damals, als er vor dem Bischof stand, schien die Nachmittagssonne ins Gemach, und nun umgab ihn schwarze Nacht. Er tastete umher. Der Fußboden war feucht, die Wände waren feucht, und dumpfe Luft erfüllte das Berließ. Er schien in einem jener Gefängnisse zu sein, von welchen er oft gehört hatte und deren Schrecknisse sich das Volk in den grauenhaftesten Bildern ausmalte. Kein Fenster ließ den belebenden Sonnenstrahl ein, vielleicht bleichte hier in der Ecke das Gebein eines Toten, oder Schlangen und anderes Ungeziefer trieben auf dem feuchten Boden ihr unheimliches Dasein. Bei diesem Gedanken durchrieselte ihn vom Scheitel bis zu den Beinen ein Gefühl, das aus Ekel, Furcht und Grauen zusammengesetzt war. „Lebendig begraben!“ dachte er. Hier zu sterben, fern von Sonne und Menschen, von der Wunde an dem Kopfe gepeinigt, vom Hunger verzehrt, vom Ungeziefer benagt, der Gedanke packte ihn mit Entsetzen. „Gott

in Himmel, errette mich von diesem Glende oder erlöse mich durch einen schnellen Tod!" seufzte er aus der Tiefe seines Herzens.

Und dann schweiften seine Gedanken aus dem Kerker hinaus, durch die Straßen der Stadt, dem nahenden Herzog Heinrich entgegen. Ohne Arg war er der herzlichen Einladung des Bischofs gefolgt und mit jedem Schritte kam er dem elendesten Tode näher. Und diesen Helden zu morden, dazu hatte Berchtold selbst, wenn auch unbewußt, seine Hand geboten, indem er das Mordinstrument in die Hände des Bischofs legte. Wenn er ihn warnen, ihn retten könnte. Aber so sehr auch seine Phantasie beflügelt war, so war und blieb doch sein Körper eingeschlossen von dicken Felsenmauern, die keine Menschenhand zu durchbrechen vermochte, und welche dem Hilferuf des Geängsteten keinen Ausgang gestatteten. Verzweiflung erfaßte Berchtold. Er schrie auf vor Angst und Schmerz und wütend rüttelte er an der Thür, die er tastend gefunden hatte. Aber die dicken Eichenbohlen rührten sich nicht. Er lief in der engen Zelle umher, bis er müde auf den feuchten Boden sank. Da plötzlich stand er wieder dem Bischof gegenüber. „Verräter!“ rief er, „gleisnerischer Lügner! Es ist nicht wahr, was du sagst. Was der große Karl sündigte, that er in der Leidenschaft seines Zornes, aber was Ihr thut, ist schmäherlicher Verrat! Gebt mir die Kette zurück! Sie ist mein. Ich allein weiß das Geheimnis! Ich biete meine Hand nicht zum Morde des wackersten Fürsten!“ Der Bischof sah ihn mit unheimlichem Lächeln an und reichte ihm die Kette dar. „Nimm sie hin, du Thor!“ Schnell wollte Berchtold zugreifen, aber da gewann die Schlange Leben. Zornig erglühete sie in hellen Farben, die sich wunderbar mit dem Glanze des Goldes mischten, ringelte sich auf und fuhr zischend Berchtold in die ausgestreckte Hand. Mit einem Schrei fuhr dieser auf. Ein Fieber schüttelte seinen Körper, und Fieberphantasien marterten seine Seele. Aber ein Geräusch am Fußboden und ein Schmerz in der rechten Hand belehrte ihn, daß er nicht nur geträumt hatte. Sein Auge suchte die Finsternis zu durchdringen, er stierte auf den Fußboden, aber er sah nichts. Wieder sprang er auf und lief umher. Es war ihm, als ob er schon eine Ewigkeit in diesem Locher säße, und da der Bischof ihn noch nicht hatte töten lassen, so wurde es ihm gewiß, daß er dem Hungertode geweiht sei. Aus Furcht vor den unheimlichen Gästen des Kerkers suchte er sich mit Gewalt munter zu halten. Aber das Wundfieber besiegte seinen festen Entschluß. Er sah das Gemach erhellt, und derselbe Engel, der einst dem Petrus die Pforten des Kerkers aufgethan, erfaßte seine Hand. Der Engel winkte, und die Thür sprang auf. Freundlich führte ihn der Himmlische die steinernen Stufen hinauf. Oben wies er mit der Hand in die Ferne und verschwand. Berchtold verstand den Wink. So schnell ihn seine Füße zu tragen vermochte, eilte er zur Stadt hinaus, um den Herzog zu warnen. Schon sah er in der Ferne den reißigen Zug heranziehen, da plötzlich sank der Boden unter ihm, tiefer und tiefer sank er in den Morast, und der Hilferuf erstickte in seiner Kehle. Noch sah er, wie ganz in seiner Nähe der Bischof den Herzog umarmte und küßte, dann schloß sich der schlammige Boden über seinem Haupte.

Aber er war nicht allein. Stimmen drangen an sein Ohr, und als er genau hinsah, befand er sich in einem unterirdischen Gemach, das zwar ganz anders war als die Wohnungen auf der Erde, aber doch einen behaglichen Eindruck machte. Und siehe, da trat Meister Brunn mit Oda an ihn zu, sah ihn so freundlich an, wie er ihn nie gesehen hatte, und sagte: „Freue dich, lieber Gesell, die goldene Schlange ist tot, und der Bischof hat keine Macht mehr über uns. Hier ist Oda, nimm sie hin zu deinem lieben Ehegemahl!“ Die Freunde durchzuckte Berchthold wie ein Blitz, aber noch ehe er Oda umarmen konnte, zerrann das Bild, und er erkannte die trostlose Wirklichkeit, die ihn im Kerker umgab.

Von diesen Fieberphantasien bald gepeinigt, bald erhoben, brachte er seine Zeit im Kerker zu. Als sein Bewußtsein zum letzten Male zurückkehrte, fühlte er, daß er sterben müsse. Er lag lang ausgestreckt auf dem nassen Boden, und seine Bemühungen, sich aufzurichten, waren vergeblich. Schwach war sein Körper, todesmatt seine Seele. Einige Tage mußten bereits vergangen sein. Heinrich war inzwischen unzweifelhaft ein Opfer der verräterischen Aufschläge geworden. Nun wollte auch er nicht länger leben. „Vergieb mir, du teurer Held,“ dachte er, „daß ich das Werkzeug zu deinem Tode geliefert habe. Ich war blind für die Gefahr. Lebe wohl, herzliche Oda! In Sehnsucht und Treue hat dir mein Herz entgegen geschlagen. Ich werde dich nicht umarmen und als mein liebes Ehegemahl heimführen. Aber wenn ich erst Gottes Angesicht schäue, will ich ihn anflehen, daß er dich segne auf Erden und dich im Himmel einst wieder mit mir vereinige.“ Und dann wandte er sich im inbrünstigen Gebet dem lieben Heiland und der gebenedeieten Jungfrau zu, und indem er sie um Vergebung seiner Sünden und um Fürsprache bei Gott bat, schwanden ihm die Sinne.

Lange hatte er so gelegen, als eine wunderbare Erscheinung seine Seele belebte. Die Jungfrau Maria selbst war es, welche vor ihm stand. Ein Lichtkranz umgab ihr Haupt, himmlische Milde und Freundlichkeit strahlte aus ihrem Gesicht, und von himmelblauem Saum, mit goldenen Sternen durchwirkt, war das Kleid, das zur Erde herabwällte. „Berchthold,“ sagte sie, „du wirst nicht sterben. Dein Gebet und Flehen ist vor Gott gekommen. Ehe die Sonne sinkt, wirst du aus diesem Kerker befreit sein und Herzog Heinrich errettet haben. Zum Dank dafür und für alles Gute, was du noch erhalten wirst, sollst du die Kette mit dem Kreuz der Kirche unserer lieben Frauen stiften.“ Als die heilige Jungfrau das gesagt hatte, breitete sie segnend die Hände aus und schwebte empor. Die Decke öffnete sich, höher stieg die Erscheinung, bis sie verschwand, aber den hellen Schein sah Berchthold noch lange in weiter Ferne.

Er wußte nicht, ob er träume oder wache. Finsternis umgab ihn, und doch sah er oben den lichten Schein. Er befühlte sich Gesicht und Hände und tastete auf dem Fußboden umher, erkannte seinen Kerker, aber der helle Schein da oben wich nicht. Plötzlich sprang er mit einem Jubelruf auf. Tageslicht war es, was da oben durch eine kleine Öffnung in der Mauer einbrang. So hatte er also nur eine Nacht hier zugebracht, aber sie war ihm zur Ewigkeit geworden. Der Herzog lebte noch, es konnte noch alles gut werden. Wie frisch er sich fühlte!

Der Schlaf hatte ihn gestärkt, das Fieber hatte nachgelassen. Als er der Erscheinung gedachte, ergriff ihn eine unnennbare Seligkeit. Er sank auf die Knie, Thränen liefen über sein Gesicht, und ein heißes Dankgebet stieg aus seinem Herzen zum Himmel empor.

Neu gekräftigt, dachte er darüber nach, was zu thun sei. Frei werden wollte er um jeden Preis. Und wie der Lichtschein über ihm heller und heller wurde, und die Finsternis des Kerkers der Dämmerung wich, da kam er zu einem festen Entschluß. Lauschend stand er an der Thür, aber Grabesstille umgab ihn. Eine Ewigkeit verging ihm in gespanntem Horchen. Zuweilen durchmaß er in kräftigen Schritten das Verließ, das sich mehr und mehr lichtete. Jetzt, beim Dämmern des Tages, mußte er lächeln über das Grauen der Nacht. Das Gefängnis war zwar schwarz und unheimlich genug, aber von Gerippen, Schlangen und anderem Getier war keine Spur zu finden. Eine Ratte mochte ihn in der Nacht beunruhigt haben. Da, war das nicht das Knarren einer Thür? Schwere Tritte ertönten, die tiefer und tiefer kamen. Berchtold erkannte, daß sie nur von einem Manne herrührten. Schnell eilte er an die Thüre seines Kerkers und stellte sich so, daß ihn die aufgehende Thür verdecken mußte. Seine Augen leuchteten, seine Arme wurden straff, die Hände ballten sich. Jetzt rasselte das Schlüsselbund, das Schloß knarrte, die Thür öffnete sich langsam nach innen. Berchtold sprang hervor und mit dem Rufe: „Heilige Mutter Gottes, hilf mir!“ stürzte er sich auf den Eintretenden.

Ein verzweifelttes Ringen begann. Berchtold hatte den Wärter im Genick gepackt und suchte ihn niederzudrücken. Dieser sträubte sich mit der ganzen Macht seines Körpers, aber da er die Hände nicht gebrauchen konnte, und die ausschlagenden Füße Berchtold wenig oder gar nicht trafen, so war er von vorn herein im Nachtheil. Ein Stoß mit dem Knie von rückwärts warf ihn zu Boden. Berchtold kniete auf seinem Rücken und würgte ihn mit seinen Händen so lange, bis des Wärters Arme und Beine erschlafften. Dann sprang er schnell auf, lief hinaus und warf die Thür in's Schloß. So war der Wärter nun selbst der Gefangene. Draußen atmete er tief auf. Eine Weile stand er still und stieg dann vorsichtig die schmalen Steinstufen hinauf.

Da hörte er oben die Schritte eines Mannes; ein zweiter Wärter kam dem ersten nach. Wenn ihn derselbe bemerkte, war Berchtold verloren; denn hier auf den schmalen Stufen, er unten, der Gegner oben, noch ermattet von dem eben bestandenen Kampfe, hätte er nicht widerstehen können. Er sah sich nach rechts und links um. Da bemerkte er an der rechten Seite eine Nische in der uralten Mauer, die dadurch gebildet wurde, daß ein ungefügiger Felsenstein etwas hervorsprang, und die vielleicht groß genug war, einen Mann zu verbergen. Berchtold presste sich hinein. Das Gesicht gegen die Wand gedrückt erwartete er den Wärter. Wenn ihn nur sein pochendes Herz nicht verriet! Der Wärter stieg langsam herab, Worte murmelnd, die gewiß kein Gebet waren. Jetzt befand er sich mit dem Flüchtling auf gleicher Stufe. Berchtold fühlte die leise Berührung seines Gewandes, und ein Schauer durchrieselte ihn. Aber der Mann



ging weiter. Unten drehte er den Schlüssel, der stecken geblieben war, öffnete die Thür und trat in den Kerker. Mit der Behendigkeit eines Wiesel eilte Berchthold hinauf, gewann die Thür und stand auf einem weiten Hof, der rings mit Mauern und Thürmen umgeben war. Wohin sollte er sich wenden? Durch das Hauptportal, das zum Schlosse führte, zu fliehen, war unmöglich, er wäre den Wächtern geradezu in die Arme gelaufen; aber weilen durfte er auch nicht, denn jeden Augenblick konnte der Wärter aus dem Turme zurückkehren. Der Hof war menschenleer, denn alles war mit den Vorbereitungen zum Empfange des Herzogs beschäftigt. Schon hörte er unten im Gefängnisse die Thür gehen. Indem er sich spähend umsah, bemerkte er unweit in der Mauer eine Pforte. „Wenn sie nicht verschlossen wäre!“ dachte Berchthold. Er eilte hinzu und fand, daß sie verschlossen war. Plötzlich wurde von draußen ein Schlüssel hineingesteckt. Das Schloß knarrte. „Nun bin ich verloren!“ sagte sich Berchthold. Die Thür ging auf, und siehe, es waren Fuhrleute und Arbeiter, die große Vorräte von Fleisch, Obst und Gemüse der bischöflichen Küche zuführten. Berchthold war schnell gefaßt. „Grüß Gott, ihr Leute, das trifft sich gut,“ sagte er unbefangen und ging ruhig an den Leuten vorbei, die ihn mit Verwunderung ansahen. Nun war er auf der Straße. Da erschallte auf dem Hofe die Stimme des Wärters: „Haltet den Flüchtling! haltet ihn!“ „Haltet den Flüchtling!“ riefen die Fuhrleute und Arbeiter und setzten Berchthold nach. Dieser aber floh leichtfüßig die kurze Straße entlauf, bog um die Ecke und war seinen Verfolgern bald aus den Augen.

Herzog Heinrich war mit der Schar seiner glänzenden Ritter, mit dem Troß von Wagen, welche Wegzehrung und Geschenke bargen, der Stadt Mainz nahe gekommen. Schon sahen sie die Stadt vor sich aufsteigen, als des Herzogs Pferd ein Hufeisen verlor, wodurch die Reisenden genötigt wurden, im nächsten Dorfe zu rasten. Während der Schmied das Roß beschlug, und die Ritter darüber stritten, ob der Zufall Glück oder Unglück zu bedeuten habe, kam Berchthold eilenden Laufes herbei und verlangte ungestüm, vor den Herzog geführt zu werden. Er machte mit seinem wirren Haar, das von Blut und Schweiß befeuchtet war, mit den Spuren des Leidens im bleichen Gesicht und dem beschmutzten Anzug den Eindruck eines Wahnsinnigen. Aber da er vorgab, es handle sich um des Herzogs Leben, so meldete man ihn dem Fürsten, und Heinrich befahl, ihn vorzuführen.

Der Herzog saß unter einer alten Linde, die ihr Geäst weit ausbreitete, auf einem alten Felsblock, der unter dem Baume lag und von Moos überzogen war. Berchthold trat herzu, und als er in das schöne, offene Gesicht des Helden schaute, wurde sein Herz voll Zuversicht: Der Ruf hatte nicht zuviel von dem Herzoge verkündet. „Er ist gleich wie eine Blüte, die das Kommen des Lenzes verkündet,“ so sagte man von ihm in den deutschen Gauen, und Berchthold sagte es in seinem Herzen nach. Heinrich sah den Ankömmling mit mitleidigen Blicken an und sagte mild:

„Sprich, mein Sohn, was ist dein Begehrt? Bist du ein Hilfestehender, so sollst du dich mir nicht vergeblich genahet haben.“

„Ich danke Euch, Herr Herzog,“ entgegnete Berchthold nicht ohne Stolz, „aber ein Hilfestehender bin ich nicht. Allerdings muß mein Aussehen einen solchen Verdacht erwecken, aber wenn Ihr mich gehört haben werdet, werdet Ihr mich entschuldigen. Die Sorge um Euer Wohl, um Euer eigenes Leben ist es, was mich zu Euch getrieben hat.“

Berchthold erzählte, und die Herren hörten mit wachsender Spannung. Als der Verrat des Bischofs offenbar wurde, entstand eine große Bewegung. Die Ritter riefen, das sei seit Menschengedenken nicht erhört, und die empfindlichste Strafe müsse den Bischof treffen. Heinrich allein blieb ruhig, aber sein Gesicht war furchtbar ernst und bleich geworden. Er stand auf, sagte Berchthold scharf ins Auge und legte ihm viele Fragen vor, mit denen er prüfen wollte, wess Geistes Kind der Bote sei. Aber Berchthold beantwortete alle Fragen so klar und mit so wohlgelesenen Worten, daß an seiner Zurechnungsfähigkeit und an seinem guten Willen nicht gezweifelt werden konnte. Endlich sagte Heinrich mit feierlicher Stimme: „Du klagst den Bischof einer stuchwürdigen Absicht an. Bei dem Namen unseres Erlösers beschwöre ich dich, zu bekennen, ob du die lautere Wahrheit redest!“

Berchthold hielt den Blick des Herzogs aus, sah ihm offen ins Auge und entgegnete: „Ja, bei dem Namen unseres Erlösers schwöre ich, daß ich die lautere Wahrheit rede, und ich will es beschwören auf das heilige Sakrament.“

Eine feierliche Stille entstand, während welcher der Herzog Heinrich sinnend in die Ferne schaute. Dann hob er das Haupt gebietend empor und rief: „Auf nach Mainz! Ich will die Kette sehen und dem Bischof Auge in Auge sein Unrecht vorhalten.“

Noch einmal ließ er sich von Berchthold die Kette genau beschreiben. Dann bestieg er das Roß und eilte mit seinem Gefolge der Stadt zu. Berchthold aber ließ er unter Bewachung im Dorfe zurück.

Als der Zug des Herzogs sich der Stadt näherte, kam ihm aus dieser ein anderer entgegen. Der Bischof selbst war es, der, angethan mit Rüstung und Schwert wie ein Krieger, seinem Gaste das Geleite geben wollte. Mit freudigem Rufe begrüßte der bischöfliche Zug den Herzog. Hatto aber ritt an Heinrich heran, reichte ihm die Hand und hieß ihn mit vielen und wohlgelesenen Worten willkommen. Die beiden größten Männer der Zeit hatten die Hände ineinander gelegt, beide gleich ausgezeichnet durch Schönheit des Körpers wie durch Gaben des Geistes, und beide auch darin gleich, daß sie des Reiches Wohl erstrebten. Aber während Heinrich sein Ziel auf geradem Wege verfolgte, glaubte der Bischof listiger Anschläge und mancherlei Gewaltthat nicht entraten zu können. Die Verschiedenheit des Gemüths bildete eine große Kluft zwischen den beiden, und Heinrich fühlte, daß er diesem Manne niemals ein Bundesgenosse sein könne. Seiner Gewohnheit entgegen nahm er das Willkommen des Bischofs sehr ernst und gemessen auf und nur auf die Worte: „Gott segne Euren Eingang und Ausgang!“ antwortete er mit einem kräftigen „Amen!“

Der Weg nach Mainz und durch die Stadt glich einem Triumphzuge. Zu beiden Seiten des Weges stand das Volk und jubelte dem Herzog entgegen, der ernst an der Seite des Bischofs ritt und durch seine Erscheinung alle Menschen entzückte. Die Häuser der Stadt waren mit Laub, Blumen und Teppichen geschmückt, und aus den Fenstern schauten, mit Tüchern winkend, die Frauen, während das Volk auf der Straße rief: „Glück und Segen dem Herzog Heinrich! Glück und Segen dem Bischof Hatto!“ Dieses Jubelgeschrei dauerte so lange, bis die Fürsten und Ritter im Palaste des Bischofs verschwunden waren. Die zahlreiche Dienerschaft brachte die Pferde in die Ställe und versorgte die Herren mit allen Erfrischungen und Bequemlichkeiten, welche nach den Mühen der langen Reise notwendig erschienen.

Die Tafel für die Fürsten und Ritter wurde im Prunksaale des Schlosses gedeckt, während das zahlreiche Gefolge in den Gemächern des Erdgeschosses speisen sollte. Als die Zeit da war, holte der Bischof seinen Gast aus den Gemächern ab, welche dieser bewohnte, und führte ihn in den Speisesaal. Die anderen Herren waren versammelt, und die edle Gesellschaft gewährte in ihren kostbaren Gewändern ein Bild voll Glanz und Schönheit.

„Laßt es Euch gefallen, edler Herzog,“ begann Hatto, „vorerst die Geschenke entgegenzunehmen, mit welchen ich Euch und Eurem Gefolge beweisen möchte, wie wert mir die Gäste aus Sachsen sind.“ Er deutete auf einen Tisch, welcher mit den prächtigsten goldenen Gefäßen und Kleinodien bedeckt war, die im Glanze der Edelsteine funkelten.

Heinrich trat an den Tisch heran. „Es ist mir viel Rühmens von eurem Reichthum gemacht worden, Herr Bischof, aber diese Pracht beweist, daß der Ruf hinter der Wirklichkeit noch weit zurückbleibt.“

„Sie hat niemals einem würdigeren Zwecke gedient, edler Herr, als dem, Euch zu erfreuen.“

Heinrich betrachtete die Gefäße und ließ sich vom Bischof den reichen Bilderschmuck derselben erläutern. Zuletzt nahm der Bischof die Kette aus ihrer Umhüllung heraus, reicht sie Heinrich hin und sagte: „Was Ihr bis jetzt gesehen habt, Herr Herzog, ist des Dankes kaum wert; auf diese Kette aber bin ich fast ein wenig stolz. Seht das Kreuz mit dem Heilande, dem die Schlange zu Füßen liegt. Ihr würdet mich beglücken, wolltet Ihr diese Kette, so lange Ihr als mein Gast in meinem Hause weilt, an Eurem Halse tragen.“

Der Herzog nahm die Kette und hing sie um seinen linken Arm. Schnell bewegte er mit der Rechten den verborgenen Mechanismus und zog dann an der Schleife die Kette um das Handgelenk zusammen.

„Was ist das?“ fragte der Herzog ernst.

Der Bischof, dem die Wächter die Flucht Berchtholds aus Furcht verheimlicht hatten, glaubte, daß der Herzog zufällig den Mechanismus berührt habe. „Seht da,“ rief er, „die Kette wird zum Wunder in Eurer Hand! Oder enthält dieses Kunstwerk Geheimnisse, die bisher nur der Künstler kannte?“

Da traf ihn ein Hornesblich aus den Augen des Herzogs. Hochaufgerichtet in seiner ganzen heldenhaften Schönheit und Furchtbarkeit stand Heinrich vor dem Bischof und rief mit weithin schallender Stimme: „Ja, Herr Bischof, zum Wunder in meiner Hand, indem sie mir verrät, was ich hinter Euren schönen Worten nicht suchen konnte. Ehrt man so das Gastrecht in Hatto's Hause, daß man dem Eintretenden einen Strick um den Hals legt? Herr Bischof, Heinrich's Hals ist nicht härter als Adalberts. Ich will Euch mit der Schar meiner Dienstleute nicht länger belästigen, sondern nachhause reiten und bedenken, wie ich Euch diene. Die Kette aber will ich zum Andenken an Eure Treue mitnehmen.“

Dieser Anklage gegenüber konnte Hatto sich nicht beherrschen. Er erbleichte und mühte sich vergeblich, einige Worte hervorzubringen. Heinrich warf ihm noch einen zornigen Blick zu und verließ, indem seine Ritter ihm folgten, das Gemach.

Eine Viertelstunde darauf sahen die Bürger von Mainz zu ihrer großen Verwunderung den Herzog mit seinem Gefolge wieder zur Stadt hinausreiten. Er war im Unfrieden vom Bischof geschieden, das merkten sie daran, daß der Born aus seinem Gesichte leuchtete und die bißhöfliche Begleitung fehlte. Aber den eigentlichen Grund dieser seltsamen Erscheinung erfuhren sie nie, denn Hatto hatte den Seinigen bei Lebensstrafe verboten, davon zu sprechen. Als er die beiden Wächter zu sich berufen ließ, stellte es sich heraus, daß der eine drunten im Gefängnis sich selbst entleibt hatte, der andere aber geflohen war.

Der Herzog hatte inzwischen das Dorf erreicht, wo Berchtold seiner wartete. „Du hast mir das Leben gerettet, lieber Gesell,“ sagte Heinrich. „Womit kann ich dir diese That lohnen?“ Da gestand Berchtold seine Liebe zu Oda und bat um des Herren Hilfe. Heinrich schickte sogleich Boten nach Mainz und ließ den Meister zu sich entbieten. Brun kam und war nicht wenig erstaunt, seinen Gefellen hier zu finden, von dem er geglaubt hatte, daß er auf und davon gegangen wäre. Als er nun alles gehört hatte, was geschehen war, willigte er ein, dem Herzog nach Sachsen zu folgen, zumal dieser ihm die beste Förderung versprach und er sich in Mainz vor dem Bischof nicht sicher fühlte. Noch an demselben Tage ordnete Brun seine Angelegenheiten, legte den Verkauf seines Hauses in die Hand eines vertrauenswerten Mannes, raffte sein Hab und Gut zusammen und zog mit den Gefellen, welche ihm folgen wollten, zum Gefolge des Herzogs. Dieser brach am nächsten Morgen auf. Als er auf dem Wege ein Kirchlein in der Ferne erblickte, fragte er einen Bauer, der des Weges kam, was das wäre. „Unserer lieben Frauen,“ antwortete der Bauer. Da ritt der Herzog auf die Kapelle zu, ließ sich vom Priester das Sakrament reichen und dankte dem Herrn inbrünstig für seine Errettung. Darauf trat Berchtold mit Oda zum Altare, und beide empfingen den Segen zum Ehebunde. Auch des Opfers gedachte Berchtold, welches die heilige Jungfrau von ihm verlangt hatte. Er erbat sich vom Herzog die Kette und schenkte sie dem Kirchlein, damit sie der Priester an großen Festtagen tragen möchte. Nach mehrtägigem Ritt erreichte der Herzog mit seinem Gefolge glücklich das Sachsenland. Berchtold

und Oda nahmen mit ihrem Vater in Quedlinburg Wohnung und erfreuten sich unter der Gunst des Herzogs eines langen, durch Kinder und Reichthum gesegneten Lebens.

Was Heinrich dem Bischof angedroht hatte, erfüllte er. Er überfiel die Güter Hattos in Sachsen und Thüringen, verjagte die Grafen Burchard und Bardo, des Bischofs Vasallen, und verteilte ihre Güter an seine Dienstleute. Aber noch eine härtere Strafe war Hatto beschieden. Am 15. Mai 913 machte ein Blitzstrahl seinem Leben ein Ende, und das Volk sagte: „Gottes Rache hat ihn getroffen.“

Kaiser Konrad erkannte seine Schuld an Heinrich und sühte sie dadurch, daß er auf seinem Sterbebette 918 den Herzog von Sachsen als den würdigsten unter den deutschen Fürsten zu seinem Nachfolger bestimmte. Unter den deutschen Kaisern ist Heinrich I. wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften und seiner weisen und gesegneten Regierung eine Lichtgestalt. Es ist derselbe, welchem die Geschichte den Beinamen des Vogelstellers gegeben hat.



## Psychische Volkskrankheiten.<sup>1)</sup>

Von

A. Biermer.

Im Mittelalter und in den folgenden Jahrhunderten fehlte es nicht an psychischen Volksbewegungen, welche den Charakter des Krankhaften an sich trugen und deshalb auch psychische Epidemien genannt wurden.

Die allgemeine Geschichte behandelt dieselben nur kurz, sie sind aber von kulturgeschichtlichem Interesse und eignen sich, wie ich glaube, zu einer etwas eingehenderen Besprechung in unserem Kreise.

Man rechnet zu den psychischen Volkskrankheiten nicht bloß die historischen Beispiele von echtem evidentiellen Wahnsinn, sondern auch gewisse geistige Verirrungen im Gebiete des religiösen und politischen Fanatismus, welche sich durch psychische Ansteckung seuchenartig verbreitet haben. Die meisten sogenannten psychischen Epidemien früherer Jahrhunderte waren keine wirklichen Geisteskrankheiten, sondern nur geistige Verirrungen, beruhend auf Schwärmerei und Aberglauben.

Um den Unterschied zwischen den beiden Arten von psychischen Volkskrankheiten zu zeigen, wird es nötig sein, zuerst bei der Vortrage zu verweilen, welche Rolle der Aberglaube spielt, was der Aberglaube ist und wie er sich zur Geisteskrankheit verhält.

<sup>1)</sup> Vortrag, zu gunsten der ärztlichen Hilfskasse in Breslau gehalten am 12. Dez. 1889.

Der Aberglaube ist ein falscher Glaube, ein Glaube, der weder durch die Dogmen der Kirche noch durch die Mysterien der göttlichen Offenbarung geboten ist, ein Glaube, der auf dem angeborenen Gange des menschlichen Geistes zur überfinnlichen Erklärung von sinnlichen, aber zur Zeit nicht begreiflichen Wahrnehmungen beruht. Ich sage: zur Zeit nicht begreiflichen Wahrnehmungen; denn der Aberglaube ist keine konstante Größe, er wechselt mit dem Zeitalter, mit der Zeitströmung, mit der jeweiligen Weltanschauung. Je weiter die menschliche Erkenntnis fortschreitet, je mehr naturwissenschaftliche Einzelheiten erforscht und erklärt werden, desto geringer wird das Gebiet des Aberglaubens. Der Fortschritt in der naturwissenschaftlichen Erkenntnis giebt uns die Hoffnung, daß der Aberglaube, wenn auch nicht ganz verschwinden, so doch wenigstens keine epidemische Ausbreitung mehr gewinnen wird. Der Aberglaube hat seine psychologische Begründung in der Meinung des ungebildeten Menschen, überall da etwas Übernatürliches zu vermuten, wo er Ursache und Wirkung noch nicht in ihrem natürlichen Zusammenhang zu erkennen gelernt hat. Insofern ist der Aberglaube ein Abkömmling des Glaubens; denn der Glaube an das Überfinnliche, an das Unbegreifliche, an das Mysterium liegt dem Aberglauben so gut zu Grunde wie dem Glauben. Beide entspringen aus derselben Quelle, aus der Unzulänglichkeit der sinnlichen Erkenntnis; sie sind nur graduell verschieden.

Die Wahrnehmung, daß das Wissen und sinnliche Erkennen keine Grenze hat, führt den Menschen zum Glauben. Auch der scharfsinnigste, hochgebildetste Geist kommt durch die zwingende Macht des Kausalitäts-Prinzips zum Glauben an eine Endursache, die sich nicht mehr beweisen läßt. Der Glaube ist ein notwendiges Produkt der psychischen Organisation des Menschen. Der Materialist wie der Spiritualist sind schließlich Gläubige; denn ihre Forschung endet mit einem Axiom oder Dogma, was sich nicht mehr beweisen läßt, sondern geglaubt werden muß.

Wenn nun aber der Glaube nicht reguliert und begrenzt wird durch die Satzungen der Kirche oder durch philosophisch-naturwissenschaftliche Aufklärung, dann dehnt sich der Glaube ins Unendliche aus und der Glaube erzeugt in undisziplinierten Köpfen den Aberglauben.

Dies scheint mir die innere, in der menschlichen Natur gelegene Ursache des Aberglaubens zu sein; der Aberglaube hat aber auch äußere Ursachen, und diese liegen oft in ungewöhnlichen Naturereignissen, in großen Unglücksfällen, in Landplagen und in allen äußeren Erscheinungen, die bei dem Ungebildeten Furcht, Schreck oder andere Gemütsdepressionen verursachen.

Der Aberglaube ist somit auch ein Produkt seiner Zeit, d. h. er trägt, wie man dies beim religiösen und politischen Wahnsinn ebenfalls sieht, die Spuren seiner Zeit. So z. B. charakterisiert sich der Aberglaube früherer Jahrhunderte durch religiöse Vorurteile, durch den Glauben an Dämonen und Teufel, an Inmünaten und Gespenster, an Hexen, an Tierverwandlungen, Goldwucherei und Sterndenterei. Es dürfte unschwer nachzuweisen sein, wie diese Wahngewilde mit der religiösen und naturwissenschaftlichen Weltauschauung jener Zeiten zusammen-

hängen, auch in den historischen Ereignissen dieser Periode reichliche Nahrung fanden. Der damalige Aberglaube hatte nicht bloß im Volksglauben seine Wurzeln, sondern wurde auch exoterisch im Gelehrtenstande gepflegt und sogar in förmliche, mit den Wissenschaften verbundene Systeme gebracht. Zum Beweise brauche ich bloß an die weiße und schwarze Magie, an die Theosophie, Alchymie und Astrologie zu erinnern.

Alle diese Pseudowissenschaften wurden in Klöstern und geheimen Verbindungen von geistlichen und weltlichen Gelehrten betrieben und von da aus der Same vielfältigen Unsinn ins Volk gestreut.

Der Aberglaube hat eine große ansteckende Kraft, er pflanzt sich fort wie die geflügelte Pama. Die Ansteckung ist hier natürlich keine materielle, parasitäre, aber die psychische Ansteckung wirkt noch viel rascher als jedes Contagium, wenn nur die geistige Verfassung des Volkes dazu disponiert ist. Dieselbe Empfänglichkeit für Thorheiten und Lächerlichkeiten, wie wir sie heute bei der in jeder Saison wechselnden sogenannten Mode sehen, bestand früher für den Aberglauben; ja selbst wirkliche Geistesstörungen pflanzten sich vermöge der dem Menschengeschlecht angeborenen Nachahmungssucht in epidemischer Weise fort.

Diese Nachahmungssucht ist eine zweideutige Seite des menschlichen Wesens, sie kann ebenfogut zu krankhaften psychologischen Bewegungen wie zu begeisterter Inspiration eines Volkes, also zu großen Thaten führen. Der Aberglaube verhält sich gegenüber dieser bedenklichen Eigentümlichkeit, welche man auch Sympathie benannt hat, in zweierlei Weise. Er wird durch dieselbe nicht bloß verbreitet, sondern er erhöht sie auch, indem die Selbstständigkeit des Urteils durch verkehrte Vorstellungen verunreinigt und geschwächt wird.

Indem aber der Aberglaube den gesunden Menschenverstand verdirbt und die Köpfe mit falschen Ideen füllt, wirkt er präparatorisch für die psychischen Volkskrankheiten.

Es ist wohl kein Zweifel, daß einer, der an das „Besessensein“ glaubt, viel eher Gefahr läuft, von Dämonomanie befallen zu werden, als ein anderer, der von solchem Aberglauben frei ist. Also der Aberglaube wirkt disponierend für den Irrsinn; er kann die moralische Kraft eines Zeitalters so deprimieren, daß bei der nächsten Gelegenheit größere Volksteile zu wahnwitzigen Handlungen fortgerissen werden. Dies ist eine Beziehung, in welcher der Irrtum zum Irrsinn steht, es giebt aber noch eine andere, nämlich den Einfluß des herrschenden Aberglaubens auf die Formen, in welchen der Wahnsinn der einzelnen Zeiten sich ausprägt.

Die Erfahrungen in den Irrenhäusern lehren uns, daß Aberglaube und Irrtümer der Zeit in den Delirien der Geisteskranken eine Rolle spielen. Die Alii- enierten entlehnen ihre Wahnvorstellungen aus ihrem Ideenvorrat. Kein Wunder, daß der Geist der Zeit in den Bildern des jeweiligen Wahnsinns sich wiederpiegelt, daß also z. B. der Wahnsinn in früheren Zeiten durch den Aberglauben an Dämonen, Heren, Teufel und Tierverwandlungen eine bestimmte Färbung angenommen hat.

Obgleich demnach der Aberglaube in nächster Beziehung zur Geistesstörung steht, so ist er doch noch nicht wirkliche Geisteskrankheit. Der Aberglaube ist zwar ein Irrtum, aber nicht Irrsinn. Der Abergläubige irrt vielleicht in bezug auf seine sinnlichen Wahrnehmungen, er bildet irrige Begriffe und Schlüsse, er zieht falsche Konsequenzen aus richtigen Voraussetzungen, er glaubt an den notwendigen Zusammenhang des Zufälligen, er macht übernatürliche Erklärungsversuche natürlicher Erscheinungen, kurz er irrt in vielen Beziehungen, nur in einer nicht, in den Beziehungen seiner eigenen Persönlichkeit zur Außenwelt. Er ist mit sich einig, mit seinem Inneren nicht im Streit. Und dies ist gerade die Hauptfache. Erst in dem Moment, in welchem der Mensch sich selbst nicht mehr erkennt und die Beziehungen seiner selbst zu den anderen falsch beurteilt, erst in dem Moment, wo der Kranke sich selbst entfremdet wird und anfängt, sein eigenes Ich zu verlieren, ist er geisteskrank, ist er irre geworden. Verkehrtheiten aber, welche dem Menschen von außen durch Erziehung, Sitte, Mode u. s. w. eingepflanzt wurden, brauchen das Selbstbewußtsein nicht zu fälschen; sie können dem Seeleninhalte assimilirt und als psychisches Eigentum ohne weiteren Schaden bewahrt werden. Es ist auch nicht die kranke Stimmung des Zeitalters, sondern die kranke Stimmung des Individuums, das verkehrte Sichfühlen, welches den Konflikt in der Ideenbildung erregt und den Irrenden zum Irren macht.

Diesen Gesichtspunkt müssen wir bei der Beurteilung der Volks-Psychosen festhalten. Ich werde Ihnen zunächst Beispiele von epidemischer Schwärmerie, die an der Grenze des Wahnsinns stehen, vorführen müssen, aus welchen Sie die Unterscheidung klar erkennen werden.

Ein Beispiel von epidemischer Schwärmerie, welches dem epidemischen Wahnsinn ziemlich nahe steht, sind die Kinderfahrten und die Wanderfahrten des 13. Jahrhunderts.

Als der IV. oder sogenannte lateinische Kreuzzug unter Bonifazius von Montferrat und Balduin von Flandern verunglückt war, resp. mit der Eroberung Konstantinopels und der Gründung eines lateinischen Reiches dortselbst seinen Ausgang gefunden hatte, bot Papst Innozens III. allen seinen Einfluß auf, um einen neuen Kreuzzug zu stande zu bringen. Seine Abgesandten verordneten überall Bittfahrten und Prozessionen, die Kreuzprediger durchzogen alle Länder, aber sie fanden wenig Anklang. Höchstens das gemeine Volk und darunter vorzüglich die Weiber ließen sich begeistern, während Fürsten und Ritter nicht zu gewinnen waren, auch Innozens vergebens den König Philipp II. zur Teilnahme aufforderte.

Mitten in dieser Agitation trat in Frankreich ein Hirtenknabe als Kreuzprediger auf und entflamte die Jugend zu jenem thörichtem Unternehmen, welches unter dem Namen des Knaben-Kreuzzugs bekannt geworden ist. Der prophetische Hirtenknabe, welcher sich Etienne (Stephanus) nannte und im Dorfe Cloies bei Vendome an der Loire gebürtig war, gab vor, der Heiland sei ihm (Juni 1212) in der Gestalt eines armen Pilgers erschienen, habe Brot von ihm



genommen und einen Brief an den König von Frankreich übergeben, in welchem er als Prediger des Kreuzes bevollmächtigt sei. Er versammelte zunächst die Hirtenknaben seines Alters um sich, bald aber folgten ihm große Scharen von Kindern, welche ihre Eltern verließen und mit ihm weiter pilgerten. Unter dem Gesang: „Herr Jesu Christe gib uns das wahre Kreuz zurück!“ folgten sie ihm zu Tausenden und überall wurden sie vom Volke mit heiliger Ehrfurcht aufgenommen. Die Wunder, welche Etienne zu St. Denis verrichtet haben soll, verschafften ihm noch größeren Zulauf und ungemeines Ansehen. Auch in anderen Gegenden Frankreichs wirkte das Beispiel ansteckend, alle kindlichen Kreuzfahrer betrachteten aber den Hirtenknaben von der Loire als ihren Herrn und Meister, unter dessen Führung sie die Sarazenen besiegen würden. Die Eltern scheinen an dieser Erstase Theil genommen und viele ihrer Kinder zur Fahrt ins heilige Land ausgerüstet zu haben. Kinder, welche zurückgehalten wurden, sollen an heftigen Nervenzufällen gelitten oder der schärfsten Bewachung spottend entflohen sein, um sich dem heiligen Hirtenknaben anzuschließen. Auch Mädchen in Knabenkleidung und erwachsene Personen beiderlei Geschlechts schlossen sich den Kinderfahrten an. Der König suchte auf den Rat der Geistlichen die Bewegung zu ersticken und gebot den Knaben, in ihre Heimat zurückzukehren. Es scheint aber dieser Befehl nicht ernsthaft vollzogen worden zu sein, denn viele Tausende zogen in feierlichen Prozessionen nach Marseille ans Meer, von dem sie glaubten, es würde vor ihnen zurückweichen und sie würden trockenen Fußes ins heilige Land gelangen. Viele scheinen schon unterwegs zu Grunde gegangen zu sein, und diejenigen, welche bis Marseille kamen, fielen größtenteils in Verrat. Zwei Kaufleute, deren Namen die Geschichte aufbewahrt hat, Hugo Ferreus und Guilelmus Porcus, erboten sich nämlich, unentgeltlich um Gottes Willen das jugendliche Heer auf ihren Schiffen nach Syrien zu führen. Von sieben Schiffen, welche die Knaben füllten, scheiterten zwei bei der Insel S. Pietro in der Nähe von Sardinien und gingen zu Grunde, die fünf übrigen landeten in Bugia (Algier) und Alexandrien, wo sämtliche Kreuzfahrer den Sarazenen als Sklaven verkauft wurden. Die beiden Sklavenhändler fanden später ihren Lohn, als sie mit Mirabelli, dem Emir von Sizilien, eine Verschwörung gegen Friedrich II. eingingen und deshalb den Tod am Galgen erlitten.

Von Frankreich aus hatte sich die krankhafte Sehnsucht nach dem heiligen Grabe auch unter den Kindern von Burgund und Deutschland verbreitet. Allenthalben, besonders in den Rheinlanden, erstanden Kinderprediger und erregten den Wandertrieb. Viele Tausende von Knaben und Mädchen, darunter auch die Kinder aus edlen Geschlechtern, denen sich aber mehr als bei den französischen Jüngen auch Erwachsene und liebedürftige Weiber angeschlossen hatten, nahmen das Kreuz und wallten in Pilgerkleidern mit Stab und Bettelsack von Dorf zu Dorf. Überall vernahm man die Hymnen ihrer Kreuzesandacht, und unaufhaltsam, wie die Schwärme der Zugvögel, eilten sie dem Meere zu. Die Anregung zu den deutschen Kinderfahrten wird von Chronisten einem Knaben Nikolaus aus Köln zugeschrieben. Es soll derselbe gewesen sein, dessen personifiziertes Andenken noch

jetzt als Niklas in den Kinderstuben eine Rolle spielt. Unter diesem Führer Nikolaus zog eine große Schar den Rhein hinauf, dann über den Mont Cenis nach Genua, wo sie, nachdem viele unterwegs zu Grunde gegangen waren, noch 7000 Köpfe stark (24. August) ankamen. Die Genuesen wollten sie nicht aufnehmen und verschlossen ihnen die Thore, weil sie, wie angegeben wird, fürchteten, den Papst zu beleidigen, der zwar anfangs gesagt hatte: Diese Knaben beschämen uns, da sie zur Wiedereroberung des heiligen Landes ziehen, während wir schlafen, der aber später doch die Kinderfahrten mißbilligte und ihnen Kardinäle entgegen schickte, um sie zur Rückkehr zu bewegen. Als sie nach längerer Beratung des Senates in Genua eingelassen wurden, zerstreuten sie sich, viele aber kehrten zurück, andere wurden durch Not oder Gewalt den Bewohnern dienstbar, andere fanden Gastfreundschaft und wurden später die Gründer ausgehener Familien, ein kleiner Rest erreichte Brindisi, wo der Bischof ihre Einschiffung verhinderte. Ein zweites Kinderheer hatte seinen Weg über den St. Gotthard genommen, wurde aber in der Lombardei ebenfalls zerstreut. Die Wenigen, welchen es gelang, wieder in die deutsche Heimat zurückzukehren, wurden mit Spott aufgenommen, und als man sie befragte, weshalb sie fortgezogen seien, versicherten sie, es nicht zu wissen.

Dies war die interessante Begebenheit der Kinderfahrten, einer tragischen Karrikatur der Kreuzzüge. Wir erblicken darin keine wirkliche Geisteskrankheit, sondern nur eine pathologisch gesteigerte Sehnsucht, eine Überspannung der Einbildungskraft, bei der das Selbstgefühl zwar gehoben erscheint, aber ein Konflikt der Gedankenbildung nicht zu erkennen ist. Diese Wandersucht ist dem Heimweh ähnlich, man könnte sie ein umgekehrtes Heimweh nennen. Ohne klaren Verstand, mehr instinktiv wie der Zug der Vögel sind die Kinderfahrten erregt. Eine Entfremdung des Selbstbewußtseins, wie bei den Geisteskrankheiten, ist nicht vorhanden gewesen.

Ähnliche Erscheinungen wiederholten sich im Jahre 1237 in Erfurt, wo mehr als 100 Kinder springend und tanzend durch das Löberthor nach Arnstadt zogen, ferner 1458, wo in der Normandie Tausende von Knaben nach St. Michael wanderten. Auch gehört hierher die halb sagenhafte Geschichte des Rattenfängers von Hameln 1284. Jedoch streift diese Kinderfahrt schon mehr an den Wahnsinn. Es wird auch berichtet, daß die wenigen Kinder, welche nach Hameln zurückkehrten, krank waren, zum Teil stumm und taub.

Daß die Wandersuchten im 13. und 14. Jahrhundert auch unter Erwachsenen grassirten, beweisen die Geißlerzüge, die Züge der sogenannten Pastorels (1251—1320).

Die Geißler oder Flagellanten standen den Geisteskranken schon etwas näher als die kreuzfahrenden Kinder. Die Geißlerzüge waren ursprünglich Bußfahrten, aus religiöser Begeisterung entstanden und vom Geiste der Versöhnung und des Friedens getragen, sie arteten aber später in Sektenwesen mit wahnwitziger, betrügerischer Grundlage aus. Das Gebahren der Flagellanten ging sogar bisweilen in Geistesstörung über. Sie gingen z. B. halbnackt und barfuß

in Schnee und Kälte, warfen sich nach der Geißelung in ihrer Verzückung mit dem ganzen Körper in Schnee und Straßenkot, sie hatten zahlreiche Sinnes-täuschungen und benahmen sich so, daß ihre Zurechnungsfähigkeit jedenfalls ausgeschlossen erschien.

Bei den Bußfahrten der Geißler mit weißen Gewändern, den sogenannten Bianchi's (1399), war dies am deutlichsten ausgesprochen.

Die erste große Geißlerfahrt war im 13. Jahrhundert. Sie begann im September 1260, nachdem die Welfen in der Schlacht bei Monte aperto von den Ghibellinen auf das Haupt geschlagen und die päpstliche Partei in großen Nöten war. Es galt, die welfische Partei zu einigen und zu begeistern. Man hoffte den Beistand Gottes durch eine große Bußfahrt zu erlangen. Von einem Eremiten Rainerius kam die Aufforderung dazu, welche bei allen Ständen, vorzüglich aber beim niederen Volke, Anklang fand. Zu Perugia begann die Schwärmerei und verbreitete sich rasch nach Bologna und in den welfischen Orten, vorzüglich in der Lombardei, während Manfred, der Bastard Friedrichs II., und andere ghibellinische Fürsten sie bekämpften. Von der Lombardei gingen die Geißlerzüge über die Alpen nach Bayern, Böhmen, Polen und in die westlichen Gegenden Deutschlands (1262).

Da die Geißler Irrlehren ausstreteten, die Beichte selbst abnahmen und glaubten, durch ihre Bußübungen nicht bloß ihre Sünden zu tilgen, sondern auch den Seelen in der Hölle helfen zu können, fand das Geißlerwesen bald von geistlicher Seite Widerstand. Die Geißler wurden als ketzerische Sekte betrachtet und allenthalben verfolgt. Im 13. Jahrhundert kamen dann die Geißlerfahrten nicht mehr zum Vorschein, wohl aber im 14. Jahrhundert, wo die großen Geißlerfahrten der sogenannten Kreuzbrüder, welche 1349 infolge der Pest in Polen, Ungarn und Deutschland entstanden waren, ferner die Bußfahrten der sogenannten Bianchi in Italien 1399 von historischem und psychologischem Interesse erschienen. Damals traten auch Geißlerzüge in Deutschland (Würzburg, Bamberg, Speier, Straßburg) auf. Ihr Ursprung ist auf die moralischen Wirkungen des schwarzen Todes, welcher 1346—51 in Europa wüthete, zurückzuführen. Dies wird sehr eindrucksvoll geschildert von dem klassischen medizinischen Geschichtsschreiber Hecker. Leider erlaubt es mir die Zeit nicht, Heckers Worte wiederzugeben. Wenn man bedenkt, daß an dem schwarzen Tod in Europa binnen wenigen Jahren 25 Millionen Menschen gestorben sein sollen, so begreift man auch, daß die Überlebenden von der größten Panik gepackt wurden, und der Bußgedanke in jener Selbstzüchtigung seinen Ausdruck fand. Die sogenannten Kreuzbrüder, welche auf ihrer Bekleidung rote Kreuze trugen, bildeten eine Geißlersekte, welche nach Art der Bruderschaften organisiert war. Sie verbreiteten sich von Ungarn aus nach Deutschland und in die französischen Provinzen, welche Länder sie, in verschiedene Rotten geteilt, unter besonderen Führern durchzogen. Ihr Gebahren erscheint als eine etwas rohe, religiöse Erstaufe, welche für die Stimmung der damaligen Zeit passend und ausdrucksvoll war, aber nicht als wirkliche geistige Störung angesehen werden darf. Ein pathologischer Zug war freilich auch

bei manchen dieser Geißlerschwärme nicht zu verkennen, weshalb denn auch der Karlsruher Verſon in ſeiner dem Konzil zu Konſtanz am 18. Juli 1417 vorgelegten Schrift gegen die Geißler bemerkte: „Wie ein alter Mann im Schlafe phantaſiere. ſo erleide die alternde Welt Phantaſien falſcher Wunder.“

Bei den ſogenannten Bianchi's war die Idee der Geißlerbuße mehr korrumpirt und die Ausgeburten des irrenden Verſtandes häufiger und abenteuerlicher, ſo daß der Grundzug der Schwärmerei durch die öfter auftretenden Zeichen geiſtiger Störung verdeckt erſchien. Eine Menge Wunder, welche auf Einneſtäuſchungen beruhten, wurde angenommen, Blinde, Lahme, Beſeſſene wurden durch Küſſen des Kreuzſtirs geheilt, das Kreuzſtir wechselte die Farbe und vergoß Blutstropfen, die Heiligenbilder ſenſzten und weinten; die Dämonen ſtellten in der Luft Prozeſſionen an u. ſ. w. Troßdem ſtehen die Geißlerfahrten nur an der Grenze des Wahnsinns und ſind nicht als wirkliche psychiſche Epidemien zu bezeichnen. Nicht zu verwechſeln mit den Geißlern ſind die ſogenannten Paſtorcel's, welche zwei Mal in Frankreich auftraten, 1251 und 1320. Sie gehörten mehr zu den Kreuzzügler'n und bekundeten nur die Luſt des gemeinen Volkes zum Bagieren und Wandern. Sie nannten ſich die Hirten, führten ein Lamm auf ihren Fahnen und waren einfach religiöſe Schwärmer, welche die Klerifei läſterten, unter dem Vorwand, nach Paläſtina zu ziehen, in Dörfern und Städten einfielen, auf allgemeine Unkoſten lebten und große Ausſchweifungen begingen. Eine ähnliche kommuniſtiſche Färbung hatte die ſogenannte Wallfahrt nach Niklaſshauſen zu dem falſchen Propheten Hans Böh'm, welcher, ein junger Hirte aus Helmſtadt, dem Landvolke des Taubergrundes gewöhnlich an Feiertagen zum Tanz aufſpielte, eines Tages aber (Mittwochen 1476) ſein Inſtrument vor der Pfarrkirche in Niklaſshauſen verbrannte und als Volksprediger auftrat. Er behauptete, die heilige Jungfrau ſei ihm erſchienen und habe ihn zum Propheten erkoren. Niklaſshauſen ſei von der göttlichen Vorſehung auserſehen worden zum Wallfahrtsort. Nirgends wäre ein Ablaß der Sünden wie in Niklaſshauſen, wer da ſterbe, fahre von Stund an gen Himmel. Hans Böh'm predigte gegen die Geſchenke an die Geiſtlichkeit und ging allmählich zu völlig kommuniſtiſchen Lehren über, die natürlich den Landleuten der damaligen Zeit ebenſo angenehm waren, als wenn heute jemand Steuerfreiheit im göttlichen Auftrage verkündigen würde. Der Ruf des neuen Propheten verbreitete ſich raſch, und aus ganz Ober- und Mitteldeuſchland, vom Fuße der Alpen, vom Rhein bis zum Harz ſtrömte alt und jung, Männer und Weiber ſcharenweiſe nach Niklaſshauſen. An manchen Tagen ſollen 30000 Wallfahrer in Niklaſshauſen geweſen ſein. In einem nach Urkunden bearbeiteten Berichte (des Dr. Barad) heißt es: „die Handwerker verließen ihre Werkſtätten, die Knechte ihre Herren, die Grasmägde die Felber und eilten noch mit den Werkzeugen, Piſen, Hammer, Geißel, Senſe und Sichel in der Hand und in derſelben Kleidung, in der ſie die Wandersucht ergriffen hatte, herbei, um den Wundermann zu hören und zu verehren. Es lief, was laufen konnte, und war es auch bei dem Banne verboten, das Volk fragte nichts danach. Der Gruß „Bruder“ und „Schweſter“ war die Loſung

der eilenden Wanderer. Wer kein Zehrgeld hatte, wurde von seinem Reisegefährten unterstützt oder in den Herbergen unterwegs als werter Gast unentgeltlich verpflegt.“ Auf ihren Zügen trugen sie Fahnen und sangen kirchenseindliche Lieder. Natürlich geschahen bei dieser Gelegenheit auch Wunder. Der wunderbare Jüngling aber wurde auf Befehl des Bischofs Rudolf zu Würzburg in der Nacht von 31 zuverlässigen Reifigen zu Pferd aufgehoben, auf ein Pferd gebunden und nach Würzburg gebracht. 12000 seiner Anhänger, welche vor Würzburg zogen, wollten ihn befreien, unterlagen aber, und der gefangene Böhme wurde als Ketzer und Zauberer zum Feuertode verurteilt und verbrannt, zwei seiner Anhänger aber zu gleicher Zeit enthauptet. Die eben erzählte Begebenheit gehört zu den Wandersuchten, aber nicht zu den Geisteskrankheiten. Die Berichterstatter meinten, es wäre eine Melancholia errabunda gewesen; davon kann gar keine Rede sein. Es handelte sich bloß um eine Gemüths-Exaltation, welche durch die trügerische Hoffnung, in Niklashausen den Himmel auf Erden zu finden, erregt worden war.

In naher Beziehung zu den Wandersuchten stehen die Tanzwut-Epidemien, nur sind bei ihnen tiefere Störungen des Nervensystems und der Seele zu erkennen. Der krankhaft gereizte Bewegungstrieb führt hier nicht bloß zum Wandern, sondern auch zu konvulsivischen Bewegungen, zu Krämpfen, bei denen das Bewußtsein erloschen oder gefälscht war. Dahin gehören der St. Johannistanz, der Weistanz, der Tarantismus und andere Formen der Tanzplage.

Die erste größere Epidemie der Tanzwut wurde in Deutschland und den Niederlanden 1374 beobachtet und als St. Johannistanz benannt. Es ist nicht bekannt, wo und wie diese Epidemie zuerst entstanden war. Prädisponierende Momente lagen in der Roheit der Gesinnung und Gesittung der damaligen Zeit. Die Schrecken des schwarzen Todes waren noch nicht ganz vergessen, die Pest war kurz vorher, 1371, in Regensburg wieder ausgebrochen. Materielle Not war aber nicht vorhanden; denn gerade die Jahre 1373/74 waren durch große Fruchtbarkeit ausgezeichnet, und vielleicht war der Umstand, daß in gesegneten Jahren die wilde Tanzfeier des Johannistages wieder in Aufnahme gekommen war, von Einfluß auf die Entstehung der Tanzplage.

Am 16. Juli 1374 kam, wie ein Zeitgenosse erzählt, nach Aachen eine sonderbare Art besessener Menschen, welche halb entblößt, die Köpfe bekränzt, auf den Straßen, in den Kirchen und in den Häusern Tänze aufführten und dabei nie gehörte Namen des Teufels ausriefen. Nach vollendeten Tänzen quälten die Teufel sie mit den heftigsten Brustschmerzen, sodasß sie mit schrecklicher Stimme schriegen, sie müßten sterben, wenn man sie nicht mit Binden mitten um den Leib stark zusammenschürte. Vom September bis Oktober wuchs ihre Zahl zu vielen Tausenden an, und täglich strömten neue Tänzer herbei. Sie zogen nach Utrecht und Lüttich, wo viele gesunde Zuschauer plötzlich von derselben Tanzsucht ergriffen wurden. Die Ärzte erklärten die Tänzer für Kranke, welche wegen ihrer heißen Natur oder aus anderen natürlichen Ursachen in die Tänzerei verfallen wären,

aber die Meister der Schrift meinten, sie wären vom Teufel besessen. Sie stellten Beschwörungen dagegen an, und als diese Kur mehrmals gelungen war, so kam, wie unser Berichterstatter naiv bemerkt, der Klerus von Lüttich in einen guten Geruch. Bei höheren Graden der Krankheit begannen die Anfälle mit fallsüchtigen Zuckungen, die Kranken fielen bewusstlos und schnaubend zu Boden, dann sprangen sie auf und hoben ihren Tanz an mit unheimlichen Verzerrungen des Gesichts. Öfters hatten sie während des Tanzens Visionen, erblickten Geister oder sahen den Himmel offen. Manche sagten nach dem Anfall, sie wären sich vorgekommen, wie in einen Strom von Blut getaucht, weshalb sie so hätten springen müssen. Sie hatten einen Widerwillen gegen die damals modernen Schnabelschuhe, noch mehr aber wurden sie durch den Anblick der roten Farbe aufgeregt, einige konnten auch den Anblick von Weinenden nicht ertragen.

Zur nämlichen Zeit sah man die Tanzsucht auch in Köln und in Meß.

Einer zweiten Tanzwutepidemie begegnete man 1418 in Straßburg. Diesmal hieß die Krankheit Sanct Veitstanz. Nach dem Berichte einer ungedruckten Chronik wurde am 14. Juli eine Frau von der Tanzplage befallen, welche der Magistrat zu der Kapelle des heiligen Veit nach Zabern bringen ließ, wo sie sich beruhigte. Aber binnen 4 Tagen brach das Übel bei 24 Personen beiderlei Geschlechts aus, welche, vom Sinnentau mel ergriffen, nach dem Sackpfeifer auf den Straßen tanzten. Der Magistrat verbot in folgedessen Trommeln und Pfeifen, und die Befallenen wurden ebenfalls dem heiligen Veit zugeführt. Binnen wenigen Tagen erhob sich aber die Zahl der Befallenen auf 200. Die Chronik hat darüber folgende Reime:

„Viel Hundert singen zu Straßburg an  
Zu tanzen und springen, Frau und Mann  
Am offenen Markt, Gassen und Straßen  
Tag und Nacht ihrer viel nicht äßen,  
Bis ihnen das Wüten wieder gelag.  
St. Veitstanz ward genannt die Plag.“

Der heilige Veit galt als Schutzpatron gegen die schon früher bekannten tanzähnlichen Krämpfe.

Der Taranteltanz oder Tarantismus, den ich ebenfalls erwähnen muß, hat Anrecht auf den Namen einer psychischen Störung. Man glaubte, daß die Krankheit von dem Stiche einer in Apulien häufigen Erdspinne, der Tarantel, herrühre. Die vermeintlich Gebissenen verfielen in Trübsinn oder Betäubung. Dabei war eine außerordentliche Empfindlichkeit für die Wirkungen der Musik. Einzelne sprangen bei den ersten Tönen einer beliebten Melodie auf, jauchzten vor Freude und tanzten, bis sie erschöpft und halb leblos niedersanken. Andere weinten beständig und blieben melancholisch, wieder andere wurden vom Liebesrausch ergriffen. Gegen die Folgen des Tarantelbisses gab es nach der Volksmeinung kein anderes Mittel als die eigentlichen Weisen der „Tarantella.“ Der Tarantismus begann in Italien in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, und im Anfang des 17. Jahrhunderts erreichte das Vorkommen des Tarantismus

seine Höhe. Es ist kein Zweifel, daß man die übereinstimmenden Angaben über den Tarantismus auf eine melancholische Störung beziehen muß, welche vielleicht aus Angst der von Insekten Gestochenen entstanden sein dürfte. Es bestand der Wahn, daß die von der Tarantel Gebissenen tödlich erkrankten, aber nur durch Tanz genesen könnten. Deshalb sollen zur Zeit des Tarantismus viele Spielleute in Italien herumgezogen sein, welche die Heilung der Taranteltänzer besorgten, und da die Frauen die Spielleute für die von der Tarantel-Melancholie Befallenen bezahlten, so nannte man diese Zeit den kleinen Karneval der Frauen.

Der Tarantismus war also eine besondere Form von Melancholie, eine weitere Form sehen wir in den Tierverwandlungen, in der Lykanthropie und Zoanthropie. Man versteht unter Lykanthropie die Wahnvorstellung geisteskranker Menschen, in Wölfe, sogenannte Werwölfe, verwandelt zu sein. Der Aberglaube, daß Menschen in Wölfe verwandelt werden können, ist ein uralter. Schon bei Herodot kommt dieser Aberglaube zur Sprache, und Ferd. Wolf meinte, daß derselbe germanischen Ursprungs sei, während Plinius den Glauben an Werwölfe aus Arabien ableitet, wo dem Lykäischen Zeus in einem unantastbaren Heiligtum Menschen geopfert wurden und diejenigen, welchen es oblag, das Opfer zu vollbringen, in einen finsternen Wald fliehen und dort 9 Jahre lang als Wölfe leben mußten, nach welcher Zeit der Frevel geführt war und sie ihre frühere Menschengestalt wieder bekamen.

Als Krankheit oder Epidemie kam die Lykanthropie im Altertum nicht vor. Wohl aber kannte man die Lykanthropie als eine besondere Art der Melancholie bereits im 4. Jahrhundert. Ein Arzt der damaligen Zeit, Marcellus aus Sida, beschreibt diese Melancholia errabunda, bei der die Kranken gleich den Wölfen des Nachts auf Gräbern und abgelegenen Orten heulend herumstreiften. Im späteren Mittelalter und in der neuen Zeit (16. u. 17. Jahrhundert) war der Glaube an Werwölfe sehr verbreitet, und die Fälle, in welchen Geistesranke auf allen Vieren durch die Felder streiften, sich in Wölfe verwandelt glaubten und sich selbst beschuldigten, Kinder getötet und aufgezehrt zu haben, wurden beobachtet. Man hielt diese Selbstbeschuldigungen für einen Beweis, daß es wirklich Werwölfe gebe, man erkannte nicht, daß es sich um Seelenstörung handelte, sondern nahm dämonische Einwirkung an, und da diese unglücklichen Geisteskranken alles zugestanden, was man in sie hineinerrathete, so kam es, daß man nach einem scheinbar ganz exakten Beweisverfahren diese vermeintlichen Werwölfe zum Feuertode verurteilte.

Im 16. Jahrhundert kam die Lykanthropie auch epidemisch vor. 1573 wurden die Bauern in der Umgegend von Dôles in Frankreich durch einen Parlamentserlaß autorisiert, auf die Werwölfe Jagd zu machen. 1598—1600 herrschte die Lykanthropie vermischt mit Teufelskultus epidemisch im Jura, und ein dortiger Richter Boguet soll sich am Ende seiner Wirkksamkeit gerühmt haben, mehr als 600 Lykanthropen und Dämonomanen zum Tode verurteilt zu haben. In Konstantinopel sollen 1542, als Soliman die Herrschaft antrat, so viele Werwölfe

gewesen sein, daß über 150 Werwölfe erlegt wurden, und in Polen sollen sie zu Tausenden vorgekommen sein.

Erst am Ende des 16. Jahrhunderts fing man endlich an, einzusehen, daß die Werwölfe auch Geistesranke sein können. Das Parlament schickte 1598 einen Verrückten, der sich als Werwolf bekannt hatte und deshalb vom Gericht in Angers zum Tode verurteilt war, ins Irrenhaus, weil, wie das Erkenntnis sagte, mehr Tollheit als Zauberei und Bosheit in dem Unglücklichen steckte. Trotzdem hat 5 Jahre später (1603) das Parlament zu Bordeaux einen blödsinnigen 13jährigen Knaben (Jean Grenier) wegen Lykanthropie zu lebenslänglicher Einsperrung in einem Kloster und zur Todesstrafe im Falle seiner Entweichung verurteilt.

Die Verwandlung der Wölfe war nicht der einzige Tierverwandlungswahn der Geisteskranken, sondern manche hielten sich für Hunde und bellten, oder für Katzen und miauten.

Der Glaube an Dämonen, an Besessenheit und Teufelsbündnisse grassierte vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Als im 15. Jahrhundert unter dem Einflusse des Mystizismus die Theosophie, Alchimie und Astrologie in den Köpfen der Gelehrten gepflegt wurden, nahmen der Aberglaube und die Dämonomanie beim gemeinen Volke einen neuen Aufschwung. Die mannigfachen Dissonanzen in den Gemüthern der Einfältigen, welche der lutherischen Reformation vorausgegangen waren, die große Sittenlosigkeit der damaligen Zeit und der verbreitete Glaube an Zauberei bildeten die zeitliche Disposition zu dem Ausbruch jener greulichen Verirrungen des menschlichen Geistes, welche als Hexenwesen bekannt sind. Eine große Menge von Menschen erkrankte an einer eigentümlichen Seelenstörung, welche in 2 Formen auftrat: als Besessenheit und als Teufelsbündnis (Verschreibung).

Bei der ersten Form waren die Kranken von dem Wahne beherrscht, daß ein böser Dämon von ihrem Körper Besitz genommen hatte. Die Besessenen hielten sich für Teufel und benahmen sich teuflisch. Ihr eigenes Ich war verloren gegangen und durch ein fremdes ersetzt, ähnlich wie wir dies heute noch täglich an unseren Wahnsinnigen zu beobachten Gelegenheit haben. Oft war ein heftiger seelischer Kampf vorausgegangen, bis das Selbstbewußtsein unterlag und der Körper in tobsüchtige Anfälle ausbrach, während welcher die geäußerten Vorstellungen von dem besitzenden Dämon diktiert und demgemäß geartet waren. Dies war das Besessensein.

Bei der anderen Form handelte es sich um ein erdichtetes Bündnis mit dem Teufel, um die Teufelsverschreibung oder Hexenzauberei, welche von den unschuldig Angeklagten begangen worden sein sollten.

Während die Besessenen durch kirchliche Zeremonien, welche den Teufel austreiben sollten, durch den sogenannten Exorzismus (Beschwörung des Teufels) behandelt und bisweilen auch geheilt wurden, verfielen die anderen, welche angeblich sich dem Teufel verschrieben hatten, als Hexen den Hexenrichtern, der Tortur und dem Scheiterhaufen.



Beide, die Beseffenen und die Hexen, waren aber Geistesranke, die letzteren oft erst dazu gemacht, nachdem sie unschuldig des Teufelsbündnisses angeklagt worden waren.

Über den seelischen Zustand der Beseffenen liegt ein historisches Zeugnis vor, welches so charakteristisch ist, daß ich mir nicht versagen kann, es Ihnen vorzutragen. Ein Pater Surin, der im Jahre 1635 die in einem Kloster ausgebrochene Dämonomanie durch Exorzismus zu vertreiben beauftragt war, aber selbst angesteckt, also beseffen wurde, hat ein Selbstbekenntnis in folgenden Worten gegeben: „Ich kann nicht begreifen, was in mir während dieser Zeit vorgeht, wie der böse Geist sich mit dem meinigen vereint, ohne mir weder das Bewußtsein noch die Freiheit meiner Seele nehmen zu können, und wie er doch ein anderes Wesen aus mir macht. Es ist, als ob ich zwei Seelen hätte; die eine ist ihres Körpers und ihrer Organe entkleidet und schaut zurückgezogen der anderen zu. Die beiden Geister bekämpfen sich im Körper wie auf einem Schlachtfeld, und die Seele ist zerpalten. Ein Teil von ihr ist dem Teufel unterworfen, der andere folgt seinen eigenen Eingebungen und den Gedanken, die von Gott kommen. Wenn ich durch Gottes Hilfe Ruhe und Frieden empfinde, bricht zuweilen die größte Wut und das größte Ungeftüm in mir aus. Ich fühle den Zustand der Verdammnis und fürchte ihn, und in der fremden Seele, die doch mein zu sein scheint, herrscht trostlose Verzweiflung, und die andere Seele ist voller Zutrauen, verspottet solche Empfindungen und verwünscht in ihrer Freiheit den, der sie verursacht u. s. w.“ Natürlich schildert dieses, im freien lichten Intervall gegebene Bekenntnis nur den moralischen Jammer, wie er dem Ausbruch der Tobsucht voranzugehen scheint. Die volle Beseffenheit zeigt schwerere Symptome einer Manie, zum Teil scheußliche Ausprägungen der kranken Phantasie, welche man nicht beschreiben kann, ohne den Zartstinn zu verletzen.

Die Beseffenheit ist übrigens auch heutzutage noch nicht ausgestorben und kann in unseren Irrenhäusern, wenn auch selten, noch beobachtet werden. Sie ist eine besondere Form der Tobsucht.

Auch die andere Form der Dämonomanie, der Hexenwahn, kann mit Recht unter die Geisteskrankheiten gestellt werden. Sie herrschte in der That epidemisch, was schon daraus hervorgeht, daß nach einer Berechnung nahezu  $\frac{1}{2}$  Million ihr zum Opfer gefallen sein sollen.

Die Geschichte des Hexenwahns ist das schwärzeste Blatt der christlichen Kulturgeschichte. So groß auch die Kurven der Sittengeschichte in den verschiedenen Zeiten sind, so giebt es doch keine tiefere Stufe der christlichen Kultur und keine höhere Verirrung des menschlichen Geistes als die Hexengeschichte.

Als Hexen oder Unholde galten nach der Annahme der sogenannten Hexenrichter Personen, welche mit Vorsatz teuflische Mittel anwendeten, um irgend ein Vorhaben durchzuführen. Die Zaubermittel wurden durch einen Vertrag mit dem Teufel erlangt, in welchem die Unholde Christus und allen Heiligen entsagen, Gott und seine 10 Gebote verleugnen und ihre Seele der Hölle verschreiben mußten.

Wer als Unhold oder Hexe denunziert war, der verfiel in eine peinliche Untersuchung. Zuerst wurde ein summarisches Verhör angestellt, welches fast immer damit endigte, daß der Inquisit ins Gefängnis geworfen wurde. War die inhaftierte Person wirklich eine Hexe, d. h. geisteskrank, so war es leicht, ein sogenanntes freiwilliges Geständnis zu erlangen. Man nahm an, daß alles, was solche Geistesranke aussagten, objektiv begründet war, daß also die Sinnestäuschungen und Wahnvorstellungen der Kranken einer thatfächlichen äußeren Anregung entsprechen, und so war es leicht den Beweis zu bekommen, daß die Teufelsverschreibung stattgefunden hatte. Damit war gewöhnlich der Prozeß beendet, und bald wurde das Urteil auf dem Scheiterhaufen vollzogen. Hatte man aber ein nicht geisteskrankes Individuum auf eine Denunziation hin verhaftet, dann bekam man kein freiwilliges Geständnis, und die Tortur mußte nachhelfen. Die Unglücklichen verloren durch die Foltern den Verstand und gestanden, was der Herenrichter wollte. Nur wenige überstanden die Tortur und wurden als unschuldig (aber verkrüppelt) freigesprochen.

Wenn man sich fragt, wie es möglich war, daß drei Jahrhunderte hindurch der Herenaberglaube bestehen und Tausende von Geisteskranken als Hexen gefoltert und verurteilt werden konnten, so ist die Antwort einfach die, daß es an wissenschaftlicher Aufklärung fehlte. Es gab keine psychiatrische Wissenschaft. Selbst die Aufgeklärtesten hatten keine Idee davon, daß Sinnestäuschungen durch körperliche Krankheit erregt werden können, daß die Teufel nichts waren als Sinnestrug, daß das stereotype Delirium der Hexen nichts war als ein methodisch verarbeiteter Wahn, ausgehend von abnormen Empfindungen und Sinnestäuschungen, ausgehend von dem Zwiespalt in der Seele.

Der Herenwahnsinn unterscheidet sich von der Besessenheit nicht prinzipiell, sondern nur formell. Hier wie dort ist die Fälschung des moralischen Bewußtseins durch eine fremde Macht zu erkennen. Während bei der Besessenheit der Seelenkampf zu tobsüchtigen Handlungen und Geberden führte, erregte er bei den Behexten mehr das Gemüt als die Bewegungssphäre und führte zum Haß gegen Gott und die Menschen, zum Teufelskultus. Die Herendelirien der Kranken waren aber entnommen aus dem damaligen Volksglauben resp. Aberglauben. Der Glaube an böse Geister, an gefallene Engel, an den Teufel war in der christlichen Lehre enthalten und wurde nicht einmal durch die Reformation beseitigt. Mit Recht sagt ein Autor (Schindler): Der Begriff der Gesetzmäßigkeit der Natur und der unwandelbaren ewigen Weltordnung war noch nicht ins Volksbewußtsein gedrungen. Aktive, intelligente Mächte waren zwischen Gott und die Menschen gestellt, und da man das Böse in der geistigen Welt ebensowenig mit Gottes Güte vereinigen konnte als die zerstörenden Gewalten in der äußeren Natur, so glaubte man an jene dämonischen Mächte, welche mit Gott um den Besitz der Menschenseele stritten und als Urheber alles Bösen und Schändlichen galten<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Vgl. Schindler. Der Aberglaube des Mittelalters. Breslau 1858.

Wie ich schon im Eingang meines Vortrags angedeutet habe, spiegelte sich der Zeitgeist und der Aberglaube in den Delirien der Geisteskranken. Dies ist zu allen Zeiten so gewesen. Man braucht sich also nicht zu wundern, daß die Vorstellungen, die man sich vom Teufel machte, in der an religiösen Bewegungen reichen Zeit die Gemüter lebhaft beschäftigten und bei vielen einen wesentlichen Teil des Seeleninhaltes ausmachten. Der Glaube an den Teufel erzeugte die besondern Formen des Wahnsinns, welche wir als Besessenheit und Hexenwahn kennen gelernt haben.

Von der falsch gedeuteten Thatsache des Hexenwahns aus entwickelte sich die falsche Theorie des Hexenprozesses. Die richterliche Verfolgung der Hexenkranken aber trug wesentlich zur epidemischen Verbreitung der Hexenkrankheit bei. Die Theorie, welche rein subjektive Empfindungen und Aussagen der seelisch Gestörten für objektiv wahr hielt, war vorzüglich an der großartigen Vielfältigung der Hexen Schuld. Wir sehen dies daran, daß, wenn einer der intelligenten Fürsten im 17. Jahrhundert den Hexenprozeß in seinem Lande abschaffte, auch der Hexenwahn verschwand oder wenigstens selten wurde, während andererseits immer eine rasche Zunahme des Hexenwahns stattfand, wenn ein weniger aufgeklärter Fürst an die Regierung kam oder ein fanatischer Hexenfinder irgendwo auftauchte.

Als 1498 zu Köln der Hexenhammer (*Malleus maleficarum*) von Sprenger und Infortioris verfaßt war und rasch bei den Hexenrichtern kanonisches Ansehen erlangte, vermehrten sich die Hexenbrände in Deutschland ungemein, und als der brave Jesuit Spee durch seine Schrift gegen die Hexenprozesse (*Cautio criminalis*, 1631) und durch seinen persönlichen Einfluß auf den Fürstbischof von Mainz und Würzburg, Joh. Philipp von Schönborn, zur Unterdrückung der Hexenprozesse wesentlich beigetragen hatte, nahm die geistige Seuche wenigstens für längere Zeit sehr ab. Die letzte Hexe ist übrigens erst 1783 in Glarus verbrannt worden, die vorletzte in Würzburg 1749.

Wenden wir uns nun ab von den Verirrungen einer trüben Vergangenheit und erfreuen wir uns des Bewußtseins, daß wir in einem Zeitalter leben, welches sich durch gesunde Weltanschauung und humane Gesittung auszeichnet! Aber frohlocken wir noch nicht! Denn es fehlt auch in unserer Zeit nicht an religiösen Nachstücken, an mystischen Richtungen in Wissenschaft und Glauben. Kleinere psychische Epidemien sind auch in unserem Jahrhundert dagewesen, z. B. die besessenen Kinder im Waisenhause zu Elberfeld 1861.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Im Januar 1861 wurden die Kinder des Waisenhanges in Elberfeld in Folge des vielen Betens von Seelenangst gequält, und bald darauf brachen bei denselben Krämpfe aus, wobei sie unter lautem Schreien Gott um Verzeihung ihrer Sünden anflehten. Binnen kurzem waren sechzig Kinder von religiösem Wahnsinn ergriffen. Ein 17jähriger Knabe, dem der Satan den Mund zugehalten, wenn er beten wollte, wurde mit aller Gewalt von den Anwesenden zum Beten aufgefordert, damit der Satan ihn nicht lebendigen Leibes hole. Die Stadtverordneten von Elberfeld machten der Sache ein Ende, indem sie die Amtsentsetzung des Waisenhaus-Vorstehers anordneten.

Eriunern wir uns ferner des Mesuterismus, des odisch-magnetischen Zaubers, der Hellscherei, der Revivals und Konvulsionäre, der tanzenden Fische und klopfenden Geister, des sogenannten Spiritismus, der Salutisten und des neuesten Geisterpuffs in Resau!

Alle diese Verirrungen sind Zeichen der Zeit. Der Aberglaube lebt auch heute noch in tausend Formen. Aber eben deshalb ist es gut, wenn wir von Zeit zu Zeit die Geschichte des Wahnsinns und des Aberglaubens studieren.

Nehmen wir uns an den abschreckenden Beispielen eine Lehre und pflegen wir die Wissenschaften! Die Wissenschaften reinigen die Religion von falschen Thaten und befreien die Menschheit von dem Alp des Aberglaubens.



## Die französische Revolution in ihrer Bedeutung für den modernen Staat.

(Fortsetzung.)

Um das französische Staatswesen von dem Siechtum des Feudalismus zu heilen, bedurfte es eines operativen Eingriffs; aber wenn eine geschickte Hand das Messer führte, war die Gefahr einer Verletzung vitaler Organe ausgeschlossen. Das Steuersystem mußte der Prästationsfähigkeit der Zensiten entsprechend reformiert d. h. zum mindesten das Prinzip der gleichen Repartierung zur Anerkennung gebracht werden. Die feudalen Abgaben und wirtschaftlichen Beschränkungen, welche die unteren Stände bedrückten, mußten beseitigt werden, sei es durch Aufhebung, sei es durch Ablösung. Eine gründliche Reorganisation der Justiz war in dem Sinne geboten, daß niemand seinem ordentlichen Richter entzogen werden durfte. Endlich kam es darauf an, den alten Grundsatz: N'impose qui ne veut von neuem zur Geltung zu bringen, d. h. der Nation das Recht der Steuerbewilligung wiederzugeben und ihr außerdem eine Kontrolle über die Finanzverwaltung sowie eine Mitwirkung bei der Gesetzgebung einzuräumen. Alle diese Postulate waren — dafür bedarf es heute keines Beweises mehr — mit dem Fortbestand eines geordneten Gemeinwesens verträglich; sie umfaßten nichts Weiteres als die Umbildung des mittelalterlichen absoluten in den modernen verfassungsrechtlichen Staat. Die Staatsmänner der Revolution erkannten sehr wohl die Natur des Leidens; die Symptome waren so handgreiflich und so bestimmt, daß jeder Zweifel in der Diagnose ausgeschlossen sein mußte; aber sie besaßen nicht die Fähigkeit, die notwendige Operation vorzunehmen. Mit plumper Hand schnitten sie darauf los und verletzten den staatlichen Organismus in seinen edelsten Teilen.

Austatt die durch die geschichtliche Entwicklung der französischen Gesellschaft bedingten Reformen vorzunehmen, unterfiug sich die konstituierende Versammlung, ein vollständig neues Gemeinwesen auf der von dem Rationalismus entworfenen

Grundlage aufzubauen. Schon dadurch allein, schon durch die Thatfache, daß man auf jene Philosophie rekurrierte, um einen Ersatz für die mittelalterliche Staatsordnung zu schaffen, war das Geschick der Revolution entschieden: sie mußte für Frankreich verhängnisvoll werden. Das angebliche Vernunftrecht, auf welches man zurückgriff, war in Wirklichkeit nichts weiter als die Erfindung einer dichterischen Phantasie. Wenn nun der dritte Stand aus einer solchen willkürlichen Konstruktion das leitende Prinzip für seine politische Neuschöpfung herleitete, warum durfte das Proletariat dann nicht ein Gleiches thun? Warum sollte es sich nicht seinerseits ein Vernunftrecht nach dem Bedürfnis der Hungerleider erdenken und auf Grund desselben eine Umwälzung aller wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse inszenieren? Und in der That haben sich die Dinge dementsprechend entwickelt. Dank den bornierten Metaphysikern, welche in Gestalt von Advokaten die gesetzgebende Gewalt dirigierten, geriet die französische Gesellschaft aus der Charibdis des ancien régime in die Scylla der Anarchie.

In dem berühmten Mémoire au Roi, in welchem Turgot Ludwig XVI. den Plan zu einer durchgreifenden Verfassungsreform unterbreitete, wird außer der Aufhebung der Privilegien eine ständische Vertretung des Volkes befürwortet, und zwar im Verhältnis zur Steuerleistung. Nach dem Contrat social dagegen gehört es zu den unerläßlichen Bedingungen des Gesellschaftsvertrages, daß jedermann einen gleichen Anteil an der Bildung des allgemeinen, den Staat regierenden Willens habe, und diese letztere Auffassung eignet sich die National-Versammlung an; sie erklärt es für ein Grundrecht, daß alle Bürger persönlich oder durch ihre Vertreter bei der Entstehung der Gesetze mitwirken. Die staatsgefährliche Wirkung einer solchen Legalisierung des Dogmas der politischen Gleichheit trat alsbald zur Erscheinung.

Schon wenige Wochen nach der Proklamierung der Grundrechte durchbrach die National-Versammlung das in denselben festgelegte Prinzip. Vielleicht war inzwischen die Warnung in der oben erwähnten Broschüre des Abbé Sieyès durchgedrungen, „daß zwischen den untersten Schichten der Gesellschaft und den privilegierten Klassen eine natürliche Koalition bestände,“ oder — und das ist das Wahrscheinlichere — die Ereignisse in Paris und in Versailles im Sommer 1789 hatten bei der Bourgeoisie die Beforgnis wach gerufen, daß die Einräumung politischer Rechte an das Proletariat lediglich dem Radikalismus zu gute kommen würde. Jedenfalls hielt man es bereits im Oktober für angezeigt, das Wahlrecht einzuschränken, also eine rechtliche Ungleichheit, eine Scheidung der Franzosen in „Staatsbürger und Staatsunterthanen“ vorzunehmen. Als Grundlage des Wahlrechts ist in den betreffenden Dekreten der Zensus hingestellt, die Zulassung zu den Urversammlungen soll von der Entrichtung einer Steuer im Betrage des Wertes dreier Arbeitstage — 3 Francs — bedingt sein. Wahlmann darf nur werden, wer Abgaben im Werte einer zehntägigen Arbeit zahlt, und um in die gesetzgebende Versammlung deputiert werden zu

können, muß man in Höhe einer Mark Silber — 50—55 Francs — steuern.<sup>1)</sup> Die Ausübung der legislativen Gewalt ist also ausschließlich den besitzenden Ständen vorbehalten. Gleichzeitig wird ihnen die ganze lokale Verwaltung ausgeliefert; denn das Gesetz bestimmt weiter, daß auch Sitz und Stimme in den Departements- und Distrikts-Versammlungen lediglich den Vollbürgern zustehen, daß letztere ausschließlich über die Besetzung aller Beamtenstellen verfügen, vom Bezirk bis hinab zur Gemeinde.

Das Dogma von der Gleichheit der politischen Rechte war hiermit so offenbar verlegt, daß jeder Versuch, das Volk darüber hinwegzutäuschen, fehlschlagen mußte. Zu nutzlos, um sich zu ihrer Überzeugung zu bekennen, suchte die Bourgeoisie sich zwar damit zu helfen, daß sie den wahren Sachverhalt verdunkelte. So wird beispielsweise in den ersten Paragraphen der Instruktion zu dem Dekret über die Bildung der Urwähler- und Administrativ-Versammlungen wider alle Wahrheit der Satz aufgestellt, daß „alle Franzosen Brüder sind und eine Familie ausmachen, daß sie aus allen Teilen des Königreichs an den Gesetzen, welche sie sich geben, mitarbeiten werden“<sup>2)</sup>. Auf den Passivbürger konnten diese und ähnliche Phrasen aber nur den Eindruck machen, daß man dem Unrecht noch den Hohn hinzufügte; in Wahrheit hatte die Nationalversammlung fünf Sechstel der ganzen Bevölkerung Frankreichs von jeder Teilnahme am politischen Leben einfach erkludert<sup>3)</sup>; Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung waren die Domäne der besitzenden Klassen geworden.

Für die großen Massen des Volkes pflegen politische Fragen eine geringe Anziehungskraft zu besitzen, ihr ganzes Dichten und Trachten konzentriert sich auf den täglichen Kampf ums Dasein; das, was auf dem Marktplatz beraten und entschieden wird, gewinnt für sie erst Interesse, wenn ihnen das Abhängigkeitsverhältnis, in welchem ihre eigene Existenz zu der des Gemeinwesens steht, durch Thatsachen handgreiflich nachgewiesen wird, oder wenn sie künstlich, durch falsche Vorspiegelungen der Demagogen, erregt werden. Auch die französische Revolution kann zur Verifizierung dieser Beobachtung dienen. Die Dekrete über das Wahlrecht wurden von der Bevölkerung der Vorstädte zunächst teilnahmslos hingenommen; man war dort ausschließlich mit der ungleich wichtigeren Frage beschäftigt: „Woher werden wir heute und morgen für uns und unsere Familie Brot beschaffen? Wie werden wir uns durch den Winter durchfüttern?“<sup>4)</sup> Es

<sup>1)</sup> S. die Dekrete vom 1., 5., 13. Oktober, 22. Dezember 1789, 15. Januar, 2. Februar, 30. Mai 1790 bei Duvergier, Collection des lois, décrets etc. de 1788—1830, Paris 1834. Tom. I, p. p. 44, 73—75, 93, 97, 194.

<sup>2)</sup> Instruktion vom 8. Januar 1790 zu dem Dekret vom 22. Dezember 1789 bei Duvergier. l. c. Tom. I, p. 78.

<sup>3)</sup> In der Sitzung der Nationalversammlung vom 29. September 1789 veranschlagt der Berichterstatter über die Wahldekrete die Zahl der Aktivbürger auf ein Sechstel der Bevölkerung. In Paris, welches damals etwa 600000 Einwohner zählte, gab es nur 80000 Aktivbürger. S. Buchez et Roux l. c. Tom. III, p. 30 und Adolf Schmidt, Pariser Zustände während der Revolutionszeit von 1789—1800. Bd. 1, S. 37.

<sup>4)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XII, pag. 71.

genügte ein Appell an den Magen, um die Arbeiter in Bewegung zu setzen und bis nach Versailles zu locken; die Vergewaltigung der ihnen zugesicherten politischen Rechte berührte sie kaum. Zudem, wenn die Massen sich auch in der ersten Zeit ruhig verhielten, die Warnung, welche Malouet an die Nationalversammlung richtete, daß das Dogma der Gleichheit „die einfachen und gewöhnlichen Menschen irre leiten würde,“<sup>1)</sup> erwies sich schließlich doch als begründet. Drei Jahre später ist der Passivbürger belehrt, daß das Wahlrecht mit der Brotfrage im engsten Zusammenhange stehe, und nunmehr tritt er, gestützt auf jenes Dogma, mit der Forderung hervor, daß der Besitz aufhöre, den Titel für die politischen Rechte zu bilden, daß den Besitzlosen der gleiche Anteil an dem Staatsregiment eingeräumt werde wie den besitzenden Klassen.

Die erste Bearbeitung des Proletariats nach dieser Richtung hin ging von den radikalen Parlamentariern und Zeitungsschreibern aus, einer Species des Menschengeschlechts, welche bei jeder politischen Bewegung wie die Pilze aus der Erde schießt. Ein Teil dieser Leute leidet an einer pathologischen Konstitution des Gehirns und glaubt infolgedessen wirklich an die „Wahrheiten“ des *contrat social*; ein anderer nußt das Gleichheits-Dogma dazu aus, um die Gemüter zu erhitzen und so der Wiederkehr ruhiger, geordneter Verhältnisse vorzubeugen, weil ihr unfauberer, oft sogar verbrecherischer Geschäftsbetrieb darunter leiden würde, oder weil sie etwas auf dem Kerbholz haben. In Reden und Preßartikeln wird also gegen die Wahldekrete Propaganda gemacht.

Auf der Tribüne der Nationalversammlung bewegte die Opposition sich zunächst in maßvollen Formen. Robespierre machte gegen die Beschränkung des Wahlrechts geltend, daß dieselbe illegal wäre, weil sie mit dem höchsten Gesetz, der Erklärung der Grundrechte, im Widerspruch stände. Von anderer Seite wurde das politische Argument vorgeführt, daß der Zensus zu einer Unterwerfung der Gesellschaft unter die Besitzenden, zu der Errichtung einer „Aristokratie der Reichen“ führen müßte<sup>2)</sup>. Um so energischer trat von Anfang an die Agitation in der radikalen Presse auf. Der „Patriote français“, Brissot's Organ, erklärt, daß gerade die besitzlosen Klassen ein Recht auf Beteiligung an dem politischen Leben haben, weil sie es stets gewesen seien, welche unter den größten Gefahren das Gemeinwesen vor vollständiger Verderbnis gerettet haben. In den *Révolutions de Paris* protestiert Laustelot gegen das Spiel, das die Reichen mit den Armen treiben, und knüpft daran die Prognose, daß innerhalb zehn Jahren die Wahldekrete Frankreich unter das Joch des Despotismus zurückgeführt oder eine Revolution im Sinne der Agrargesetze hervorgerufen haben werden. Der einzige Titel der Wählbarkeit sei und werde bleiben das Vertrauen des Volkes. Ein anderer Artikel derselben Zeitung apostrophiert die Mitglieder der Nationalversammlung, „welche ihre Befugnis gegen ihre eigenen Kommittenten ausgenutzt haben,“ als „Verbrecher“, als „Verräter.“ Die *Révolutions de France et de Brabant* charakterisieren das Dekret über „die Mark Silber“ als den größten Sieg, welchen

<sup>1)</sup> Buchez et Roux I. c. Tom. XI, p. 238, f. auch Tom. II, p. 206, 207.

<sup>2)</sup> Buchez et Roux, I. c. Tom. III, p. p. 212, 29, 245 etc., Tom. IV, p. p. 256 etc.

die schlechten Bürger in der Nationalversammlung davon getragen haben. „Seht ihr denn nicht,“ ruft Camille Desmoulins in seinem Blatte, „den verächtlichen Priestern, den hinterlistigen und stupiden Bonzen“ zu, „daß euer Gott nicht hätte in die Nationalversammlung gewählt werden können! Jesus Christus, aus dem ihr auf der Kanzel und auf der Tribüne einen Gott macht, habt ihr soeben unter die Kanaille verwiesen; und Ihr wollt, daß ich Euch respektiere, Euch Priester eines proletarischen Gottes, der nicht einmal ein Vollbürger war!“. Als im Juli 1790 die Gemeindevahlen begannen, beschränkte die radikale Presse sich schon nicht mehr auf eine Kritik: die Révolutions de Paris und der Ami du Peuple richteten an die Vorstadt St. Antoine, in welcher von 30 000 eingeseffenen Bürgern nur 200 wahlberechtigt waren, mit nackten Worten die Anforderung, das Gesetz zu ignorieren und Mann für Mann an der Wahlurne zu erscheinen. „Das veratorische Dekret, schreibt Marat, das eine direkte Steuer von euch verlangt, ist null und nichtig, da es später erlassen ist als die Erklärung der Menschenrechte, es widerspricht den letzteren und ist rein reglementarisch, während die Erklärung der Menschenrechte die unverrückbare Grundlage unserer Verfassung bildet. Und dann -- die zahlreichen Dienste, die ihr dem Vaterlande erwiesen habt, die drückenden Steuern, die ihr dem Fiskus täglich für Lebensmittel zahlt, genügt das alles noch nicht?“

Auf die großen Massen übten diese Argumentationen anfänglich nur eine geringe Wirkung aus; in kleineren Kreisen aber traten alsbald Symptome einer Infektion zur Erscheinung. Aus der Hauptstadt und aus den Provinzen kamen Adressen und Deputationen an die Nationalversammlung, in denen der Besorgnis Ausdruck gegeben wurde, die Unterscheidung zwischen Aktiv- und Passivbürgern könne in ihren Konsequenzen dazu führen, daß „der Aristokratie der Geburt eine Aristokratie des Überflusses substituiert würde.“ Bisweilen begnügte man sich auch nicht mit der Geltendmachung von Bedenken, sondern schlug die kräftigere Tonart der Drohung an. Eine Petition, in der „dreizehn patriotische Gesellschaften“ von Paris zu gunsten der zu „Skaven“ herabgedrückten Passivbürger eintraten, endigte mit der Warnung, „wenn diese grausame Trennung der Angehörigen eines und desselben brüderlichen Volkes nicht für immer aufhörte, so würde das Vaterland in Gefahr kommen.“

Die Nationalversammlung ließ alle diese Kundgebungen unbeachtet; sie wurden in den Papierkörben der Ausschüsse begraben. Erst bei der Schlußberatung über die Verfassung nahm sie Anlaß, die Frage der politischen Rechte einer nochmaligen Prüfung zu unterziehen. Seitens der Radikalen wurde von neuem geltend gemacht, daß durch die Erklärung der Menschenrechte das all-

<sup>1)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. III, p. p. 427, 430 etc. 433, Tom. IV, p. 31, Tom. VIII, p. 287 Tom. IX, pag. 97. Ähnliche Argumentationen s. bei Barreau, Histoire de la Révolution française. Paris 1862, p. p. 132, 183.

<sup>2)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. VI, p. p. 336 etc., die Nummer CCXV des Ami du Peuple und die Zeitung Bouche de fer vom Februar 1791.

<sup>3)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. V, pag. 122, tom. X, pag. 202.



gemeine Wahlrecht mit logischer Notwendigkeit geboten wäre. Der bekannte Priester Grégoire weist auf die Gefahr hin, daß sich ein Patriziat bilden und „zwanzig Millionen Plebejer unter seine Botmäßigkeit bringen werde.“ Robespierre führt alles ins Gefecht, was ihm an geschmacklosen Phrasen zu Gebote steht. „Was nützt es denn, ruft er aus, daß ihr die Wappen abgeschafft habt, daß es keinen Fendaladel mehr giebt! Die Unterscheidungen, welche ihr an stelle der früheren gesetzt habt, sind viel reeller. Ein Aristides würde keinen Zutritt zu euren Wahlversammlungen haben. Nach den Grundsätzen eurer Kommission müßten wir darüber erörtern, daß wir Jean Jacques Rousseau eine Statue errichtet haben; denn er bezahlte nicht eine Mark Silber.“ Indes — weder der Appell an die Logik, noch der Robespierre'sche Wortschwall vermochten auf die Bourgeois Eindruck zu machen. Durch die Verfassung von 1791 wird das Prinzip des Zensus endgiltig anerkannt; sie weist den Vollbürger definitiv in den Besitz der Staatsgewalt ein<sup>1)</sup>.

Zu ihrer Rechtfertigung berief die Bourgeoisie sich zunächst darauf, daß auch in England und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zwischen Aktiv- und Passivbürgern unterschieden würde. Eine solche Unterscheidung, behauptete man weiter, ist vom Rechtsstandpunkte aus unauferbar; da das Wählen eine öffentliche Funktion ist, so muß der Gesellschaft die Befugnis zugestanden werden, für die Ausübung derselben diejenigen Bedingungen aufzustellen, die sie für geboten erachtet. Endlich wurden auch Nützlichkeitsgründe für die Einschränkung des Wahlrechts geltend gemacht; man wies darauf hin, daß in dem Besitze eine Bürgerschaft für das Vorhandensein einer gewissen Bildung und eines gewissen politischen Verständnisses läge, daß finanzielle Unabhängigkeit Schutz böte gegen die Gefahr der Bestechung, und daß der Besizende ein größeres Interesse an der Erhaltung und Würde des Gemeinwesens nähme als der, welcher nichts zu verlieren hätte<sup>2)</sup>. Von den einsichtsvolleren Mitgliedern der Nationalversammlung wurde insbesondere dieses letztere Argument betont und näher ausgeführt. „Welches ist, sagt Malouet in seiner Kritik der Verfassung, die soziale Stellung, in welcher sich am konsequentesten die Gewohnheit vorfindet, dasjenige zu wollen und zu thun, was dem öffentlichen Wohle dient? Es ist diejenige, die am meisten Bedürfnis nach Ordnung und Schutz hat, die Stellung der Besitzenden. Ihr hauptsächlichstes Interesse ist die Erhaltung ihres Besitzstandes; der Wille und die Hoffnung der Übrigen richtet sich darauf, ihre Lage zu verändern. Die bestgeordnete Regierung ist daher diejenige, in welcher die Besitzenden allein Einfluß ausüben; sie nehmen den gleichen Anteil an der Sicherheit und an der individuellen Freiheit wie die Nichtbesitzenden und sie haben außerdem ein hervorragendes Interesse an einer guten Rechtsordnung bezüglich des Eigentums. Sie bilden nicht die ganze Gesellschaft; aber sie sind der Stamm und die Wurzel, welche die Äste ernähren und ihnen ihre Richtung

<sup>1)</sup> Tit. III, ch. I, Sect. 2.

<sup>2)</sup> S. die Beratungen der Nationalversammlung im Mai und im August 1791 bei Buchez et Roux l. c. Tom. X, p. p. 54 etc., Tom. XI, p. p. 274 etc., 280 etc., 287 etc.

geben sollen. Es kann daher nur die Folge eines verderblichen Mißbrauches der abstrakten Grundsätze der politischen Freiheit sein, es kann keinen Vorteil bringen, sondern muß im Gegenteil das Volk schwer schädigen, wenn man das Recht einer direkten Teilnahme am öffentlichen Leben über die Klasse der Besitzenden hinaus ausdehnt. Dann übt die stärkste aller der Triebfedern, welche die Menschheit bewegen, die Leidenschaft der Selbstsucht, eine Massenwirkung aus, während das schwächste unter den Motiven unseres Handelns, die Liebe zur Allgemeinheit, auf eine moralische und physische Inferiorität reduziert wird<sup>1)</sup>."

Die Argumentation Malouets ist unanfechtbar. Zumal für Frankreich war das Prinzip des Zensus 1789 geboten, weil den besitzlosen Klassen jede Vorbedingung für eine Beteiligung an dem öffentlichen Leben fehlte. Indes das Gewicht jenes proton pseudos der Proklamierung des Gleichheitsdogmas erwies sich schließlich als das stärkere.

Nach der Fertigstellung der Verfassung nahmen die Agitationen zu gunsten des allgemeinen Wahlrechts immer weitere Dimensionen an. Zum Teil begnügte man sich wiederum mit der milden Form der Klage darüber, daß „jene wirklichen Säulen der Freiheit, jene arbeitsame und großherzige Klasse des Bürgerrechts beraubt wäre,“ oder beschränkte sich auf die Mahnung, „das Verbrechen gegen die Rechte der Menschheit zu sühnen.“ Häufiger aber wurde der Weg beschritten, auf welchen Marat hingewiesen hatte, d. h. die Bestimmung der Verfassung über das Wahlrecht für null und nichtig erklärt. „Ihr seid französische Bürger, ruft Danton im Juli 1792 den Arbeitern der Vorstädte zu, ihr müßt berufen werden und ihr seid berufen sowohl zum Dienste in der Nationalgarde, um Waffen zu tragen, als auch in die Sektions- und Urwählerversammlungen, um daselbst mitzuberaten<sup>2)</sup>.“

Weit mehr noch als die Radikalen mit ihren Hekereien trug die Bourgeoisie selbst durch ihre kurzsichtige Politik dazu bei, das Prinzip des Zensus zu diskreditieren. Mittelst einer den Interessen des vierten Standes Rechnung tragenden ökonomischen Gesetzgebung wäre es der Nationalversammlung möglich gewesen, die verfassungsrechtliche Zusage der Gleichheit — wenn auch nicht für immer, so doch für lange Zeit — unschädlich zu machen. Statt dessen that sie das gerade Gegenteil. Die Neuregelung des wirtschaftlichen Lebens, welche sie vornahm, war — es wird dies weiter unten näher dargelegt werden -- lediglich auf die bestehenden Klassen zugeschnitten; die Besitzlosen sahen sich in der Hoffnung, welche sie an die Revolution geknüpft hatten, getäuscht, und so entwickelte sich in dem vierten Stande allmählich die Überzeugung, daß er eine Besserung seiner Lage nur dadurch würde erreichen können, daß er sich einen maßgebenden Einfluß auf das staatliche Regiment verschaffe. Damit war der Sieg jener radikalen Agitationen entschieden. Sobald sich einmal in dem Gehirn des Proletariats die Idee festgesetzt hatte, daß das Gleichheitsdogma eine sehr praktische Bedeutung hätte, daß es sich dazu fruktifizieren ließe, um den Wagen angenehm und reichlich

<sup>1)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XI, pag. 242.

<sup>2)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVI, p. p. 229, 250.

zu füllen, beeilte er sich auch, die Verwirklichung „der Menschenrechte“ mit Gewalt zu erzwingen.

Die Erstürmung der Tuilerien am 10. August 1792 belehrt die gesetzgebende Versammlung, daß die radikale Saat in den Vorstädten aufgegangen ist, und vor dieser Thatsache bengt sie sich, ohne auch nur einen Versuch des Widerstandes zu machen. In Gegenwart des Königs beschließt sie einstimmig, daß sie „in dem Augenblicke, wo sie feierlich die Freiheit und Gleichheit beschworen habe, ein ebenso heiliges Prinzip beschwören wolle,“ das des allgemeinen Wahlrechts. Am folgenden Tage ergeht auf Antrag der Girondisten ein Dekret, in welchem unter der Motivierung, daß die Legislative nicht befugt sei, die Ausübung der Souveränität von bestimmten Voraussetzungen abhängig zu machen, an die Bürger „im Namen der Freiheit, der Gleichheit und des Vaterlandes“ das Ersuchen gerichtet wird, die Unterscheidung der Franzosen in Aktiv- und Passivbürger fallen zu lassen und jeden als wahlberechtigt anzuerkennen, der einundzwanzig Jahre alt sei, ein einjähriges Domizil besitze, von seinen Revenuen oder dem Ertrage seiner Arbeit lebe und nicht um Lohn diene<sup>1)</sup>.

In Frankreich fehlte es im Jahre 1792 bereits an jedem sozialen Gegenwicht gegen die verfassungsrechtliche Gleichheit; die besitzenden Stände hatten allen Einfluß verloren. Auf Grund der Dekrete vom August mußte also die Leitung des Staatswesens in die Hände der Mehrheit, d. h. der Besitzlosen, übergehen. Damit war notwendig weiter gegeben, daß die neuen Inhaber der Staatsgewalt sich gegen das Institut des Eigentums wendeten und diese sicherste Stütze des Gemeinwesens zu zertrümmern versuchten. Thatsächlich sind die Besitzlosen schon von Beginn der Revolution ab über die Besitzenden hergefallen und haben sie ausgeplündert. Nunmehr aber nimmt der Kampf eine ungleich gefährlichere Gestalt an; er wird auf das Gebiet der Gesetzgebung hinübergespielt; man geht dem Eigentum von rechts wegen zu Leibe; man sucht es zunächst mit Lasten zu überbürden und dann ganz aus der Welt zu schaffen.

## II.

### Die Entwicklung des Dogmas der Volkssouveränität.

Außer dem Gleichheitsdogma entlehnt die Nationalversammlung dem *contrat social* auch noch die Lehre von der Volkssouveränität; sie dekretiert, daß „das Prinzip aller Souveränität seinen Sitz in der Nation habe.“ Nach drei Jahren hat dieser Satz in seiner Entwicklung durch die Praxis den Sinn bekommen, daß gemeingefährliche Narren, welche ins Irrenhaus gehören, und verbrecherische Schurken, die für das Zuchthaus reif sind, ungestraft ein absolutes Verfügungsrecht über Leben und Eigentum jedes Bürgers beanspruchen dürfen.

Der Erklärung der Menschenrechte entsprechend bestimmte der Nationalversammlung zur Beratung vorgelegte Verfassungsentwurf, daß die Souveränität,

<sup>1)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII, p. p. 34, 43, f. auch die Dekrete vom 10. und 11. August 1792 bei Duvergier l. c. Tom. IV, p. p. 293, 297 u. Wachsmuth, Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter Bd. 1, S. 500.

welche „einheitlich und unteilbar“ wäre, der Nation „angehörte.“ Sowohl von konservativer als von radikaler Seite wurde dagegen Widerspruch eingelegt. Auch diesmal war es Malouet, der mit politischen Scharfblick die Gefahren prognostizierte, welche notwendig entstehen müßten, wenn die Staatsoberhoheit für das Eigentum des Volkes erklärt und die Inhaber der gesetzgebenden, der richterlichen und der vollziehenden Gewalt zu bloßen Delegataren herabgedrückt würden; er machte geltend, daß ein Volk, dem man unansgesetzt vortradigte, es wäre souverän, sich auf die Dauer nicht in Schranken halten ließe, daß es in dem Ungestüm seiner Leidenschaften sich stets auf das Prinzip versteife, aber jede ihm unliebsame Folgerung aus denselben zurückweisen und alle öffentlichen Funktionäre als Subalterne einschäken und behandeln würde. Den Radikalen dagegen ging der Entwurf noch nicht weit genug. Robespierre verlangte, daß zum besseren Schutz der Hoheitsrechte des Volkes die Unübertragbarkeit derselben durch die Verfassung festgelegt würde. Die verschiedenen Gewalten, führte er aus, sind nichts Anderes als die Teile, aus welchen die Souveränität sich zusammensetzt, und, da letztere unveräußerlich ist, so sind es auch jene Teile. Nur die Funktionen können delegiert werden. „Wenn ihr erklärt, daß die Gewalten übertragbar seien, so würde das soviel bedeuten, als daß die Nation sich ihrer gesamten Souveränität entäußern könnte<sup>1)</sup>.“

Diese Argumentation schlug in der Nationalversammlung durch. Der „von den öffentlichen Gewalten“ handelnde Titel 3 der Konstitution von 1791 erhielt nach den Robespierre'schen Anträgen die Fassung: „Die Souveränität ist einheitlich, unteilbar, unveräußerlich und unverjährbar.“

Damit war der Anarchie ein zweites Thor geöffnet. Zunächst wird durch das Dogma der Volkssouveränität die Anerkennung aller Gesetze, aller Richtersprüche und Verwaltungsverfügungen in das Belieben eines jeden hergelaufenen Subjektes gestellt, welches das Geschick besitzt, ein paar Duzend Menschen aufzuwiegen. Von der Gesamtheit des Volkes kann eine Kontrolle der Ausübung der Hoheitsrechte und eine eventuelle Remedur nicht ausgehen; es würde das eine Organisation voraussetzen, welche praktisch nicht durchführbar ist. Eben darum aber läßt sich jenes Dogma mit Leichtigkeit dazu fruktifizieren, jede, selbst die frivolste Anfechtung des Individuums gegen den Staatswillen vor dem Gesetz zu decken. Es bedarf dazu nur eines Haufens von Schreibern, welche sich als „das Volk“ zu gerieren verstehen. In einem die Jakobiner geißelnden Artikel des Journal de Paris aus dem Februar 1792 schreibt André Chénier: „Da die Verfassung auf der ewigen Wahrheit „Souveränität des Volkes beruht,“ so braucht man den Tribünen der Klubs nur einzureden, sie seien das Volk. Diese Definition ist beinahe allgemein von den Publizisten angenommen, welche aus der Zeitungsschreiberei ein Gewerbe machen. Und daher kommt es eben, daß man einige hundert Müßiggänger, welche in einem Garten oder Theater zusammengelaufen sind, oder einige Banditenhaufen, die die Kaufläden plündern,

<sup>1)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XI, p. p. 240 etc., 265 etc.

unverschämter Weise Volk nennt. Nie haben die übermütigsten Despoten von den gierigsten Höflingen gemeineren und eitelhafteren Weibhauß erhalten, als die unreine Schmeichelei ist, womit zwei- oder dreitausend Usurpatoren der Souveränität der Nation Tag für Tag von den Schriftstellern und Rednern jener Gesellschaft betäubt werden, welche Frankreich in Bewegung setzen.“ Der Gegenbeweis gegen die Annahme der Qualität als „Volk“ läßt sich nur durch Vermittelung des Gendarmen führen. Jedes über kurz oder lang erlahmt auch dieser unter dem Druck des Dogmas; er verliert die Zuversicht, in der bestehenden Rechtsordnung seinerseits Deckung gegen das neue Staatsoberhaupt zu finden. Hat aber die obrigkeitliche Gewalt erst einmal ihre Macht verloren, so ist der Weg bis zu der vollständigen Entfaltung der Volkssouveränität ein kurzer und leicht gangbarer. Das beweist auch die Geschichte der französischen Revolution. Schon im Sommer 1792 war man dahin gelangt, daß jedermann sich für berechtigt erachtete, die Gesetzgebung, die Rechtsprechung und die Verwaltung in die eigene Hand zu nehmen. Die Bestimmung der Verfassung, daß „die Nation, von welcher alle Gewalten ausgehen, dieselben nur vermitteltst Delegation ausüben dürfe,“ erwies sich also machtlos. Man konnte dagegen deduzieren — und in der That ist dies geschehen —, daß die Verfassung eine Lücke enthielte, daß in den nicht vorgesehenen Fällen, wo die Delegatäre dem allgemeinen Willen zuwiderhandelten und gleichzeitig Gefahr im Verzuge wäre, das höhere Prinzip der Volkssouveränität als entscheidend angesehen und folgeweise der Delegante dann ermächtigt sein müßte, seine Rechte in eigener Person auszuüben. Bei der Unmöglichkeit, die Kriterien für das Vorhandensein jener beiden Voraussetzungen durch eine gesetzliche Definition festzulegen, waren damit der Nartheit und dem Schurkenthum die Mittel und Wege gegeben, eine jede Gewaltthätigkeit mit dem Schein der Legalität zu umgeben.

Bereits im November 1789 begannen die Versuche des Radikalismus, das Dogma der Volkssouveränität zum Zwecke der Diskreditierung des Bourgeoisregiments, zur Aufwiegelung der unteren Klassen gegen die Nationalversammlung zu fruchtifizieren. Die Obrigkeiten, — so lehrten die Pressorgane der Jakobiner — die Abgeordneten und alle Inhaber der Gewalten sind nur zeitweilige und absehbare Vertreter des Volkes, nur dessen „Vorsitzende“; sie haben die Stimmen ihrer Auftraggeber zu sammeln und ihre Wünsche zu verlaublichen. Aber „der Thron hat kein Recht gegen den Töpfer aufzulehnen.“ Und doch ist dies geschehen. „Ist es wahr, daß die Bastille nicht mehr besteht? Was ist aus der Freiheit geworden, die anfänglich so hell leuchtete? Sie ist verschwunden vor der neuen Aristokratie, der Aristokratie unserer Mandatäre.“ Auf den Rednertribünen der Klubs wurde das Thema fortgesponnen; man wies dem Volke nach, daß es nicht nur de jure die Souveränität besäße, sondern auch aus einem für die Lenkung des Staates besonders geeigneten Stoffe geschaffen wäre. Der Auftraggeber, predigten die Jakobiner, steht über dem Beauftragten, die Gewalt, welche deligiert, über derjenigen, welche delegiert ist, der Souverän über seinen Funktionären. Diese Unterordnung ist nicht nur im Rechte begründet, sondern

auch darin, daß das Volk intelligenter und moralischer ist als seine Vertreter. „Letztere sehen oft das Gute, aber sie wollen es nicht immer; das Volk will das Gute, weil dasselbe seinem Interesse entspricht, weil gute Gesetze sein Schutz und Schirm sind; seine Vertreter wollen es nicht immer, weil sich in ihnen Sonderinteressen herausbilden, weil sie die Gewalt, welche ihnen anvertraut ist, zu gunsten ihrer Hoffahrt auszunutzen suchen. Lest, was Rousseau über die Repräsentativ-Verfassung gesagt hat, und ihr werdet beurteilen können, ob das Volk ungestraft sich der Ruhe hingeben darf. Das Volk fühlt lebhafter und erkennt richtiger alles, was die obersten Grundsätze der Gerechtigkeit und Menschlichkeit betrifft, als die meisten derjenigen, die sich von ihm loslösen; sein gesunder Verstand ist darin oft dem Geiste der begabtesten Leute überlegen; nur hat das Volk nicht dieselbe Fähigkeit, der künstlichen Politik auf den krummen Wegen zu folgen, welche man einschlägt, um es zu betrügen und zu knechten, und infolge seiner angeborenen Güte wird es zum Opfer aller politischen Großsprecher<sup>1)</sup>.“ Selbst in der Nationalversammlung fanden diese agitatorischen Deklamationen einen Widerhall. Als Avignon das Ersuchen stellte, in den französischen Staat einverleibt zu werden, und dagegen rechtliche Bedenken erhoben wurden, erklärte Pétion, das Volk bliebe unter allen Umständen Herr seines Willens; freilich delegierte es die Gewalten, welche es nicht selbst ausüben konnte; aber es räumte niemand irgend welche Herrschaft über sich aus, noch erteilte es Mandate, die es nicht zurückzunehmen befugt wäre<sup>2)</sup>.

Seitens der zahlreichen Klasse der Böswilligen, Unzufriedenen und Schwachköpfigen wurde alsbald der Versuch gemacht, die radikale Auslegung des Dogmas der Volkssouveränität in der Praxis zu verwerten. Zunächst geschah dies allerdings in einer verhältnismäßig bescheidenen Form. Die Abstimmungen der Deputierten wurden kontrolliert und gegen diejenigen, welche sich nicht als Patrioten erwiesen, bei der Nationalversammlung Klage geführt. Gelegentlich drückte man wohl auch „den Wunsch“ aus, Beamte der Exekutive, z. B. Minister, abgesetzt würden<sup>1)</sup>. Bei den Klagen und Wünschen verblieb es aber nicht lange; sehr bald nahm die Sprache des jungen Souveräns einen mehr kategorischen Ton an. Als die Nationalversammlung nach der Flucht Ludwig XVI. darüber in Beratung trat, welche Maßregeln gegen den König zu ergreifen wären, erhielt sie mehrere Adressen, in welchen die Proklamierung der Republik oder wenigstens die Aussetzung der Beschlußfassung verlangt wurde, bis daß die Stellungnahme aller Gemeinden des Reiches zum Ausdruck gelangt wäre. Wenn die Römer, heißt es in einem dieser Aktenstücke, das Vaterland in Gefahr glaubten, so versammelte sich das ganze Volk, und die Senatoren kamen zu ihm, um sich seiner Wünsche zu vergewissern. Wir sind von demselben Geiste befeelt wie die Römer. „Vergeßt nicht, daß

<sup>1)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. X, pag. 423, Tom. X, III, pag. 139. S. auch Taine l. c. Tom. III, p. p. 26 Note, 184, 299, 300.

<sup>2)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. VIII, pag. 85.

jedes Dekret, welches sich nicht innerhalb der Grenzen der euch anvertrauten Macht bewegt, schon infolge davon null und nichtig ist“<sup>2)</sup>).

Die Nationalversammlung besaß damals noch so viel Energie, daß sie diesen Einschüchterungsversuchen Widerstand entgegensetzte, und den Radikalen fehlte es vorläufig an dem erforderlichen Anhang, um von Worten zu Thaten übergehen zu können; sie mußten sich begnügen zu erklären, daß Ludwig XVI. die Anerkennung als König verweigerte. Indes die Fortentwicklung des Dogmas der Volkssouveränität vermochte man nicht zu hemmen.

Die erwähnten Adressen trugen die Unterschrift des „Volk“, und die Überbringer derselben gerieten sich vor dem gesetzgebenden Körper, als ob sie im Namen „aller guten Franzosen“ sprächen; in Wahrheit standen hinter ihren Kundgebungen höchstens einige hundert Pariser Proletarier. Sehr bald sah man im Interesse der wirksamen Ausbeutung des Dogmas auch von der Mitwirkung einer dreistelligen Zahl von Individuen bei den Entschliessungen des souveränen Volkes ab. Im Februar 1792 war man bereits so weit gekommen, daß jedermann, der sich als „Patrioten“ auszuweisen vermochte, als der legitime Interpret des Volkswillens anerkannt wurde; lehnte er sich gegen die Behörden an, so war er des Schutzes und der Unterstützung des radikalen Klubs sicher. Jeder aufrührerische Soldat, schrieb Chénier damals, kann von den Jakobinern die Bürgerkrone erlangen; der Befehlshaber, welcher beschimpft oder ermordet wird, hat Unrecht gehabt<sup>3)</sup>.

Zur Sicherung der Rechte des Volkes wurden für letzteres gewisse Exekutionsbefugnisse in Anspruch genommen. Im Juli 1792 beklagte Robespierre sich im Jakobinerklub „über die absolute Unabhängigkeit, welche die Vertreter des Volkes vindiziert hätten,“ über „diese Quelle aller Leiden,“ und verlangte unter Berufung auf die Menschenrechte als Remedur, daß den Urwählerversammlungen das Recht eingeräumt würde, in kurzen Zwischenräumen „ihr Urteil über das Verhalten der Abgeordneten zum Ausdruck zu bringen,“ oder wenigstens das Mandat derjenigen zurückzuziehen, die ihr Vertrauen gemißbraucht hätten.“ Noch energischer trat der Syndikus der Pariser Kommune auf; Manuel erklärte den Erlaß eines solchen Gesetzes gar nicht für erforderlich, da sich schon aus der Souveränität des Volkes die Befugnis desselben ergäbe, gegen Mandatäre, welche von dem ihnen vorgeschriebenen Wege abwichen, Zwang anzuwenden. Sollte der gesetzgebende Körper den König nicht absetzen, so wäre das Volk schon nach den bestehenden Gesetzen berechtigt, auf dem Marsfelde behufs Erwägung seiner wahren Interessen zusammenzutreten. In gleichem Sinne sprach sich Chabot im Jakobinerklub aus, als gerüchtweise verlautete, die gesetzgebende Versammlung wolle ihren Sitz von Paris fortverlegen. Das Volk muß sich selbst retten und Paris mit gutem Beispiel vorangehen, rief er den Jakobinern zu. Beschließt das Parla-

1) Buchez et Roux l. c. Tom. VIII. p. p. 1, 28 etc.

2) Buchez et Roux l. c. Tom. X., p. p. 416, 446, Tom. XI., p. p. 20, 21, Tom. XVI. p. 18.

3) Journal de Paris vom 26. Februar 1792.

ment die Hauptstadt zu verlassen, so ist es Sache des Volkes, die Deputierten, welche abreisen wollen, mit Bajonetten zurück zu treiben<sup>1)</sup>.

Die weitgehendste Anerkennung fand das Dogma der Volkssouveränität auf dem Stadthause. Als die Feuillants sich dort beklagten, daß die Jakobiner ihre Versammlungen sprengten, erhielten sie vom Maire zur Antwort: „Das Gesetz ist für euch, aber das Volk ist gegen euch, und ich muß auf die Stimme des letzteren hören.“<sup>2)</sup>

Für diese Zerfetzung der öffentlichen Ordnung darf man nicht nur die Jakobiner verantwortlich machen; ein großer Teil der Schuld fällt auch hier wiederum auf die Bourgeoisie. Sie hat der Anarchie geradezu Vorschub geleistet. Zu November 1790 wird der liberale Abgeordnete Charles de Lameth von dem konservativen Herrn de Castries im Duell verwundet, worauf das Volk das Hotel des letzteren stürmt und vollständig demolirt. Selbst ein Mirabeau scheute sich nicht, diese Gewaltthatigkeit zu rechtfertigen. „Wißt ihr, ruft er der Nationalversammlung zu, daß das Volk in seinem Zorn gegen den Mann, welchen es als den Feind eines seiner nützlichsten Freunde ansieht, mitten in der Zerstörung ehrfurchtsvoll vor dem Bilde des Königs Halt gemacht hat, daß das Porträt des Chefs der Nation, des höchsten Vollziehers des Gesetzes, in diesen Augenblicken einer großherzigen Mut der Gegenstand der Verehrung und der beständigen Aufmerksamkeit gewesen ist? Wißt ihr, daß das erregte Volk Frau von Castries die zärtlichste Sorgfalt, die rührendsten Rücksichten erwiesen hat? Wißt ihr, daß das Volk, als es das Haus verließ, welches es soeben mit einer Art von Ordnung und Ruhe zerstört hatte, jedermann zwang, seine Taschen zu leeren, und dadurch feststellte, daß keinerlei Niederträchtigkeit die Rache besudelt habe, welche es für gerecht erachtete?“<sup>3)</sup>

Zeitweise gelingt es der Bourgeoisie zwar, sich wenigstens so weit zu ermannen, daß sie die anmaßenden Forderungen, die in Adressen und durch Deputationen an sie herangebracht werden, zurückweist; aber selbst in solchen Intervallen verhältnismäßiger Energie beeilt man sich doch stets, dem souveränen Volke seinen Respekt zu vermelden, indem man den Deputierten „die Ehren der Sitzung“ zuerkennt.

Dank dieser Schwächlichkeit des dritten Standes vernochte der Radikalismus binnen kurzem eine Position in die Hand zu bekommen, welche für den Ausgang des Kampfes entscheidend werden mußte. Innerhalb zweier Jahre bemächtigte er sich mit Hilfe des Souveränitätsdogmas der Armee.

Von den ersten Tagen der Revolution an war das Bestreben der radikalen Politiker darauf gerichtet gewesen, das Heer zu korrumpieren, und diesem heiligen Zweck zuliebe hatte man kein Mittel unbenutzt gelassen. In den Kasernen und an den öffentlichen Vergnügungsplätzen wurden Pamphlete unter die Soldaten verteilt, in welchem man die adligen Offiziere verleumdete und zum Ungehör-

<sup>1)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVI, p. p. 125, 230, 281, 372.

<sup>2)</sup> Barreau l. c. p. 219.

<sup>3)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. VIII, p. 52.



sam gegen sie aufforderte. Wo Worte nichts fruchteten, versuchte man es mit der Bestechung oder bediente sich der Reize der Fremdenmädchen des Palais Royal, um die Armee für die radikalen Ziele der Revolution zu erwärmen. Auf diese Weise wurde zunächst die Pariser Garnison verseucht; nach dem Föderationsfeste im Juli 1790 trugen die in ihre Garnison zurückgekehrten Deputationen der Provinzialregimenter den Infektionsstoff über ganz Frankreich. Allen diesen offenkundigen Thatsachen gegenüber verhielt sich die Nationalversammlung völlig passiv. Aus solchem Zusammenwirken der Frechheit des Radikalismus mit der Schlawheit der Bourgeoisie resultierte zunächst, daß ein Teil der Regimenter desertierte, und daß die übrigen in einen Zustand vollständiger Zuchtlosigkeit gerieten. Binnen kurzem griff, wie es in einem Dekret vom 6. August 1790 heißt, die Verletzung und die Mißachtung der Disziplin überall so um sich, daß, „wenn nicht energische Mittel angewendet wurden, um die Subordination und Ordnung wiederherzustellen, die Ehre des militärischen Korps und die nationale Sicherheit gleichmäßig bedroht waren.“<sup>1)</sup> Durch einen Bericht ihres Militäranschlusses aufgeschreckt, beschloß die Nationalversammlung endlich einzuschreiten; allein nun entstand die schwierige Frage, was man thun sollte. Die Lage der Dinge forderte gebieterisch, der Zerstückung der Armee rücksichtslos entgegenzutreten; andererseits machte sich aber das tote Gewicht der Erklärung der Menschenrechte geltend. Auch in dem gemeinen Soldaten mußte die Qualität eines Mitinhabers der Staatsgewalt geachtet werden, und in diesem Dilemma verfiel die Nationalversammlung auf den unglücklichen Gedanken, einen vermittelnden Weg einzuschlagen. Das eben erwähnte Dekret bestimmte zunächst, daß die bestehenden militärischen Befehle und Verordnungen genau auszuführen seien, und daß der gemeine Soldat in allem, was den Dienst beträfe, unbedingten Gehorsam zu leisten habe; dann schreiben die folgenden Artikel vor, daß alle Klagen über die Verwaltung und das Rechnungswesen bei jedem Regiment von einer zum Teil aus Gemeinen zusammengesetzten militärischen Kommission geprüft werden sollen, und daß ferner jeder Soldat seine Beschwerden direkt vor die gesetzgebende Gewalt bringen dürfe, ohne vorherige Anfrage bei irgend welcher Zwischeninstanz.

Offenbar hoffte die Nationalversammlung damit die Armee in eine unmittelbare Abhängigkeit von sich zu bringen. Letztere las aber aus dem Dekret vom 6. August nur den Mangel an Entschlossenheit heraus und wurde dadurch in der Überzeugung bestärkt, daß sie mit der Geltendmachung ihrer souveränen Rechte getrost fortfahren könnte. —

Wenige Wochen später brach in Nancy ein Soldatenaufstand aus. Das dort garnisonierende „Regiment des Königs“ forderte von seinen Offizieren Rechnungslegung über die Verwendung der Gelder und erzwang eine Abfindung von 170 000 Livres. Die Regimenter Mestre-de-Camp und Chateauxvieux folgten dem Beispiel ihrer Kameraden. Zwar gelang es, die Ruhe wiederherzustellen; eine Soldatendeputation begab sich, unter Zustimmung der Offiziere, nach Paris,

<sup>1)</sup> Duvergier l. c. Tom. I, p. 273. S. auch Zinkeisen, der Jakobinerklub. Berlin 1852 Bd. I. S. S. 385 ff., 432.

um die Beschwerden der Nationalversammlung vorzutragen; als indes Ende August auf Anordnung des Ministeriums eine Untersuchung eingeleitet wurde, — charakteristischer Weise begann dieselbe mit einer Verhandlung mit den Deputirten des Regiments Chateauxvieux — revoltierte die ganze Garnison von neuem, setzte ihre Offiziere gefangen und bemächtigte sich der Stadt. Erst nach einem erbitterten Kampfe gelang es dem in Metz kommandirenden General, in Nancy einzudringen und die aufrührerischen Truppen zur Rechenschaft zu ziehen. Ähnliche Vorgänge spielten sich in mehreren größeren Städten ab.<sup>1)</sup> Auch begnügte man sich alsbald nicht mehr mit dem Recht der Revolte gegen mißliebige Vorgesetzte; aus dem Dogma der Volkssouveränität wurde der weitere Satz hergeleitet, daß jede Über- und Unterordnung in der Armee der Verfassung zuwiderliefe, daß der Soldat das Recht hätte, in militärischen Dingen ebensogut mitzureden wie der Offizier. Als der heillose Zustand der Truppen in der Nationalversammlung nochmals zur Sprache kam, wurde unter anderem angeführt, daß ein Gemeiner in einem Pariser Regiment unter dem Beifall seiner Kameraden den Kriegsminister bedroht hätte, er würde ihn wegen der schlechten Konstruktion der Palissaden in Givet beim Bezirksgericht belangen.<sup>2)</sup>

Unter dem Eindruck der Vorgänge in Nancy erließ die Nationalversammlung ein neues Dekret, in welchem sie die Korporationen und Vereine mit der Armee untersagte und Kriegsgerichte behufs Aburteilung von Zuwiderhandlungen gegen die Militärgesetze einrichtete. Indes — Dogmata trahant! Auch diesmal fühlte man sich gebunden, den „Menschenrechten“ KonzeSSIONen zu machen. Zunächst wurde ein Gesetz votiert, wonach jede vierte Leutnantsstelle den Unteroffizieren vorbehalten und denselben eine Mitwirkung bei den Beförderungen in den unteren Chargen eingeräumt werden sollte. Ein Dekret vom 1. Mai 1791<sup>3)</sup> gewährleistete den Militärpersonen aller Grade das Recht, „ohne Waffen und wie die anderen Bürger den Sitzungen der Vereine beizuwohnen, welche sich in den Garnisonstädten friedlich versammelten.“ Endlich wurden die zu Geleerenstrafen verurteilten Soldaten des Regiments Chateauxvieux nicht nur begnadigt, die gesetzgebende Gewalt befandete ihnen auch noch ihre Hochachtung, — eben den Verbrechern, welche man seiner Zeit für offene Feinde des Staates erklärt hatte, deren Bestrafung notwendig wäre, „um die guten Bürger zu beruhigen und den braven Soldaten, die mit gerechtem Unwillen das Verhalten ihrer unwürdigen Kameraden gesehen hätten, Genugthuung zu verschaffen.“

Zwischen waren die neuen Preß- und Klubsoveräne zu gunsten dieser Galereusklaven eingetreten. Der Ami du Peuple hatte es ihnen als ein Verdienst um das Vaterland nachgerühmt, daß sie den heiligsten Gesetzen der Natur und der Gesellschaft, vor denen sich jede Autorität beugen müßte, gefolgt wären

<sup>1)</sup> S. insbesondere Wachsmuth a. a. D. Bd. 1, S. 266 über den Matrosenaufstand in Brest.

<sup>2)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom XI, p. 449.

<sup>3)</sup> S. das Dekret vom 16. August 1790 bei Durugier l. c. Tom. I, pag. 309.

und die von der Verfassung ausdrücklich sanktionierte Doktrin des Widerstandes gegen schlechte Gesetze zur Anwendung gebracht hätten. Seitens der Pariser Radikalen war darauf beschlossen worden, die amnestierten Verbrecher durch Veranfkaltung eines Festes in der Hauptstadt zu ehren<sup>1)</sup>. Solchen bestimmten Kundgebungen des souveränen Willens gegenüber beugten sich die Volksvertreter. Vergeblich mahnte das Journal de Paris, wenn der erwähnte Beschluß zur Ausführung gelangte, müßte man die Statuen, an denen der Festzug vorbeiginge, verhüllen, müßte der Armee eine Binde um die Augen gelegt werden, damit sie nicht sähe, wie man Indisziplin und Empörung belohnte, müßten die gesetzgebende Versammlung, der König, alle Beamte, ja das ganze Vaterland ihr Haupt abwenden, um nicht Zeuge zu sein der Schmach, welche jeder Autorität und dem ganzen Vaterlande zugefügt würden. Vergeblich warnten mehrere Redner vor jeder Nachgiebigkeit, welche als Parteinahme für die Nancyer Rebellen ausgelegt werden könnte<sup>2)</sup>. Nach einer längeren Debatte bewilligte die Nationalversammlung am 9. April 1792 den Soldaten des Regiments Chateaufieux die Ehren der Sitzung. Wenige Tage später erhielt dieses Votum eine prinzipielle Rechtfertigung. Bei Gelegenheit der Diskussion über ein von dem Kriegsminister Narbonne erlassenes Disziplinarreglement erklärte der ältere Carnot in der gesetzgebenden Versammlung, es widerstritte der Verfassung, wenn man von der Armee einen passiven Gehorsam verlangte; der Soldat wäre nur denjenigen Befehlen Folge zu leisten verpflichtet, welche im Namen und Kraft des Gesetzes ergingen; es sei ein heiliges Recht, der Unterdrückung Widerstand zu leisten. „Man wird einwenden, es gebe kein Mittelding zwischen dem passiven Gehorsam des Soldaten und der Disziplinosigkeit, welche die Armeen vernichtet; dieses Mittelding ist aber gerade das, was den Menschen vom Lasttier unterscheidet; es ist der Gehorsam, der auf Raisonnement beruht — „l'obéissance raisonnée. Ja, eine Armee, welche aus Überzeugung gehorcht, wird eine Armee, welche sich wie eine Maschine bewegt, immer besiegen, weil der freie Soldat dem Sklaven überlegen ist<sup>3)</sup>.“ Durch Dekret vom 4. 6. September 1792 wurde dann schließlich bestimmt, daß den Regimentsführern „des Königs“ und „Mestre-de-Camp“ ihr Rang nur infolge eines Irrtums aberkannt wäre; in Wahrheit hätten sich dieselben niemals an dem Vaterlande vergangen<sup>4)</sup>.

Nachdem die Armee desorganisiert war, richtete der Radikalismus seine Maulwurfsarbeit gegen die Nationalgarde. Ausschließlich aus Vollbürgern

<sup>1)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XIV, pag. 75 S. auch Robespierre's Vobrede auf die Galeerensklaven bei Zinfeisen a. a. D. Bd. 2, S. 231. Die Ketten derselben wurden im April 1792 im Jakobinerklub als besondere Zierde aufgehängt. Bd. 1, S. 141.

<sup>2)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XIV p. 67 etc., 76 etc., 110 etc. Eine geistreiche Satire André Chéniers auf das Fest zu Ehren der Galeerensklaven s. bei Zinfeisen a. a. D. Bd. 2, S. 143 Note \*\*\*.

<sup>3)</sup> S. den Moniteur von 1792 S. 460 (Nr. 112). Von pathologischem Interesse sind auch die Ausführungen Robespierre's über militärische Disziplin in dem Défenseur de la Constitution. S. Zinfeisen a. a. D. Bd. 2 S. S. 263 ff. 271.

<sup>4)</sup> Duvergier l. c. Tom. IV, pag. 415.

zusammengesetzt, hielt dieselbe notwendig zur Bourgeoisie und bildete die letzte militärische Stütze der bestehenden Staatsordnung. Um sie für ihre Zwecke zu gewinnen, suchten die Jakobiner dem Proletariat Zutritt zu ihren Reihen zu verschaffen. Mitte Dezember 1791 erschien eine Deputation der Sektion des théâtre français vor der gesetzgebenden Versammlung und begehrte Bewaffnung des Volkes mit Piken. Bald darauf nahm man die Herstellung der neuen Waffe in Angriff. Seitens der verständigen Presse unter Leitung der Gazette universelle wurde davor gewarnt, ein Proletarier-Heer zu schaffen, da zwischen diesem und den Nationalgardisten ein Bürgerkrieg ausbrechen müßte, welcher Frankreich in ein großes Schlachthaus verwandeln würde. Aber den radikalen Agitationen gegenüber vermochten solche besonnene Argumente nicht Stand zu halten. „Mit Piken, führt Brissot in dem Patriote français aus, hat das Volk die Revolution begonnen, mit Piken muß sie abgeschlossen werden. Wer befehligt diese Piken? Die Notwendigkeit. Wer verteilt sie? Die Vaterlandsliebe. Wem werden sie anvertraut? Dem Mut. Zu welchen Erfolgen wird diese Bewaffnung des Volkes führen? Zur Vernichtung seiner Feinde“). Im Februar 1792 wurden die Pikenträger der Nationalgarde zugesellt. Wenige Monate später verlangte die Sektion Bonne-Nouvelle Auflösung des Stabes der Nationalgarde, weil dieselbe eine „aristokratische Korporation,“ eine „neue Feudalität“ wäre, welche „die Revolution rettungslos auf den Strand laufen lassen würde,“ und die Bourgeoisie wagte es nicht, sich dem zu widersetzen; sie erließ ein entsprechendes Dekret und brachte damit den Zeretzungsprozeß, den die Jakobiner begonnen hatten, mit eigener Hand zum Abschluß<sup>1)</sup>.

Mit jedem Erfolge wuchs dem Radikalismus der Mut, und so erzeugte eine jede weitere Anerkennung des Dogmas der Volkssouveränität eine neue Forderung. Im August 1791 teilte der Justizminister Duport Dutertré der Nationalversammlung mit, daß die Jakobiner in den Provinzen wiederholtlich bei Prozessen gegen Mitglieder ihrer Gesellschaft mit Waffengewalt die Akten in Beschlag genommen oder Richter nach ihrem Geschmack eingesetzt hätten<sup>2)</sup>. Binnen kurzem folgte Paris diesem Beispiel. Am 3. März 1792 ermordete eine Bande aufrührerischen Gesindels den Maire von Strasbourg, Simonneau, einen Mann, der nur den einen Fehler hatte, daß er sich in einer guten Vermögenslage befand. Die gesetzgebende Versammlung beschloß den Toten durch Errichtung einer Pyramide und Veranstaltung einer nationalen Feier zu ehren. Als gegen die Mörder strafrechtlich vorgegangen wurde, benützte das souveräne Volk den Anlaß, um als Inhaber der Jurisdiktion auch seinerseits Stellung in der Sache zu nehmen. Mehrere Gemeinden richteten an die Volksvertretung eine Adresse, in welcher sie zunächst Simonneau beschuldigten, durch Spekulationen den Preis des Getreides auf eine für den Arbeiter unerschwingliche Höhe geschraubt zu haben, und sodann ausführten, derartiges dulden hieße anerkennen, daß nur der Reiche ein Recht

<sup>1)</sup> Buchez et Roux Tom. XIII, p. 241 sq., 220.

<sup>2)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XV, p. p. 238, 247, 252 etc.

<sup>3)</sup> Zinkeisen a. a. O. Bd. 2, S. 35.

darauf hätte, nicht zu hungern, hieße sich mit dem Naturrecht in Widerspruch setzen, welches lehrte, „daß die Wohlthaten der Gesellschaft hauptsächlich demjenigen zugute kommen sollten, welcher ihr die mühevollsten und dauerndsten Dienste leistete, daß die Hand, welche am meisten dazu beitrüge, die Natur zu befruchten, den besten Anteil an ihren Geschenken fordern dürfte.“ Das souveräne Volk mischte sich also nicht nur in die Rechtspredung ein, es beanspruchte auch, daß nach den von ihm erdachten Gesetzeskodex gerichtet würde. In dem *Défenseur de la Constitution* tritt Robespierre dafür mit der Bemerkung ein, Simonneau sei „schuldig gewesen, bevor man ihn geopfert habe.“ Einige Monate später dekretiert die Kommune, daß die zum Tode verurteilten Mörder nicht hingerichtet werden dürfen<sup>1)</sup>.

Von allen staatlichen Gewalten wiegt die legislative am schwersten, und das Bestreben des Radikalismus ging daher in erster Reihe darauf aus, auf die Gesetzgebung einen bestimmenden Einfluß auszuüben. Während der Verhandlungen über die Verfassung Lafayettes in Anklagezustand entsandte die Sektion der Lombarden an die Volksvertretung eine Deputation mit der Forderung, daß alle Urwählerversammlungen in Vernauenz erklärt würden, „damit der Souverän in Person über die Freiheit zu wachen in der Lage wäre<sup>2)</sup>.“ Ende Juli 1792 erklärten mehrere Sektionen den König für abgesetzt. Die Sektion *Manconseil* eignete sich dieses Votum „in rechtmäßigster und feierlichster Weise“ an und beschloß außerdem, sich vollzählig in die gesetzgebende Versammlung zu begeben, um derselben die Frage vorzulegen, ob sie das Vaterland retten wolle; weitere Entschlüsse behielt sie sich bis nach Empfang einer Antwort vor, verpflichtete sich aber schon im voraus, eher unter den Trümmern der Freiheit zu Grunde zu gehen, als sich dem Despotismus der Könige zu unterwerfen. In der That erschienen dann auch sogar mehrere Sektionsdeputationen vor der gesetzgebenden Versammlung mit der bestimmten Aufforderung, daß dem Willen des Volkes Gehorsam geleistet würde. „Noch lassen wir euch Zeit, drohten die Abgesandten der Sektion *Gravilliers*, die Ehre des Vaterlandes zu wahren; wenn ihr euch aber weigert zu handeln, so bleibt uns nichts übrig, als das Rettungswerk selbst in die Hand zu nehmen.“ Die Bourgeoisie raffte sich noch einmal auf. Als bei der Diskussion der Frage der Suspendierung des Königs der Jakobiner *Chabot* den Satz aufstellte, daß, selbst wenn die Exekutivgewalt sich weiß wie Schnee erweise, das französische Volk doch immer das unbestreitbare Recht haben würde, seine Verfassung zu ändern, antwortete die Versammlung mit dem Rufe: „Ins Abteigefängnis<sup>3)</sup>.“ Aber diese energische Aufwallung war nur von kurzer Dauer. Wenige Tage später beugten die Gesetzgeber ihren Nacken gehorsam unter das

<sup>1)</sup> S. die Dekrete vom 18. März, 5. April, 6. u. 12. Mai 1792 bei Duvergier l. c. Tom. IV, p. p. 86, 101, 147, 149, 150; Buchez et Roux l. c. Tom. XIV, p. p. 268, 273 bis 75, Tom. XV, pag. 225. Tom. XVII pag. 209.

<sup>2)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVI, pag. 31.

<sup>3)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVI, pag. 161. 247, 324.

Joch des souveränen Volkswillens. So sehr veragten ihnen die Nerven, daß selbst der Trieb der Selbsterhaltung nicht mehr zu funktionieren vermochte. —

Die Gründe dafür sind leicht ersichtlich. Auf denselben Wegen wie das Dogma der Gleichheit war allmählich auch das der Volkssouveränität in den vierten Stand soweit eingedrungen, daß der Radikalismus sich in die Möglichkeit versetzt sah, von bloßen Agitationen zu Thaten überzugehen. —

Schon am 8. August, als die gesetzgebende Versammlung beschloffen hatte, von einer Anklage gegen Lafayette Abstand zu nehmen, war die Verschlimmerung der Lage in handgreiflichen Symptomen zur Erscheinung getreten. Mehrere Abgeordnete, welche für den „Landesverräter“ gestimmt hatten, waren auf der Straße unter den Zurufen „Halslunken,“ „Schurken“ u. dergl. mit Steinen und Kot beworfen worden. Einige hatte man durchgeprügelt; andere waren mit der Warnung davongekommen, daß, wenn sie sich noch einmal in der gesetzgebenden Versammlung zeigen sollten, ihnen der Kopf abgeschlagen werden würde. Am folgenden Tage hatte das souveräne Volk die Korridore und Gallerieen des Sitzungssaales mit Bewaffneten besetzt und durch dieselben jeden Redner niederschreien lassen, der es gewagt hatte, von den Ruhestörungen am 8. zu sprechen. Es war ein Getöse, erzählt John Moore in seinem Journal during a residence in France, gegen welches die stürmischste Sitzung des englischen Unterhauses ruhig genannt werden darf. Als dazu noch der Syndikus des Departements meldete, der Ausbruch einer Empörung stände unmittelbar bevor, zog eine große Zahl der Volksvertreter es vor, sich von den Beratungen zurückzuziehen, bis die Freiheit der Entschließung gesichert wäre<sup>1)</sup>.

Durch solche Freiheit der Gegners dreist gemacht, schritt das souveräne Volk dazu, die längst verlangte Absetzung des Königs in eigener Person vorzunehmen. Der Aufstand vom 10. August trifft aber nicht nur die Exekutive; er vernichtet auch die gesetzgebende Versammlung. „Bisher, ruft Robespierre an dem genannten Tage den Pariser Proletariern zu, haben Schurken euch von Gesetzen gesprochen, lediglich um euch zu knechten und irre zu führen. Ihr seid bisher nicht durch Gesetze, sondern nur durch sträfliche Launen einiger Tyrannen regiert worden. Sie predigen euch Achtung vor den bestellten Obrigkeiten, und dieselben waren nichts weiter als geschickte Betrüger. Ihre Verbrechen haben euch genötigt, die Geltendmachung eurer Rechte nochmals in die eigene Hand zu nehmen. Ihr werdet erst glücklich sein, wenn ihr Gesetze habt; Gesetze werdet ihr aber erst haben, wenn der allgemeine Wille gehört und geachtet sein wird, wenn die Vertreter des Volkes denselben nicht mehr ungestraft verletzen können, indem sie die Souveränität usurpieren<sup>2)</sup>.“ Die „erste Revolution, welche einen menschenwürdigen Zweck verfolgte.“ sollte also die Ausführung der Erklärung der Menschenrechte erzwingen, wie der Radikalismus sie verstand. Mit ihrem Gelingen war

<sup>1)</sup> Taine l. c. Tom. III, pag. 220 etc.

<sup>2)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII, pag. 325. S. auch Robespierre's Rede im Jakobinerklub am 10. August ebenda S. 178.

der Fortbestand irgend einer Obrigkeit und damit die Aufrechterhaltung einer staatlichen Ordnung unmöglich gemacht.

Zunächst schafften die Radikalen sich ein Organ, durch welches das souveräne Volk seine gesetzgebende Gewalt ausüben könnte. In der Nacht zum 10. August bemächtigten sich einige siebenzig entschlossene Leute des Stadthauses und konstituierten sich als neuer Stadtrat. Robespierre behauptet in seinem Organ, dem *Défenseur de la Constitution*, der Aufstand vom 10. August sei von dem ganzen Volke ausgegangen; ohne Furcht vor den Tyrannen und überzeugt von der Heiligkeit seiner Rechte habe dasselbe von den ihm zustehenden Befugnissen Gebrauch gemacht. In Wahrheit vertrat der neue Stadtrat etwa 600 Pariser Bürger. Allerdings waren zu seiner Wahl alle Sektionen zusammenberufen worden, aber viele hatten der Aufforderung nicht Folge geleistet, und in anderen hatte man Stimmen gefälscht oder sonstige Betrügereien begangen<sup>1)</sup>. Trotzdem also jede Legitimation fehlte, und trotzdem feruer eine ansehnliche Truppenmacht zur Hand war, bereit, die Eindringlinge mit Gewalt zu entfernen<sup>2)</sup>, so wagten die Bourgeois, welche von rechtswegen auf dem Stadthause saßen, nicht einmal einen ernstlichen Versuch zum Widerstande. Nachdem letztere das Feld geräumt hatten, begann die neue städtische Obrigkeit ihre Thätigkeit damit, daß sie die Tuilerien wehrlos machte. Der Kommandant der Nationalgarde wurde zum Rapport auf das Stadthaus befohlen und, als er sich weigerte die zum Schutz des Schlosses aufgebotenen Truppen zurückzuziehen, ins Gefängnis geworfen und dort niedergemacht. An seine Stelle erhält eine Kreatur von unbedingter Zuverlässigkeit, der Brauer Senterre, den Befehl über die Nationalgardien. Demnächst werden die Vorstädte alarmiert und etwa 9000 Mann gegen das Schloß in Bewegung gesetzt. Auch jetzt wäre es noch möglich gewesen, den König und mit ihm die Bourgeoisie zu retten, da die Nationalgarde, welche zur Stelle war, in Vereinigung mit den Schweizern und den Edelleuten in den Tuilerien die Übermacht besaß; indes auch diese letzte Chance wird aus Zaghaftigkeit unbenutzt gelassen. Die auf dem Carouffelpfah anwesenden obrigkeitlichen Personen finden „ihre Verantwortlichkeit unerträglich;“ sie sprechen sich zu jedermann, der es hören will, dahin aus, „daß es thöricht sein würde, sich einer so großen und so gut bewaffneten Menge zu widersetzen, und daß es ein erhebliches Unglück wäre, dies versuchen zu wollen.“ Dem schwächlichen Ludwig XVI. zur Nachgiebigkeit zu überreden wird ihnen leicht, und so treten denn Königtum und Bourgeoisie ohne Schwertstreich den Rückzug an<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> No. 12 des *Défenseur de la Constitution* vom 10. August 1792 u. dagegen die Darstellung bei Mortimer Ternaux, *histoire de la terreur*.

<sup>2)</sup> Buchez et Roux I. c. tom. XVII, pag. 55.

<sup>3)</sup> Taine I. c. Tom. III, p. p. 230 ff.

(Fortsetzung folgt.)



Die Bestattung des Psaru.<sup>1)</sup>

Von

G. Maspero.

Der Friedhof von Theben liegt auf der linken Seite des Nils, auf einer Bergkette, welche sich vom Libyischen Gebirge abzweigt und gerade gegenüber dem großen Amontempel aufhört. Die eigentliche Kette hat viele schroffe Abhänge und ist nach allen Richtungen von tiefen Thälern durchschnitten; vor derselben zieht sich aber noch eine Reihe von einzelnen durch Schluchten von einander getrennten Sandhügeln entlang. In der Zeit, als Theben noch ein kleines Städtchen war, trugen die Einwohner ihre Toten auf den nächstgelegenen dieser Hügel und begruben sie hier. Aber die Stadt nahm an Bevölkerung zu, und mit ihr wuchs auch der Umfang der Toten-Stadt, deren Gräber sich immer weiter nach Westen ausdehnten, bis sie endlich das ganze Thal von Deir-el-Bahari ausfüllten.<sup>2)</sup> Von nun an geschah die weitere Ausdehnung in südwestlicher Richtung, indem alle Erhebungen und Falten des ganzen Geländes hart neben einander mit unterirdischen Gängen ausgefüllt wurden. Der Name Nekropole (Totenstadt), den man diesem Gebiete meistens giebt, trifft durchaus zu; denn was sich hier am Nile entlang zieht, ist eine wirkliche Stadt von Gräbern, ein Seitenstück zu der Stadt der Lebenden, und hier wie dort giebt es vornehme und geringe Viertel, Paläste und Kapellen. Etwa fünfzehn kleine Pyramiden von Ziegelsteinen stehen noch heute auf den Hügelspitzen von Drah abu 'n-Reggah, sie bezeichnen den Ort, an dem die Pharaonen der elften und siebzehnten Dynostie, umgeben von den Großen ihrer Höfe, die ewige Ruhe gefunden haben. Amenhotpu I. und seine Mutter Nofritari ruhen am Eingange von Assisif, mit allen den Ehrenbezeugungen und Auszeichnungen versehen, die den Schutzgöttern des Bezirks zukommen. Thutmosis II., Thutmosis III. und ihre Schwester Hatshopsitu ruhen unter den Terrassen von Deir-el Bahari; die weniger bekannten Pharaonen, die Prinzen, welche nicht zur Regierung gekommen sind, die Prinzessinnen des ägyptischen Königshauses, die Hofbeamten, Staatsmänner, Feldherren und andere hervorragende Beamte ruhen dazwischen, und zwar haben die, welche zur selben Zeit gelebt hatten, meistens auch nach dem Tode ihre Ruhestätte nahe bei einander gefunden. Wenn man alles das im Einzelnen betrachten könnte, was hier niedergelegt ist, so würden diese Gräber uns die ganze Geschichte der

<sup>1)</sup> Dieser Aufsatz ist aus einer neuen Sammlung von Erzählungen des Verfassers entnommen, in welchen der Versuch gemacht wird, das ägyptische Leben dem Publikum und besonders den Lernenden in einer weniger trockenen Form darzustellen, als es in den bisherigen, rein didaktisch gehaltenen Veröffentlichungen möglich war. Psaru ist ein ägyptischer Großer aus der Zeit Ramses' II. (14. Jahrhundert), dessen Leben in den Erzählungen dargestellt wird.

<sup>2)</sup> Von vielen ägyptischen Ortslichkeiten sind die alten, ägyptischen Namen nicht bekannt, dieselben müssen daher, wie z. B. Deir-el-Bahari, Drah abu 'n-Reggah, Gurnah, Assisif Medinat-Habu, mit ihren modernen arabischen Namen bezeichnet werden, ein Anachronismus, der sich leider nicht vermeiden läßt.



thebanischen Dynastien Agyptens (Ober-Agyptens) vor die Augen führen, denn in diesen Gräbern ruhen alle die, welche jene Geschichte gemacht haben.

In den Einschnitten zwischen den Sandhügeln finden wir, gruppenweise angeordnet, eine Menge von Lehmhütten. In diesen wohnen die Polizeidiener und die Wärter mit ihren Familien, die Arbeiter, die die Totengallerien ausgraben und ausschmücken, die Tempelbediensteten, welche mit der Bestattung und den Erinnerungsfesten zu thun haben, und endlich die Verkäufer von Opfern. Alle diese armen Schucker wissen natürlich ganz genau, wie viel Geld und Edelstein Tag für Tag mit den Mumien beerdigt wird, und diese Schätze, welche in unmittelbarer Nähe ihres gewöhnlichen Aufenthaltes wenige Fuß unter der Erde begraben sind, bilden für sie eine beständige Quelle der Versuchung, der sie denn auch nicht immer widerstehen. Die Vererbung einer Grabstätte ist für sie eine alltägliche Sache und gilt als das sicherste Mittel, sich ein Vermögen zu erwerben. Die Vorsichtigen betreiben solche Plünderungen heimlich, sie sprechen mit niemand davon und machen sich uur an alte Gräber, die nur selten besucht werden, weil die Familie, der die Stätte gehört, erloschen ist. Andere sind kühner, sie scharen sich in Bänden zusammen und erkaufen sich durch ziemlich beträchtliche Opfer das Einverständnis der Lokalpolizeibehörden; im Vertrauen hierauf wagen sie es denn auch, sich an ganz neue Gräber, ja selbst an Königsgräber, heranzumachen: hier nehmen sie nicht nur die lose in den Grabkammern aufgestellten Gegenstände fort, sondern sie öffnen auch die Särge, um die Mumien anzupacken oder gar in Stücke zu zerbrechen, und eignen sich die am Körper befindlichen Schmucksachen an. Dann setzen sie die Bruchstücke wieder an einander, stellen oft mit Hinzunahme von fremden Gegenständen künstliche Mumien her, und machen dies manches Mal so geschickt, daß die Fälschungen von außen nicht als solche zu erkennen sind. Denn oft muß man mehrere Lagen von Windelbändern abnehmen, ehe man den Betrug bemerkt. Von Zeit zu Zeit kommt es aber vor, daß einer von diesen Dieben sich fangen läßt, oder von seinen Kameraden angezeigt wird. Dann wird von seiten des Nomarchen und des ersten Propheten Amons, welchen die Rechtspredung über diesen Teil des Nomos zusteht, eine Untersuchung angeordnet; eine Kommission stellt den Schaden fest und sammelt die Belastungsbeweise; und zuletzt spricht das Gericht sein Wort: bald erhält der Thäter seine zwanzig Peitschenhiebe, bald auch wird die Strafe des Pfahls zur Anwendung gebracht, aber es dauert nie länger als zwei Monate, bis der Eindruck, den die energische Strafe gemacht hat, sich wieder verwischt, und die Diebereien von neuem ihren Gang nehmen.

. . .

Psaru ist noch einmal in sein Haus gebracht worden. Man hat ihn auf einem Paradebette aufgebahrt, und unter denselben stehen vier große Töpfe aus Kalkstein, die Kanopen, in denen sich seine Eingeweide befinden. Die Deckel der Kanopen haben die Form von Köpfen, und zwar stellt einer von ihnen den Kopf eines Menschen, der zweite einen Schakalskopf, der dritte einen Sperberkopf und der

vierte einen Pavianskopf dar: Bilder der vier Söhne des Horus, der Götter der vier Teile der Welt: Hor und Amset, Imnuant und Kabbsonuf. Diese vier Götter bewachen die Mumie und verhindern, daß die inneren Organe, die zartesten und zugleich fürs Leben unentbehrlichsten, geraubt oder zerstört werden. Jetzt ist die Zeit gekommen, den Toten ins Grab zu legen, die Beigaben sind zur Mitnahme bereit, die Freunde und Verwandten, welche ihn hinausbegleiten sollen, sind fertig, und der Tag ist da, an dem der Verbliebene „sein Haupt in dem kläglichem Thale niederlegen“ und „sich mit der Erde vereinigen“ soll. Im letzten Augenblicke machen die Frau und die Sklavinnen noch einmal einen Versuch, den Zug aufzuhalten, sie klammern sich an die Mumie und stürzen sich schreiend auf die Träger, welche gekommen sind, um sie abzuholen; endlich aber geben sie nach, und Psaru verläßt sein Haus, nunmehr für alle Zeit.

Den Zug eröffnet eine Anzahl von Sklaven und Dienern mit Opfergaben in den Händen und auf dem Haupte. Die ersten sechs haben Kuchen, Blumen, Krüge mit Wasser, große Flaschen mit Getränken und kleine Gefäße mit wohlriechenden Stoffen. Einer trägt auf einem leichten Stuhle drei fette Vögel, und eine anderer führt das Opfertalb am Halfter.

Sechs andere Träger haben in ihren Händen gemalte Büchschén; diese sind teils für die Mundvorräte bestimmt, die dem Toten mitgegeben werden sollen, teils auch zur Aufbewahrung von kleinen Statuetten; endlich kommen noch zwei Männer mit einem niedrigen Tische, auf dem sich Töpfe mit Obst und Palmszweige befinden. Alle diese Leute dienen der Nahrung des Toten, während die nächste Gruppe für den erforderlichen Hausrat sorgt und Koffer mit Wäsche, Klapptische, Faltstühle und Paradebetten trägt. Zwei Stallknechte schleppen sich an einem Wagen mit dem Joch und mit den Köchern des Verstorbenen müde, und der Kutscher führt einen anderen einachsigen, mit zwei Pferden bespannten Wagen hinterher.

Nun kommt eine dritte Schar, welche mehr Personen zählt als die erste und die zweite zusammen. Auch sie trägt allerlei Geräte, aber solche, welche im täglichen Leben nicht üblich sind, sondern nur bei der Bestattung gebraucht werden. Hier kommen zuerst die Krüge für die Trankopfer, sodann ein Kasten, dessen Wände in roten und weißen Quadraten geschacht sind, und der zur Aufbewahrung der Kanopen dient. Dann folgen die Kanopen selbst, und hinter ihnen wird auf einer viereckigen Platte eine blau- und goldene Pappmaske getragen. Andere Diener bringen auf gleichen Platten noch Szepter, Halsbänder, Kommandostäbe, Scarabäen, endlich auch die Bilder des sitzenden Geiers mit kreisförmig ausgebreiteten Flügeln, welche die Ägypter an Festtagen auf der Brust zu tragen pflegten, dazu Ketten und kleine Statuen und sodann einen Sperber mit Menschenkopf, das Sinnbild der menschlichen Seele. Viele von diesen Gegenständen sind durch und durch von Gold, andere bestehen aus einem hölzernen Kern, der mit Gold belegt ist, aber überall glänzt dies Metall und zeigt sich überall mit einer solchen Verschwendung angebracht, daß die Menge, welche zu beiden Seiten des Zuges auf der Straße stehen bleibt, um ihn zu be-

trachten, von Bewunderung und Neid ergriffen wird. Es ist auch nicht zu verkennen, daß durch eine solche Prunkentfaltung die Habsucht der Menschen ziemlich mutwillig gereizt wird, und die Wächter in Psaru's Grabkammer werden viel Mühe haben, um alle diese Schätze vor Dieben zu schützen.

Hinter diesen Trägern kommen wieder andere Leute mit Opfergaben, darauf die heulende Gruppe der Klageweiber und ein Sklave, welcher von Zeit zu Zeit einige Milchtropfen auf die Erde sprengt, als wenn er den Staub damit legen wollte; darauf folgt der Zeremonienmeister mit einem Pantherfell auf der Schulter, welcher die umstehende Menge mittelst eines großen Löffels mit wohlriechendem Wasser besprengt. Hinter diesem kommt endlich der Katafalk selbst. Er hat, wie gewöhnlich, die Form eines Rahnes und wird auf einer Schleife von einem Gespann Stieren und von einigen Fellachen gezogen. Der Rahn ist ein Bild von Osiris' Toten-Schiff, und auf ihm stehen die beiden klagenden Göttinnen Isis und Nephthys; in dem verriegelten Deckhäuschen liegt die Mumie, vor den Blicken des Publikums verborgen.

Chart<sup>1)</sup> und ihre Kinder begleiten die Leiche, ohne besonders darauf zu achten, wo sie sich gerade befinden, und gehen bald vor, bald hinter, bald neben der Toten-Barke.

Hinter ihnen kommen die Freunde mit dem langen Feiertagsmantel bekleidet, und mit einem Stocke in der Hand, und an sie schließen sich die Nachbarn und allerlei Neugierige in buntem Gedränge.

Der Zug geht mit dem langsamen Schritte der Zugtiere die gewundenen Straßen der Stadt entlang; überall wo er hinkommt, hemmt er den Strom des Handels und Verkehrs und er selbst wird von dem geringsten Hindernisse zum Stehen gebracht. Man sollte glauben, daß der Abschied von der Erde Psaru zu schwer fiele, und daß er deshalb auf alle Weise, wenn auch nur um wenige Stunden, hinausgeschoben werden müßte.

Die Bestattungen in Theben gehören nicht zu den stummen Zügen, bei denen der Schmerz der Teilnehmer sich höchstens durch eine verstohlene Thräne verrät. Nein, der Tote verlangt rauschende Trauerbezeugungen, lautes Schluchzen und Klagen. Nicht genug, daß man Klageweiber mietet, welche für ihren Lohn laut schreien, sich die Haare ausraufen, Klagelieder singen und sich anstellen, als wenn sie vor Verzweiflung über den Verlust nicht wüßten, was sie anfangen sollten, nein, auch die wirklichen Leidtragenden, die Verwandten und Freunde tragen kein Bedenken, ihren Schmerz öffentlich zu äußern und durch laute Ausbrüche des Kammers die Aufmerksamkeit der teilnahmslosen Begegnenden auf sich zu ziehen. Und diese Gruppen wechseln mit einander ab, indem bald die eine bald die andere mit lauter Stimme ein paar den Umständen entsprechende Worte ausstößt.

„Nach Westen, nach Westen ins Haus des Osiris. Du warst der Beste der lebenden Menschen, stets hast du die Falschheit gemieden.“ So fängt einer an, und andere antworten im Chor:

<sup>1)</sup> Psaru's Witwe.

„O Herr, daß du jetzt nach Westen gehst, ist selbst den Göttern ein bitterer Schmerz.“ Der Fuhrmann, der die Stiere antreibt, ruft ihnen zu:

„Nach Westen, nach Westen ihr Stiere mit dem Katafalle, Euer Herr ist hinter Euch.“ Dann rufen die Freunde wieder:

„Nach Westen, nach Westen, er blüht nicht mehr, der gute Mensch, der die Wahrheit geliebt und so sehr hat verabscheut die Lüge.“

Dann hören die Klagen wieder einmal auf, und alles schreitet ein paar Minuten lang lautlos vorwärts, bis dann wieder eine der Klagefrauen zu rufen anfängt und andere sich ihr anschließen und der ganze Lärm womöglich noch betäubender und noch schrecklicher wieder von vorn anfängt. Neue, selbständige Gedanken und den Ausdruck einer lebhaften, wahren Empfindung wird man in allen diesen Ausrufen meist vergeblich suchen, vielmehr bleibt die Form, in der der Schmerz sich äußert, fast immer dieselbe. Aber die Leute müssen auch gar zu oft einer Beerdigung beiwohnen und bei ihr mitklagen, und so kommt jeder ganz von selbst dazu, daß er sich einige feststehende Sätze und Redensarten angewöhnt und diese bei jeder ähnlichen Gelegenheit wiederholt. Der Ausruf „Nach Westen“ ist bei allen Leichenzügen stehend, und an dieses Wort hängen sich in der Regel nichts weiter als ein paar ganz allgemeine Lobeserhebungen an. Nur bei den allernächsten Verwandten kommt es vor, daß sie ihren Kummer in eigenen, wirklich aus dem Herzen kommenden Worten malen. Hier kommen neben den unartikulierten Rufen und den feststehenden formelhaften Redensarten eine Lobeserhebung des Toten, eine Schilderung seiner Tugenden, Anspielungen auf seine Geschmacksrichtungen und seine liebsten Beschäftigungen, auf die von ihm bekleideten Ämter und die ihm zuteil gewordenen Ehrenbezeugungen und ähnliche individuelle Äußerungen vor; auf der anderen Seite hört man aber aus dem Munde dieser Personen auch Betrachtungen über die Ungewißheit aller menschlichen Schicksale und Warnungen vor den Gefahren, die den Wanderer im Jenseits bedrohen, traurige Sprüche, die die Söhne den Vätern abgelernt haben, um sie dereinst selbst ihre Entel zu lehren.

Endlich kommt der Zug am Ufer des Niles an und wird hier auf Schiffe verladen. Die vorausgegangenen Gabenträger und überhaupt alle Sklaven werden auf drei gewöhnlichen Prähmen untergebracht, welche zu diesem Zwecke gemietet sind, und hier finden auch die bloßen Bekannten und Freunde, welche sich dem Zuge angeschlossen haben, ihren Platz. Die Familie und die Klageweiber setzen sich auf zwei dem Psaru gehörige Segelboote; aus diesen sind die Masten herausgenommen und die hohe Kajüte des einen mit bunten Decken aus gesticktem Tuch und aus ausge schnittenem Leder behangen. In dieser Weise ausgestattet, sieht die Kajüte aus wie der Sockel eines Denkmals, und auf ihr stehen die Passagiere, mit dem Blicke nach dem Totenfahne. Der letztere hat die Form des Bootes Noshemit, welches bei der Beerdigung Osiris' gedient hat und später in der kleinen Stadt Abydos verehrt wird. Es ist sehr fein und leicht gebaut, auffallend lang, und am Bug und am Heck mit je einer Lotusblume geschmückt, deren Stengel wie ein Schwanenhals gekrümmt ist. In der Mitte

ist eine Kapelle errichtet und mit Blumensträußen und grünen Palmzweigen ausgestattet. Chait und ihre Töchter hocken klagend zu beiden Seiten; zwei Priesterinnen, welche ihrer Kleidung und Haartracht zufolge die Göttinnen Isis und Nephthys darstellen, stehen hinter dem Tempelchen, um den Leichnam zu schützen, vorn steht der Zeremonienmeister und verbrennt einzelne Weihrauchkörner. Das Totenschiff wird nicht aus eigener Kraft bewegt, sondern durch die Gondel, auf der die Klageweiber sitzen, geschleppt; das ganze kleine Geschwader treibt unter den Riemen von fünfzig bis sechzig Ruderern ziemlich flott durch die Wasser des Nils.

Die Einschiffung ist ein wichtiger Augenblick; denn mit ihr hat Psaru die Stadt seines Wirkens verlassen und die Reise ins Jenseits angetreten. An den Ufern steht die Menge und ruft ihm zu:

„Gelage in Frieden zum Westen der Stadt, in Frieden geh' nach Abydos hin, zum westlichen Meere in Frieden.“

Der Übergang über den Nil hat auch für die weiteren Schicksale des Verstorbenen eine große Bedeutung. Nicht überall kann man aus dieser Welt in die „andere Welt“ ohne weiteres abfahren. Die Ägypter kannten, wie überhaupt die meisten Völker, die Stelle ganz genau, an der die Seele sich von der Erde trennt, um sich in ihr neues Heim zu begeben; es ist eine kleine Spalte in den Bergen westlich von Abydos, welche nur mit Osiris Hilfe und nur auf seinem Totenschiffe durchzogen werden kann, und die Fahrt der Mumie über den Nil ist ein genaues Vorbild der Reise, welche die Seele später macht, um sich an die Mündung jener Spalte zu begeben. Somit ist die Reise nach der Thebanischen Totenstadt in Wahrheit eine Reise nach Abydos, und man hört deshalb aus den Rufen der Menge bald den Namen Theben, bald den Namen Abydos heraus.

Bei Gelegenheit der Fahrt erheben die Freunde ihre Stimme lauter und öfter:

„Nach Westen, nach Westen, zum Land der Gerechten; die Stadt, die du liebtest, sie jammert und klagt.“ Und die Klageweiber rufen dazwischen:

„In Frieden, in Frieden zum westlichen Land, Gefegneter, fahre in Frieden. Wir sehen uns wieder, gefällt es dem Gott, wenn einstmals die Stunde der Ewigkeit schlägt, du fährst in das Land, wo die Menschen sich sammeln, das Wiedersehen erwartend.“ Nur Chait wird von dem Schmerze so hingerissen, daß sie nicht an die üblichen Formeln denkt, sondern aus innerster Seele heranspricht:

„Mein Gatte, mein Bruder, Geliebter, bleib' hier, gehe nicht von der Erde auf der du bist; du sehest jetzt über zum Lande der Toten. Ihr Schiffer, was eilt ihr, o macht nicht so schnell, ihr kehrt ja alle zurück in das Haus. Doch unaufhaltsam muß jetzt mein Mann, der Geliebte, zum Lande der Toten hin. O Schiff des Osiris, wozu bist du da, mir zu ramben den Mann, den geliebten.“

Die Ruderer achten nicht auf den Gesang, und der Stenermann vorn auf dem Schiff der Klageweiber unterbricht ihre Litanei mit dem Rufe: „Haltet euch fest da oben, wir legen an.“ Das Boot bekommt beim Anlegen einen ziemlich

starken Stoß, und die Weiber würden leicht das Gleichgewicht verlieren und herabstürzen, wenn sie nicht gewarnt wären. Der Brahmi mit den Freunden kommt nicht so glücklich aus Land, denn während er anlegt, schlagen die beiden Steuerruder<sup>1)</sup> gegen ein kleines, mit Gaben gefülltes Boot und stoßen einen Teil derselben herunter, aber niemand achtet hierauf, und die Freunde des Verstorbenen setzen ihre Klagegefänge ungehindert fort:

„Er ist selig, der Edle, ihm gönnt das Geschick im Grabe zu liegen, das selbst er erbaut, ihm zeigt seine Gnade auch Chunsu von Theben, der Gott hat erlaubt, daß im Frieden er schieb, daß nach Westen er reiset, von Freunden geleitet, die alle in Thränen zerfließen.“

Nachdem die Personen ausgestiegen und alle Sachen abgeladen sind, wird die Mumie wieder auf die Schleife gelegt, der ganze Zug ordnet sich wieder in derselben Weise, wie er durch die Stadt gezogen ist, und nun geht es nach dem Hügel Schaich Abd-el-Gurnah. Hier, an der Stirn Thebens,<sup>2)</sup> nahe der Höhle, in der die Schlangengöttin Miritsfro wohnt, die die Zukunft weissagt und wunderbare Heilungen bewirkt, hier, zwischen den unterirdischen Gräbern von Redmiri, von Manhopitrisoubu, von Bahschuru und von andern großen Staatsmännern aus der Zeit Thutmosis des II. und seiner Söhne, hat Psaru sein „Haus für die Ewigkeit“ erbauen lassen. Der Hügel, in den das Grab gearbeitet ist, hat eine so steile Böschung, daß die Stiere das ungeheure Gewicht des Katafaltes nicht hinauffschleppen können. Daher laden die Freunde den Katafalk auf ihre Schultern und gewinnen mit vieler Mühe und vielen Straucheln auf den halb erkennbaren Fußwegen, welche sich zwischen den Gräbern hin- und herziehen, die Höhe des bestimmten Grabes.

Endlich halten sie in halber Höhe des Hügel, auf einer kleinen, ebenen Stelle, ganz erschöpft an. Ein oberflächlich behauenes Stück der Felswand bildet hier die Vorderseite des Totenhauses, und in ihrer Mitte ist eine kleine und enge Thür. Hier ist die Mumie am Ziele angekommen, sie wird nunmehr auf einem kleinen Sandhaufen, mit dem Rücken nach dem Grabe, mit dem Gesichte nach den Begleitern, aufrecht hingestellt, gerade wie der Herr, den die Freunde nachhause begleitet haben, sich vor der Thür noch einmal nach ihnen umdreht, ehe er hineintritt. Ein letztes Opfer und Gebet giebt den Anlaß zu neuen Klageausbrüchen; die gemieteten Weiber verdoppeln ihren Eifer und wälzen sich vor Schmerz auf dem Boden herum, die Frauen der Familie schmücken die Mumie mit Blumen, pressen sie an ihre bloße Brust und küssen ihr die Stirn und die Kniee.

<sup>1)</sup> Die ägyptischen Schiffe wurden wie die griechischen durch zwei große Ruder gesteuert.

<sup>2)</sup> Stirn Thebens, ta tohmit, scheint der Name für den höchsten der Hügel von Schaich Abd-el-Gurnah gewesen zu sein. Die Höhle ist den heutigen Fellachen wohl bekannt, und sie vermeiden es, sie den Europäern zu zeigen. Sie ist jetzt dem Muslimischen Schaiche geweiht, der hier allerlei Wunderkuren macht und besonders den Rheumatismus beseitigt, gerade wie zu alter Zeit die Göttin Miritsfro.

Chait ruft: „Ich bin deine Schwester<sup>1)</sup>, ich bin dein Weib, verlasse mich nicht, mein bester Mann. Mein Vater, du willst, daß ich von dir gehe, und bleibst du denn wirklich allein hier zurück, hast niemand um dich, der dich pflegt und bedient? Wie hast du so freundlich mit mir gescherzt und wie bist du so kalt jetzt und stille.“

Hinter der Herrin hockt eine alte Dienerin und schreit:

„Er ist uns genommen, der Hüter und Herr; so verläßt er sein treues Gefolge.“ Und darauf beginnen die Klageweiber wieder:

„Nun weint und klagt, ohne Ende und Ziel, so laut, wie ihr könnt, denn der herrliche Mann, er reißt von uns fort in das ewige Land; er ist uns ent-rissen, er geht jetzt allein, und keiner der vielen, die sonst ihm gebient, geht mit ihm dahin auf der Reise. Du spreiztest die Beine zum kräftigen Marsch, jetzt liegst du gefesselt, gewickelt, geschnürt. Du warst so reich an den prächtigsten Stoffen, du warst gewöhnt an das frischeste Leinen, jetzt liegst du im Hemde von gestern. Sie, die dich beweint, ist jetzt verwaist, sie verhüllte den Busen und lebt nur dem Schmerz, sie wälzt sich vor deinem Grabe.“

Mit gleichgiltiger Miene steht der Priester zwischen den Leidtragenden. Ohne sich um die andern zu kümmern, verbrennt er Weihrauch, spendet das Trankopfer und spricht dazu die feststehenden Worte:

„Der Seele Osiris<sup>2)</sup>, des Herrn von Theben, weihe ich Psaru, dessen Stimme gerecht ist vor dem großen Gotte.“

Die Mumie wird von zwei Männern auf den Armen in das Grab hinein-getragen; sie ist der Nacht des Jeneseits anheimgefallen, von der sie niemals wieder freigegeben wird.

Wie jede ordentlich eingerichtete Wohnung, so hat auch die Grabhöhle Psaru's ihre Prunkgemächer, eine Kapelle, in der der Heimgegangene an den großen Fest-tagen die Ehrenbezeugungen und die Geschenke seiner Verwandten entgegennimmt, und ein tägliches Zimmer, das bloß für den persönlichen Gebrauch des Ver-schiedenen bestimmt ist. Psaru's Kapelle besteht aus zwei Räumen, von denen der eine sehr breit und wenig tief, mit der Außenwand parallel läuft, und der andere, tiefer als breit, senkrecht auf die erste gerichtet ist und sich gegenüber der Eingangsthür ins Innere des Hügels hineinzieht. In beiden Räumen sind die Mauern mit Malereien ganz bedeckt; die Wände sind zu diesem Zwecke mit einem Bewurfe von gestampfter Erde verputzt, die dann geglättet ist und auf der die Bilder mit Leimfarben aufgetragen sind. Hier findet man alle möglichen Er-eignisse des täglichen Lebens dargestellt. In langen Reihen über einander er-scheinen hier die Landarbeit, die Herstellung des Ackers, die Saat, die Ernte, das Einfahren, die Viehzucht, Jagd und Fischerei; die Werkstätten des Tischlers und des Stellmachers, des Bildhauers und des Goldschmiedes, des Glasbläfers und des Bäckers; die Zubereitung der Nahrungsmittel und endlich ein großes Festmahl mit Tafelmusik und Ballet. Alle diese Bilder sind Talismane, durch die

<sup>1)</sup> Ehen zwischen Geschwistern waren im alten Ägypten nicht nur erlaubt, sondern galten auch als empfehlenswert.

dem Verstorbenen der Gebrauch der dargestellten Dinge möglich gemacht wird. Wenn die Seele Hunger hat, so wählt sie sich eins der gemalten Rinder aus und verfolgt es auf dem Wege von der Weide bis in die Werkstatt des Schlächters und weiter durch die Küche bis auf den Vorschneidetisch. Sobald die Seele die Bilder erblickt, wird alles Dargestellte für sie zur Wirklichkeit, und sobald der Verstorbene an der Wand sich selbst erschaut, wie er aus der Hand des Dieners die gebratene Keule entgegennimmt, so steht die Keule auch in Wirklichkeit vor ihm, so daß er nicht nur seine Augen an ihr weiden kann, sondern auch satt wird. Reiche Seelen von hohem Stande sind indessen für die erste Zeit auf diesen Weg noch nicht angewiesen. Ihnen bringen die Witwe, die Kinder und die anderen Verwandten persönlich oder durch Vertreter den nötigen Unterhalt in der Form von Opfern dar. Stiere, Gänse, Wein und Kuchen werden dem Lieblingsgott Amon oder Osiris, Ptah oder Chunsu geopfert; der Empfänger behält von diesen guten Dingen einen Teil als Botenlohn zurück, das Übrige liefert er an die Seelen, die ihm empfohlen worden sind, getreulich ab. Die Hinterbliebenen können sich auch mit den Priestern eines Tempels dahin einigen, daß diese eine einmalige oder eine jährlich zu wiederholende Vergütung beziehen und dafür jedes Jahr an mehreren im voraus bestimmten Tagen die Opfer vornehmen, durch die der Tote mit Lebensmitteln versorgt wird.

So vielfache Vorkehrungen man aber auch treffen mag, um die Zukunft der Verbliebenen zu sichern, so hören die Opfergaben doch endlich einmal auf; mag nun die Familie aussterben oder auswandern, oder auch die alten Toten vergessen, oder mögen auch die Priester in Folge unzureichender Überwachung ihren Verpflichtungen nicht mehr nachkommen. Der Bewohner des Grabes würde in Folge dieser Vernachlässigung eines elenden Hungertodes sterben, wenn er nicht an den Wänden ein Mittel sähe, seinen Hunger zu stillen. Um ihn aber hierzu fähig zu machen, dazu bedarf es noch einer letzten Zeremonie. Durch die Balsamierung ist der Tote zu einer unbeweglichen und hilflosen Masse geworden, die an sich nicht gehen und sehen, nicht essen und sprechen und nichts, was zu ihrem Unterhalte förderlich ist, verrichten kann. Um dies alles zu ermöglichen, ist es notwendig, daß der Mumie durch eine verwickelte Reihe von Übungen „der Mund geöffnet“ wird. Daher richten der Zeremonienmeister und seine Gehilfen, die Horuskinder, Pharos noch einmal im Hintergrunde der Kapelle mit Hilfe eines Sandhauens in die Höhe und führen dann dasselbe Mysterium vor ihm aus, welches schon Horus vor der Leiche seines Vaters Osiris gefeiert hat. Sie reinigen ihn mit Wasser und mit verdünntem Wein, mit dem Weibrauch des Südens und dem Alaun des Nordens, gerade wie man die Statuen der Götter bei Beginn des Opfers reinigt. Sodann nehmen sie verschiedene Verrichtungen mit dem Toten vor, durch die er aus dem Schlafe geweckt wird und seinen Schatten wiedererhält, den er im Todeskampfe verloren hat, sie wickeln ihn aus dem großen Leichentuche heraus und geben ihm das freie Spiel seiner Glieder zurück. Sodann schlachten die Tempelschlächter einen Stier und zerlegen ihn, und der Priester ergreift die blutende Keule und legt sie an die Lippen der vergoldeten Gesichtsmaske, als



wenn er so den Toten zum Essen einladen wollte, aber die Lippen bleiben geschlossen und verweigern den Dienst. Sodann aber werden sie mit verschiedenen Werkzeugen bearbeitet, welche sämtlich einen hölzernen Stiel und eine eiserne Klinge haben, und durch welche man glaubt, die Lippen öffnen zu können. Nunmehr ist der Verbliehene frei; er kann kommen und gehen, wie er will, er kann sprechen und gesprochenes hören und verstehen und die Opfer genießen. Das erste, wozu er seine neuen Kräfte verwertet, ist, daß er alle die, welche ihn begleitet haben, zu einem Festmahle einlädt, dem ersten, das er in seiner neuen ewigen Wohnung giebt.

In der äußersten Ecke des zweiten Saales, aus denen die Festräume des Grabes bestehen, öffnet sich ein Gang, welcher in eine kahle, niedrige Zelle führt, in der sich weder Malerei noch Zierat irgend welcher Art befindet. Hier ist die Schlafkammer Psarus, die Zufluchtsstätte, an der seine Mumie bis ans Ende aller Zeiten ruhen wird, wenn es den Göttern gefällt, sie vor Dieben zu schützen. Die Arbeiter der Totenstadt stellen die mit Blumengewinden geschmückte und in zwei Särgen ineinander gebettete Leiche längs der westlichen Wand auf. Die Sklaven schaffen die Kanopen, die Kästchen und alle mitgebrachten Geräte und Vorräte in vollen Armen herein und werfen sie neben der Leiche auf den Boden. Der Priester spricht ein lektes Gebet und zieht sich zurück, und die Maurer treten ans Werk, welche in sehr kurzer Zeit eine Mauer von Ziegeln vor dem Eingang errichten; endlich hört auch das Klappen ihrer Kellen auf, sie sind fertig, und man hört in der Ferne ihre Schritte verhallen, ein Fackelstümpfchen, welches sie in der großen Kammer zurückgelassen haben, brennt langsam zu Ende. Während dessen haben die Sklaven begonnen, auf der Plattform und in der Kapelle das Festmahl aufzutragen. Das Bild des Toten, welches im zweiten Saale aufgestellt ist, hat die Rolle des Vorstehenden und bekommt das erste Stück von allen aufgetragenen Gerichten. Auch die Gegenstände haben eine Seele, ein geistiges zweites Ich, und dieses zweite Ich spielt, sobald es einmal ins Jenseits übergegangen ist, dort dieselbe Rolle, die das Ganze vorher auf dieser Erde gespielt hat. Das zweite Ich eines Stuhles oder eines Bettes ist imstande, als wirklicher Stuhl oder als wirkliches Bett für das zweite Ich eines Menschen zu dienen; und somit kann auch das zweite Ich Psaru's auf diesem Feste das zweite Ich der Speisen und Getränke mit demselben Appetit verzehren, wie die wirklichen Speisen und Getränke von den lebenden Gästen verzehrt werden.

Während nun alle Tafelgenossen, sichtbare wie unsichtbare, sich dem Schmause hingeben, fangen die Almeeen an, ihre Gefänge und Tänze aufzuführen. Bald wenden sie sich unmittelbar an den Toten, bald reden sie die Lebenden an, aber ein Refrain kehrt in allen ihren Liedern wieder: „Seid fröhlich und guter Dinge, denn wenn ihr einmal in Sarge seid, so müßt ihr Tag und Nacht still liegen.“

Endlich ist das Mahl zu Ende, es wird Zeit zu gehen und das lekte Band zu zerreißen, das die Toten noch an die Lebenden knüpft. Der Harfner fängt an zu präludivieren und dann spielt er, vor der Statue Psaru's stehend, jene Melodie,

welche vor langer Zeit bei der Bestattung des Pharao Antuf zum ersten Male gehört worden ist. Und dazu singt er:

„Die Welt ist nichts als bloße Veränderung und lauter Wechsel. Der große Osiris hat es wunderbar geordnet, und das Schicksal hat es herrlich gefügt, daß immer, wenn ein Leib zerstört und begraben wird, doch andere nachbleiben, und so war es schon von jeher. Die Pharaonen, diese Götter, die vor uns waren und in ihren Pyramiden ruhen, mit ihren Mumien und ihren Seelen sind sie in den Pyramiden bestattet, aber in den Schlössern, die sie erbaut hatten, ist kein Platz mehr für sie, denn es ist aus mit ihnen. Aber verzweifle nicht darum, und so lange du auf Erden weilest, magst du suchen nach Glück und nach Lust und magst dein Herz vor dem zehrenden Gram behüten, denn es kommt doch für dich der Tag, wo du Osiris um Hilfe anflehen wirst, und wo Osiris der Gott, dessen Herz nicht mehr schlägt, dich nicht erhören können wird. Alle Klagen der Welt bringen dem Manne, der im Grabe liegt, das verlorene Glück nicht zurück; sei darum fröhlich und wohlgenut, so lange es Tag ist, und genieße das Glück, wo du es findest. Denn ins Grab folgt dir doch nicht, was du auf Erden gehabt hast, und noch keiner, der hinüber ging, ist zurückgekehrt.“

Was wird nun aus dem zweiten Ich nach der Bestattung? Die Menge des Volkes hat hierüber nur sehr ungewisse Vorstellungen. Sie nehmen an, daß die Seele im Grabe ein traumhaftes Dasein führt und kaum von sich selbst etwas weiß. Sie kommt nur heraus, wenn die Speisen ihr ausgehen, und sie von Hunger getrieben wird, dann streift sie des Nachts durch die Dörfer und wirft sich voll Gier auf die Brocken, die auf den Boden gefallen sind, selbst auf ellen Kot und Unrat. Dann werden die Seelen durch das Elend auch zum Hass und zur Rache gegen die Lebenden aufgestachelt, von denen sie im Stiche gelassen sind; sie greifen sie an und martern sie und machen sie krank. Einige Seelen warten nicht erst ab, bis sie vergessen worden sind, sie sind böse von Natur und finden ihr Ergötzen darin, ihre nächsten Verwandten zu verfolgen und ihnen zu schaden. Ist doch der Schreiber Deni Monate lang von dem Geiste seiner Fran Dnchari heimgesucht worden, und er hatte sie doch immer sehr gut behandelt, so lange sie auf Erden war, und hatte ihr dann ein sehr schönes Leichensfest angerichtet und ihr sehr hohe Einkünfte ausgesetzt; und doch war sie böse auf ihn und spukte in seinem Hause ohne Ruhe und Unterlaß. Um sie loszuwerden, blieb ihm nichts übrig, als den Geist vor Gericht zu fordern. Er mußte deshalb ein Schreiben an sie richten, in welchem er sie nach dem Grunde ihres Zornes fragte und ihr alle Freundlichkeiten, die er ihr erwiesen, einzeln aufzählte. In diesem Schreiben heißt es: „Habe ich seit unserer Heirat bis auf den heutigen Tag etwas gegen Dich gethan, was ich verheimlichen müßte? Was wirst Du machen, wenn ich alles ansprechen muß, was ich Dir zu liebe gethan habe, wenn ich mit Dir vor Osiris' Richterstuhl erscheinen werde, und man Dich auf Grund dieses Schreibens richten wird, in dem ich alle meine Beschwerden gegen Dich niedergelegt habe, ja, was wirst Du dann thun?“ Die Papyrosrolle, welche, an eine weibliche Holzstatuette befestigt, in das Grab gesenkt war, erreichte die

Empfängerin, für die sie bestimmt war. Anchari fürchtete sich, vor Osiris' Richterstuhl geladen zu werden, und ließ ihren armen Gatten von nun an in Ruhe.

Dies ist aber nicht der allgemeine Glaube. Vielen dünkt es zu schrecklich, so beständig eingeschlossen und zu einem traurigen Schattenleben verdammt zu sein, und sie glauben deswegen, daß die Seele nach kurzer oder langer Frist die Leichenkammer verläßt und eine Reise ins „andere Land“ antritt. Fern von uns, in jenen Gegenden, zu denen man nur durch die „Mündung der Spalte“ gelangt, giebt es wirkliche Totenreiche, von denen jedes unter der Herrschaft eines anderen Gottes steht, das eine beherrscht Chontamentit, das andere Phtah-Sofari, das dritte Osiris. Hier sammeln sich die Seelen der Ägypter, die schon bei Lebzeiten eine besondere Verehrung für den höchsten Gott hatten, und die sich für seine Geißeln, Amachu, erklärt haben. Das bevölkertste dieser Reiche ist das des Osiris. Dieses besteht aus mehreren Inseln, deren Umrisse auch von der Erde aus am nord-östlichen Himmel, an dem Nordende der Milchstraße zu sehen sind. Die Seele erreicht dieses Land aber nur nach einer langen gefährlichen Wanderung, sie muß ihr Grab verlassen, dem Nilthal den Rücken kehren und mit kühnem Schritte in die Wüste hineindringen. Hier stößt sie bald auf eine jener Sykomoren, welche fern vom Nil mitten im Sande wachsen und von den Fellachen für Feenbäume gehalten werden. Eine Göttin, Nut, Hathor oder Nit tritt mit halbem Leibe aus den Blättern des Baumes hervor und reicht der wandernden Seele eine Schüssel mit Broten und einen Krug mit Wasser; wer diese Gaben annimmt, wird dadurch zum Gaste der Göttin und kann ohne besondere Erlaubnis nicht mehr umkehren. Jenseits der Sykomoren breiten sich aber schreckliche Länder aus, voll von Schlangen und wilden Tieren, mit reißenden Bächen von kochendem Wasser, mit Sümpfen, in denen ungeheure Affen die Seelen mit Netzen zu fangen suchen. Viele der Wanderer erliegen den Strapazen und den Feinden und sterben; nur die, welche mit Amuletten und unfehlbaren Zaubersprüchen ausgerüstet sind, kommen endlich an die Ufer des ungeheuren Sees Cha und sehen von ferne die „Seligen Inseln“. Nunmehr werden sie von Ihot, dem Ibis, auf die Flügel genommen oder von dem göttlichen Fährmann an Bord des Fährschiffes genommen und zu Osiris gebracht. Sodann verhört der Gott die Seelen selbst in Gegenwart seiner zweiundvierzig Beisitzer, Ihot wägt ihr Herz auf einer Wage, und Maat, die Wahrheit, flüstert ihnen die Antwort zu, mit deren jedem Satz sie sich von einer Sünde frei sprechen. Endlich werden sie für würdig erachtet, die Bohnensfelder zu betreten und sich zu den seligen Geistern zu gesellen. Die Bohnensfelder, Sochit-palu, sind unendlich fruchtbar, das Korn wächst sieben Ellen hoch, davon zwei Ellen auf die Ähren kommen; die Toten bestellen es und ernten und fahren es, alle nach der Reihe, ein; diese Arbeit brauchen sie aber nicht selbst zu machen, sondern sie können sich dabei durch kleine Schmelzstatuen vertreten lassen, welche zu diesem Zwecke mit ihnen ins Grab gelegt zu werden pflegen und „Antwortere“ heißen, weil sie beim Aufrufe zur Arbeit an Stelle ihrer Herren antworten. Die arbeitsfreie Zeit vergeht in beständigen Festen, Gefängen, Plandereien und Spiel.

Nun giebt es noch viele Leute, denen auch dieses Schicksal der Seelen nach dem Tode zu plump erdacht vorkommt, und die nach einer höheren Vorstellung suchen. Die Priester Amon-Ras sind auch im Besitze solcher Vorstellungen, aber sprechen nicht gern davon; jedenfalls sind es auch theologische Spekulationen, um die das Volk sich nicht kümmert. Der Mensch überlebt den Tod, das gilt allen als gewiß, aber wie es geschieht, das ist nur den Göttern genau bekannt.



## Ausflug in das Yosemitethal, Kalifornien.

Tagebuch-Skizze

von

Kari udo.

5. Sept. 1872. Heute beendigten wir unsere lange Eisenbahnfahrt von New-York über Niagarafälle, Chicago, Salt-Lake-City nach Kalifornien und zwar in Merced wo wir, die Hauptlinie in Lathrop verlassend, um 11 Uhr nachts eintrafen. Sehr gutes Hotel El Capitan im Bahnhofe. Erkundigungen werden genommen wegen der Fahrt nach dem Yosemitethale. Unsere Plätze sind im Coach reserviert. All right.

6. September. Um 5 $\frac{1}{2}$  Uhr morgens Frühstück; um 6 Uhr wird Merced City in dem Stage verlassen. Dieser Wagen ist ein mit 15 Sitzplätzen versehener Char-à-banc, hat keine Federn, sondern der Kasten hängt auf 4 gebogenen Holzstützen, ein Dach schützt vor der heißen Sonne. Die 4 guten Pferde werden vom Boocke aus kutschiert von einem echten amerikanischen Driver (Kutscher), ein ganzer Gentleman, der in den Stationen der Tafel seiner Passagiere präsidirt, sehr nett gekleidet ist, auch Staub-Paletot und hundslederne Handschuhe hat. Er kann es thun; erhält er ja doch 100 Dollar Gehalt monatlich und sein Pferdewärter außer der Kost 35 Dollar. Sehr viel Geld, man muß aber auch bedenken, daß hier alles entsetzlich teuer ist. Außer unserer Gesellschaft, mein Bruder, Dr. W. und zwei Diener sind noch ein Chinese und 2 Herren aus Philadelphia als Passagiere im Wagen. Wir fahren durch eine sehr fruchtbare, aber langweilige Gegend, ein Stoppelfeld reiht sich an das ander., die Sonne hat jedes Grün verjagt, und in einer Staubwolke rasen wir dahin. In 2 Stunden wird Snellings erreicht. Den Merced River passieren wir zuerst durch eine Furt, dann mittelst Fähre; die Pferde werden gewechselt nach ihrer 16 Meilen (engl.) Tour.

Nun wird die Gegend etwas hügelig, felsig, der Weg steinig und sehr schlecht. Die Sonne sticht, gar keine Vegetation, alles ist kahl. Nach weiteren 12 Meilen erreichen wir den armseligen Ort Hornitos, wo Mittagsstation ist. Über einen ziemlich hohen Berggrücken kommen wir nach 2 $\frac{1}{2}$  Stunde (10 Meilen) nach der kleinen Bergstadt Bear Valley, in einem tiefen, kahlen Thale gelegen. Wir sind

fingerdick mit Staub bedeckt und haben einen gehörigen Durst, den das elende saure Bier nicht zu löschen vermag. Nach abermaligem Pferde wechseln und nach weiteren 8 Meilen kommen wir gegen 4 Uhr nach Mariposa, durch das wahnwitzige Fahren auf diesem gräßlichen Wege wie gerädert. Hier kann man sich endlich waschen, reinigen, auch einen guten Imbiß bekommen. Um 5 Uhr wird in einem kleineren Stage mit neuem Kutscher weiter gefahren. Endlich kommen wir in hübschere Gegend, in schöne Waldungen auf Bergen und in Thäler; leider wird es zu bald finster. Die Fahrt wird höchst ungemüthlich. Der Weg, eigentlich nur ein Geleise, ist kaum zu sehen, bergab, bergauf gehts in schnellstem Tempo, neben tiefen Wassertiefen, über geländertlose Brücken! Bewundern muß man den Kutscher, der seine 4 Pferde mit einer Hand lenkend, mit der anderen die Peitsche führt, den rechten Fuß erhoben auf der Hebelbremse hält, um gegebenen Falles mit der ganzen Kraft seines Körpers sie niederzudrücken, und die hinteren Räder so fast zum Stehen bringt. Wir werden schrecklich hin und her geworfen; manchmal ist der Wagen so schief, daß der Driver ruft: Rechts oder links sich hinaus beugen, sonst wird umgeworfen. Wir sind sehr froh, nach 8 Uhr in Hatch's Hotel und Sägemühle anzukommen und nette kleine Zimmer in diesem reinlichen, ebenerdigen Gebäude zu erhalten. Ein famoses Nachtmahl mit gutem Biere verschmeckt die Ermüdung der langen Fahrt.

7. September. Ein herrlicher, frischer Morgen. Unsere Mühle liegt reizend in einem Pinienwalde, der noch schöner wäre, wenn er etwas grünen Unterwuchs aufzuweisen hätte, — vielleicht existiert ein solcher im Frühjahr. Unser guter Driver, der gestern dem Diner und heute früh dem Frühstück präsidirte, fährt uns um 7 Uhr wieder weiter. In dem lichten Walde mit immensen, prachtvollen Kiefern sehen wir viele kalifornische Rebhühner, dann prächtige, riesige Schmetterlinge von den schönsten Farben. Zu Fuß gehen wir über einen steilen, sandigen Berg Rücken; im gestreckten Galopp, nur die Räder gebremst, geht es wieder herunter. man kommt wohl schnell weiter, nur heißt es sich an den Wagen anhalten, sonst könnte man hinausgeschleudert werden. Um 11 Uhr kommen wir nach Clark's Ranch, einem hübschen, aus mehreren Gebäuden bestehenden Hotel, wo unser ein gutes Mittagmahl wartet, besonders das Hirschfleisch — von welcher Art Hirsch, konnte ich nicht eruieren — unndet uns sehr. Von hier aus werden die Big trees, die Riesenbäume, Wellingtonias von dem Mariposa Grove besucht. Entfernung 6 Meilen, die auf Reitpferden zurückgelegt werden. Wir reiten um 1½ Uhr weg; in Schuh tiefem Staube und Sande geht es ziemlich steil hinauf, doch die Pferde sind gut, und wir kommen aus dem Galopp nicht heraus. Der Kiefernwald wird immer großartiger; solche Bäume habe ich noch nie gesehen, gewiß über 200 Fuß hoch und bei 10 Fuß Durchmesser. Einen Zapfen hebe ich auf, er ist über 1½ Fuß lang! Diese wundervollen Bäume entzücken uns so, daß die eigentlichen Big trees uns im Anfange etwas kalt lassen und enttäuschen. Erst nach längerer Zeit, nach Vergleichen mit den übrigen, kommt man zur Erkenntnis ihrer außerordentlichen Größe. Der Komplex, wo die Sequoja Giganteas sich befinden, ist nicht sehr groß, diese sind mit den Kiefern gemischt. Sie werden

jetzt geschügt, was früher nicht der Fall war; leider sind die meisten durch Waldbrände am Stamme halb verkohlt. Es giebt noch andere Grove der Riesenbäume in Kalifornien, aber in dem unfrigen von Mariposa sollen die größten Bäume vorkommen. Der erste, den wir erblicken, liegt am Boden; man steigt mittelst einer Stiege auf seinen Stamm, auf welchem man bequem spazieren kann. Derselbe ist über 300 Fuß lang. Sie haben ja alle in den Gärten solche Bäume gesehen, erlassen wir daher deren Beschreibung. Ich will nur erwähnen, daß im Alter die bräunlichrote Rinde sehr dick wird, elastisch und weich ist und daß daraus Nadelkissen gemacht werden, von denen wir natürlich einige mitbringen. Unser Botaniker Dr. W. meint, die Bäume gehören zu den Cypressen, die Nadeln und kleinen Zapfen deuten darauf hin. Sie sollen ein Alter bis zu 2000 Jahren erreichen! Der zweite Baum, den wir sahen, heißt Grizzly Giant; derselbe imponiert uns schon gewaltig. Er hat 107 Fuß (engl) im Umfange, 34 Fuß Durchmesser; leider ist er nicht sehr hoch, da seine Spitze abgebrochen ist. Ich gehe knapp am Stamme herum und zähle 52 Schritte. Hier haben wir schon mehrere Riesen vor uns. Lessops, Kommissär, die 3 Grazien, die Zwillinge, faith full couple, die bis auf 80 Fuß Höhe zusammengewachsen sind. Der höchste steht unweit des Blockhauses Log Cabin und hat 315 Fuß Höhe. Der größte und längste liegt leider am Boden. Durch seinen vermoderten Stamm reitet man bequem wie durch einen Tunnel, er ist über 400 Fuß lang. Wir steigen bei der kleinen Hütte ab, klein nur im Vergleiche. — Hier überfieht man den Hain, der im ganzen 400 Riesen zählt. Wir stehen gebannt von diesem Naturwunder und können uns nicht satt sehen; je länger wir in stiller Bewunderung um uns blicken, desto großartiger, imposanter wird diese einzige Szenerie, jetzt erst erkennen wir die Größe dieser Riesen! Unter einem derselben quillt eine herrliche, eiskalte Quelle hervor, bei welcher wir nur einige Minuten rasten. Dann geht es nach Clark's zurück, wo wir um 7 Uhr eintreffen. Waschbecken scheinen im Hotel nicht zu existieren, denn alle Gäste gehen in den Hof, wo unter der Dachtraufe einige Bottiche, mit Regenwasser gefüllt, zum Abwaschen des uns bedeckenden Staubes benützt werden.

8. September. 7 Uhr Aufbruch zu Pferde oder auf Maultieren, ich reite eines von den letzteren. Der Weg ist sandig und steil, niederes Buschwerk bietet keinen Schatten, die Sonne brennt tüchtig. Schade, daß alles so verbrannt ist; bei schöner Vegetation könnte diese kalifornische Gegend auch hübsch sein, so ist sie — man kann sagen — trostlos. Vor Paregoy's kommen wir endlich in den Wald und daselbst nach 13 Meilen um 11 Uhr an. Unsere 2 Philadelphier haben genug, mein Diener kann kaum mehr zu Pferde sitzen. Ein ziemlich gutes Mittagessen in Mountain View house stärkt uns so weit, daß um 1 Uhr bei arger Hitze wieder aufgebrochen werden kann. Es geht immer steil bergauf, die Tiere fangen an zu ermüden, meines Bruders Pferd stürzt zusammen, er muß den Muly unseres Führers Johnny Nat Ready nehmen. Endlich um 3½ Uhr sind wir von allen Strapazen entschädigt durch die Ankunft am Sentinel Dome, einer 8560 (engl.) Fuß über dem Meere hohen, aus Granitplatten bestehenden Kuppe, welche die schönste Aussicht auf das Yosemite-Thal und die umliegenden

Gebirge gewährt. Da liegst du also vor uns, so sehnsüchtig erwartetes Thal, du einzig schönes Naturbild, von dem ich schon so viel gehört und das ich nun endlich bewundern kann! Es wird meiner schwachen Feder sehr schwer, Ihnen diese Herrlichkeiten gebührend zu beschreiben, ich werde daher um Nachsicht bitten, besonders da ich mein Tagebuch in einer Kabine eines furchtbar rollenden Dampfers im Stillen Ozeane zwischen Kalifornien und Honolulu schreibe.

Links von uns erblicken wir die Höhen, die wir eben passierten, zu unseren Füßen liegt das ganze imponante, in seiner Art einzig dastehende, felsige Yosemite-Thal oder Thal des großen Grizzly-Bären. Unsere Blicke tauchen bis zur Sohle, die 4800 Fuß unter uns liegt, umrahmt von den riesigen Felsblöcken des Sentinel Rock, El Capitan, je 4000 und 7160 Fuß hoch, Cathedral Rock 6460, 3 Graces 7760 Fuß und den höchsten 3 Brothers 8360 Fuß hoch, von denen sich die herrlichsten Wasserfälle, ein weißes Band am Felsen bildend, herabstürzen. Rechts dehnen sich die felsigen, mit Schnee bedeckten kalifornischen Gebirge in die Ferne aus. Wir bewundern den 11700 Fuß hohen Mount Clark, 13000 Fuß hohen Mount Lyell und endlich den höchsten Berg Kaliforniens, den 14000 Fuß hohen Mount Dana, deren Schnee und Eis in der Sonn glitzern. Vielleicht haben Sie nun eine blasse Idee von dem sich vor unserem entzückten Blicke aufrollendem Panorama. Es sollte noch schöner werden, weil wir dem Thale näher kamen. Wir ritten nach Glacier Point, von wo die Ansicht ganz großartig ist. Vor uns haben wir die immense, aus einem Granitblocke bestehende Felskuppe des Half Dome, 10000 Fuß hoch, mit dem schönen Yosemite-Wasserfalle, 2634 Fuß, leider hat er wenig Wasser, so daß der nur 700 Fuß hohe Nevada-Fall viel besser zur Geltung kommt; der höchste, 3200 Fuß betragende Sentinel Fall zu unsern Füßen ist ausgetrocknet. Vom Thale, das 4060 Fuß über dem Meere liegt, steigen die oben genannten Felskuppen, 4—6000 Fuß hohe, senkrechte Wände bildend, hinauf; es ist dies die spezielle Eigentümlichkeit dieses einzigen Thales, und man kann sich kein großartigeres, wildromantischeres Bild denken als diese Ansicht vom Glacier point, die ich nicht sobald vergeße. Wir ritten von hier herab ins Thal; der Weg führt in Schlangenwindungen längs der Felswände herunter und ist vor kurzem fertig geworden. Man zahlt 1 Dollar per Pferd für die Benützung: der Mauteinnehmer lief uns ein langes Stück Weges nach, um zu seinem Gelde zu kommen; wir wußten nicht, daß er bei Glacier point in einem Zelte auf der Spitze eines Felsens hauste, hatten daher die Tafel mit der Angabe der Taxe ignoriert. Für Touristen gebe ich noch die Distanzen an. Von Peregay nach Glacier Point sind 8 Miles, ins Thal noch 4 Miles. Wir gingen in 1¼ Stunden zu Fuß herunter und erreichten die Thalsole und Black's New Sentinel Hotel um 5¼ Uhr. Am Wege hatten wir noch einen Kampf mit einer Klapperschlange. Mein Bruder und ich gingen voraus, dann kam Dr. W.; — plötzlich hören wir hinter uns schreien, Dr. W. wird von einer am Wege schlafenden und sich aufrichtenden, arg rasselnden Klapperschlange attackiert, auf die wir glücklicher Weise nicht getreten waren. Es gelang, mit schnell ergriffenen Steinen die Schlange zu treffen und auseinander zu schlagen, den einen Teil mit dem Kopfe

kounten wir nicht mehr finden, dürfte wahrscheinlich weiter gekrochen sein, der andere Teil mit der Klapper lag am Wege; das Schwanzende mit 9 Ringen wurde abgeschnitten und dem Doktor als Trophäe überreicht. Die Schlange war nicht sehr groß, vielleicht 2 Meter lang. Große Exemplare derselben sind übrigens selten, doch meinte der Führer, daß diese Schlange häufig vorkommt.

Unser Hotel liegt sehr malerisch zwischen den 4000 Fuß hohen Felswänden des Sentinel Rock und El Capitan, vis-à-vis dem Jesemite-Falle, es ist reinlich und sehr besucht, viele Damen wohnen dort, um die Gegend zu bewundern oder sie abzuzeichnen. Ein recht gutes Abendessen und ein gesunder Schlaf erquickten uns.

9. September. Um 4 Uhr früh stehe ich auf, frühstücke und gehe in dem herrlichen Thale spazieren. Möglich höre ich aus einer An ein ganz eigentümliches Lärmen. Es klingt wie das Grunzen einer Schweineherde, näher kommend höre ich aber Menschen, lachende, quitschende Weiber, dazu im Takte und Chore brüllende Männerstimmen, ähnlich den heulenden Dervischen Stambuls. Ich kann mir die Sache nicht erklären, bis nicht der Führer mir das Rätsel löst. Es sind Indianer, die ein großes Fest feiern mit Tanz und Gesang. Da sie in furchtbarer Aufregung sind und möglicher Weise den Skalp eines Blafgesichtes gern nehmen, ziehe ich mich bald zurück, die häßlichen Gesellen ihrem Vergnügen überlassend. Wir ritten dann auf Maultieren um 5 $\frac{1}{2}$  Uhr fort das Thal hinunter, wobei wir Gelegenheit haben, die herrliche Gegend zu bewundern. Die Merced bildet kleine Seen, in denen sich die riesigen Felsen spiegeln, imposant nehmen sich aus von unten die 6000 Fuß hohen senkrechten Felswände des Cathedral Rock, El Capitan, 3 Brothers und wie sie alle heißen. Herrlich ist der 940 Fuß hohe Bridal Veil Wasserfall, das einzige, was fehlt, ist ein hoher Tannenwald wie bei uns in den Alpen. Der Weg ist steil und schlecht, wir brauchen 2 $\frac{3}{4}$  Stunden hinauf nach Inspiration point, von wo die Aussicht ins Thal auch prächtig ist und die man von einer Bank bewundern kann. Auf derselben hatte eine Dame englische Verse geschrieben, deren zweifelhafter Witz lautete: Sie nennen es Point of Inspiration, ich aber Point of Transpiration! Wichtig war, daß uns der Aufstieg manchen Schweißtropfen kostete. Wir begegnen dann einer Gruppe Bärenjäger; es sind viele Bären in der Gegend, deren Spuren wir sehen; leider aber keine von Grizzlys. Da wir kein Gepäck haben, so kommen wir oben rasch vom Flecke; es geht fast immer im Galopp, und um 9 $\frac{1}{4}$  Uhr sind wir wieder in Peregoy's, wo wir ein von Chinesen zubereitetes, gutes Frühstück erhalten. Ein vor der Thüre Wäsche waschender Chinese unterhält mich. In seinem Bottiche hat er reines Wasser, in einer Schale Seifenwasser; dasselbe nimmt er in den Mund und spritzt es auf das schmutzige Wäschestück, das er dann reibt. Worin der Vorteil dieses Systems besteht, habe ich nicht ergründen können. — Bei glühender Sonnenhitze wird um 10 $\frac{1}{4}$  Uhr aufgebrochen und nach einem ermüdenden, staubigen, sehr raschen Ritte von 2 $\frac{1}{2}$  Stunden Clarks um 12 $\frac{3}{4}$  Uhr erreicht, in 6 $\frac{1}{2}$  Stunden von Jesemite; gewiß eine tüchtige Leistung; hinwärts hatten wir 11 Stunden gebraucht. Nach dem Mittagessen wird um 2 $\frac{1}{4}$  Uhr in einem größeren Wagen,



in welchem wir 11 Personen sind, gestartet, abermals rasche, staubige, rüttelnde Fahrt. Um 5 Uhr in Hatch's, um 7 Uhr in Mariposa. Nun heißt es einen Wagen aufstreifen, um morgen früh zum Zuge in Merced zurecht zu kommen, sonst versäumen wir den Dampfer nach Honolulu. Moyennant 60 Dollar verspricht man uns einen 4spännner. Da wir schon so viel ausgegeben, 18 Dollar per Kopf von Merced nach Yosemite, 5 Dollar per Kopf für die Big trees, 12 $\frac{1}{2}$  Dollar per Kopf retour bis Mariposa, außerdem, für jeden 6 Dollar weil wir vor 6 Uhr starteten, so haben wir kein Geld mehr und können nur 44 Dollar zahlen; Der Rest wird uns großmütig kreditirt. — Um 8 Uhr fahren wir in einem 4spännigen und 4sitzigen Coach, geführt von einem hageren Amerikaner mit Adlernase, ab. Der Kasten hängt sehr hoch auf hölzernen Schneckenfedern, ist sehr schmal, die 4 Räder von gleicher, abnormer Größe sind nur 1 $\frac{1}{2}$  Zoll dick; dazu kommt noch ein Dach und ein sehr hoher Bock; unschönes, unbequemes Vehikel, besonders da wir zu 4 drin sitzen, mit einem riesigen Paket Pflanzen und zwei Mann am Bock. So lange der Mond scheint, geht es recht gut, und wir kommen schnell von der Stelle. Nur stößt der Wagen fürchterlich und sind riesige Felsblöcke am Wege. Einmal ist der Stoß so stark, daß der Diener vom Bock geschleudert wird, über uns fliegt und sitzend im Geleise hinter uns sich plötzlich befindet, — daß er sich nichts that, ist unglücklich. Bald darauf bricht die Bremse, die wir mit unseren Revolver-Riemen reparieren müssen. Um 11 Uhr Nachts sind wir in Horeitos. Von hier beginnt unsere schwierige, recht ungemütliche Fahrt. Nachdem die Pferde gefüttert waren, wir auch etwas zu uns genommen hatten, wurden 2 Laternen am Wagen angebunden, und fort giug's in die finstere Nacht.

10. September. Lange dauert die Herrlichkeit nicht, bald sind die Lampen verlöscht, und wir müssen mit Zündhölzern öfters das Wagengeleise suchen, um unsern Weg zu finden. Die Nacht ist sehr finster, und bald bemerken wir, daß wir im Kreise herumfahren und in dieser Wüstenei verloren sind. Der Driver fängt an zu fluchen und erklärt, er wäre seit 10 Jahren hier nicht gefahren, kenne sich nicht mehr aus. Als bald darauf die Vorauspferde in einen Wasserriß stürzen, glauben wir, daß die Fahrt beendet ist, wir heute nicht mehr nach Merced kommen. Mit Mühe werden die Pferde wieder in Ordnung gebracht, und nun heißt es mit der Bonifole fahren. Unsere Richtung muß Süd-West sein, der Kutscher aber will einen Ost-Süd-Ost Kurs bis zu einem hohen Felsen, Chimney Rock, nehmen, erst dann nach West abfallen. Wir behalten schließlich Recht und bald erblicken wir gegen den Himmel den Felsen. Nun muß ausgestiegen, abermals das Geleise gesucht werden, nachdem wir unzählige Male fast umgeworfen waren. Endlich scheint der Weg gefunden, mit All right steigt unser Amerikaner auf seinen Bock und fort geht es im scharfen Trabe. Nach einiger Zeit erblicken wir wieder unsern Felsen, wir waren nur um ihn herumgefahren, da weder Baum noch Strauch die steinige Ebene unterbricht und zur Orientierung dienen kann. Die Ausdauer unseres Kutschers wird doch schließlich belohnt, er findet sein nach Westen führendes Geleise, und um 4 $\frac{1}{2}$  Uhr früh kamen wir zu einer Farm, von wo,

da es Licht wird, der Weg leicht zu finden ist. Die schauerliche Nachtfahrt ist überstanden. Die Pferde werden getränkt, dann wird frohen Mutes weiter gefahren. Wir kommen durch dürre Grasweiden, dann Stoppelfelder, auf denen reiche Ernte gewesen sein muß. Es ist überhaupt unglaublich, wie hier in Kalifornien das Getreide üppig und schnell wächst. Im Sommer fällt fast kein Regen, dadurch wird, wie man mir sagte, das Getreidekorn härter, besser im Preise und leichter transportierbar. Man kann zu jeder Zeit ernten, das Wetter ist immer schön, die Frucht braucht man auch nicht in aller Eile hereinzubringen; das Getreide wird überall mit der Maschine geschnitten, die Stoppeln aber bleiben sehr hoch und dienen dem Viehe als Weide. Die Trauben, von welchen guter Wein gemacht wird, sind sehr süß. Der Boden ist so kräftig und jungfräulich, daß wenig oder gar nicht gedüngt wird. Man kann für 40 Dollar den Hektar guten Boden unweit der Bahn-Route — kaufen. Im Winter schneit oder friert es in der Ebene fast nie. Obstbäume gedeihen prächtig, im 3. Jahre bringen sie Früchte. Das Vieh ist auch sehr kräftig, die Kälber einer 15 Monate alten Kuh prachtvoll. Eine Eigentümlichkeit der Quellen und Flüsse dieser Gegend wurde mir erzählt. — Bei uns steigen dieselben nach dem Regen, hier wachsen sie vor dem Regen, und dies gilt als Anzeichen des Beginnes der Regenzeit. Wir kommen rasch nach Merced. um 6 Uhr ist die abenteuerliche Fahrt beendet. Wir danken unserm braven Driver durch ein gutes Trinkgeld, er hat in dieser Nacht viel geleistet, aber auch seine 4 kalifornischen Pferde, die von der 43 (engl.) Meilen langen Tour nicht zu ermüdet schienen. Nach der durchwachten Nacht war ein gutes Bad und kräftiges Frühstück sehr wohlthuend. Um 7 $\frac{1}{2}$  verlassen wir Merced per Bahn. Die Leute, denen wir erzählen, wir kämen in 24 Stunden von Yosemite, wollten uns nicht glauben, so schnell hat die Tour noch niemand gemacht. Um 2 Uhr sind wir auf der langen Holzbrücke, die am Oakland Pier endigt. Eine Dampfähre führt uns in einer halben Stunde nach San Francisco. Glühende, schreckliche Hitze im Lande, hier am Meere ein kalter, feuchter, weißer Nebel, dessen Schichten durch einen eisigen Nordwind vorbeigetrieben werden. Doch bald sind wir im Grand Hotel, wo sehr früh für uns, um 5 $\frac{1}{2}$  Uhr, diniert wird. Das Haus ist groß und bequem; die einzig unangenehme Sache ist die, daß, wie in den meisten amerikanischen Hotels, nur zu bestimmten Stunden gegessen werden kann, die übrige Zeit hindurch sind die Speisefäle sogar versperrt. Müde und matt gehen wir bald zu Bett, entzückt von dem schönen Ausfluge nach der einzig reizenden Yosemite Valley. Morgen reisen wir nach Honolulu.



## Ungedruckte Briefe von und an Karl Ludwig von Knebel

aus den Jahren 1772 bis 1832.

Herausgegeben von

Karl Theodor Gaederz.

Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann, gesteht Goethe. Mit wie großer Berechtigung, bezeugt seine eigene Korrespondenz, durch die uns erst nach allen Seiten hin Bedeutung und Beziehungen dieses Univerfalgenies immer klarer vor Augen treten.

Zu Goethe's ältesten Vertrauten zählt sein „Urfreund“ Karl Ludwig von Knebel, geboren den 30. November 1744 auf Schloß Wallerstein in Franken, gestorben den 23. Februar 1834 zu Jena.

Sein litterarischer Nachlaß ist teilweise von Baruhagen von Guse und Mundt herausgegeben, durch Guhraner sein Briefwechsel mit Goethe veröffentlicht, dann durch Dünker das Übrige und nicht am wenigsten Wertvolle in stoffreichen, sorgfältigen Publikationen bekannt geworden. Sein Leben ist von Dünker und Schrader geschildert und hat soeben durch einen Nachkommen, Hugo von Knebel-Doeberitz, eine abschließende Beschreibung erfahren (Weimar 1890).

Über ein Menschenalter Freund und Berater der Edelsten und Besten seiner Zeit, mittelbare Ursache von Goethe's Eintritt in Weimar, sich auf die Kunst alt zu sein nicht minder verstehend, als auf die zu leben, — das erhebt den „wackeren“ Knebel über die gewöhnlichen Sterblichen.

In hohem Grade interessierte es mich, 1886 im Besitze der Enkelin Therese von Knebel, vermählten Frau Professor Gylden, zu Stockholm eine Reihe ungedruckter Briefe von und an Knebel zu finden. Der Inhalt erscheint vielfältig bedeutsam, ja er ist stellenweise so hervorragend charakteristisch, daß die hier gebotene, ausgewählte Nachlese allgemeine Teilnahme erwecken wird. Schon Knebel's ältester Sohn Karl, der Stolz seines Vaters und Goethe's Liebling, dessen häufig in den Briefen Erwähnung geschieht, und der fast jedes Schreiben mit irgend einer Randbemerkung versehen hat, bekundet sein Erstaunen, daß der eigentliche Herausgeber des litterarischen Nachlasses, Theodor Mundt, manches von Belang ignorierte; so notiert er auf die Wieland'sche Epistel vom 24. Dezember 1774: „Sehr zu verwundern, wie Herr Mundt hat diesen höchst interessanten Brief bei Seite legen können.“

Die nachfolgenden siebenunddreißig Briefe, als Beiträge zur Litteratur- und Hofgeschichte der klassischen Epoche Weimars und Jenas beachtenswert, umfassen einen Zeitraum von sechzig Jahren, 1772 bis 1832. Etliche Dichtungen erhöhen den Reiz. Die Korrespondenten tragen Namen von gutem Klange und standen fast alle in persönlichem, meist sehr freundschaftlichem Verkehr mit Goethe.

Schon Bekanntes finden wir hier bestätigt oder genauer ausgeführt, anderes in ein neues Licht gerückt. Die Anmerkungen kommen dem Verständnis eines

größeren Lesekreises entgegen, der schwerlich in die verschiedenartigen Verhältnisse, Beziehungen und Ereignisse gleichmäßig eingeweiht sein dürfte.

## I.

Berlin d. 8. Nov. 1772.

Dieses Briefchen, mein liebster Freund, wird Ihnen der Herr Advokat Gilden aus Dresden überbringen, der mich gebeten hat, ihn mit irgend einem Freunde von mir bekannt zu machen. Haben Sie jetzt keine Zeit, mit ihm als ein Gesunder auszugehen, so empfehlen Sie ihn doch unserm Herrn v. Byern.

Sie haben in allem Recht, was Sie von dem Almanach und seinem Sammler schreiben: ich vergnüge mich an diesem vierten Musenkalender so sehr, als an den drey vorigen zusammengenommen. — Ihr Vorfaß ist Ihrer würdig, und ich liebe Sie dieses Vorfaßes wegen noch einmal so sehr. Nur wünsche ich dabey von ganzer Seel: *Ille te mecum locus et beatae postulant arcus! ibi tu calentem debita spargas lacrima favillam vatis Amici!* Ich sehne mich nach Ihrem baldigen Besuche, und nach Ihren täglichen langen Unterredungen über tausend Dinge, die sich besser sagen als schreiben lassen. O wie werd ich Sie lieben, wenn Sie wieder bey mir seyn werden! Ich darf nicht mehr hinzusetzen, weil ich meine Cur abwarten muß. Ich umarme Sie als

Ihr getreuester bis in den Tod

Ramler.

Der idealische, dichterisch beanlagte Knebel, damals achtundzwanzig Jahre alt und Leutnant in Potsdam, trug sich mit der Idee, den Abschied aus dem preussischen Heere zu erbitten, welcher ihm im Juli 1773 bewilligt ward. Er und seine gleichgesinnten Kameraden, unter ihnen von Byern, verehrten Karl Wilhelm Ramler auf's höchste. Dies Billet gehört zwischen Ramler's Briefe vom 3. September und 14. November 1772, Knebel's litterarischer Nachlaß (Leipzig 1835) II, 38 folg. Gemeint ist der Göttinger Musenalmanach für das Jahr 1773 von Voie. Auf die daselbst S. 151 folg. enthaltene Ode an Ramler und die darin besungene poetische Perspektive bezieht sich Nau'er's Freundeswunsch. Voie schrieb an Knebel den 20. September 1772: „Im zehnten Bogen des Almanachs steht Ihr Stück an Ramler . . . Die Nachricht von Ramler's Erscheinung bei Hofe ist mir doch sehr angenehm gewesen. Es kommt doch immer weiter mit den deutschen Mufen.“

## II.

Deux mots seulement, mon aimable et bien cher ami, pour vous remercier de bien bon coeur de votre aimable lettre. Vous avez eu la bonté de me dispenser des reponses, et vous verrez que je ne manque pas de m'en prévaloir; mais, de grâce, continuez toujours de m'envoyer le plus souvent que vous pourrez de vos nouvelles, et comptez que vous pouvez avec toute sorte de sureté me parler à coeur ouvert sur tous les sujets possibles.

L'effet extraordinaire, que la connoissance personnelle de Goethe a fait sur vous, mon cher ami, est une suite de l'excellence de votre coeur et d'une espèce de sensibilité aimable jusque dans ses excès. Mais, assurément, en me conseillant d'aller au plus tôt à fort voir cet homme merveilleux, vous ne songiez pas que c'étoit à votre ami Wieland que vous donniez ce conseil. Il me semble que Mr. Goethe est plus à même de faire des voyages que moi. Il m'a écrit une petite lettre, qui au premier moment m'a fait une surprise par un air de naïveté qu'elle porte; cependant après l'avoir bien lue et relue, j'ai vu ce que tout le monde y voit (car je la laisse lire à qui veut): que le Seigneur Goethe n'a eu d'autre idée que de se moquer de moy. Je renonce absolument et pour toujours à l'honneur de faire la conquête de l'amitié de tous ces génies et beaux-esprits, que vous avez vu jusqu'ici sur votre voyage. Vous connoissez un peu mon coeur; vous le connoissez sensible, vrai, simple, honnête, sans envie, incapable de cette vile passion qui de tous tems a rendu la plupart des écrivains de toutes les nations méprisables aux yeux des honnêtes gens. Avec un coeur pareil j'aurois été l'ami de tous les beaux-génies de mon tems; mais ils ne l'ont pas voulu; ils ont été incapables de me rendre la justice que je leur ai rendue; et vous voulez que je me jette à leur tête ou à leurs pieds peut-être pour mander leurs bonnes grâces? Trouvez bon, cher ami, que je n'en fasse rien; et si j'ose vous donner un conseil, soyez vous même en garde contre l'extrême sensibilité de votre âme vis-à-vis de tous ces beaux messieurs.

Vous ignorez peut-être la moitié de toutes les vilainies que les partisans de Mr. Klopstock ont commises contre moy depuis 2. ans. Mais ignorez-vous ce qu'il a fait lui-même dans sa belle république? — Et qu'est-ce que je lui ai fait? en quoy a-t-il à se plaindre de moy? Je vous conjure, cher ami, ne me parlez plus de ces génies-là. Laissez moy poursuivre mon chemin en repos, et qu'ils aillent le leur. Leurs âmes et la mienne n'ont rien à faire ensemble.

Je suis pressé de finir. Adieu, mon excellent ami. Aimez moy toujours un peu, mais toujours. Si vous voyez Mr. le Geheimde Hofrath Ring de grâce, faites lui bien des complimens et amitiés de ma part, et dites lui de me faire savoir si l'on veut encore des Mercures à Carlsruh pour 1775. J'en doute fort et pour des raisons. Que je vous embrasse, mon cher Knebel, et que Dieu vous benisse et conserve!

à W. ce 24 Dec. 1774.

Wieland.

Anfang Dezember 1774 trat der Erbprinz von Sachsen-Weimar Karl August mit seinem Bruder Konstantin eine Reise nach Paris über Karlsruhe an. In Gefolge befand sich Knebel, der zu Frankfurt am Main die persönliche Bekanntschaft zwischen beiden Prinzen und dem jungen Goethe einleitete. Goethe hatte kurz vorher den von Karl August hochverehrten Lehrer Christoph Martin

Wieland durch die kecke Satire „Götter, Helden und Wieland“ gekränkt, was ihm jetzt leid that und, wie er in „Dichtung und Wahrheit“ (Teil III. Buch 15) erzählt, ihn zu einem „freundlichen Briefe“ veranlaßte. Dünker, Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit (Stuttgart und Tübingen 1852) S. 255, meint freilich, daß Goethe schwerlich einen förmlichen Brief an Wieland gerichtet habe, sondern wohl nur einige Worte zu einem Briefe Knebel's. Jedoch muß es ein selbständiges Schreiben gewesen und nicht durch Knebel's Hände gegangen sein, da sonst Wieland letzterem nicht gemeldet haben würde: *Mr. Goethe m'a écrit une petite lettre etc.* Wieland faßte die Zeilen, welche nach Seuffert (Zeitschrift für deutsches Altertum XXVI, 252 folg.) am 13. oder den folgenden Tagen des Decembers 1774 geschrieben sind, aufangs halbwegs als Persiflage auf. Räthelhaft erscheint es daher, wenn Goethe an Sophie von La Roche (Briefe herausg. von Loeper. Berlin 1879. Nr. 32) schon den 22. December 1774 meldet: „Hab auch eine Antwort von Wieland, wie ich sie vorfühlte“, wozu Knebel den nächsten Tag Goethe's mündliche Äußerung aufzeichnet: „Nun bin ich mit all den Leuten wieder gut Freund, den Jacobi's, Wieland.“ In Wahrheit dauerte damals, nach vorliegender Epistel, das Mißverständnis noch an, und Wieland wollte von „le Seigneur Goethe“ nichts wissen. Indes verrauchte sein Groll rasch, ja es ist möglich, daß Wieland unmittelbar darauf Goethen freundschaftlich antwortete, der am 28. (December?) 1774 Knebel benachrichtigt: „Wieland hat mir geschrieben, hat meinen Gruß just so aufgenommen, wie ich ihn gab.“ Leider ist diese erste Korrespondenz nicht bewahrt. Eine interessante Beleuchtung erfährt der hier zum ersten Mal mitgetheilte Brief, adressirt: à Monsieur le Capitaine de Knebel présent Carlsruh, durch folgende Aufschrift Wieland's an Knebel unterm 13. Jannar 1775 (Nachlaß II, 209): „Ja, Sie müssen mein Freund sein, ich muß und will der Ihrige sein, unsere Herzen sind dazu gemacht, und wenn die Klopstocks, die Lenze, die Herder, und wie die Genien alle heißen, nicht auch unsere Freunde sind, tant pis pour eux! . . . Verzeihen Sie mir das unartige Zeug, das ich Ihnen leshin in einem hypochondrischen Anstoß über Goethe schrieb. Ich bin inzwischen radicaliter von allem Mißmut gegen diesen sonderbaren großen Sterblichen geheilt worden. Unfehlbar werd' ich ihn über lang oder kurz persönlich kennen lernen. — Genug, ich werd' ihn sehen und sprechen, und an meinem guten Willen soll's nicht liegen, wenn wir nicht Freunde werden können. . . . Ich bin begierig zu wissen, was Sie zum kritischen Artikel im zweiten Stück des achten Bandes vom Merkur sagen. Der Aufsatz hat einen Verfasser, der's nicht leiden kann, wenn ich ihn etwas ändere, und der zwar nicht immer nach meinen Ideen, aber doch wie mich dünkt, im ganzen nicht übel urtheilt — wiewohl, à dire vrai, von großen Genien eigentlich gar nicht geurtheilt werden sollte. Denn die sind nun, wie sie sind, und es wäre selten desto besser, wenn sie anders wären. Herr Klopstock wird sich ohne Zweifel durch die Freiheit beleidigt finden, die dieser Kunsttrichter sich nimmt, von seiner gelehrten Republik zu urtheilen.“ — Wie sich Goethe in Weimar zu Wieland zu stellen dachte, hat Dünker, Goethe's Eintritt in Weimar (Leipzig 1883) S. 18 folg., erörtert. Am

7. November 1775 erschien der Dichter, noch an demselben Tage geschah die glückliche Ausöhnung mit Wieland, der, von Goethe's Persönlichkeit entzückt, ja in sie verliebt, den bekannten Brief an Friß Jacobi den 10. November schrieb. Beide blieben fortan in ungetrübter gegenseitiger Zuneigung und Hochachtung mit einander verknüpft. Ein Zeugnis davon ist nachmals Goethe's Trauerrede auf Wieland.

III.

Triest [1777].

Hier bin ich, liebster Freund, und täglich beym schönsten Wetter weide ich meine Augen am Meere. Das erstmal, das ich es von den Gebirgen herab erblickte, erschien es mir unter so sonderbaren Umständen, daß ich es nicht erkannte. Ich fragte den Postillon, was das da vor uns sey? Mare, antwortete er, und hierdurch erhielt ich die Versicherung, daß ich meine langwierige Reise durch Böhmen, Mähren und Kärnthzen, wo ich mich nie weder Wirt noch Postillon in einer mir bekannten Sprache verständlich machen konnte, geendigt hatte. Um die neuen Eindrücke, die ich erwartete, recht lebhaft zu empfangen, hatte ich drey Posten hinter Triest geschlafen, denn bis dahin war ich von Wien aus immer Tag und Nacht gereist. Ich kam Mittags beym heitersten Himmel und in der besten Laune bey dem Meere an. Nie hatte ich etwas gesehen, welches dem Bilde vor mir ähnlich war. Alles darin war unermeßlich und doch äußerst simpel. Es bestand aus drey großen einfachen Theilen, Meer, Himmel und Erde. Das Meer erschien durch die dicken Dünste, die darauf lagen, in dem tiefsten aber schönsten Indigo, der Himmel war von dem reinsten Azur, und die nackten Vorgebirge hatten die Farben der Erdarten, aus denen sie bestanden. Über den Bergen erblickte ich einige weißgetünchte Gartenhäuser, die von der Sonne stark erleuchtet und tief am Horizont durch die Dünste gesehen so viel vollen Monden glichen.

Ganz allein habe ich mich in die weite Welt geworfen, in der Zuversicht, daß die Menschen, wenigstens die von einiger Politur, gutartig und dienstfertig sind gegen die, welche ihre Passionen nicht reizen. Die Erfahrung beweist mir, daß ich richtig geurtheilt habe. So wie ich weiter komme und weniger bekannt bin, erfahre ich von den Leuten, mit denen ich zu thun habe, mehr guten Willen. Ich bin hier an zween der ersten Kaufleute adressirt, die S. Rosetti und Balletti. Beyde bestreben sich mir angenehme Dienste zu erweisen. Sie zeigen mir ihre Manufacturen, ihre Schiffe. Der jüngere Rosetti nimmt mich des Abends zur Italienschen Comedie mit in seine Loge. Ich finde da seine Frau, eine lebenswürdige junge Venetianerin. Heute war ich mit ihm auf einem seiner Schiffe, welches mit Steiermärktischem Stahl befrachtet wird, um damit nach Livorno zu gehen. Es hat 18 Kanonen, und ist im Kleinen völlig so eingerichtet, wie ein Kriegsschiff im Großen. Ich konnte mit Mühe alle Theile davon untersuchen. Ich fragte ihn, wie hoch ihm dieses Schiff zu stehen komme? Er sagte 13,000 und einige Gulden. Er hat noch zwey andere solche Schiffe.

[Ich glaube es], daß ich meinen Plan gerade so ausführen werde, als ich ihn gemacht habe. Meine Reise ist bisher von den glücklichsten gewesen, nicht ein einziger verdrießlicher Zufall ist mir begegnet, und ich habe in allen meine Absicht vollkommen erreicht. Nach drey Jahren werde ich mich indessen eben so sehr wieder nach der Ruhe sehnen, als ich jetzt zu reisen gewünscht habe. Ich gebe Ihnen aber mein Wort, daß Ihre Weimarischen Vorfällenheiten mich dann wenig anfechten werden. Je weniger Antheil ich daran werde zu nehmen brauchen, je lieber wird es mir seyn. Ich werde meine ganze Zeit meinen Lieblingswissenschaften und denen, die meine Freunde seyn wollen, widmen. Nur in der Einsamkeit genießt der Mensch wirklich seine Existenz, aber mehr so wie er einen größeren Vorrat von sinnlichen Ideen gesammelt hat, die er combiniren kann.

Empfehlen Sie mich unserm lieben Prinz. Ich sollte an ihn selbst schreiben; aber was könnte ich thun, als ihn das wiederholen, was ich ihn schon so oft mündlich gesagt habe? Daß mein Attachment an ihn durch keine Abwesenheit geschwächt werden kann, und daß er mich glücklich machen wird, wenn er mich einmal in den Stand setzt, ihn auf die eine oder andere Art wirklich nützlich zu seyn. Er wird die Gnade haben, diesen Brief an Sie als an ihn selbst geschrieben anzusehen.

Ich habe nichts, welches wichtig genug wäre es dem Herzog selbst vorzulegen. Legen Sie mich ihm und Seiner Durchl. Fr. Mutter zu Füßen.

Mit dem ersten sichern Schiffe und dem ersten günstigen Winde gehe ich nach Venedig ab. Briefe an mich können dahin geschickt werden unter der Adresse: Al Sig<sup>r</sup> Carlo Maria Marraeci di Tomaso. Sollten sie mich nicht mehr da antreffen, so werden sie mir nachgeschickt werden.

Ich wünsche Ihnen und allen meinen Freunden, daß Sie so glücklich seyn mögen, als ich es jetzt selbst bin. Ich umarme Sie und bin

gänzlich der Ihrige

Albrecht.

Der vielgereiste Hofrat Johann Karl Albrecht, Stieffohn des berühmten Abtes Jerusalem, war in der Mathematik und Naturwissenschaft Lehrer des Prinzen zu Sachsen-Weimar-Eisenach, Friedrich Ferdinand Konstantin, des jüngeren Bruders von Karl August, und wurde dessen Begleiter auf der im Sommer 1781 angetretenen Reise durch Frankreich und Italien, die, mit den frohesten Ansichten begonnen, einen unerquicklichen Verlauf nahm. Knebel, der prinzliche Erziehler, fühlte die ihm zugesetzte Zurücksetzung tief. Vergl. Dünker, Goethe und Karl August (2. Aufl. Leipzig 1888) S. 117 folg., 186. 193. Briefe des Herzogs Karl August an Knebel und Herder (Leipzig 1883) S. 7. 19. 46. Einen Brief des Prinzen Konstantin aus Rom, 7. Januar 1782, mit Urteilen über Knebel und Albrecht veröffentlichte Dünker, Von und an Herder (Leipzig 1862) III, 289 folg. Vergl. noch Dünker, Freundesbilder aus Goethe's Leben (Leipzig 1853). S. 436. 448 folg. und Prinz Konstantin, Westermann's Monatshefte, 1850 S. 23 folg.



## IV.

Rom, April 29, 1777.

Liebster Freund,

Sie haben mir durch Ihren gemeinschaftlichen Brief einen sehr glücklichen Tag gemacht. Schreiben Sie mir doch ja solche Briefe so oft Sie können. Ich möchte Ihnen gern öfterer schreiben, aber Sie können nicht glauben, wie viel man zu thun hat, wenn man Italien in einem Jahre sehen will. Jeder Tag hat seine Bestimmung, und wann ich des Abends von Gehen und Sehen müde nach Haus komme, so schlafe ich ein so wie ich mich niederseze. Diese Lebensart ist dem Brieffschreiben nicht sehr günstig, sie ist aber der Gesundheit überaus zuträglich. Auch wird die meinige mit jedem Tage besser.

Was Sie mir von unserm lieben Prinz schreiben, freut mich ungemein. Ich habe mich gewiß in Ansehung Seiner nicht geirrt. Ich habe in Ihm einen Grund gesehen, worauf sich alles was gut und liebenswürdig ist bauen läßt. Er ist aber in einer höchst nachtheiligen Lage. Hören Sie nicht auf daran zu arbeiten vor Weimar wegzukommen. Bleiben Sie aber bey Ihrer ersten Idee, nicht so wohl eine Reise mit Ihm zu thun, als einen Ort anzusuchen, wo Er sich mit Ihnen einige Zeit mit Vortheil aufhalten kann. Reisen zerstreuen gewaltig. Für jemanden von meinem Alter und meinem Schlage können diese Zerstreungen gut seyn. Ich weiß aber auch, daß, wenn ich meine jezige Reise vor zwanzig oder mehr Jahren gethan hätte, die darauf verwandte Zeit für mich verloren gewesen wäre.

Wenn Sie einige Wahrscheinlichkeit sehen einmal nach Italien zu kommen, so bauen Sie nicht eher wieder eine Höhle, als bis Sie diese Reise gethan haben. Italien ist das Land der Höhlen. Da ich in den Schlund des Vesuv hinabguckte, und da ich in der Grotte des Neptun bey Tivoli saß, neben mir aus dem Berge über eine Klippe einen ganzen Fluß herabstürzen sah, vor mir beym heitersten Himmel den schönsten Regenbogen hatte und oben am Rande des Abhangs durch ein Gebüsch von Lorbeern und Myrten den Tempel der Sibylle erblickte: da dachte ich, hier sollte mein Freund Knebel seyn, um seine Imaginationen zum Ideal der Höhlen zu erhöhen. Ich kann nicht leugnen, liebster Freund, diese Höhlen der Natur sind schöner als die, welche Sie in Tiefurth<sup>1)</sup> anlegen. Wenn aber die Römischen Prinzen Sie bey Anlegung

<sup>1)</sup> Auf dem kleinen, unweit Weimar belegenen Landgute Tiefurt lebte damals Knebel mit dem Prinzen Konstantin, eifrig bemüht, das von der Natur mit allen Reizen geschmückte Thal durch Grotten und gärtnerische Anlagen künstlerisch zu verschönern und, wie Goethe sagt, zu gefelligen Feiten und Bewässen einzuweihen. Die Herzogin-Mutter Anna Amalie erwähnte später, 1781, Tiefurt zu ihrem Lieblingsaufenthalt. Einen empfindungsvollen Hymnus auf Tiefurt enthalten die Gedichte von Nikolaus Meyer (Bremen 1814) S. 167 folg. mit der Notiz: „Wer dieses liebliche Thal, den Witwenstiß der nun verewigten Frau Herzogin Amalie, je gesehen, wird sich leicht in diesem Gedichte wiederfinden. Die vorzüglichsten Anlagen sind auf beiden Seiten der Aine, deren eine Ebene, die andre felsigte Anhöhe ist. Hier folgen das Denkmal des Herzogs Leopold von Braunschweig, Mozart's Denkmal, das eines früh verstorbenen Sohnes, ein Tempel mit der Gruppe Cleobis und Biton, der Amor, welcher die Nachtigall mit dem Pfeile füttert, und andre Beziehungen auf einander. O! Schöne Zeit, da Amalien's

ihrer Gärten hätten zu Rathe ziehen wollen, so glaube ich würden diese Gärten dabey gewonnen haben. Mehr als ein Bosquet habe ich hier gesehen, von dem man keinen andern Gebrauch zu machen gewußt hat, als zwanzig schnurgrade parallel laufende Alleen eine neben der andern darin anzulegen.

O, liebster Knebel, wann ich nach einer müden Wanderung mit dem besten Wein der am Besuw wächst meine Geister erneuert habe, wie wünsche ich dann Sie und unsern lieben Prinz bey mir zu haben! Es ist wahr, auch hier würden Sie wettern, auf den Papst, die Monsignors, und alles was heilig ist, aber das Wettern würde Ihnen und uns allen besser bekommen.

Niemand wünscht Ihnen mit aufrichtigerem Herzen alles erfinnliche Gute als Ihr Ihnen immer treuer  
Albrecht.

## V.

Hochwohlgebohrner Herr,

Meine Gedanken sind bey Ihnen, und wenn mein Herz ruhiger wäre: so würde ich Ihnen auch sichtbarlich meine Aufwartung machen, allein, die unglückliche Veränderung meines jüngsten Sohnes, die meine Erwartungen von Glück und Freude so sehr geschmälert, erfüllt mein Herz mit Gram und Sorgen und macht mir schlaflose Nächte; ich bin nicht krank und nicht gesund; ich möchte gern freudig seyn, und alle meine Bemühungen wollen mir nicht glücken. Ihnen allein vertraue ich meinen traurigen Zustand, Sie sind mein Freund, und werden es mir um dieser Ursache willen verzeihen. Er ist jetzt in Berlin, wo er wider meinen Willen mit dem Bösewicht Zentsch dahin gegangen ist. Ich weiß nicht, was ich mit ihm daselbst anfangen soll, vielleicht gelingt es mir, ihn durch meine Gönner (wenn ich nur viele hätte!) auf der Berliner Bühne anzubringen; wenn anders die Bühne gut ist. Doch genug von unangenehmen Dingen.

Sobald es mir möglich, will ich Ihnen einen Sterne überschießen, ich habe die Forme nicht selbst, und die Ausgüsse sind noch selten. Auch habe ich auf den großen Rubens nicht vergessen, es fällt mir nur schwer, die dabey interessireten Personen unter einen Huth zu bringen.

Die zwey L'd'ors für die Engl. Gärten habe ich richtig erhalten, und Ihnen auch dieses meines Wissens schon gemeldet.

Das neue italienische Werk habe ich verschrieben, wenn ich's bekomme, schicke ich's Ihnen sogleich zu; und wenn mir sonst etwas wichtiges und schönes vorkommt, werde ich's melden, oder überschießen. Ihre Idee von Dankbarkeit und Verdienst ist schön, und würde eben so wahr als schön seyn, wenn Sie das Verdienst und ich die Dankbarkeit vorstellten. Ich empfehle mich Ihren Durchlauchtigen hohen Herrschaften und verharre in aller Untertänigkeit

Ew. Hochwohlgeboren unterthäniger

Leipzig, den 18. Febr. 1778.

Adam Friedrich Desfer.

Geist dies Thal noch belebte, du bist auf immer entflohen, und deinem Andenken wein' ich der Erinnerung heilige Zähre." Vergl. auch Knebel's Klagegesang „Philomela in Tiefurt" (1794) und meinen Aufsatz über d'Alton, Westermann's Monatshefte, Mai 1889, S. 243.

Der Maler und Radierer Adam Friedrich Deser (in den beiden mir vorliegenden Briefen: Deszer), geb. den 17. Febr. 1717 zu Preßburg, gest. den 18. März 1799 zu Leipzig, wo er seit 1759 lebte und im Jahr 1764 zum Direktor der dortigen Kunstakademie erwählt ward. Goethe verkehrte als Student viel und freundschaftlich in seinem Hause, wurde sein Schüler und blieb auch später in Weimar mit ihm in reger Verbindung. Über Deser's künstlerische Thätigkeit zur Ausschmückung des Weimarischen Schlosses u. in malerischer und monumentaler Beziehung vergl. Strehlke, Goethe's Briefe (Berlin 1884). II, 26 folg. Den Vornamen seines jüngsten Sohnes konnte ich nicht ermitteln. Nagler's Künstlerlexikon sagt in dem Artikel über den ältesten Sohn Johann Friedrich Ludwig, als Professor der Geschichts- und Landschaftsmalerei in Dresden schon 1792 verstorben: „Sein Bruder, der sich ebenfalls der Kunst widmete, ist ihm vorausgegangen.“ Der „Bösewicht Zentsch“ ist der nachmalige bekannte sächsische Hoftheatermaler Johann Gottfried Zentsch, geb. 1759, gest. 1826. — Aus einem früheren Schreiben Desers an Knebel vom 27. Dez. 1777 erscheint folgendes mittheilenswert: „Ich bedaure herzlich, daß das überschickte Gemälde für Ihre Durchlaucht (Herzogin Anna Amalie) nicht brauchbar gewesen und werde mir alle Mühe geben, ein zu diesem Endzwecke schicklicheres zu finden. Ich schätze mich glücklich, daß Ihre Durchlaucht die überschickten Kleinigkeiten gnädig aufgenommen, bey dieser guten Gelegenheit folgt das Postament. — Nun noch etwas neues aus dem Reiche der Kunst. Es ist ein Werk unter dem Titel: SCHOLA · ITALICA · PICTURAE SIVE SELECTAE · QVAEDAM · SVM-MORVM · E · SCHOLA ITALICA · PICTORVM · TABVLAE AERE · INCISAE · CVRA · ET · IMPENSIS GAVINI · HAMILTON · PICTORIS ROMAE · CIJICCLXXIII herausgekommen. Es sind die solidesten Sachen, wovon die meisten noch nicht gnt in Kupfer gestochen waren, darinnen. Wenn es noch nicht in Weimar ist und Sie befehlen es: so will ich's verschreiben, der Preis ist ohngefähr 20 Thlr. Sobald ich kam, komme ich nach Weimar. Herrn Hrn. Goethen empfehle ich mich bestens. . .“ Das erwähnte, von Knebel bestellte Prachtwerk in Folio enthält 40 Kupferstiche nach Michelangelo, Leonardo da Vinci, Raffael, Correggio, Tizian, Paul Veronese, Tintoretto, Carracci, Guido Reni und andern italienischen Meistern. Sechs Briefe Deser's an Knebel befinden sich in Dünker's Sammlung: Zur deutschen Litteratur und Geschichte. (2 Bändchen. Nürnberg 1858).

## VI.

Freitag den 25. März 1784. Abends.

Ich komme eben von einem Anblick zurück, der mich tief doch sanft gerührt hat. Von dem Sarge eines Kindes — unsere liebe kleine Prinzess, die vorgestern noch munter und leicht hüpfte und spielte, liegt igt todt, in der kalten Hülle des Todes. Süße Blume, früh abgepflückt. Ihr Gesicht sieht fast lieblicher wie im Wachen, o das Hinüberschlummern zum bessern Leben ist wohl sanft; Tod der Unschuld, du bist nicht schauerlich! In ihren Händchen hielt sie eine frische blühende Rose, die sie noch mit der Waldner gezogen hatte.

Die arme Waldner — für die blutet mein Herz, eine Mutter, die ihr einziges Kind verliert, kann nicht mehr leiden, nicht tieferen Schmerz fühlen.

Mittwoch den 24. früh um 3 Uhr starb Sie, ohne weitre Krankheit als etwas Schnupfen, woben an gar keine Gefahr gedacht wurd, nicht einmal an Krankheit. Weil sie die Nacht etwas unruhig war, stand die Waldner auf, sie athmete etwas schwer, sagte aber es thue ihr nichts weh — doch ließ die Waldner den Doktor kommen, und da wollte das Kind, daß er ihrer Puppe den Puls fühlen sollte, und spielte und ließ sich verziehen, das war eine halbe Stunde vor ihrem Tode. Nun ging der junge Husland wieder fort, ganz ruhig — kommt Engelhard bald drauf und spricht so bald er sie sieht: „Das Kind ist sterbend.“ Der Herzog wurd gerufen, die Waldner nahm es auf den Schooß — und es verschied! Sie mußte man leblos forttragen; und noch ist sie krank — sie wird es sobald nicht verwinden. Gott gebe ihr Ruhe, und allen Leidenden.

Die arme Mutter — und die Großmutter auch ist untröstlich. Die Herzogin Louise ist stiller, doch tief betrübt.

Was soll man sagen?

Heut Nacht wird sie bey der kleinen Schwester in die Erde gelegt. Ruhet sanft!

Alle Freundinnen grüßen Sie, Lieber, vorzüglich trug mir's noch heut die Seckendorf auf.

Ich hoffe Sie haben nun meinen letzten Brief, — Dank für Ihre Zeilen die ich gestern erhielt — für das Gedicht über die Freude. O sie bewahrt noch für uns in ihrem chrySTALLnen Becher manchen süßen balsamischen Tropfen.

E. Sch.

Schreiberin ist Sophie von Schardt, geb. von Bernstorff, der Frau von Stein Schwägerin, geb. den 23. November 1755 in Hannover, gest. den 30. Juli 1819 in Weimar. Eine Biographie der merkwürdigen, namentlich mit Zacharias Werner befreundeten Frau verdanken wir Dünker unter dem Titel: Zwei Bekehrte (Leipzig 1873). Die oben erwähnte Prinzessin hieß Luise; sie starb, fünfjährig, am Sticfluß. Goethe äußert sich Knebel gegenüber, am 24. April 1784, also: „Der Tod des Prinzesschens hat viele Hoffnungen zerstört und Sorgen vermehrt.“ Ihre Hofdame war Fräulein Luise Adelaide von Waldner-Freundstein. Der nachmals so berühmte Christoph Wilhelm Hufeland wirkte als Arzt von 1783 bis 1793 in Weimar.

Dem Briefe liegen zwei kleine Gedichte bei; sie zeigen die poetische Begabung der Sophie von Schardt, wovon bereits Dünker Proben veröffentlicht hat, und lauten:

Liebe.

Himmels Tochter! schöne Liebe!

Du allein gibst Werth dem Daseyn!

Ach des Lebens bange Sorgen,

Alle seine trübe Beere —

Lohnet uns ein Augenblick. — — —

Ewigkeiten hält er in sich,  
 Länger als das längste Leben.  
 Unausprechlich, überschwenglich  
 Sœtlich ist er, heißet: Liebe.

## Fragen.

Ach laß mich schauu des Lebens Zweck  
 und all des Strebens End und Ziel.  
 Sag, was verkündet innre Trauer  
 und bauge Ahndung?  
 Wo deutet Hoffnung hin? und Muth der alles  
 alles will erreichen?  
 Ist Furcht und Hoffen, Freud und Schmerz gleich täuschend?  
 Sollen ewig, ewig wir  
 Auf Wogen schweben, auf- und abgetragen?  
 Wo stukt sie hin  
 In welches Meer der Allvergessenheit die Zeit  
 die unverlebt entfloß?  
 Zahllos und unfruchtbar ist sie wie Meeres Sand.  
 Wird je erblähn der Keim  
 Der Saaten, ach so einzeln hingestreut  
 In's Leben? Spielen nicht  
 Mit ihu die Käste, wie mit uns das Schicksal  
 wunderbar? unwiderstehlich doch.  
 Wir können nichts. Du stüßest auf die Hand  
 Dein Haupt, und sinnst —  
 Und sinnst — und findest nie des Sinnens Ende.

E.

## VII.

Freitag den 1. 7br. Mittags [1786].

Ich habe Ihnen gestern einen langen Brief durch die Post geschrieben. Verzeihen Sie mir, wann ich heute schon wieder komme — aber da Sie schon einmal wollen, daß ich meine meisten Beziehungen auf Sie nehmen soll, so mögen Sie auch die Lasten davon tragen. — Ich habe diesen Morgen vieles von dem gesellschaftlichen Leben und Pflichten in Gregory gelesen. Der Autor räsonnirt sehr klar. Er legt deutlich aus, daß das gesellschaftliche Leben mehr Application und ein eignes Studium verlange, da ein abgesonderter Zustand, selbst mit den ungemeynsten Fähigkeiten, dem Verstand, der Gesundheit, den moralischen Eigenschaften des Menschen leicht hinderlich und gefährlich seyn könne. Ich will Ihnen übergehen was er hiezu anführt. Es ist viel schönes, wahres und selbstgedachtes darin. Er gesteht, daß das gesellschaftliche Gefühl selten bey Leuten von großem Verstande vorzüglich herrsche, aber es sey die Quelle der herzlichsten innigsten Vergnügungen des menschlichen Geschlechts. Es gäbe sogar Fehler, die zu Erhöhung und Bestärkung des gesellschaftlichen Gefühls gehörten, und er rechnet darunter auch das Trinken, das bey kältern Nationen von einem nördlichen Klima das Temperament erwärme, das Herz öffne und erweitere, und die kalte Zurückhaltung, die Männern von Verstand

vielleicht eigen sey, die aber mit den Banden der Herzlichkeit und Zuneigung nicht bestehen könne, vertreibe.

Jetzt will ich Ihnen eine Stelle Englisch abschreiben:

All those warm and elevated descriptions of friendship, which so powerfully charm the minds of young people, and represent it as the height of human felicity, are really romantic among us. When we look round us into life, we meet with nothing corresponding to them, except among an happy few in the sequestered scenes of life, far removed from the pursuits of interest or ambition. These sentiments of friendship are original and genuine productions of warmer and happier climes, and adopted by us merely out of vanity.

Dasselbe, sagt er, gälte von unserm Attachement an das weibliche Geschlecht. Er ist aber damit nicht zufrieden. No man ever despised the sex who was a favourite with them, nor did any one ever speak contemptuously of love, who was conscious of loving and being belov'd by a woman of merit. — Love with us is but a feeble passion, and generally yields easily to interest, ambition, or even to vanity, that passion of a little mind and a cold heart; as luxury therefore advances among us, love must be extinguished among people of better rank altogether. To give it any force or permanency, we must connect it with sentiment and esteem. — a decent pride, a conscious dignity, and a sense of their own worth, will naturally induce them (women) to exert themselves to be what they would wish to be thought, and are entitled to be, our companions and friends. — A woman of a generous spirit, if she is treated as a friend and an equal, will feel and gratefully return the obligation; and a man of a noble mind will be infinitely more gratified with the attachment of a woman of merit, than with the obedience of a dependant and a slave.

Er geht darauf die Eigenschaften und Annehmlichkeiten des weiblichen Geschlechts für die Gesellschaft durch, und wie wir uns solches verbinden können und sollen. Dann spricht er von dem Glück gesellschaftlicher Verbindungen überhaupt, und von dem Studium solches zu erhalten und zu verfeinern. Er giebt hierinnen den Franzosen den Vorzug vor den Engländern. Hier kommen gute Bemerkungen. Er findet, daß die Franzosen, durch ihren gesellschaftlichen Trieb, länger leben und ein glücklicheres Alter haben. Er kommt weiterhin auf die Bemerkung, daß in der menschlichen Natur ein Principium der Nachahmung (oder, ich wollte lieber sagen, der Gleichmachung) seye, wodurch wir uns die Beschaffenheit und den Gemüthscharakter des andern eigen zu machen suchen. So werden wir leichter frölich mit dem frölichen, traurig mit dem traurigen, jünger mit dem jungen u. s. w. Dieß hilft viel und erleichtert das Leben. —

Und so hab ich Ihnen Rechenschaft von meiner heutigen Lektüre gegeben. Da mir der Hof Rath Loder das Lesen, meiner Augen halber, fast gänzlich verboten hat, so erleichtre ich mir die Zeit mit dem Schreiben — nicht, als

wenn dieses nützlicher für die Augen wäre, aber er hat es doch nicht verboten (?) — und treiben muß ich etwas. Meine Gefährten sind heute nach Lobeda. Ich habe mich davon losgemacht, sowohl wegen des Windes als weil ich nicht Lust hatte, und bin gerne allein. Grüßen Sie mir Ihre kleine liebe Nachbarin, und genießen Sie mit derselben alle Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens, wozu Sie Beyde eine so reiche Quelle haben. Ich werde mich selbstn dessen freuen, ob ich gleich nur selten und dann auch gleichsam nur entfernt daran Theil nehmen kann. Seyn Sie glücklich im engen Bezirk! Im größern ist man es fast gar nicht. Theilen Sie ihr auch von meinem Brief mit, der für Sie Beyde geschrieben ist.

Leben Sie recht wohl! Ich umarme Sie Beyde herzlich. K.

Abends. Ich bin fleißig gewesen, und habe einen halben Cymer Wein selber abgezapft und die Bouteillen gut verpicht. Es ist was angenehmes in häuslichen Geschäften, und ich bin fast Willens, mir künftiges Jahr ein kleines Gütchen zu pachten, da ich mir keines kaufen kann. Ich weiß, dieß wird mir viel Ruhe und Freude geben, zumalen da ich sehe, daß das Lesen und Schreiben selbst für meinen Körper nicht immer passen will. Adieu, liebe, gute! Sagen Sie mir ein paar gute Worte. Ich bin ganz

Ihr

Knebel.

Diese Zeilen sind an Sophie von Schardt und Luise von Imhoff, „die kleine liebe Nachbarin,“ Schwägerin und Schwester der Frau von Stein, gerichtet. Damals verkehrten viel bei Knebel zwei englische Offiziere, Lord Inverary, ältester Sohn des Herzogs von Argyll, und Kapitän Henry Heron, „die Gefährten,“ mit denen er wiederholt Weimar besuchte. Frau von Schardt interessierte sich besonders lebhaft für alles Englische und war der Sprache vollständig mächtig. Gemeint ist das damals viel gelesene Buch: *A comparative view of the state and faculties of man with those of the animal world.* By John Gregory M. D. F. R. S. Professor of medicine in the university of Edinburgh, and first physician to His Majesty in Scotland. Das Buch erlebte zahlreiche Auflagen; vor mir liegt die siebente (London 1777), woselbst die von Knebel gemachten Auszüge S. 113 folg. sich finden. — Knebel's Wunsch nach dem Besitze eines kleinen Gutes war nicht neu; schon im Mai 1783 hatte er ihn Goethen gegenüber geäußert.

## VIII.

Weimar d. 2ten Sept. [1786].

Ich schreibe Ihnen, wann mirs eben mein Herz gebietet, meine Gedanken, die oft um Sie sind, an dem guten Freunde (!) selbst zu richten; mid weil mir wirklich dünkt, daß die Unregelmäßigkeit unsrer Correspondenz eine Zierde und Grazie für sie ist, so sollen Sie es mit Ihrem Schreiben auch immer so halten.

Seitdem Sie uns verlassen, ist's hier nicht wieder so hübsch worden — ich wüßte auch nicht, was uns so gute wohlthuende Stunden hätte geben sollen

als die Gegenwart des besten der Freunde, und auch die des braven und guten Herrn (!) Ihres Gefährten, dessen wahren und auf unserm dürren Boden leider zu seltenen Wehrt wir wohl fühlen. Ich wünschte ihn und seinen Ehe-  
speare, den man allein nur halb so gut liebt, wohl bey uns zuweilen. Meine Schwägerin und ich sind die Zeit her viel zusammen gewesen, nicht eben ausgegangen, und so nur die Gesehn die zu uns kamen. Von allen dem war mir das Kauschen meiner Bäume das liebste Gespräch — die während den Stürmen ihre Köpfe immer zusammensteckten und sich viel zu sagen hatten, und da hab ich aus meinem Fenster in ihre Gipsel hineingeschaut. In Ihrem alten Schloß mag es grausig gewesen seyn — aber um Sie doch gewiß nicht ohne Anmuth.

Was Sie vom Gregory uns ausgeschrieben hat uns sehr interessirt, ich schreibe mir es ab und werde es noch mehr beherzigen, heute wills die Louise gern behalten.

Es mag wohl wahr seyn daß wirkliche Geselligkeit und wahre Freundschaft bey uns nur wie exotische Gewächse empor kommen. Wir ahnden mehr was sie den Menschen seyn könnten, als daß wir wirklich darin leben; besonders ist das dünkt mich sonderbar, daß es gar kein Band der Freundschaft hier unter Männern giebt, (wenn ich Sie und Göthe ausnehme), kein einziges. Es ist gewiß, daß [wir] hier bey uns nichts klügers thun können, um unser Darfeyn reel und vornehm zu erhalten, als wenn wir uns beschränken auf weniges und auf Wenige. In dem Lande wo Gregory schrieb mag es anders seyn.

Was er von den Weibern und ihrer Fähigkeit zur Freundschaft sagt — ist wohl gar gut! Er ehrt uns indem er uns diese zutraut. Was kann uns auch mehr erheben und zu allem Edlen und Guten stärken, als die Freundschaft eines Mannes, zu dem wir mit inniger Achtung hinaufschauen, der unsern Geist bereichert und unsern Herzen die schönste und edelste Richtung gibt, und durch den Wehrt den wir auf seine Achtung legen mit erhält.

Ich glaube wohl, daß man solch einen Mann, solch einen Freund recht ehren und recht lieb haben kann — lieber, edler, treuer Freund — gewiß; so farewell best of Friends — that you are.

Heut fahren Louise und ich zusammen spazieren mit die lieben Kinder (!) Sonst bleiben wir zu Haus. Die Stein ist fort nach Kochberg, ich wollt wir könnten die Gute einmal dort besuchen. Noch einmal adieu.

E. Schardt.

P. S. Herrons Bild ist uns recht lieb gewesen zu schauen. Sie werden es wohl wehrt halten. Das ernste edle in den Zügen ist wohl getroffen, dünkt mich. Das Bild eines guten Menschen muß auch gut seyn. Wenn er noch da ist, so sagen Sie ihm etwas gutes in unsern Namen, auch den andern beyden Empfehlung. Es wird Ihnen doch einsam dünken, wenn die Menschen fort sind, und wie wärs Sie kämen ein wenig zu uns, daß wir Sie trösten sollten?

Nun zum letzten mal adio.



Das Wohlgefallen, welches die Weimarer Damen, namentlich die „kleine“ Schardt, an Kapitän Heron fanden, scheint auf Gegenseitigkeit beruht zu haben; denn letzterer schreibt nach seiner Abreise an Knebel: „What are you all about at Weimar? How does my sweet, soft little friend Schardt, my amiable Imhoff and philosophical Stein?“ Der Herzog hatte eine Neigung von Charlotte von Lengefeld, Schiller's späterer Gattin, zu Heron zu bemerken geglaubt, berichtet Dünker, Briefe von Karl August an Knebel und Herder S. 78. Vergl. Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund (Leipzig 1856) S. 27, 557 folg. Desgleichen Dünker's Biographie der Sophie von Schardt S. 328 folg., Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette (Jena 1858) S. 48, 198, Von und an Herder III, 24 folg., Charlotte von Schiller und ihre Freunde (Stuttgart 1865) III, XV., Blätter für litterarische Unterhaltung 1863, 477, Goethe's Briefe an Frau von Stein (2. Aufl. Frankf. a. M. 1885) II, 719: Heron und Inverary.

## IX.

München den 8. März 1789.

Beynahe 4 Monat, mein hochzuverehrender Freund, sind verflossen, daß ich Ihnen auf Ihr letztes liebes Schreiben vom 15 Ibr.(?) 88. Antwort schuldig bin, und ich erfülle diese angenehme Pflicht Ihnen Nachricht von mir zu geben erst heit; entschuldigen kann ich mich gar nicht, die Zeit ging so schnell hinweg, wie sie gemeintlich bey Verschieben einer Sache thuet. Ich hoffe also und wünsche von ganzem Herzen, daß Ihnen meine Buchstaben, die ich hier trible, und die zum Beweis dienen, daß ich noch lebe und in München bin, bey recht herzlich guter Gesundheit antreffen mögten.

Auch habe ich es ist wahr Ihren gütigen Rath in Ihrem Schreiben nicht benuset, aber ich habe alle die Zeichnungen fertig gemacht, und sie unter der hohen adresse Ihres Landesfürsten, wie sein Befehl in einem Brief von Ihnen an mich einmahls war, befolgt und sie auf den hiesigen Postwagen den 1. März gegeben; sie sind aufs bestmöglichste eingepackt, daher sie gut ankommen werden, wie ich hoffe. Unter den vielen eingerichteten Ordnungen in der Welt ist auch diese, daß man hier jeden Werth der Sache, die man verschickt, angeben muß; nach vielen hin und her habe ich gedacht, daß die Wahrheit immer das beste sey — und habe dahero die Summa darauf geschrieben.

Sie riethen mir, selbst an Ihr Durchlaucht zu schreiben und das einzurücken, was die Frau Herzogin Mutter gesagt hat, dann an Ihnen oder Herrn Geheim: Rath von Göthe zu schreiben. Allein, liebster Mann, an einen Regirenden Fürsten zu schreiben, käme mir schwer an, am End käme auch wenig heraus. Ich weiß wohl, daß der Herzog ein Prinz von Verstand ist und nicht so sehr auf die Declination des Worts Gnad gnädig allergnädigst achtet; allein ich kann es dem ohngeachtet nicht. Sie der Sie um ihu sein, haben es von mir ganz übertragen. Sein Sie von der Richtigkeit der Worte der Durchl. Frau, die hier ware, vollkommen vergewißert. Ich habe diejenige 6 Zeichnungen die sie gesehn hinten mit einem D an einer Ecke gezeichnet, woran man sie kennen kann; und richten

Sie alles, wie Sie belieben, wenn es jetzt noch thunlich ist, daß sie der Herzog Seiner Frau Mutter überläßt, oder wie es sich thun läßt. Ich habe hierinnen gar keinen Plan, habe nun diesen Kunstauftrag vollendet und meine Kinder in die Welt geschickt, damit sie beurtheilt werden.

Wir leben hier in München in aller Stille, besonders da die Carnival ihr End erreicht hat, ein so alle Tags Leben fort, in einer Philosophischen Ruhe, die besteht im essen, trinken und schlafen; es scheint ein Traum zu sein, worinnen wir aber entseßlich kalt und also ebenso gefroren hatten, bis vor einigen Tagen es den Hundten einfiel alles zu unterbrechen, einige wurden wüthig, bissen die andern, und etwelche Menschen hatten das nehmliche Schicksal. Die Doctor und Wundärzte bemächtigten sich eines Fleischersjungen, der gebissen wurde, und ließen ihm so lange Ader, bis er fast eurrirt, das ist todt ware; man glaubt ihre Bücher hätten die nehmliche Wirkung wie die Zähne und der Geißer der Hund. Da die Regimentier hier viele Wildschützen unter sich haben, die zur Strafe dienen müssen, so gab man denen Kerlen für jeden Hund den sie todtgeschossen 15 Fl.(?), und in einem halben Tage lagen die schönste Pudel, Pommer, Windspiel und allerhand Rassen von Hund gestreckt auf der Sträß. Dieses Mittel wurde 6 Täg fortgesetzt, und that vortreffliche Wirkung.

Noch ist das Wetter äußerst kalt, da ich jetzt schreibe, ein Ehlenlanger Gißzapfen hängt an einem Dachstuhl vor meinen Augen. Die Mannheiner Academie der Wissenschaften taufte diesen Monat aber Lenz Monat; weder in Luft, Wasser noch Erde ist dieser Lenz zu finden. Allein das 4te Element das Feuer mag ihn bey sich führen, denn am Ofen ist's noch möglich mit einer schönen Schäferin den Schäfer zu spielen — so nur das weg bleibt, einen Strauß von Veilger zu pflücken, und dergleichen, der hätte eine üble Arbeit, denn das Feld ist noch mit einem weißen Deppig bedeckt, wo die lieben Violeu weder düften noch empfindsam machen können.

Doch sehn wir allen diesen schönen Sachen jetzt näher entgegen, da sie alle existiren und kommen müssen. Wenn nur nicht dieser Sommer so viele schreckliche Provezierungen mit sich brächte; daß die grüne Erde überall, in dem ohnehin bedrängten Europa, Menschenblut trinken müsse, da eine Aderlässe der Dame äußerst nothwendig seyn, sehe ich nicht ein: überall Wüsteneien, Einöden, Mangel leidende Provinzen und Druck.

Wir haben auch hier gar ein lustiges Stückgen zum Fasching gehabt. Ein Frembder unter dem Nahmen Marchese Grimaldi mit einem großen Hund, türkischem Säbel, kame hieher. Empfehlungsbriefe brachten ihn in den Circl der Noblesse, ja, ein gewisses Fränlein von Spretti sollte hier seine Gemahlin werden — sie ist Stifts-Dame von der verwitt: F: Kurfürstin. Der H: Marchese ergöhte sich überhaupt mit den schönsten Fräuleins hier ganz behaglich auf Bällen und Academien. In einer derselben, als er nach Hause gehn wolte, denn Waagen und Kasse sollten erst noch kommen, griffen ihn 6 Häfcher und ein Corporal von denselben an; er fragte, was sie wolten, er wäre Gefangner. Wohin mit mir, sagte er. In das Grafen Stübgen im alten

Hof. Da das Wort Grafen Stübgen ihm einleuchtete und er doch nicht entfliehen konnte, so ging er ohne Sträuben mit. Den andren Tag wurde er nach dem neuen Thurn gebracht. Da wolte er ausreisen und drückte 2 Terzerol, die verborgen in seinem Wollschuh waren, den er sich wegen der Kälte bringen ließ, auf den Gefängniswärter ab; sie versagten aber, man schlepte ihn denn nach dem Tschenthorn, wo das schlechteste sijet. Man stelle sich das Fränlein v. Spretti vor. Da just Messe hier ware, so kamen Kaufleute auf selbige, die Briefe hatten, den M: Grimaldi arretiren zu lassen, wegen ausgestellten Wechsten und allen möglichen Arten von Schledtigkeiten. Er ist ein Weinwirths Sohn aus dem Elsaß, wo er in Straßburg an die 20000 Livres Schulden machte, und ein herumirrendes Leben auf dergleichen Art schon 8 Jahre führen soll. Sein Process dauert noch, und man sagt, der Franz: Minister bekäme ihn, um ihm frische Luft auf den Galeeren zu Toulon zu geben.

Leben Sie recht wohl.

Besten Freund, ich bin mit aller Liebe und Hochachtung

Ihr ergebenster gehorsambster

F. Kobell.

Solte es thunlich sein, meine gehorf: Empfehle. an H. G. R. v. Göthe zu machen, so übertrage ichs Ihnen.

Den Maler und Zeichner Franz Kobell, geboren den 23. November 1749 zu Mannheim, gestorben den 14. Januar 1822 zu München, nennt Goethe nach Gaedert einen der ersten deutschen Landschaftler seiner Zeit. Knebel hatte dessen Bekanntschaft 1785 gemacht und Goethen sehr schöne Zeichnungen von ihm mitgebracht. Die Herzogin-Mutter Anna Amalie verweilte auf der Reise nach Italien 1788 in München und beehrte den Maler mit Aufträgen für sich und den Herzog Karl August; vergl. Kobell's Brief an Knebel vom 26. August 1788, Dünker, Zur deutschen Litteratur Nr. 68., Fremdesbilder aus Goethe's Leben S. 480., Briefe des Herzogs Karl August an Knebel' und Herder S. 78.

(Fortsetzung folgt.)



## Dr. Emin Pascha als Naturforscher.

von

G. Hartlaub.

„La Science n'est pas la pire occupation, que Dieu ait donnée aux fils des hommes. C'est la meilleure.“

E. Renan.

Um in vorwiegend populärer Form, also mit möglichster Einhaltung streng wissenschaftlichen Materials, Emin Pascha als Naturforscher zu schildern, wird es sich empfehlen, auf den Anfang meiner geistigen Bekanntschaft mit diesem in so vieler Hinsicht außerordentlichen Manne zurückzugreifen.

Es war im Sommer 1880, als mir aus Lado, der damaligen Hauptstadt der äquatorialen Provinzen Ägyptens im Gebiet des oberen Bahr-el-Abiad (5° 01' 33" nördl. Br., in mir völlig unbekannter, zwar sauberer und sehr charakteristischer, aber minimaler und schwer zu entziffernder Handschrift ein Schreiben zuzug, welches die Unterschrift „Dr. Emin Effendi“ trug. Der Verfasser bekannte sich in diesem Schreiben als passionierter Fremde naturwissenschaftlicher und insbesondere zoologischer Forschungen. Seine offizielle Stellung lasse ihm viel Zeit zu solchen. Er bitte über die Sammlungen, die er von Zeit zu Zeit an mich senden werde, ganz nach Gutdünken zu verfügen und knüpfe daran nur den einen Wunsch, dieselben nach bestem Ermessen wissenschaftlich verwertet zu sehen. Sehr bedauere er, daß es nicht möglich sein werde, mir die natürlich großen Unkosten des Transports bis Bremen ganz zu ersparen! Dabei gelangten über Kartum, wo der bekannte österreichische Konsul Hansal, ein intimer Freund Emin's, das Weitere besorgte, mehrere Kisten musterhaft verpackter und vortrefflich präparierter Säugetier- und Vogelhäute in meinen Besitz, begleitet von umfangreichen, sorgfältig redigierten Manuskripten. Fast gleichzeitig waren aus derselben Quelle drei Sendungen zwischen Lado und dem Albert Nyanza gesammelter Vögel an das Wiener Museum gelangt. In kürzeren oder längeren Zwischenräumen nahm nun dieser hochinteressante Verkehr seinen Fortgang, bis die großen politischen Umwälzungen durch die mahdistische Erhebung allem direkten Verkehr mit Ägypten, wie solcher bisher durch regelmäßige Dampfschiffahrt auf dem Nil vermittelt worden war, ein jähes Ende bereiteten, den eifrigen Naturforscher im Herzen Afrikas auf Jahre hinaus in seiner Thätigkeit isolierten, und, was das Schlimmste, ihn von jedem Verkehr mit Europa abschnitten. Was aber bis dahin durch Emin an die Museen von Wien und Bremen gelangt war, erwies sich als so reichhaltig an neuem und wissenschaftlich von solcher Bedeutung, daß sich die Teilnahme der Zoologen dem einsamen Forscher im dunklen Weltteil in immer höherem Grade zuwandte.

Die alle Tierklassen umfassenden Sammlungen, die ein Ausflug nach Nonbottu Emin eingetragen hatten, sollten, obgleich ursprünglich für mich bestimmt und in zahlreichen Briefen mir angezeigt, schließlich ihren Weg nach England finden. Nachdem nämlich Sclater's Anruf in der Pall-Mall-Gazette vom 12. November 1886 „Why not save Emin Bey“, den ersten Anstoß gegeben hatte zu der großartigen Anstrengung, die in der Entsch- und Rettungsexpedition unter Stanley gipfelte, glaubte Emin nur eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen, wenn er seine Nonbottuschätze dem britischen Museum in London übergab. Konnte er doch auch dort einer tüchtigen Bearbeitung derselben gewiß sein. Beiläufig mag hier hinzugefügt werden, daß man in den „Proceedings“ der Zoologischen Gesellschaft in London vom Januar 1888 die wissenschaftlichen Berichte über diese Sammlungen durch die ersten Spezialisten wie Oldfield Thomas, G. E. Shelley, A. Günther, Edgar A. Smith, A. G. Butler und andere zusammengestellt findet. Was dann schließlich auf dem Heimweg mit Stanley nach der Ostküste und während des so unfreiwillig verlängerten Aufenthaltes in Bagamoyo gesammelt wurde, ist wieder

mein Eigentum geworden. Daß dieser ihm dabei gelegentlich seine Unterstützung lieb, in der stillschweigenden Voraussetzung, Emin arbeite und sammle im Interesse Englands, das durfte Emin einfach ignorieren.

Soweit in kürzester Fassung das Historische. Unterziehen wir nun die Sammlungen selbst einer etwas eingehenderen Prüfung, so erregt die vorzügliche, an Sauberkeit und Eleganz nichts zu wünschen übrig lassende Behandlung derselben sofort unsere ganze Bewunderung. Jedem Exemplar ist ein Zettelchen beigelegt auf welchem der Fundort, das Datum der Erlegung, das Geschlecht nach anatomischer Untersuchung und die so vergänglichen Farben der Weichteile verzeichnet stehen; zu dem aber — und dies ist bei Sammlern sehr ungewöhnlich — die genaue Messung der Hauptteile am frisch erlegten Tiere. Eine der Etikette beigelegte Nummer korrespondiert mit einer entsprechenden im Hauptkatalog, wo den einzelnen Arten kürzere oder ausführlichere Notizen über Lebensweise, Gesang, Nahrung, geographische Verbreitung u. s. w. beigelegt sind. So mustergiltig fertig gestellte Sammlungen zu empfangen, durchzugehen und resp. zu bearbeiten, ist für den Kenner, der wohl oft genug in der Lage war, sich mit dem Gegenteil abzugeben zu müssen, ein Hochgenuß. Die naheliegende Betrachtung, wie so treffliche Arbeit unter häufig sehr ungünstigen äußeren Verhältnissen überhaupt fertig gebracht werden konnte, kennzeichnet uns den enthusiastischen, vor keiner Schwierigkeit zurückschreckenden Forscher. Unwillkürlich tritt uns dabei die äußere Erscheinung Emin's, wie solche Stanley ohne Zweifel naturwahr schildert, lebhaft vor die Seele: Klein, schwächlich, äußerst sauber an seiner Person, korrekt, präzis, in einem schön geplätteten und vorzüglich sitzenden schneeweißen Anzuge u. s. w. Ich sehe meinen Freund lebhaftig vor mir, wie er ein ihm soeben überbrachtes Exemplar eines seltenen Vogels, also etwa der reizenden Schwalbe *Psalidoprogne albiceps* oder des merkwürdigen Wendehalses *Lynx-pulehricollis*, zärtlich streichelt, ehe er sich daran macht, dasselbe für seine Sammlung zu präparieren — ein für Stanley so unfaßbarer Akt, daß in ihm Zweifel erwachen an der Zurechnungsfähigkeit seines Schütlings. — Aber genug davon für jetzt. Auf die tiefpeinliche gegenseitige Verstimmung dieser beiden Charaktere, deren jeder ein ganzer Mann, während monatelangen Beisammenseins wird ein Schlußwort zurückkommen.

Wenn die umfangreichen Schenkungen, die durch Emin Pascha nach London, Wien und Bremen gelangten, an der eminenten Befähigung desselben als Sammler keinen Zweifel zuließen, so soll uns derselbe nimmehr als Naturforscher beschäftigen. „Das Gesamtgebiet der geographisch naturwissenschaftlichen Forschungsarbeit Emin's — so heißt es im zweiten Bande der „Zoologischen Jahresbücher“ — liegt zwischen 5° 5' nördl. Br. (Lado) und 1° 58' (Mahagi am Westufer des Albert Nyanza) und 29° 31' (Macraca) bis 32° 48' östl. Br. (Tarangold). Auf diesem weiten Gebiete ist ihm bis jetzt jede irgend erhebliche Konkurrenz erspart geblieben. Dasselbe ist sozusagen sein geistiges Eigentum. Werfen wir, eine gute Karte vor uns, einen Blick auf das zunächst daran grenzende Tätigkeitsgebiet anderer Reisenden, so ergibt sich, daß zwischen diesen und der Domäne Emin's mehr

oder weniger ausgedehnte neutrale Strecken liegen. Im Norden und Nordwesten gilt das von dem Flußgebiete des Bahr-el-gasal, des Kir und das Sobat, des Djur und Kosanga, wo Heuglin thätig war. Abessinien, Shoa und die Somaliländer kommen dabei garnicht in Betracht, und zwischen Kassa und dem oberen Bahr-el-abiad liegen noch weite zoologisch so gut wie unbekannte Strecken. Südöstlich blickend erreicht man die Massailänder, das ergiebige Sammelgebiet Dr. S. A. Fischer's, sowie des H. H. Johnson's und anderer am Kilimandscharo. Auf seiner letzten Reise von Tangani nach Kazez hat Fischer den Äquator nach Norden bis zum Varingossee überschritten, ist also Emin Pascha noch sehr fern geblieben. In mehr gerader Richtung nach Süden stoßen wir erst unter  $5^{\circ} 47'$  südl. Br. auf Kafoma, eine Hauptstation N. Böhm's. Auf seiner letzten größeren Reise im Mai 1883 hat aber Emin Niam Niam gestreift, wo inzwischen F. Bohnsdorf mit gutem Erfolge sammelte, und hat dann nach Überschreitung des Ribali (Uelle) Monbuttu betreten, wo er als Naturforscher wieder der erste am Platze war und wo die reichste zoologische Ausbeute seine Mühen gelohnt hat.

Wenn schon die erwähnten vielen der eingefandten Tiere beigegebenen biologischen Notizen den geübten Blick und die scharfe Beobachtungsgabe des Sammlers glänzend kennzeichnen, so bleibt doch die Hauptquelle unserer Beurteilung Emin's als Naturforscher ein in meinem Besitz befindliches 90 engeschriftene Quartseiten füllendes Manuskript: Tagebücher, geführt auf Reisen im Gebiete des oberen Weißen Nil, des Albert Nyanza und in Monbuttu zwischen Mai 1883 und April 1884. In diesem Schriftstück tritt uns der Autor als echter Naturforscher im schönsten Sinne des Wortes auf Schritt und Tritt entgegen. Dasselbe bildet eine wahre Fundgrube von wertvollen und zum Teil ganz neuen Beobachtungen, gewissenhaften Untersuchungen über schwierige Fragen, interessanten systematischen Notizen und lebensvollen zoo-topographischen Schilderungen. Wenngleich ein spezielleres Eingehen darauf hier ausgeschlossen bleibt, so kann ich es mir doch nicht versagen, einiges aus diesen Tagebüchern mitzutheilen, was allgemein interessieren dürfte, schon weil es besonders geeignet ist, die enthusiastische, allen Hindernissen trotzende und durch nichts zu entmutigende Hingabe Emin's an sein Forchtungswerk zu offenbaren.

Daß wir in diesen Tagebüchern Emin auch als tüchtigen Botaniker kennen lernen, erscheint bei den Schilderungen zoologisch wichtiger Lokalitäten sowie der Lebensweise der beobachteten Tiere von höchster Bedeutung. Beispielsweise heißt es in einer plastischen Beschreibung der Umgegend von Lado: „Die größere Feuchtigkeit bedingt mannigfachen Pflanzenwuchs. Tamarinden, Dahlborgia, Kigelia, Butyrospermum, Sycomoren, Akazien, Sarcocephalus, Desainium, Ziziphus und Balanites, endlich sehr hohe Euphorbien sind die am zahlreichsten auftretenden Bäume. Auffallend ist das Fehlen der Borassuspalme, die erst unter  $4^{\circ} 8'$  nördl. Br. wieder auftritt, während Hyphaena thebeica mit etwa  $5^{\circ} 30'$  ihre Südgrenze erreicht hat“ u. s. w. Im zweiten Bande von Stanley's neuem Reise-werk steht zu lesen, daß Emin um die Bestimmung der auf der Ruwenzori-Expedition gesammelten Pflanzen sich verdient gemacht hat. Auf das reizende, von

mir in meinem zweiten Bericht über Emin's Sammlungen reproduzierte Bild, das uns dieser von der kleinen Station Okkela am Ginnettfluß, „einem Eden für den Naturforscher,“ entwirft, kann hier nur hingewiesen werden. Es liegt diese Örtlichkeit in dem paradiesischen Lande Lattuca, wo der Chor der heiligen Anachoreten im „Jausst“: „Löwen sie schleichen stumm — freundlich um uns herum“ zur Wahrheit wird; denn die gutmütigen und ganz ungefährlichen Bestien liegen, wie uns Emin schreibt, zu zweien und dreien im Gebüsch, ohne den vorübergehenden Wanderer zu belästigen.

Von den Beschwerden, die der Naturforscher in Afrika zu überwinden hat, wenn er größeres erreichen will, findet sich an mehr als einer Stelle charakteristisches in den Tagebüchern. „Der letzte Reisetag hierher — so heißt es einmal — war eine jener Freuden, wie sie nur uns Afrikanern zuteil werden. Ein Marsch von über sechs Stunden in strömendem Regen quer durch Sümpfe und Moräste — zur Abwechslung alle Augenblick ein Wasserlauf zu passieren, an dem man niederzukletteren hat, um nach einem gründlichen Bade an der andern Seite wieder seine Turnkünste zu versuchen, um die steile Böschung hinaufzukommen. Zieht man das Notizbuch aus der Tasche, so verregnet einem die Arbeit der letzten Tage. — — Wollte man aber nicht arbeiten, so erscheint einem in Dampf und Nebel das Gespenst der zürnenden Geographie und ihrer Vertreter. Man möchte sich ärgern. Es ist aber zu naß dazu! — Oder es wird ein Ausflug nach den Inseln des Flusses gemacht, etwa um seltene Salamoherpen zu schießen. — „Durch Anschwemmungen sind hier große Untiefen entstanden, auf welchen grandiose Schilfwälder und undurchdringliche Papyrusbestände sich angelegt haben. Sie vergrößern sich von Jahr zu Jahr, da die Vegetation als mechanische Filter für die schlammigen Wässer der Regenzeit wirkt. Sie sind bevorzugte Brutstätten für Milliarden von Moskitos und zugleich Herde für die berüchtigten perniziösen Fieber dieser Landesteile. Rechnet man hinzu, daß Schilf und Papyrus von Massen rankender Cucurbitaceen, Bryonia vitis, Ipomoea, u. zu einer dichten Masse von Laubwerk verfilzt sind, daß bei geringstem Fehltritt man bis zur Brust in Schlamm und Wasser versinkt und immer noch von Glück sagen kann, wenn man hier nicht mit den überaus zahlreichen Krokodilen nähere Bekanntschaft macht, daß beim Zielen auf eine heiß erstrebte Beute unfehlbar eine Moskitoschar in Nase, Augen und Ohr einbricht — dies alles zusammengenommen und Sie müssen zugeben, daß es mit der praktischen Ornithologie nicht immer ohne erhebliche Störungen abläuft. Am schwersten wird es empfunden, wenn man — und das bleibt nicht aus — gelegentlich die Früchte jahrelanger angestrenzter Arbeit in einem Augenblick zusammenbrechen sieht. Und doch, was hilft alles Klagen: verdoppelte Thätigkeit wird vieles wieder gut machen können.“

Wir nehmen damit Abschied von den Tagebüchern Emin Paschas. Es werden ihrer nicht viele sein, die ihn beneiden möchten ob der hier geschilderten Erfahrungen. Noch weniger wird die Lust anwandeln, dieselben zu teilen. Aber „abends, wenn ein Feuer in der Hütte prasselt und man im Vollgenuß einer Zigarette behaglich am Schreibtisch sitzt und draußen der Regen auf das Dach niederrauscht,“ dann

ihm Gesellschaft leisten und dem Wohlmut seiner schönen, tiefen sonoren Rede, von dem selbst Stanley sympathisch berührt wurde, lauschen, das möchte wohl mancher, das müßte ein Hochgenuß eigenster Art sein.

Wir resumieren Emin Paschas Verdienst als Naturforscher noch einmal kurz:

1. Emin's Forschungswert hat über ein großes, bis dahin naturwissenschaftlich dunkles Gebiet des äquatorialen Afrika helles Licht verbreitet. Insbesondere gilt dies für die Ornithologie.

2. Der bekannten Thatsache, daß Afrika das winterliche Asyl für viele Zugvögel Europas, hat Emin ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt und uns zahlreiche darauf bezügliche Notizen mitgeteilt. Es mag ein wunderbarer Reiz darin liegen, auf diesem entlegensten Gebiete des Innern neben den farbenprächtigen Gestalten der Glanzstaare, der Capitoniden und Nectarinien, den unscheinbaren Sängern unserer deutschen Heimat zu begegnen.

3. Emin's Forschungsreise in Nonbuttu hat zu der überraschenden Entdeckung geführt, daß die Tierwelt dieses Landes ein stark vorwiegend westliches Gepräge zeigt. Dabei sei erwähnt, daß sich bei der letzten Reise Fischer's herausgestellt hat, daß das ganze Gebiet des Viktoria Nyanza der westlichen Fauna angehört.

4. Im Speziellen verdanken wir Emin Pascha eine große Anzahl wertvoller Notizen über die Lebensweise der von ihm beobachteten Tiere. Namentlich gilt dies wieder von den Vögeln. Die schwierigsten Fragen, wie Verfärbung, die durch Geschlecht, Alter, Klima, Nahrung und Jahreszeit beeinflussten Abstufungen und Veränderungen in der Färbung u. s. w. u. s. w. beschäftigen ihn am meisten. Er ruht und rastet nicht, bis er zu sicheren Ergebnissen gelangt.

5. Emin ist redlich bemüht, mit Hilfe des ihm zu Gebote stehenden litterarischen Materials die gesammelten Tiere systematisch zu bestimmen. Daß ihm dies nicht immer richtig gelingt, liegt nur an der Unvollständigkeit desselben. Ein höchst beklagenswerter Mangel, dem aber nach Wadelai hin schwer abzuhelpfen war. Sein ewiges Zammern nach Büchern ist erklärlich genug. Am ärgerlichsten ist es, daß ihm die für den Systematiker geradezu unentbehrlichen Kataloge des britischen Museums erst jetzt zugänglich geworden sind.

Zum Schluß ein wenn auch noch so unerquicklicher Rückblick auf Stanley in seinem Verhalten zu Emin, dem seinem Schuß und seiner Hilfe anvertrauten „Naturforscher der Expedition“, wie solches aus zahlreichen Stellen seines Buches uns anschaulich wird. Es geht zur Zeit die allgemeine Auffassung dahin, Stanley Emin gegenüber schonungslos zu verdammern. In herzlicher Freundschaft mit diesem Lepteren verbunden, wie wir sind, bei unbegrenzter Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste und bei sympathischem Verständnis der Eigenart seines Wesens, scheint uns Stanley's Auftreten dennoch eine mildere Beleuchtung zuzulassen, wenn man erwägt, wie absolut gegensätzlich die beiden Männer in ihrem innersten Wesen, ihren Neigungen, Anschauungen und Zielen von einander abgestoßen werden und daß über sein Können hinaus seiner verpflichtet werden soll. Stanley steht vor einem ihn angenscheinlich beunruhigenden Rätsel, wenn



er Emin in seinem Thun und Treiben beobachtet. Er empfindet es unbequem, daß ihm Emin, so unsympathisch er ihm auch ist, in gewissen Sinne imponiert. Ein Mann, der stolzer ist auf seinen Doctor medicinae als auf seine Würde als Pascha und seine hohe amtliche Stellung, ist Stanley noch nicht vorgekommen. In bitterer Aufwallung, ja halb verächtlich bezeichnet er seinen besten Offizier, A. J. Mounteney Zephson, der in der Stunde der höchsten Gefahr zu Emin stand, als „Eminist.“ Man könnte bisweilen glauben, daß er unter dem Bewußtsein der Beschränkung seines Verständnisses geradezu leidet, und daß er sich Gewalt anthut, wenn er sich gelegentlich aufrafft, seinem Schützling ein gewisses Entgegenkommen zu zeigen. So z. B. wenn er ihn offiziell zum Naturforscher der Expedition ernannt, oder wie er in einer schwachen Stunde seine Leute beauftragt, diesem beim Sammeln nach Kräften behilflich zu sein. Daß er dabei an das britische Museum in London denkt und nicht an das Arbeitszimmer eines bescheidenen Gelehrten in Bremen, von dessen wissenschaftlichem Verbanke mit Emin er nicht die leiseste Ahnung haben konnte, ist mindestens entschuldbar. Und ebenso verzeihlich will es uns erscheinen, daß ein go-a-head-Charakter, ein Mann von so praktischer, fester, überlegener Fügung wie Stanley, gelegentlich die Geduld verliert, wenn Emin, bei dieser oder jener ihm zoologisch vielversprechend erscheinenden Station angelangt, auf Aufschub der Weiterreise und immer wieder auf Verlängerung dieses Aufschubs dringt, um Zeit zu gewinnen für die Bereicherung seiner Sammlungen. Rauhen Händen wird es eben schwer, sich mit einem sehr empfindlichen und zart besaiteten Instrument harmonisch abzufinden. Noch sei daran erinnert, daß der religiös bedürftige, strenggläubige Stanley es bitter vermerkt, daß ihm Emin trotz wohlgemeinten Soudierens ein unbeschriebenes Blatt bleibt, ein Buch, das sich nicht lesen läßt. Er giebt ihn schließlich gewissermaßen auf und meint dies in seinem Unwillen darüber nicht drastischer ausdrücken zu können, als durch die Bezeichnung, jener sei wohl nur Materialist.

Man wird bezüglich Emin's jedenfalls wohlthun zu unterscheiden zwischen den ebenso unbehilflichen wie unbedeutenden Tischreden des größten afrikanischen Entdeckers und dem, was derselbe in seinem jüngsten Buche über jenen beibringt. Vieles davon hat Anstoß erregt und scheint eine abfällige Beurteilung herauszufordern. Daß es aber in demselben auch an wohlmeinenden, voll anerkennenden Äußerungen über den Pascha nicht fehlt, davon kann sich der aufmerksame Leser leicht überzeugen. Warten wir, bevor wir das letzte Wort in dieser Streitfrage sprechen, Casati's Zeugnis ab und hören wir womöglich Emin selbst, falls dieser nicht, was bei einer so diskreten Natur sehr denkbar wäre, es vorziehen sollte, das Schweigen, in welches er sich bis jetzt gehüllt hat, noch weiter fortzuspinnen.

Und nur noch dies: Ein Mann, der, wie Emin Pascha, der Wissenschaft nur um ihrer selbst willen dient, ein solcher Mann ist des höchsten Lobes wert.



## Berichte aus allen Wissenschaften.

### Sprachwissenschaften.

#### Sprachvergleichung und Entwicklung.

Die vergleichende Sprachwissenschaft ist unter den günstigsten Vorzeichen entstanden, wie wohl jemals eine Disziplin aufgetaucht sein mag. Die beiden mächtigsten Triebe der deutschen Nation, obwohl einander entgegengesetzt, Patriotismus und Universalismus, und zwar beide durch besondere Ereignisse im Anfang unseres Jahrhunderts besonders mächtig aufgeregt, jener durch die französischen Kriege, dieser durch die Romantik (mit Einschluß der Philosophie und Geschichte) — beide haben unsere Wissenschaft gezeugt, und so ist sie von der ganzen Nation aufs freudigste aufgenommen worden. Die geniale Gestalt Jacob Grimm's wird uns für immer ein Bild von heißem Patriotismus, tiefer und weitherziger Romantik und sorgsamster Geschichtsforschung bleiben. Zu dieser Genialität fügte Bopp die strenge Methode der Sprachvergleichung, und Wilhelm von Humboldt stellte die univervelle Sprachforschung in den Dienst der Philosophie der Menschheit.

So jubelte, man möchte sagen, die ganze deutsche Nation der jungen Disziplin zu — mit Ausnahme der klassischen Philologen. Wie der Knabe grollend an der Wiege des neugeborenen Töchterchens steht, auf welches jetzt alle Teilnahme der Familienglieder, die sonst ihm galt, überzugehen scheint: so der klassische Philologe gegenüber der Sprachvergleichung. Freilich gerade der Realist unter den Philologen, der eigentliche Altertümler, Böckh, der aber auch der Freund Humboldt's und der Systematiker unter den Philologen war, er wies auch der vergleichenden Grammatik im System der Philologie ihre Stelle an. So stehen die Agathon Benary, Albert Kuhn, Georg Curtius, eigentliche Philologen und zugleich vergleichende Grammatiker (beswegen beides zugleich, weil die vergleichende Grammatik notwendig in die Philologie gehört) ziemlich einsam da.

August Schleicher, ein glänzender Kopf mit der Fähigkeit scharfer und bündiger Formulierung der Gedanken und Lehrsätze, schloß diese Periode, die wenig länger als ein Menschenalter dauerte, mit einem gewissen Triumph. Schon hatten auch Franzosen und Engländer zuerst mit Bewunderung, bald aber mit Neid auf die deutsche Schöpfung geblickt; Schleicher verstand es, auch die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf dieselbe zu lenken und sie ihnen als neues Glied der Naturwissenschaft vorzuführen. Er befreundete sich mit Häckel, dem deutschen Vertreter des eben mit überwältigendem Aufsehen erscheinenden Darwinismus, und bot ihm die Entwicklung der Sprachen als Analogon zur Geschichte der Arten der Pflanzen und Tiere. — Von diesem Bunde jedoch erwuchs keiner Seite Glück, obwohl es anfangs schien, als würde derselbe durch Lazar Geiger noch inniger, gehaltvoller, mehr in die Spezial-Untersuchung eingreifend: es schien nämlich manchem Physiologen mit Geiger sehr einleuchtend, daß die physiologische Organisation der Menschen, die Anatomie und Funktion der Sinnes-Organe

ihre Entwicklung in der Sprache ausdrücke, daß also z. B. der Wort-Schatz die Fortschritte in der Fähigkeit des Farben-Sehens zu erkennen gebe.

Hierin lag aber ein mehrfacher Fehler; und mit der höchsten Anerkennung der Sprachwissenschaft durch die Bundesgenossenschaft der Naturforscher war auch die Ursache zum Sinken ihres Ruhms gegeben bei allen den besonneneren, kritischeren Naturforschern, wie Virchow, welche den darwinistischen Spekulationen und Konstruktionen Häckel's kühl und mißtrauisch gegenüber standen. Die Gegner Häckel's verloren auch die Zuneigung und das Zutrauen zu den Ergebnissen der Sprachwissenschaft. Das war aber ihr eigener Fehler; denn die Sprachforscher, wie Pott, wiederholten oft genug, daß Sprachverwandtschaft nicht zugleich ethnologische Verwandtschaft beweise, wie klarlich an den romanischen Völkern zu ersehen ist.

Da die Sprachvergleichung Kenntnis mehrerer, streng genommen vieler Sprachen erfordert, so kann der vergleichende Sprachforscher nicht in allen den Sprachen, die er herbeizieht, eine gleich sichere Kenntnis haben, und doch darf er streng genommen keine der zu demselben Stamme, besonders zu dem indogermanischen Stamme, gehörigen Sprachen von seiner Betrachtung ausschließen. Die klassischen und germanistischen Philologen warfen den Sprachvergleichern Oberflächlichkeit vor. Um diesem Vorwurf zu entgehen, verlangten die Lehrer der vergleichenden Grammatik von ihren Schülern eine solche Vertiefung in die grammatischen Formen, in die Etymologie des Griechischen und Lateinischen, daß die Philologen nun wieder darüber klagten, daß der Sinn für den Stil der antiken Poesie und Prosa, für die Thatsachen des antiken Lebens und kurz für den antiken Geist in den Studirenden nicht mehr entwickelt werde, und nun erst recht die Philologie in Buchstabenklauberei erstarre.

Das ist eine ganz tragische Dialektik! Die Philologen drängen die Sprachvergleichung in eine Einseitigkeit, an der dann sie selbst zu leiden haben, und über welche sie mit Recht klagen müssen.

Die Tragödie entwickelt sich noch weiter. Die Sprachvergleichung hatte mit dem Motto begonnen, man müsse den Mut haben zu irren. Solchen Mut verzeiht man den Meistern. Die Schüler, welche dies wußten, konnten und mochten das Privilegium des Irrthums um so weniger beanspruchen, als die Gegner dasselbe nicht einmal den Meistern zugestehen wollten. Erbarmungslos war der echte Philologe Haupt über Jacob Grimm und Ruhn hergefahren. Die Jünger derselben wollten sich wappnen. Nun könnte man zwar den Verdacht hegen, daß nicht sowohl Kritik als Mißtrauen, das Hervorstreichen von allerlei Möglichkeiten, die mit Wahrscheinlichkeit bekleidet werden, dazu Mangel an Fähigkeit, das Gewicht der Gründe gegen einander abzuwägen, endlich die Lust doch auch etwas Eigenes zu finden und nicht bloß das Wort der Meister zu wiederholen, wie diese so oft die Eigenschaften der Epigonen gewesen sind, auch in der neuesten Sprachwissenschaft sich geltend gemacht haben mögen. Indessen muß man es doch den Jung-Grammatikern unserer Zeit zum Lobe nachsagen, daß sie im Bemühen, die sogenannten Ausnahmen von der Regel zu verbannen, die Gesetzmäßigkeit des

Lautwandels festzuhalten, im allgemeinen recht glücklich gewesen sind. Dabei ward aber das Gebäude der indogermanischen Grammatik, wie es von Bopp und Schleicher aufgebaut war, von Grund aus umgestürzt.

Man ist nicht nur sehr vorsichtig geworden; sondern die ganze Betrachtungsweise hat sich geändert: jetzt haftet der ganze Blick nicht zum wenigsten auf den früher übersehenen Sprachen Europas von heute. Ein guter systematischer Kopf hat die neuen Prinzipien schon fixiert (Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte).

Früher glaubte man die indogermanische Ursprache rekonstruieren zu können, und es galt als ein Triumph, daß Schleicher eine Fabel in dieser Ursprache geben konnte. Diese konstruierte man aus Wurzeln, als wäre sie die Schöpfung etwa der zweiten Generation der Menschheit. Man stellte nach dem Muster der Indier die Liste der Wurzeln und der primären Suffixe auf und führte alle Wörter aller indogermanischen Sprachen auf diese Wurzeln zurück. Ja man meinte, die Wurzeln der Wurzeln oder die Vorwurzeln finden zu können. Heute verzichtet man auf dieses etymologische Allwissen und begnügt sich meist mit der Zusammenstellung der fest begründeten Zusammengehörigkeiten, ohne die Wurzeln der Wörter zu suchen. Heute denkt man sich alle indogermanische Sprachen immer nur in einem unausgefüllten historischen Wandel begriffen, ohne diesem eine feste und letzte Grundlage in einer wurzelhaften Ursprache des Stammes zu geben. Was wir als älteste Form des Indogermanismus erschließen können, ist eben auch nur eine Phase im Wandel der Geschichte der Sprachen, der eine ältere voranging. Was wir als älteste indogermanische Rede erkennen, stammt nicht aus einem ursprünglichen Ei, sondern ist die Rede von Individuen, welche Kinder ihrer Eltern sind, die eine ähnliche Redeweise hatten.

Berlin.

H. Steintal.

## Meteorologie.

### Die Wetterkarten.

Es war im Winter 1854 auf 55, vor meinen Fenstern war die Seine gefroren, das Thermometer zeigte bis 25 Grad Celsius, die Pariser warteten sehnsüchtig auf Tauwetter, und es schien nach dem Zug der Wolken und nach dem Steigen des Thermometers wirklich kommen zu wollen. Da verkündete der berühmte Astronom Leverrier, Vorstand des Observatoriums, in der Akademie der Wissenschaften, daß an Tauwetter noch nicht zu denken sei, da ein kalter Nordostwind in Frankreich einbreche und die Kälte aufrecht halten werde. Und so kam es, erst nach einer Woche erschien das ersehnte Tauwetter.

Das war die erste Wetterprophezeiung auf Grund telegraphischer Depeschen. Leverrier hatte ein System telegraphischer Nachrichten aus ganz Frankreich organisiert, welche morgens in Paris auf dem Observatorium Barometerstand, Temperatur und Windrichtung des betreffenden Orts meldeten. Das System breitete sich im Laufe der fünfziger Jahre über den größten Teil von Europa aus, und die Nachrichten wurden auf einer Karte von Europa eingezeichnet und diese Karten publizirt.

Das ist der Ursprung der Wetterkarten. Wenn man die Orte mit gleichem Barometerstand etwa für 760, 750, 740 u. s. w. Millimeter verband, so erhielt man Linien, denen man den Namen Isobaren gab. Verband man die Orte mit gleicher Temperatur, so hatte man Isothermen. Es zeigte sich bald, daß der Gang des Wetters hauptsächlich von dem Luftdruck, nicht von der Temperatur abhing, dem Glauben an die Wettergläser ganz entsprechend. Man legte daher bei den Wetterkarten den Hauptwert auf die Isobaren.

Die deutsche Seewarte z. B. erhält im Laufe des Vormittags jeden Tages eine Reihe telegraphischer Depeschen aus ganz Europa, welche Barometerstand, Temperatur, Himmelsbedeckung, Niederschlag, Windrichtung des betreffenden Orts geben. Es wird in einer Karte von Europa zunächst der Barometerstand eingetragen und die Isobaren gezeichnet durch Verbindung der Orte mit gleichem Barometerstand. Dadurch erhält man eine Reihe krummer Linien, theils geschlossen, theils offen, am Rande der Karte aufhörend. Die Isobaren mit niedrigstem Luftdruck umschließen eine Gegend, der man den Namen „Minimum“ gegeben hat. Es kann ein einziges oder mehrere Minima geben. Die Orte, welche höchsten Barometerstand haben, umfassen eine Gegend, der man den Namen „Maximum“ gegeben hat. Es kann ebenso eines oder mehrere geben.

Wenn man auf einer Isobare noch bei jedem Ort die Windrichtung einzeichnet, indem man durch den betreffenden Ort einen Pfeil zieht, der mit dem Winde fliegt und desto stärker besiedert ist, je stärker der Wind ist, so macht man leicht die Beobachtung, daß der Pfeil von der Richtung der Isobare abweicht und zwar, wenn man in der Richtung des Pfeils sieht, nach links, wenn das Minimum links sich befindet und das Maximum rechts, d. h. wenn von der Isobare aus nach links der Luftdruck abnimmt, nach rechts zunimmt. Buji's-Ballot hat diese Regel aufgestellt. Alle Pfeile der Isobare bilden so einen Wirbel, der die Luft dem Minimum zuführt und vom Maximum wegführt. Da aber die Pfeile stets nahe in der Richtung der Isobare fliegen, so geht diese Luft nicht zur Mitte des Minimums, sondern in einem Wirbel um diese Mitte. Ebenso strömt die Luft vom Maximum weg in einem Wirbel um dessen Mitte. Die dem Minimum zuströmende Luft kann nur nach oben entweichen — der sogenannte aufsteigende Luftstrom, die vom Maximum abfließende muß im Gebiet des Maximums ersetzt werden, es wird also dort Luft von oben aus der Atmosphäre herabkommen — der absteigende Luftstrom. Da Luft, die von oben kommt, kalt und trocken ist, solche, die nach oben geht, sich abkühlt, so daß der in ihr erhaltene Wasserdampf zum Teil sich niederschlägt und der Druck abnimmt, so befördern beide Ströme das Fortbestehen von Minimum und Maximum. Denn das Minimum zeichnet sich durch Feuchtigkeit, das Maximum durch Trockenheit aus.

Wenn man 2 Karten, die für 2 auf einander folgende Tage gelten, vergleicht, so erkennt man leicht, daß die Minima ihren Ort gewechselt haben, die Maxima ebenfalls, doch gewöhnlich in geringerem Maße. Damit ändert sich überall die Windrichtung und damit das Wetter, da der Wind die Temperatur und den Wasserdampf mit sich führt, und die Windrichtung durch die Lage von Minimum

und Maximum bestimmt ist. Diese Änderung von Tag zu Tag genähert zu bestimmen, ist Aufgabe der heutigen Wetterprophezeiung. Es sind eine Reihe von Regeln, die man durch Studium der Wetterkarten und ihrer Änderung mit der Zeit gefunden hat, welche diese Aufgabe lösen hilft.

Eine solche Regel ist, daß ein Minimum sich nach einer Richtung fortbewegt, welche durch die Dichtigkeit der Isobaren bestimmt ist. Man findet auf jeder Wetterkarte leicht eine Stelle, wo die Isobaren am meisten zusammengedrängt sind, wo ihr gegenseitiger Abstand am kleinsten ist, in einer Richtung, nach welcher der Barometerstand am raschesten sich ändert. Nach dieser Richtung findet das Minimum am meisten Widerstand in einer Bewegung, weicht also aus und bewegt sich senkrecht dazu, senkrecht zu einer Linie, auf welcher man am raschesten von einer Isobare zur folgenden gelangt. Dazu kommt die Regel, daß die Minima gegen Osten ziehen, mit Abweichung gegen Norden, seltener nach Süden. Für Europa kommen die Minima vom atlantischen Ozean, wo sie ihre größte Geschwindigkeit haben; wenn sie das Festland erreichen, nimmt ihre Geschwindigkeit etwa auf die Hälfte ab und beträgt noch ungefähr 30 Kilometer in der Stunde, also etwa halb soviel, als die Geschwindigkeit eines gewöhnlichen Schnellzuges beträgt. Im Laufe eines Tages würde somit ein Minimum um eine Strecke etwa gleich der Breite von Deutschland vorrücken. Zum Beispiel ein Minimum, das sich heute im Norden von Schottland befindet, wird morgen nach Osten bis zur Mitte von Norwegen gelangt sein. Selbstverständlich wird noch die Gestaltung der Erdoberfläche einen Einfluß auf jene Geschwindigkeit haben. Die Maxima behaupten sich gewöhnlich längere Zeit an Ort und Stelle, und wenn sie vorrücken, so geschieht es nur langsam, und sie wandern bald nach einer, bald nach der andern Seite.

Es ist hauptsächlich Dr. Beber an der Seewarte in Hamburg, welcher durch Verfolgung einer Reihe von Minima Regeln für ihren Fortschritt festgestellt und bestimmt hat, welchen Einfluß die Art der Bewegung auf die Änderung des Wetters hat. Ein Minimum z. B., das einen Zug nach Nordost hat, ist für das Wetter bei uns günstig, zieht es dagegen von Irland oder England aus mehr nach Süden, über Deutschland nach Süd-Rußland, so steht uns Niederschlag bevor, jedenfalls unbeständiges Wetter.

Bei allen diesen Regeln ist aber wohl zu berücksichtigen, daß sie nur auf die Luftbewegung an der Erdoberfläche gegründet sind. Es wird aber niemand bezweifeln, daß auch die Luftbewegung in der Höhe von Einfluß auf das Wetter ist. Nur besitzen wir kein Mittel, daselbe regelmäßig festzustellen, wie die an der Erdoberfläche. Es giebt keine meteorologischen Stationen in freier Luft und keine Verbindung derselben mit der Erdoberfläche. In einzelnen Fällen nur erfahren wir einiges aus der Höhe. Wenn die Luft unten heiter und wolkenlos ist, kann man Wolken in der Höhe beobachten und ihren Zug bestimmen, oder wenn ein Luftballon in die Höhe steigt, so können in denselben Beobachtungen gemacht und nach unten mitgeteilt werden, aber der Ort, wo der Ballon ist, kann nicht leicht bestimmt werden und ändert sich rasch mit der Luftbewegung. Jedenfalls sind das nur einzelne Versuche, und es ist ein kühner Gedanke, daß

es mit der Zeit gelingen werde, festgehaltene Ballons als meteorologische Stationen in der Höhe, etwa mit registrierenden Apparaten versehen, aufzustellen. Schon die Kosten lassen diesen Gedanken als kaum ausführbar erscheinen. So lange aber von den Zuständen in der Höhe beinahe nichts bekannt ist, bleibt jede Vorhersagung der Änderung des Wetters sehr zweifelhafter Natur. Daß die Luftbewegung in der Höhe von wesentlichem Einfluß auf das Wetter ist, zeigt die Erscheinung der Gewitter, die meistens mit einer Störung in der unteren Luftbewegung verbunden sind, wobei die Regel von Buys-Ballot nicht befolgt wird, also die Richtung der Windrichtung von der oben genannten Regel abweicht, die Luft nicht entgegengesetzt der Richtung des Zeigers einer Uhr um ein Minimum zirkuliert, sondern gleichgerichtet. Sowie eine solche Störung in der Nähe eines Ortes bei sonst heiterem Wetter stattfindet, so darf man auf Gewittererscheinungen rechnen.

Außer den deutschen Wetterkarten erscheinen täglich auch eidgenössische in Zürich, in gleicher Weise gezeichnet wie die deutschen. In Nordamerika werden jeden Tag dreimal, morgens, mittags und abends, Karten ausgegeben, womit natürlich eine viel größere Sicherheit in der Vorhersage möglich ist, da der Zeitraum viel kleiner ist. Dazu gehört aber auch ein viel ausgebildeteres Telegraphensystem zur Übermittlung der Depeschen. Der Wunsch der Seewarte, für meteorologische Nachrichten eigene Drähte zu erhalten, hat bis jetzt bei der deutschen Regierung keine Erfüllung gefunden. Eine Verbesserung der Wetterkarten und eine größere Sicherheit in Vorhersagen des Wetters wird sich also bei uns nur erreichen lassen durch eine möglichst genaue Statistik des Wetters im Vergleich mit den Wetterkarten. Der einzelne, der die Wetterkarte für seine Zwecke benutzen will, hat ihre Angaben nach dem durch die Besonderheit der Lokalität, welche er bewohnt, modifizierten Zustand der Atmosphäre zu korrigieren. Vorerst beruht die Wettervorhersage auf einer ziemlich unvollkommenen Statistik, die mit der Zeit ihrer Erweiterung und Verbesserung entgegensteht.

Stuttgart.

P. Bsch.



## Naturwissenschaftliche Revue.

Natürliche Schöpfungsgeschichte. — Kosmos. — Weitere Ausbildung der Laplace'schen Nebularhypothese. — Encyclopädie der Chemie und Physik. — Grundriß der allgemeinen Chemie. — Das Hungern. — Kulturgeschichtliche Bilder aus der Entwicklung des ärztlichen Standes. — Neueste Arbeiten über den Planeten Merkur. — Meteore und Feuerfugeln. — Vademecum astronomi. — Notation der Venus. — Doppelsterne. — Fixsterngruppen. — Heliotropismus der Tiere. — Plankton. — Der Vogelflug. — Kanarienvogel. — Allerlei sprechendes geädertes Volk. — Das reizleitende Gewebe der Sumpfpflanze. — Das australische Florenelement in Europa. — Wirt und Schmarotzer bei epidemischen Pflanzenkrankheiten. — Zwiebel-Zierpflanzen. — Deutschlands Apfelsorten. — Handbuch der Laubholzkunde. — Die elektrische Beleuchtung und ihre Anwendung in der Praxis. — Geschichte der elektrischen Fernverständigung. — Aunette. Freiin von Droste-Hülshoff als Naturforscherin.

Ü**ber**blicke ich den Inhalt dessen, was unsere heutige Revue zu besprechen hat, so möchte ich wie Faust versucht sein, darin alle Wirkenskraft und Samen zu schauen, wenn nur das böse „mit Worten kramen“ nicht wäre. Da fällt zuerst mein Blick auf Hægel's natürliche

Schöpfungsgeschichte, <sup>1)</sup> ein Buch, dessen Berühmtheit schon der Vermerk des Titelblatts: achte Auflage genügend erkennen läßt und dem es wohl zukommt, das wohlgelungene Brustbild seines Verfassers an der Stirn zu tragen. Niemand hat mehr wie Häckel zur Weiterbildung und Ausbreitung der Darwin'schen Descendenzlehre beigetragen, hat sie in ähnlicher Weise in ein System gebracht, hat mit so unerbittlicher Logik ihre Konsequenzen gezogen, aber niemand hat auch so sehr die Grenzen, deren weise Einhaltung nicht der geringste Ruhm des großen Briten ist, überschritten. Aber so blendend war die Darstellung, in der der Zenaer Professor die neue Lehre vortrug, daß sie sogar Darwin mit fortriß. Nicht immer zum Heil der Lehre, in die namentlich materialistische Anschauungen, die ihr von vornherein fern lagen, hineingetragen wurden, die eine zweifelhafte Bereicherung durch eine Menge neuer Hypothesen erfuhr, welche für weniger Eingeweihte durch das unübertroffene Geschick, mit dem Häckel ihren Inhalt mit höchst passenden Kunstwörtern verpackt, nur zu oft den Schein der Wirklichkeit erhielten. Dagegen wurde von der größten Bedeutung unter seiner Hand die von R. E. von Vähr gefundene Thatsache, daß ein jedes Tier im embryonalen Zustand in kürzester Zeit dieselbe Entwicklung zu durchlaufen habe, die seine Vorektern im Laufe der Jahrtausende durchgemacht haben, sodas, wie er es ausdrückt, die Ontogenie ein Bild der Phylogenie ist, daß aus dieser, welche man beobachten kann, auf jene, bei der dies nicht möglich ist, geschlossen werden kann. Diese neue Erkenntnis machte es möglich, aus Beobachtungen der frühesten Entwicklung eines Einzelwesens auf seine Abstammung zu schließen, die Stammbäume aller Tiergeschlechter und des Menschen aufzustellen. Obwohl nun Häckel diese ausdrücklich nur als erste Versuche, die doch einmal gemacht werden mußten, bezeichnete, so erregten sie doch das meiste Aufsehen und den meisten Anstoß. Namentlich die Herleitung des Menschen von einem anthropoiden Affen wurde mit Unwillen aufgenommen, dabei aber stets die ganz fehlerhafte und von Häckel durchaus nicht aufgestellte Konsequenz gezogen, daß etwa der Gorilla oder Orangutang der Stammvater des Menschen sei, eine Konsequenz, die Häckel vielmehr als vollkommen unmöglich nachweist. Wenn auch sein Drang nach einheitlicher Anschauung ihn, wie bemerkt, dem Materialismus in die Arme trieb, so ist doch die Lektüre seiner natürlichen Schöpfungsgeschichte ebenso anziehend wie lehrreich, vorausgesetzt, daß der Leser im Stande ist, den fehlerhaften Schlüssen, den ungerechtfertigten Folgerungen gegenüber fest zu stehen.

Solche finden sich aber trotz der hohen Meinung, die der Verfasser des epochemachenden Buches von der Philosophie hegt, in großer Zahl. Dieser Wissenschaft kommt es zu, die Resultate aller Wissenschaften zu einem Gesamtbilde zusammenzufassen, und da dies in der Menschenseele geschehen muß, so ist das Studium derselben und ihrer Hilfsmittel zur Erkenntnis der Außenwelt, die Psychologie im weitesten Sinne, der Inhalt der Philosophie. Diese richtige Konsequenz hatte bereits vor Jahren Wailz gezogen und ihr folgend die Psychologie auf naturwissenschaftlicher Grundlage behandelt. Den Grenzen nach weiter, dem Eindringen nach viel weniger tief gehend hat neuerdings Herm. Wolff in einem „Kosmos“ <sup>2)</sup> betitelten Werke dieselbe Aufgabe zu lösen versucht. Die Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode dürfte dabei nur eine scheinbare sein; indem er monistische Prinzipien anwendet und alles, was ist, in einem System darstellt, giebt er von vornherein die notwendige vorurteilslose Freiheit auf. Aus einer Anzahl von Lehrbüchern trägt er ein Bild des Existierenden zusammen, und wie er der menschlichen Anatomie die Psychologie des Individuums folgen läßt, so der Beschreibung des Weltalls, der Erde und ihrer Bewohner eine Völkerpsychologie, eine Psychologie der Tiere, der Pflanzen und der Zelle. Daß dabei manches sehr Willkürliche zum Vorschein kommt, kann nicht überraschen. So ist namentlich gänzlich willkürlich die Zurückführung alles Seins auf „Bionten“, Lebenszentren, die das An-Sein der objektiven Gegenstandswelt darstellen. Ihr Nachleben ist die anorganische, ihr Dämmerungsleben die organische Natur, ihr Tagleben wird durch die Kulturentwicklung hervorgerufen. Wir überlassen dem Leser, der sich an dieses, Wundt ge-

<sup>1)</sup> Berlin, Reimer.

<sup>2)</sup> Leipzig, W. Friedrich.



widmete Werk heranwagt, die Entscheidung, ob er in ihm alle Wirkungskraft und Samen findet, oder ob es ihn mehr wie ein Kramen in Worten annueth.

Aber nicht nur in Worten, auch in mathematischen Formeln kann man kramen, ohne ein für die Naturforschung annehmbares Ergebnis zu erhalten. Dies beweist eine Schrift von Kertz, welche sich „weitere Ausbildung der Laplace'schen Nebelanhypothese“ nennt.<sup>1)</sup> Daß der Verfasser, der nicht Fachmann ist, seine Nußstunden mit der Ausarbeitung dieses Problems anfüllte, rechnen wir ihm zur Ehre an. Darans aber, daß er sich über den bei Fachgelehrten, wie er sagt, üblichen Gebrauch hinwegsetzt, etwas Fertiges zu liefern, und dem Leser annueth, nach dem Studium der Schrift grobe Fehler derselben durch weiteres Studium zweier Nachträge mit einer Menge von Wiederholungen zu verbessern, machen wir ihm einen schweren Vorwurf. Zene Gepflogenheit ist nicht nur Fachgelehrten eigen, die Achtung des Schriftstellers vor dem Leser erfordert sie, und niemand hat das Recht, sich so leicht darüber hinauszusetzen. Wie auf dem eingeschlagenen Wege die Laplace'sche Hypothese weiter ausgebildet werden könne, ist zudem nicht abzusehen. Im Gegensatz zu Kant, welcher einen mit anziehenden Kräften ausgestatteten Urnebel seiner Annahme über die Entstehung der Weltkörper zu Grunde legte und dabei gegen ein zur Zeit der Konzeption seiner Naturgeschichte des Himmels ihm noch nicht bekanntes mechanisches Prinzip verstieß, nahm Laplace eine gegebene rotierende Bewegung dieses Urgebildes an, und spätere Forscher suchten diese Rotation aus dem Zusammenstoß zweier Nebelmassen oder Weltkörper irgend welcher Konstitution zu erklären. Dieselbe Ansicht fährt Kertz als eine neue auf, läßt die bereits vorhandene Sonne mit einem Körper von geringerer Masse zusammenstoßen, diesen letzteren sich erwärmen und verdampfen, während die Sonne nur eine erhöhte Temperatur erhalten soll. Wie er es sich denkt, daß die Sonne bei dieser Katastrophe im übrigen unverfehrt bleiben, ihre Masse von der des Angreifers ungetrennt erhalten soll, ist nicht abzusehen. Ohne genügende Kenntnis der Rotationsverhältnisse der Planeten sucht Kertz mit Hilfe der Verdichtung dieses verdampften Körpers die Entstehung der die Sonne umgebenden Himmelskörper zu erklären, und wenn seine Ergebnisse mit den Thatfachen nicht übereinstimmen, so nimmt er kurzer Hand Unregelmäßigkeiten in der Nebelmasse zu Hilfe. Gänzliche Unkenntnis des geologischen Baues der Erde setzt es ferner voraus, wenn er ihre Gebirge durch später auf sie fallende Massen entstehen läßt, und so dürfte die weitere Ausbildung der Laplace'schen Ansicht eine Verbesserung durch Johann Valhorn zu nennen sein.

Derartige krause Ornamente haben ungeschickte Hände an dem Gebäude, welches die Naturwissenschaft vorsichtig Stein auf Stein liegend aufführt, zu allen Seiten anzuhängen gesucht, sie sind stets abgefallen und haben den stattlichen Bau nicht beeinträchtigt. Teile desselben stromt zunächst zwei weitere Hefte (Encyclopädie<sup>2)</sup>) dar, das eine das Handwörterbuch der Chemie von Nitriten zu Nitroverbindungen weiter führend, das andere die Hydrodynamik im Handbuch der Physik nahezu beendigend. Zenes behandelt unter anderem die zur Herstellung der Zündhütchen benutzten Knallverbindungen, insbesondere das Knallquecksilber, von dem 1 kg genügt, um 40000 bis 58000 dieser kleinen Körperchen zu verfertigen. Dieses beschäftigt sich mit den in der Technik wichtigen Bewegungen der Flüssigkeiten, den Gezeiten, der Wirbelbewegung und der Kapillarität, die von Männern wie Laplace und Gauß mathematisch bearbeitet wurde. Wird dem Leser das Studium derselben die größte Befriedigung gewähren, so wird er solche nicht minder aus Ostwald's „Grundriß der allgemeinen Chemie“ (Schöpfung<sup>3)</sup>) Diese Lehre pflegte bisher in aller Kürze in den hand- und Lehrbüchern der Chemie und Physik abgehandelt zu werden. Die große Menge eigentümlicher Thatfachen, die neuen Entdeckungen hinsichtlich der Elemente ließen dies je länger je weniger als ausreichend erscheinen. So war es ein bedeutungsvoller Fortschritt, als man sie vollständiger zu behandeln begann und Ostwald sie zunächst in einem zweibändigen Lehrbuch, sodann im vorliegenden Grundriß für sich allein darstellte. Über die Atomwelt, die Beziehungen der Chemie zur Wärme, zum

<sup>1)</sup> Leipzig u. Berlin. D. Spamer.

<sup>2)</sup> Breslau, G. Treves.

<sup>3)</sup> Leipzig. W. Engelmann.

Sicht und zur Elektrizität findet der Leser in dem vortrefflichen Buche jede wünschenswerte Aufklärung und kann sich bequem über Probleme orientieren, deren Lösung er früher nur nach mühsamem Suchen in den Originalarbeiten zu finden hoffen durfte.

Auch für die Physiologie scheinen neue Gesichtspunkte aus Versuchen zu ergeben, die, während sie anfangs Schaustellungen waren, später der Wissenschaft nutzbar gemacht wurden. Es sind das die Leistungen der Hungerkünstler. Zuerst stellten an dem 26 jährigen Cetti Berliner Ärzte während eines zehntägigen Fastens wissenschaftliche Beobachtungen an, später der Florentiner Professor Luciani<sup>1)</sup> an dem 40jährigen Succì während einer Nahrungsenthaltung von 30 Tagen. Der erstere hatte bereits zwei je 30tägige Hungerzeiträume in Mailand und Paris hinter sich. Im vergangenen Jahre hielt er ein 30 tages Fasten wieder in Paris und im Frühjahr dieses Jahres ein solches in London ab. Das Hauptergebnis dieser Versuche war, daß beim Hungern alle Gewebeteile, auch die Knochen, Substanzverluste erleiden, während das Nervensystem noch intakt bleibt. Ist das anfänglich Störungen verursachende Hungergefühl überwunden, zu welchem Zweck Succì einen Morphinum oder Chloroform enthaltenden Trank vor Beginn des Hungerns einnimmt, so dient das Nervensystem als Regulator der Ernährung und der Wärme, und erst wenn auch es angegriffen wird und seine Funktionen nachlassen und aufhören, tritt der Hungertod ein.

Nicht allzu häufig ist der Arzt in der Lage derartige Versuche zu machen, die besonders geeignet sind, seine Wissenschaft zu fördern. Die Entwicklung des ärztlichen Standes hat sich dennoch in anderer Weise vollzogen wie die der Vertreter der übrigen Zweige der Naturwissenschaft. Während bei letzteren die Gefahr des Märtyrertums immer nahe liegt, wurde für die ersten das Verfallen in Marktchreierei bedenklich, und namentlich war dies, wie uns Magnus in einer lehrreichen kleinen Schrift, welche den Titel trägt: „Kulturgeschichtliche Bilder aus der Entwicklung des ärztlichen Standes“<sup>2)</sup> mitteilt, bei den Augenärzten der Fall. Im alten Ägypten war die Heilkunde ganz in den Händen der Priester, welche, wenn sie auch nicht selten Träume der Kranken beim Schlafen im Tempel als Richtschnur ihrer Behandlung benutzten, doch immer neue Erfahrungen sammelten und so eine medizinische Wissenschaft schufen. Namentlich waren die ägyptischen Augenärzte berühmt. Auch die griechischen waren noch gewissenhaft, die römischen aber wurden zu Charlatanen, die ihre Patienten oft schrecklich quälten, und im Mittelalter wurde das nicht besser. Erst mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts wurde die Augenheilkunde, namentlich durch die Bemühungen Boerhave's, zur Wissenschaft.

Vergleicht man den Standpunkt der Naturwissenschaft jener früheren Zeiten mit dem jetzigen, so kann man jenen Männern, welche in erfolgreichem Bemühen ihr neue Wege anwiesen, gar nicht dankbar genug sein. Wie die früheren, so hat auch unsere heutige Revue von den Bestrebungen Zeugnis abzulegen, von denen ein Teil hauptsächlich das Ziel verfolgt, unsere Kenntnisse zu erweitern, der andere, dieselben weiteren Kreisen zugänglich und für sie nutzbar zu machen.

Dem letzteren Zwecke dienen drei Veröffentlichungen von Plasmann, welche die neuesten Arbeiten über den Planeten Merkur und ihre Bedeutung für die Wissenschaft<sup>3)</sup>, die Metere und Feuerkugeln mit Anleitung zum Notieren der Meteorbahnen<sup>4)</sup> und als Vademecum astronomi<sup>5)</sup>, Sternkarte nebst Anleitung ihrer Benutzung zum Einzeichnen von Meteorbahnen, Planetenörtern und Kometen bringen. Die treffliche klare Darstellung sowohl wie die zweckmäßige Art der Einrichtung läßt alle drei Schriften einem jeden empfehlen, der sich über den jetzigen Stand jener Fragen unterrichten oder selbst an den astronomischen Forschungen Teil nehmen will.

<sup>1)</sup> Das Hungern, Studien und Experimente am Menschen, deutsch von Fränkel, Hamburg und Leipzig. Leop. Voss.

<sup>2)</sup> Breslau. J. U. Kern's Verlag (Max Müller).

<sup>3)</sup> Freiburg. B. Herder'sche Verlagshandlung.

<sup>4)</sup> Ebenfallselbst.

<sup>5)</sup> Paderborn. Ferd. Schöningh.

Die erste Schrift enthält die Darstellung der Resultate der Merkurbeobachtungen Schiaparelli's und ihrer Folgerungen, daß bei diesem der Sonne nächsten Planeten, wie bei unserem Monde, die Umdrehungs- und Umlaufzeit die nämliche ist. Der italienische Astronom hat seitdem seine Beobachtungen auch auf Venus ausgedehnt und bei diesem dasselbe gefunden.<sup>1)</sup> Auch sie kehrt demnach der Sonne stets dieselbe Seite zu und vollendet in 224.7 Tagen ebensoviel eine Achsendrehung als auch einen Umlauf um die Sonne. Damit dürfte zugleich die Frage nach dem Venusmond endgiltig verneinend entschieden sein, wie die frühere Ansicht der der Erde gleichen Umlaufzeiten jener beiden Planeten. Hinsichtlich der Fixsterne hat das Spektroskop in den Händen von Vogel und Pickering neue Aufklärungen gebracht. Der Leser erinnert sich aus der vorigen Revue, daß jenes Instrument Sterne als Doppelsterne von sehr kurzer Umdrehungszeit hatte erkennen lassen. Dazu sind nun einige andere getreten, namentlich der helle Stern in der Jungfrau, der den Namen der Ähre führt. Acht solcher Sterne sind bereits bekannt, deren Lichtwechsel von einem sie umkreisenden weniger hellen Begleiter herrührt. Um diesen zu beobachten aber müssen die beiden Sterne für den Erdbewohner bei jedem Umlauf vor einander hingehen; da solche Lage nur bei einer verhältnismäßig kleinen Anzahl Sterne der Fall sein wird, so müssen die wirklich vorhandenen Sternsysteme dieser Art viel häufiger sein.<sup>2)</sup> Nach der Beschaffenheit ihres Spektrums hatten Secchi und Vogel die Fixsterne in vier Gruppen geteilt. Die zahlreichen Photographien, die Pickering von den Spektren der Fixsterne genommen hat, haben zunächst eine fünfte Gruppe hinzufügen lassen, bei der auf einem blauen Spektrum die Wasserstofflinien hell auftreten. Sie haben aber auch gezeigt, daß diese fünf Gruppen nicht streng von einander geschieden sind, sondern daß zwischen ihnen eine große Menge von Übergängen bestehen.<sup>3)</sup>

Auf zoologischem Gebiete hatte schon längst der Heliotropismus der Tiere Aufmerksamkeit erregt, den man namentlich bei Insekten und anderen niederen Tieren beobachtet hatte. Je nachdem sich das Tier nach dem Lichte hin bewegt, wie die wachsende Pflanze sich nach dem Lichte hinrichtet, schreibt man ihn positiven Heliotropismus zu, im anderen Fall negativen. Wenn auch der Teil des Tieres, an welchem sich die Mundöffnung befindet, der heliotropisch reizbarer ist, so muß doch das Protoplasma allein schon die Lichtempfindung vermitteln können, denn auch augenlose Tiere, wie die Larven der Schneißfliegen, zeigen Heliotropismus. Bei manchen Tieren, wie bei Nachtschmetterlingen, bei Larven gewisser, im Meere lebender kleiner Krebse ändert sich der Heliotropismus. Bei Tage, wenn die Tiere längere Zeit im Lichte gewohnt haben, ist er negativ, sie fliehen das Licht, bei Nacht, wo das Umgekehrte stattfindet, ist er positiv, sie bewegen sich zum Lichtkreis. Nachtschmetterlinge fliegen deshalb sich oft dadurch vernichtend ins Licht, jene Krebslarven steigen zur Oberfläche des Meeres, in dessen Tiefen sie sich während des Tages borgen, wieder empor.

Sie bilden dann einen Teil der im Meere freischwebenden niederen Organismen, die Hensen in ihrer Gesamtheit das Plankton nennt, zu dessen Untersuchung er, wie bekannt, vor kurzem eine Expedition in den atlantischen Ozean machte. Dabei hat sich herausgestellt, daß seine Menge in den Tropen adhtmal geringer ist wie weiter im Norden. Da in der höheren Temperatur tropischer Meere hierfür kein Grund gesehen werden kann, so muß derselbe in dem Mangel an Nahrung, näher an Stickstoffgehalt jener Gewässer seinen Grund haben, der seinerseits wieder von den viel geringeren Stickstoffverbindungen mitführenden Regenmengen und Flußwässern, welche sie erhalten, herrühren dürfte. Auffallend war die Armut an Plankton im Sargassomeer, jenen Meeressteilen, die mit schwimmenden Tang erfüllt sind.<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Reale Istituto Lombardo Rendiconti 1890. Nach naturw. Rundschau V. S. 417.

<sup>2)</sup> Sitzungber. der Berl. Akademie 1890. S. 401, Monthly Notices of the Royal Astronomical Society L. 296. Nach naturw. Rundschau 1890. S. 546.

<sup>3)</sup> Henry Drapers Memorial IV. Nach Naturw. Rundschau 1890. S. 389.

<sup>4)</sup> Loeb, der Heliotropismus der Tiere x., und Groom und Loeb, der Heliotropismus der Nauplien von *Balanus perforatus* x. Biolog. Zentralblatt nach naturw. Rundschau 1890. S. 305 und 349.

Wie diese Arbeiten hat eine weitere von Parseval's über den Vogelflug<sup>1)</sup> zunächst nur wissenschaftliches Interesse, doch will sie als Vorbereitung einer Maschine angesehen werden, welche, wenn sie wirklich hergestellt würde, von der größten Wichtigkeit werden müßte, der Flugmaschine. Von Parseval konstruiert zunächst auf Grund der den Flug regelnden mechanischen Gesetze den mathematischen Flügel, den er dem Flügel des Vogels nahezu gleich gebildet findet. Die wenig ermittelten Resultate, die früher hinsichtlich des leuchtbaren Luftschiffes Helmholtz erhielt, gestalten sich nach seinen Untersuchungen hoffnungsvoller, wenn man den Luftwiderstand nach den vom Hinge der Vögel entnommenen Daten berechnet, und es ergibt sich, daß etwas mehr wie 5 Pferdestärken nötig sind, um einen Mann mit einer horizontalen Geschwindigkeit von 12 Metern in der Sekunde fortzuschaffen, 8 Pferdestärken, wenn er zugleich sich von der Erde erheben soll. Auch tritt hervor, daß Vögel, wie die Seeflieger, welche auch von heftigem Winde ungefährdet fliegen sollen, lange und schmale Flügel haben müssen, dann aber nur schwer aufsteigen können, während Vögel, die oft niedersitzen und dann sich wieder erheben müssen, breiterer aber kürzerer Flügel bedürfen. Zu der Hoffnung, bald die Aufgabe der Flugmaschine auch praktisch gelöst zu sehen, berechtigt das sehr lehrreiche Buch freilich noch nicht.

In anderer Weise bringen uns zwei Bücher von Ruß der Vogelwelt näher. Das erste behandelt in sechster Auflage den Kanarienvogel,<sup>2)</sup> schildert seine Varietäten, seine Zucht und Pflege. Wir erfahren daraus, daß 4<sup>1)</sup>/<sub>2</sub> bis 6 hunderttausend dieses leicht zu haltenden Haustieres jährlich gezüchtet werden, davon allein 40000 bis 50000 Männchen in St. Andreasberg im Harze. 1882 betrug die Ausfuhr von Männchen aus Deutschland nach New York 120000 Stück, nach Südamerika 105000, nach Australien 56000, nach Südafrika 3000, während 30000 in das europäische Ausland gingen, 12000 in Deutschland blieben. Mit den Sterbeverlusten von 10 Proz. müssen damals also über 300000 Männchen bei uns gezüchtet worden sein. Jedem Vogelbesitzer, namentlich aber jedem Züchter ist das vortreffliche Büchlein dringend anzuzufempfehlen. Das andere Buch von Ruß richtet sich mehr an Liebhaber speziellerer Art. Es behandelt unter dem Titel Allerlei sprechendes gefiedertes Volk<sup>3)</sup> die Raben und Krähen, Elstern, Heber, Blütenvögel, Lauben und Kragenvögel, Staare, Kanarienvögel und Gimpel, die sämtlich sprechen lernen. Auch hier werden die Mittel, wie man diese Tiere halten und erhalten kann, ausführlich behandelt. Beiden Schriften sind lebenswahre Abbildungen nach Zeichnungen von Emil Schmidt beigegeben.

Von den vorliegenden botanischen Arbeiten hat eine von Haberlandt über das reizleitende Gewebeystem der Sumpfpflanze<sup>4)</sup> wissenschaftliches Interesse. Daß die Fortleitung des Reizes, der infolge einer Verwundung oder eines Stoßes etc. ausgeübt wird, und die Blättchen der Pflanze zusammenfallen läßt, auf einer Wasserbewegung beruht, war längst behauptet, aber neuerdings wieder angezweifelt worden. Daß es in der That der Fall ist, weist nun der genannte Botaniker mit Sicherheit nach. Diese Wasserbewegung geht aber nicht in den Zellen des Holzkörpers vor sich, sondern in besonders, sich lang ausdehnenden Schlauchzellen, die verunöge ihres Baues und ihres Inhaltes diesem auf osmotischen Wege eine entsprechend rasche Bewegung gestatten. Dadurch fallen die bis dahin straff gespannten Zellen zusammen und bewirken so das Senken des Blattstieles und das Zusammenklagen der Fiederblättchen. Ebenso ist eine Abhandlung von Ettinghausen's über „das australische Florenlement in Europa“<sup>5)</sup> von vorwiegend theoretischer Wichtigkeit. Die Tertiärflora Europas enthält außer europäischen Pflanzenformen solche, welche mit noch jetzt in Asien, Amerika und Afrika lebenden übereinstimmen. Neuerdings

<sup>1)</sup> Wiesbaden, J. F. Bergmann.

<sup>2)</sup> Magdeburg, Kreuz'sche Verlagshandlung.

<sup>3)</sup> Ebendaselbst.

<sup>4)</sup> Leipz. B. Engelmann. Bei dieser Gelegenheit werde ein Fehler verbessert, der sich in die vorige Revue unbegrifflicher Weise eingeschlichen hat. In den natürlichen Pflanzenfamilien sind die Pilztiere nicht von Popf, sondern von Schröter bearbeitet worden.

<sup>5)</sup> Graz, Leuschner und Kubensky.

hat nun der österreichische Gelehrte auch australische Pflanzen in derselben gefunden, die Saporta irrthümlich für Teile von Palmen ausgeben wollte, darunter Banksia- und Eucalyptusarten. Daraus folgt nun freilich nicht, daß diese Pflanzen nach Europa gewandert sind, was unmöglich gewesen wäre, sondern daß auf der ganzen Erde in jener längst verfloffenen geologischen Epoche die Elemente aller Floren noch zusammen vorhanden waren, von denen an verschiedenen Orten verschiedene später zu Grunde gingen. Zu der That zeigte umgekehrt die Untersuchung tertiärer Pflanzen Neuhollands und Neuseelands solche, die jetzt dort nicht mehr vorkommen, in Europa aber häufig sind.

Zu erster Linie praktisch wichtig ist die Croonian Lektüre, die am 27. Febr. Marshall Ward vor der Royal Society in London hielt und die die Beziehungen zwischen Wirt und Schmarotzer bei epidemischen, durch Pilze hervorgerufenen Pflanzenkrankheiten<sup>1)</sup> zum Gegenstande hatte. Pflanzen, die bei niedriger Temperatur, schwachem Lichte und bedeutendem Feuchtigkeitsgehalte der Luft gewachsen sind, verfallen leicht jenem Übel. Ihre Zellwände sind dann dünner und wasserreicher wie sonst, ihr Zellinhalt weniger im stande, eindringende Pilzteile zu zerstören. Rasse und kalte Sommermonate sind somit dem Auftreten solcher Epidemien günstig, die bei trockenen und warmen nicht um sich greifen können.

Von hervorragend praktischem Nutzen sind die weiteren Bücher botanischen Inhaltes. „Die Zwiebel-Beirpflanzungen und die wichtigsten und beliebtesten Zwiebel- und Knollenpflanzen“ behandelt Prindmeyer, indem er zunächst die bei allen detartigen Gewächsen vorkommenden Verhältnisse, dann die Bedürfnisse der einzelnen Arten, namentlich auch die Erde, die sie nötig haben, bespricht, weiter unter Beifügung eines Kalenders der Blütezeiten, Anweisung zum Zreiben in Töpfen giebt, endlich auf die bei der Zucht der einzelnen Zwiebelgewächse und anderer Knollenpflanzen einzuhaltenden Vorsichtsmaßregeln eingeht. Er setzt dadurch den Liebhaber in den Stand, sich vor mancherlei Verlusten und getäuschten Hoffnungen zu schützen. Viel schöner ausgestattet sind Engelbrechts „Apfelsorten Deutschlands“<sup>2)</sup> und Dippels „Handbuch der Laubholzkunde.“<sup>3)</sup> Der erstgenannte Vorsitzende des deutschen pomologischen Vereins beschreibt unter Zufügung eines Mittelschnittes der Frucht in Holzstich nicht weniger als 688 Apfelsorten, die im Gebiete dieses Vereins gebaut werden, so daß sie mit Sicherheit bestimmt werden können. Ein Hinweis auf ihren Wert als Tafel- oder Haushaltungsobst und die Mitteilung desjenigen, der die genannte Sorte geliefert hat, machen das Buch besonders brauchbar. Es enthält die im Vereinsgebiete verbreiteten wirklich geschätzten Apfel; da aber dieselben sich oft nur für eine bestimmte Gegend eignen, so darf ihre Aufnahme durchaus nicht ohne weiteres auch als eine Empfehlung angesehen werden. Bei der großen Zahl ausländischer Sträucher und Bäume, die man in Parks findet, wird in dem Besizer derselben oft genug der Wunsch lebendig, erfahren zu können, mit was für Gewächsen er es zu thun hat. Da ihm hierbei die gewöhnlichen Bücher über Botanik völlig im Stiche lassen, so ist eine Laubholzkunde, die dieses Bedürfnis befriedigt, ein überaus nützlich Werk. Eine solche giebt Dippels Buch, dessen vorliegender erster Teil die wenigen Monokotylen, welche in Betracht kommen, und die Dikotylen mit verwachsenen Blumenblättern behandelt. Eine Menge vortrefflicher Holzschnitte erleichtern die Bestimmung der Pflanzen, die immerhalb der einzelnen Sippen in gewohnter Weise geschehen kann. Da das Buch auch die Pflanzen beschreibt, die nur in den milderen Gegenden Deutschlands durch den Winter gebracht werden können, sie aber durch kleineren Druck kennzeichnen, so giebt es auf alle Fragen, die in Betracht kommen, zuverlässige Auskunft.

Der eigentlichen Technik gehört Urbanitzky's elektrische Beleuchtung und ihre Anwendung in der Praxis,<sup>4)</sup> die in zweiter Auflage als 95. Band der chemisch-technischen Bibliothek erschienen ist und den gegenwärtigen Stand dieses Zweiges der Elektrotechnik unter Anführung der

<sup>1)</sup> Proceedings of the Roy. Soc. XLVII. S. 213. Nach Naturw. Rundschau V. S. 358.

<sup>2)</sup> Ilmenau und Leipzig Aug. Schröder.

<sup>3)</sup> Braunschweig Vieweg u. Sohn.

<sup>4)</sup> Berlin, Paul Parey.

<sup>5)</sup> Wien, Pest und Leipzig. A. Hartleben.

neuesten Konstruktionen in dem für die genannte Sammlung geeigneten Umfang darstellt, und Eifersüß gemeinschaftliche Geschichte der elektrischen Fernverbindung<sup>1)</sup> an. Lassen die der letzteren Schrift beigelegten Erläuterungen elektrischer Erscheinungen auch in der Sache keine Unklarheit bestehen, so wird die Gemeinlichkeit doch sehr beeinträchtigt durch die willkürliche Verdeutschung der meisten vorkommenden Kunstausdrücke, und die Beküßere der irgendwie Neues nicht enthaltenden Schrift wird dadurch zu einer wenig erfreulichen Beschäftigung.

Schließlich haben wir noch einer kleinen Arbeit zu gedenken, in der Landois „Annette, Frein von Troste-Hülshoff als Naturforscherin“<sup>2)</sup> zu schildern glaubt, indem er aus ihren Schriften die Stellen zusammenstellt, in denen naturgeschichtliche Gegenstände vorkommen. Selbst wenn wir dem lokalen Patriotismus die weitgehendsten Zugeständnisse zu machen bereit sind, so vermögen wir doch weder einzusehen, welchen Nutzen eine solche Arbeit, die an den Werken vieler anderer Dichter vielleicht mit noch besserem Erfolge anzustellen wäre, gewähren soll, noch wie es möglich ist, die liebenswürdige Dichterin auf Grund dieser Schilderungen und ihrer manchmal hinkenden Gleichnisse, die lediglich Freude an der Natur verraten, zur Naturforscherin zu stempeln.



## Litterarische Berichte.

### Das Heidentum in der römischen Kirche.

Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Südtaliens, von Th. Trede. Zweiter Teil. Gotha 1890. Verlag von Friedrich Andreas Perthes.

Die im vorliegenden Buche gegebene Fortsetzung des interessanten Werkes von Trede zeigt unseres Erachtens dieselben Vorzüge und Fehler, welche wir schon an dem ersten Bande hervorgehoben haben. Unter den ersteren ist auch hier wieder die wahrhaft lebensvolle und anschauliche Darstellung nicht bloß des süditalienischen Kirchentums, was ja die Hauptsache sein soll, sondern auch die reizvolle Schilderung von Land und Leuten zu betonen, um so mehr, da solche Beschreibungen sonst oft an Eintönigkeit und Trockenheit leiden. Der hierdurch dem Werke verliehene Wert wird noch durch den Eindruck der entschiedensten Glaubwürdigkeit erhöht, da der nach vielen Richtungen hin hochgebildete Verfasser mehrere Jahre ununterbrochen der Beobachtung der von ihm geschilderten Verhältnisse gewidmet hat. Ueber die Berechtigung der auch diesem zweiten Teile zugrunde liegenden Tendenz, nämlich einer scharfen Polemik gegen die katholische Kirche und besonders gegen ihr Oberhaupt, läßt sich nun allerdings von den verschiedenen Standpunkten aus streiten; der Protestant wird mit vollem Recht einseitig sein über die haarsträubenden Verzerrungen des Christentums, wie sie uns in jedem Kapitel

vorgeführt werden, und diese Darstellung vielleicht als eine willkommene Waffe in dem leider wieder heftig entbrannten konfessionellen Hader begrüßen. Als Protestanten halten wir es auch für geboten, daß solche, wahrhaft entsetzliche Zustände bekannt gemacht werden, um uns und vielleicht auch manchem unbefangenen Katholiken die Augen zu öffnen. Trotzdem aber können wir den schon beim ersten Bande erhobenen Vorwurf auch hier nicht unterdrücken, daß der Verfasser sich von konfessionellem Eifer nicht frei erhalten hat, einem Eifer, der ihn ausschließlich Schattenseiten hat erblicken lassen. Sollte sein so aufmerksam und verständig beobachtendes Auge denn wirklich nirgends und niemals in Südtalien und Sizilien neben den grauenvollen Erscheinungen bei Priestern und Laien auch wahrhafte Frömmigkeit und entschiedene Segnungen der Kirche bemerkt oder sollte er in der That stets und überall nur kraßes, unverlässliches Heidentum, sinnlose und frevelhafte Gebräuche, absoluten Mangel an edlem Christentum gefunden haben? Und wenn er, wie wir bestimmt annehmen, doch zuweilen besseres gesehen hat, warum lesen wir denn auf keiner einzigen Seite eine solche Ausnahme, warum nirgends ein Wort auch der bescheidensten Anerkennung, was doch bei der fortwährenden Schilderung jener Greuel gerade wohlthuend berühren würde? Und finden wir nun wirklich leichte Spuren einer blinden konfessionellen Eingenommenheit, die

<sup>1)</sup> Leipzig. Gust. Fock.

<sup>2)</sup> Paderborn, F. Schöningh.

wir dem Verfasser vorwerfen müssen? Wir glauben allerdings, solche bemerkt zu haben. Im zweiten Kapitel vermischen wir entschieden den Nachweis wirklicher vorkommender Schlangenerehrung, denn wir lesen uer, daß ein Heiliger als Beschützer gegen Schlangenbiß angerufen wird; ebenso fraglich ist die Auffassung, daß die vielfach an Statuen angebrachten kleinen Figuren nicht Engel, sondern heidnische Liebesgötter seien. Die Engelerehrung aber (Kap. 3) müßte ebenso, wenn der Verfasser sie verwirft, der evangelischen Kirche zum Vorwand gemacht werden, die dafür, wie die katholische auf Tobias, so auf Daniel und das neue Testament sich beruft. Abergläubische Vorstellungen ferner wie der böse Blick u. a. sind leider auch den Bekennern unserer Kirche nicht fremd, und der berüchtigte Spuk von Resau läßt sich beinahe mit süditalienischem Aberglauben vergleichen. Der Verfasser scheint uns vor allem zwei wichtige Momente gar nicht berücksichtigt zu haben: erstens bringt es das dem althellenischen und dem altitalienischen Volksthum fast identische Naturell des Süditaliens ohne weiteres mit sich, daß sich seine Eigentümlichkeit auch auf religiöse Gebiet überträgt, so daß wir hierfür die Kirche ebenso wenig verantwortlich machen dürfen, als zweitens dafür, daß sich im sonstigen Italien ebenso wie im eisigen Norden und bei uns (und zwar auch bei evangelischen Völkern) heidnische Gebräuche und Anschauungen erhalten haben. Wir brauchen nur auf die vielen allgermanisch-heidnischen Sitten, die sich auch in unser sächsisches und Volksleben hineingekrallt haben (neben dem Christbaum z. B. die Heinkelmannchen, Zweige u. s. w., die man als harmlos poetisch wertet, niemals aber als entsehlisches Heidentum der deutschen Kirche verurteilt hat), oder beispielsweise auch darauf hinzuweisen, daß noch heut die nordrussischen christlichen Schiffer vor dem Auslaufen ihrer Schiffe im Frühjahr heidnische Opfer vollziehen. Sollten diese Gesichtspunkte nicht geeignet sein, manche harte Auflage gegen die Kirche und deren Leiter abzumildern, und sollte nicht vielmehr waucher unlegbare Unfug, z. B. der Kärm der Prozessionen, das Lotto, vor allem der schauerhafte Menschenhandel, mehr auf Rechnung einer gar zu inbegriffenen staatlichen Behörde zu setzen sein? Wir wollen als Protestanten nicht lau und gleichgültig gegen die Mißbräuche der katholischen Kirche, ob in unserem Lande oder anderswo, die Augen verschließen und die Mißbilligung unterdrücken, aber auch nicht in den von uns mit Recht so scharf getadelten Fehler der Schwesterkirche, in den Fanatismus, verfallen, und diese Mahnung glauben wir dem Leser des sonst an Vorzügen so reichen, hochinteressanten Werkes unbedingt zurufen zu müssen.

C. S.

**Problems of Greater Britain.** By The Right Hon. Sir Charles Wentworth Dilke. 2 Vols. London 1890. Macmillan & Co.

Charles Dilke, der frühere Minister im Kabinett Gladstone, ist als Schriftsteller kein Neuling. Noch vor zwei Jahren erregte er durch seine Schrift „The British Army“ berechtigtes Aufsehen. Er wies darin nach, daß Großbritannien für den Krieg wenig gerüstet sei, da Heer und Flotte vieles zu wünschen übrig ließen. Diese Gedanken hat er des weiteren begründet und ausgeführt in dem vorliegenden Werke. Er beschreibt zunächst die sozialen und politischen Verhältnisse der einzelnen Kolonien. Bekanntlich werden die letzteren nicht nach einem einheitlichen System regiert. Während die Länder mit vornehmlich weißer Bevölkerung sich Vorrechte erziehen, die fast einer gänzlichen Unabhängigkeit gleichkommen, geschieht die Verwaltung der sogenannten „Kronkolonien“ direkt vom Mutterlande aus. Zu den ersteren gehören Kanada, das Kapland und Australien. Kanada hat sich durch den Bund der verschiedenen Staaten, durch die von der Regierung begünstigte Einwanderung und durch den Bau der neuen Eisenbahn, welche den atlantischen Ozean mit dem Stillen Ozean verbindet, in den letzten Jahren sehr gehoben. Die (namentlich in Kanada) zahlreiche französisch-englische Bevölkerung, deren Sprache und Religion geschützt wird, ist durchaus loyal. — Schwieriger liegen die Dinge in Süd-Afrika. Die Interessen der verschiedenen Völker begegnen sich hier. Der „Afrikaner Bund“, welcher sich hauptsächlich aus unzufriedenen Voers zusammensetzt und dessen Ziel die Gründung eines südafrikanischen unabhängigen Staatenbundes ist, gewinnt mit jedem Tage an Ausdehnung und Bedeutung. — Am blühendsten von allen britischen Besitzungen ist Australien. Handel und Industrie sind sehr gewachsen. Mit dem steigenden Wohlstande hat sich aber auch das Selbstgefühl seiner Bewohner sehr gehoben. Die im Februar d. J. stattgefundene Versammlung der verschiedenen Staaten, welche die Gründung eines australischen Bundes im Prinzip beschloß, dürfte als der erste Schritt der gänzlichen Losrennung vom Mutterlande angesehen werden. — Unter den Kronkolonien nimmt Vorder-Indien bei weitem die wichtigste Stellung ein. Seit der großen Rebellion, wo das Privileg der Ostindischen Kompanie aufgehört, hat die britische Regierung viel zur sittlichen und materiellen Hebung des Landes beigetragen. Das wird auch von fremden Christlichen (Baron von Hüner, Leroy-Beaulieu) durchaus anerkannt. Dennoch ist ihre Herrschaft nicht beliebt. Dilke sieht den Hauptgrund dafür in dem zurückhaltenden Charakter der Engländer. Die Gefahr, welche Indien von Rußland droht, erscheint ihm sehr groß. Genügende Befestigungen, Verstärkung der Truppen und ein gutes

Blindnis (China), sind das sicherste Mittel, diese Gefahr zu verringern. — Zum Schluß bespricht der englische Verfasser das Verhältnis der Staaten zum Mutterland und die Verteidigung der gesamten Besitzungen. Er weist auf die großen Schwierigkeiten hin, welche England im Falle eines Krieges erwachsen würden. Abgesehen von dem moralischen Eindruck würde Englands Niederlage auch den verderblichsten Einfluß auf Handel und Industrie ausüben. Die Hälfte der Lebensmittel wird von auswärts eingeführt, und die Rohmaterialien (Baumwolle) können nicht entbehrt werden, ohne die Existenz von vielen Tausenden britischen Unterthanen zu vernichten. Nur eine bedeutende Verstärkung der Kriegs- und Seemacht, sowie ein festes Zusammenhalten des Mutterlandes mit den Kolonien könne einen wirksamen Schutz gewähren. — Das Werk ist in vornehmer Weise ausgestattet. Wegen seines reichen Inhalts, in dem auch deutsche Verhältnisse vielfach berührt werden, verdient es wohl einen tüchtigen Uebersetzer zu finden.

A.

**Lehrbuch der Geschichte** für die oberen Klassen höherer Lehranstalten von Dr. Hermann Jänike, Direktor des Gymnasiums zu Kreuzburg O. S. II. Teil (Rensum der Unter- und Oberprima): Vom Untergange des weströmischen Reiches bis zur Aufrihtung des neuen deutschen Reiches. Mit einer Geschichtstabelle und zwei Stammtafeln. Breslau 1890. Verlag von Eduard Trewendt.

Dieses Buch bildet die Fortsetzung und den letzten Teil des geschichtlichen Lehrbuches für obere Klassen desselben Verfassers. Was Jänike's Lehrbüchern vor vielen anderen einen allgemein anerkannten Vorzug verleiht, ist die Berücksichtigung der Kulturverhältnisse. In dem vorliegenden Bande hat nun auch, was sehr selbstverständlich erscheint, und doch so selten geschehen ist, die Verfassung des deutschen Reiches ihren Platz gefunden. Der gebotene Lehrstoff hält jenes Maß inne, wie es sich der bewährte Geschichtslehrer der Prima aus seinen Erfahrungen heraus als Ziel gesetzt hat. Die Gliederung des Stoffes ist höchst übersichtlich, die Darstellung klar und so kurz, daß dem Vortrage des Lehrers und der Wiedergabe des Schülers der nötige Spielraum bleibt. Mit Recht befolgt der Verfasser den Grundsatz, dem Lehrer für seine eigentümliche Auffassung die nötige Freiheit zu gewähren, ein Grundsatz, der sich bei der

Behandlung der religiösen und kirchlichen Momente als ausgesprochenes Bestreben nach Unparteilichkeit, nach rein sachlicher Darstellung kennzeichnet. Von einem Verzeichnisse der Quellen, das in der Geschichte des Altertums eine willkommene Zugabe ist, hat diesmal der Verfasser Abstand genommen, und er wird damit Befall finden, jedenfalls solange die Zeit für den Geschichtsunterricht in der Prima viel zu knapp bemessen ist, als daß an eine organische Verbindung der Quellenlektüre mit dem Unterricht zu denken wäre. So wird denn der 2. Teil von Jänike's Lehrbuch der Geschichte die gleiche freundige Aufnahme finden, die den bisher erschienenen Büchern desselben Verfassers in verdienter Weise zuteil geworden ist. — F.

**Karl Graf zu Wied**, königlich preussischer Generalleutnant. Ein Lebensbild zur Geschichte der Kriege von 1734—1763 nach den hinterlassenen Papieren des Verewigten und anderen ungedruckten Quellen von Fr. von der Wengen. Gotha 1890. Verlag von Friedrich Andreas Perthes.

In Kampf und Not erprobt, hatte Karl Graf zu Wied, der 1710 geboren, erst in preussischen, seit 1739 in österreichischen, von 1742 an aber wieder in preussischen Diensten gestanden, durch seine Aufrichtigkeit und Pflichttreue Friedrich des Großen Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Ganz besonders entfaltete er in den letzten, durch fortgesetzt wachsende Schwierigkeiten mühevollen Jahren des siebenjährigen Krieges sein hervorragendes Talent unter den Augen des Königs, der ihm laut Handschreiben, datiert Breslau, den 3. April 1758, bereits „eine convaincante marque“ seiner Zufriedenheit durch die Ernennung zum Generalleutnant gegeben hatte. An den Tagen von Siegnitz, Hohengiersdorf, Torgau und Lentmannsdorf hat Graf Wied, wie ihm der König selbst bezugte, einen entscheidenden Anteil und er erscheint verdiensterwahn nach dem auf Grund vielfacher bisher noch unbenutzter Quellen von Fr. von der Wengen's bewährter Feder gezeichneten Lebensbilde als einer der verdientesten Paladine des großen Königs. Mit Recht ist gesagt worden, daß die Arbeit des Verfassers vorliegenden Wertes um so dankenswerter ist, da „hier das Augenmerk eines bei dem großen Substanz unverdienter Vergessenheit anheimgeworbenen, bei den Fachschriftstellern in unerdienten Mißredit getateten Generals in einer vortrefflichen Lebensbeschreibung erneuert wird.“

L.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.



Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Im November wird vollständig:

# Handbuch der Physik

unter Mitwirkung von

Prof. Dr. F. AUERBACH-Jena, Prof. Dr. F. BRAUN-Tübingen, Dr. S. CZAPSKI-Jena, Prof. Dr. K. EXNER-Wien, Prof. Dr. W. FEUSSNER-Marburg, Dr. L. GRÄTZ-München, Prof. Dr. H. KAYSER-Hannover, Prof. Dr. F. MELDE-Marburg, Prof. Dr. A. OBERBECK-Greifswald, Prof. Dr. J. PERNET-Zürich, Prof. Dr. FR. STENGER-Dresden, Dr. K. WAITZ-Tübingen

herausgegeben

von

**Dr. A. Winkelmann**

ord. Prof. an der Universität Jena.

I. Band. Geheftet 24 Mk. Eleg. gebunden 26.40 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

## Neue Heilmittel für Nerven

von

**J. N. von Hufbaum**

Dr. der Medizin und General-Stabs-Arzt à. l. s., Prof. an der Univ. München.

Preis 60 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

## Winterlektüre.

**Franzos, K. E., Judith Trachtenberg.** Geb. (Neu). 6 Mk. 40 Pf.

— — **Präsident.** 2. Aufl. Geb. 7 Mk. 20 Pf.

**Gottschall, K. von, Im Banne des schwarzen Adlers.**  
4. Aufl. Geb. 5 Mk.

**Habicht, L., Der Stadtschreiber von Liegnitz.** 2. Aufl. Geb.  
4 Mk. 50 Pf.

**Holtei, K. von, Christian Lammfell.** 4. Aufl. Geb. 7 Mk. 50 Pf.

— — **Die Vagabunden.** 7. Aufl. Geb. 5 Mk.

**Mügge, Ch., Afraja.** Ein nordischer Roman. 3. Aufl. Geb. 4 Mk.

— — **Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.**

## „Bromwasser von Dr. A. Erlenneyer“

bringt die **beruhigende** und zugleich **stärkende** Wirkung der Bromsalze auf das erkrankte Nervensystem in gesteigerter Weise zur Geltung und vermeidet gleichzeitig ihre Nachteile. Wirksam gegen **Nervosität, Schlaflosigkeit, nervösen Kopfschmerz, nervöses Herzklopfen, Verstimmung mit Mangellichkeit** etc. Nur unter ärztlicher Leitung zu gebrauchen. Vorrätig in größeren Apotheken. Man verlange ausdrücklich: „Bromwasser von Dr. A. Erlenneyer“. Jede Originalflasche trägt auf der Etiquette den Namenszug „Dr. Erlenneyer“ in Blaudruck.

Bendorf (Rhein). Mineralwasserhandlung von Dr. Carbach & Sp.

Eduard Trewendt in Breslau.

### Die Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland.

Von

Dr. Georg Adler.

Gehftet. Preis 9 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eduard Trewendt in Breslau.

### Sprachsünden.

Eine Blütenlese aus der modernen  
deutschen Erzählungs-Litteratur  
von

Theodor von Sosnosky.

Gehftet. Preis 1 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch  
alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Die Zukunft des Deutschen Gymnasiums.

Von

Heinrich von Treitschke.

Preis gehftet: M 1,20.

### Mappe für die Kunsthefte

der

### Deutschen Revue

höchst elegant in Schwarz- und Golddruck, mit Lederrücken, für mehr als 12 Hefte Raum gewährend, ist zum Preise von 12 Mark durch jede Sortimentsbuchhandlung wie auch von der Verlagsbuchhandlung direkt zu beziehen.

Breslau.

### Geschmackvolle Einbanddecken

zur

### Deutschen Revue

herausgegeben von

Richard Fleischer

liefert zum Preise von 1 Mark jede Buchbdlg. 3 Tertheile bilden stets einen Band.

Eduard Trewendt, Verlagsbuchhandlung.



DEC 27 19

# Deutsche Revue

über das  
gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben  
von

**Richard Fleischer.**

1890. Dezember.

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte und  
halbjährlich ein Kunstheft.

Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau

Berlin

Expedition: Tauenzienstraße 60. Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.



# Inhalts-Verzeichniss.

Dezember 1890.

	Seite
I. Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. XIX. . . . .	257
II. Jenny Zink: Die Liebe ist das höchste Gebot. Novelle . . . . .	270
III. Die französische Revolution und ihre Bedeutung für den modernen Staat. III. . . . .	292
IV. Julius Kollmann: Makrobiotik und Alkohol . . . . .	311
V. Moritz Carriere: Vier Fragen an Ludwig Büchner . . . . .	322
VI. Janetta Herzogin von Rutland: Victoria regina et imperatrix. I. . . . .	329
VII. Die Anfänge der bulgarischen Nationalkirche . . . . .	336
VIII. Karl Theodor Gaedert: Ungebrachte Briefe von und an Karl Ludwig von Knebel. II. . . . .	349
IX. Berichte aus allen Wissenschaften: . . . . .	361
1. Kriegsgeschichte. Freiherr von Dilsfurth: York und die preussischen Säger.	
2. Nautik. A. Graff: Köln ein Seehafen.	
3. Musikgeschichte. Richard Robert: Papst Gregor und die Musik.	
X. Litterarische Berichte . . . . .	376
XI. Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes . . . . .	380

---

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.  
Übersetzungsrecht vorbehalten.

---

## Zur Beachtung!

Im Dezember erscheint die Kunstbeigabe zum 2. Halbjahr 1890 der Deutschen Revue. Dieselbe enthält ein photographisches Kunstblatt „In der Loge“ von Konrad Kiesel. Da das Kaiserliche Postzeitungsamt dieses im größten Format erscheinende Heft nicht befördert, so ist die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung gern bereit, dasselbe den geehrten Postabonnenten gegen Einfindung des Post-Abonnementsscheines sowie der Portogebühr von 50 Pf. kostenfrei zuzustellen.

Breslau, Ende November 1890.

**Eduard Trewendt.**

---

Diesem Hefte sind zwei Beilagen von A. G. Liebeskind und Friedrich Brandstetter in Leipzig eingefügt, welche hiermit gefälliger Beachtung empfohlen werden.

## Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

## XIX.

**D**ie Haltung Österreichs war seit Anfang Februar schon so ablehnend, ja feindselig gegen alle preußischen Wünsche geworden, daß der König sich veranlaßt sah, einen großen Kronrat zu berufen, welcher in eine umfassende Erwägung der Gesamtlage einzutreten und die nächsten Schritte in Überlegung zu ziehen hatte. Diese Konseilsitzung fand bekanntlich am 28. Februar statt. In derselben wurde zwar ein Entschluß zum Kriege noch nicht gefaßt, auch keinerlei Rüstungsmaßregeln angeordnet — aber es zeigte sich, daß der König und fast alle seine Ratgeber prinzipiell darin einverstanden waren: die deutsche Bundesreformfrage wie auch die schleswig-holsteinische müsse, nötigenfalls durch Krieg mit Österreich, alsbald entschieden werden; nur der Kronprinz und Minister Bodelschwingh sollen widersprochen und vor dem „Bruderkriege“ gewarnt haben (siehe auch Sybel IV., S. 280 ff.).

Roon schrieb darüber einige Tage später (7. März) an Moritz von Blandenburg:

... „Die, wie Du schreibst, unter den wilden Pommern cursirenden Gerüchte über das Conseil am 28. v. M. sind natürlich nur von dem üblen Willen gegen Bismarck erfunden. Wenn einer der Anwesenden, seinen Amtseid aus den Augen sehend, darüber geschwätzt hätte, so hätte er zugleich unverschämte Lügen müssen, wenn er Bismarck's Ueberstimmung behauptet hätte. Ich kann Dir natürlich nichts Näheres mittheilen, das aber glaube ich aussprechen zu dürfen, daß in dem Conseil die allervollständigste Einmüthigkeit der Ansichten und der Ziele zu Tage getreten; keine Spur eines Gegensatzes.“

Wir sind sehr einig, aber „Wir“ sind nicht immer zu schnellen Entschlüssen und Handlungen geneigt. Dieser Gegensatz, wenn es einer ist, hat indeß bei dem beregten Conseil auch nicht die kleinste Rolle gespielt. Eure Gerüchte sind eitel Wind . . .“ —

Die militärischen Vorbereitungen Österreichs, welche bald nach jener Konseilsitzung begannen, zwangen dann einige Wochen später zu Gegenmaßregeln; aber nur zögernd und sehr allmählich wurden die Beschlüsse dazu gefaßt.

Am 21. März erst schrieb der König an Roon:

. . . „Ich werde Sie heute um  $\frac{1}{2}$  1 Uhr bei mir erwarten, um über Rüstungs-Maasregeln zu bestimmen, wie Ihnen Bismarck gesagt haben wird“ — und ordnete gleichzeitig an, daß auch die Generale von Alvensleben und von Tresckow sich zur angegebenen Stunde einfinden möchten.

Diese Vorbereitungen führten nun auch zu weiteren Resultaten und eingehenden Beratungen; in Folge derselben schreibt u. a. General von Tresckow (der an die Stelle Manteuffel's als vortragender General-Adjutant und Chef des Militärkabinet's getreten war) am 25. März an Roon:

„Ew. Excellenz sind vielleicht auch damit einverstanden, daß es sich empfehlen möchte, den Generalleutnant von Moltke — in seiner Eigenschaft als zukünftigen Chef des Generalstabes des Armees-Ober-Commandos — schon jetzt öfters zu den Besprechungen bei Sr. Majestät dem Könige heranzuziehen, wenn es sich um Dinge handelt, die in das Ressort des Generalstabs-Chefs gehören. Ew. E. haben vielleicht die Gewogenheit mir kurz hierunter mitzutheilen, ob sich morgen schon Gelegenheit zu einer derartigen Heranziehung des Generals von Moltke bieten möchte, und ob Ew. E. überhaupt damit einverstanden, event. ob die Befehle Sr. Majestät des Königs einzuholen sind . . .“

Ich glaube, die jetzige Situation fordert gebieterisch, daß mit den Vorarbeiten zur Aufstellung von Armeen begonnen werde . . . eine Mobilmachung könnte uns alle überraschen . . .“

Entscheidende Befehle waren aber auch jetzt noch nicht von Allerhöchster Stelle zu erlangen. Gegenströmungen mancher Art machten sich geltend und verursachten wohl noch häufige Reibungen und Aufschübe. Wenig erfreut darüber schrieb Roon z. B. am 26. März (an Blandenburg):

. . . „Auch hier steht's nicht gut. Unser Freund Otto B. in herkulischer Tag- und Nacht-Arbeit nervös abgenutzt, in seinem grandiosen Bedürfnis nach Erstattung verbrauchter Kräfte voll rücksichtsloser Ansprüche an seine Verdauungsorgane, hat jetzt mit der Rebellion seines bis dahin treuesten und gehorsamsten Unterthanen, seines Magens, zu kämpfen. Er litt vorgestern an so heftigen Magenkrämpfen und war gestern in Folge dessen so außerordentlich herabgestimmt, so reizbar und verärgert — angeblich um Kleinigkeiten — daß ich auch heute noch nicht ohne Besorgnis bin, da ich weiß, was auf dem Spiele steht und daß er gerade jetzt alle Kräfte seiner Seele, ungestört von körperlichen Einflüssen, dringend bedarf. Vollständige Geistesfreiheit und ein schlechter Magen und gereizte Nerven sind schwer zu vereinigen. Inzwischen geht bis jetzt alles gut; d. h. König und Ministerium sind einig; B.'s krankhafte Ungeduld und Bodelschw.'s bürokratische Distanz und Bedenkllichkeiten halten gleichwohl nicht alle Mißtöne fern. — Die Oesterreicher sind an unseren Grenzen in fieberhafter militärischer Thätigkeit, und wir haben noch keinen Finger gerührt. Damit ist aber doch eine große Verantwortlichkeit verbunden, und ich frage mich oft, wie lange diese Ruhe ohne Schaden wird fortgesetzt werden können. Sind aber einmal die Rüstungen im Gange, so wird dem Ausholen entweder das Loschlagen oder —

was schlimmer — das Ausgelachtwerden folgen, falls der gewetzte Degen resultatlos wieder eingesteckt wird . . .

Auf die von Dir angeregte Arbeiterfrage kann ich mich heute nicht einlassen, da ich gleich zum Könige muß . . . Wann kommst du her? Wärest Du jetzt hier, so wäre es mir um Bismarck's und seiner Frau willen, sehr lieb! . . .“

Blandenburg antwortete u. a.: . . . „die österreichischen Rüstungen bestärken mich in der Meinung, daß sie nun so weit sind, daß sie — wie ein wahnsinniger Spieler — Alles auf eine Karte setzen. Wenn wir rüsten — müssen wir auch schlagen — oder ganz Schleswig-Holstein einstecken . . . . Daß Otto nervös, wundert mich nicht, ist mir aber schmerzlich; kommen kann ich nicht, da es hier sehr krauß aussieht . . .“

Der am 27. März stattfindende Kronrat beschloß dann die ersten Rüstungsmaßregeln und partielle Reserve-Einziehungen. Bismarck schrieb mit Bezug darauf (am 28. März) an Roon: „Es ist sehr zu wünschen, daß der König noch morgen seine definitiven Befehle giebt. Donnerstag (Gründonnerstag fiel auf den 30. März — d. S.) wird er nicht in der Stimmung für dergleichen sein. Sie seh'n ihn morgen . . . können Sie nicht einrichten, daß er uns beide nachher zum Vortrag befiehlt? Ich gehe nicht aus vorher.“ —

Die Befehle wurden in der That am 29. März unterzeichnet; wie schwer sie dem friedliebenden Sinne des Königs geworden, zeigt sein noch am selben Nachmittage an Roon gerichtetes Billet: „Ich hatte Ostern ganz vergessen; wäre es noch möglich, den Abgang der Ordre's bis Sonnabend zu verschieben? Fragen Sie Bismarck deßhalb und schreiben Sie dann Antwort. W.

Die Ereignisse der nächsten Tage waren auch nicht geeignet, dem Könige den so gewaltigen Entschluß zum Kriege zu erleichtern. Am 5. April schrieb er (an Bismarck): „Sehr unangenehm bin ich berührt durch die Bayerische Schwankung, die, wenn auch nur Württemberg hinzutritt, fast 100 000 M. mehr gegen uns, alliiert mit Osterreich, entgegenstellen werden, d. h. wir müssen nun auch das 7. Corps gegen Süden disponible haben, wodurch also unsere, durch Moltke berechnete gleiche Stärke in Böhmen, wenn das 7. u. 8. Corps mit herangezogen würde, um 60 000 Mann vermindert wird, welche wir jenen 100 000 Mann im Süden nur entgegenstellen können. Sie wollen dies gleich an Moltke und Roon mittheilen. Ihre Sprache gegen Hannover ist völlig correct — wie aber wird die Antwort sein? sie kann uns wiederum 10 000 M. kosten!

(gez.) Wilhelm.

Die militärischen Ratgeber andererseits hätten wohl gewünscht, daß das Tempo bei den Rüstungsmaßregeln etwas beschleunigt worden wäre — von ihrem nur auf die prompte Lösung der kriegerischen Aufgaben gerichteten Standpunkte aus gewiß mit vollem Rechte. Der König aber wurde — das ist bekannt — auch von sehr abweichenden Ratschlägen und Einflüssen bestürzt; auch war es ihm nicht verborgen, daß dieser mit Osterreich und halb Deutschland zu führende

Krieg im Lande — und zwar eigentlich bei allen Parteien — keineswegs populär war. Da konnte es nicht wunder nehmen, wenn er sich immer wieder davor scheute, den Bruch definitiv zu vollziehen — und auch über den Ausgang des Kampfes und die beiderseitigen Streitkräfte noch häufig schwere Bedenken hegte.

Solche ihm mitgeteilte Bedenken faßte u. a. General von Moltke ins Auge, als er (am 5. April) eigenhändig an Roon schrieb:

„Ew. Excellence erwidere ich bei Rückgabe der Anlage ergebenst, daß mein Bericht an Se. Majestät über den Stand der Nachrichten x. vom 3. d. M. wörtlich derselbe ist, wie der auch Ihnen zugegangene.

Daß die Östreicher — wenn man ihnen Zeit dazu läßt — nahezu ebensoviel Truppen wie wir versammeln können, ist nichts Neues, ich habe es in allen früheren Conferenzen ausgesprochen.

Es kommt aber nicht auf die absolute Zahl der Truppenstärke, sondern wesentlich auf die Zeit an, in welcher sie auf beiden Seiten zur Geltung gebracht werden können. Und gerade in dieser Hinsicht bezweckte die Zusammenstellung am Schlusse meines Berichtes den evidenten Vortheil klar und sichtlich zu machen, in welchem wir uns während voller 3 Wochen befinden, wenn wir die Initiative ergreifen oder doch wenigstens nicht später als Östreich mobilisiren . .

Es kann Niemand's Absicht sein, den König zu einem Krieg wie dieser zu überreden, sondern ihn durch richtige und klare Darlegung der wirklichen Sachlage die eigene Beschlußfassung zu erleichtern.

Diese Sachlage wird nun, wenn Bayern zu Östreich hält, nicht unwesentlich verändert, nicht durch die bayerische Armee, sondern durch die event. Benutzung der bayerischen Bahn Regensburg-Prag für östreichische Truppen-Transporte, welche dadurch um volle 15 Tage abgekürzt werden. Ich behalte mir eine demnächstige Mittheilung hierüber vor.

v. Moltke.

Roon hat am Rande dieses Schreibens notirt: „5/4. zustimmend und den Grund meines Verlangens erklärend beantwortet.“ — —

Auf ein Schreiben Roon's an Manteuffel (vom 2. April), in welchem u. a. auch die damalige gespannte Situation und die Schwierigkeiten zum Entschlusse zu kommen, erörtert wurden, antwortete M. am 4. April (aus Schloß Gottorf) u. a.: „Ließe mein Gedächtniß nicht so schrecklich nach, so würde ich statt Ew. Excellenz Gleichniß über Ihre und Bismarck's Stellung lieber Schiller citiren. Nun weiß ich die Worte nicht mehr ganz richtig und bin ich bei meinen geographischen Kenntnissen selbst in Gefahr, mich in der Himmelsgegend zu irren, ich citire doch frisch darauf los: „Steuere nuthiger Segler, immer, immer nach West, dort muß die Küste sich zeigen, liegt sie doch klar und deutlich vor deinem Verstand . . .“ — das rufe ich Ihnen und rufe ich Bismarck zu. Nur tüchtig los gesteuert! Alles graziöse Intriguiere wird übersteuert! . . . —“

Die damalige Haltung der vaterländischen Presse war bekanntlich auch nicht gerade geeignet, die Situation zu erleichtern. Man erinnere sich, daß die Fortschrittspartei auch damals die Parole ausgegeben hatte: „Diesem Ministerium



keinen Groschen“ — und dem entsprach auch die Rücksichtslosigkeit und Unvorsichtigkeit, mit welcher liberale Zeitungen die Schritte der Regierung und alle militärischen Maßnahmen erörterten. General von Treschow beklagte sich in mehreren Zuschriften bitter darüber und bat Roon wiederholt dringend, ein Einschreiten dagegen zu veranlassen. . . „die Zeitungen bringen täglich alle mögliche Details über die Armirung der Festungen, über die Organisation unserer Artillerie und über allerhand Dinge, die interessant für unsere Gegner sind. In Oestreich darf nichts gedruckt werden, was auf die Armee z. z. Bezug hat. Wir wissen deshalb auch nicht, wie es jenseit der Grenze aussieht, während man in Oestreich ganz genau unterrichtet ist. Außerdem erhalten die Behauptungen, daß wir fortwährend rüsteten, durch die Mittheilungen unserer eigenen Blätter stets eine neue Unterlage.

. . . (15. April). Gw. Exc. erwähnen eines Briefes des Kaisers Franz Joseph an Se. Majestät. Ich habe nichts davon gehört und möchte die Wahrheit dieses Gerüchtes auch in Zweifel ziehen. Zu gestrigen Vortrage kam die Situation mehrere Male zur Sprache, doch habe ich nichts vernommen, was darauf hindeuten könnte . . . .

In der Boffischen Zeitung vom 14. April steht ein langer detaillirter Aufsatz über die voraussichtliche Stärke unserer Kriegsbataillone, über die Jahrgänge der Reservisten z. und Landwehrleute und die Verteilung derselben zu den Linien- und Landwehrbataillonen. Demnächst eine Übersicht über die jetzige Organisation unserer Artillerie, bis auf die neueste Formation der reitenden Batterien für den Fall der Mobilmachung. Es sind dies höchst interessante Mittheilungen für das Ausland, jedenfalls aber schädlich für uns.“ — —

Roon that, was ihm möglich, um eine größere Enthaltfamkeit der Presse herbeizuführen, anderseits war er aber auch zu gerecht, um die gelegentlichen patriotischen Leistungen auch der gegnerischen Presse zu verkennen. So schrieb er (am 25. April) dem Könige:

„Gw. K. Majestät haben vielleicht einen Augenblick der Muße, um einen Blick auf den Leitartikel der heutigen National-Zeitung zu werfen, den ich um deswillen für interessant halte, als daraus hervorgeht, wie die demokratische Partei allmählig Preussisches Ehr- und National-Gefühl wieder zu gewinnen scheint — —“ Der König bemerkte am Rande: „Scheint ganz erfenlich. Oestreichs große Rüstungen scheinen mir sehr ernst von uns angesehen werden zu müssen.“ — Über die Lage im allgemeinen schrieb Roon am selbigen Tage (an Blandenburg) . . . „Außerdem will ich Dir zu Deiner Beruhigung mittheilen, daß ich seit Montag wieder an des Königs Zuversicht glaube, seitdem ich Veranlassung zu der allerschärfsten und schneidigsten Aussprache gegeben, über Das, was Wir wollen, und Das, was Wir entschieden nicht wollen. Otto (Bismarck) ist darüber fast gesund geworden, hat wenigstens zwei Nächte hintereinander gut und viel geschlafen, und man kann wieder hoffen, daß es bald wieder gut mit ihm gehen werde, besonders wenn er das nächtliche Arbeiten aufgeben wollte. Wir sind heute hier in einiger Spannung, ob Kaiser Franz Josef heute, wie

er angeboten, die Abrüstung befehlen wird oder nicht. Bis jetzt fehlt noch jede offizielle Nachricht über die Aufnahme unserer Depesche vom 21. d. Uebrigens liegt es auf der Hand, daß wir einem solchen Befehl gegenüber sehr auf der Hut zu sein haben; ich hoffe daher, daß wir die Pferde nicht verkaufen werden, die wir doch in einigen Monaten wieder kaufen müßten, wenn nicht Alles täuscht; die Leute können wir jeden Tag wieder haben . . .

Die Verhältnisse im Lande scheinen einem Umschlage entgegen zu gehen; ich glaube an eine Modification der alten Partheibildungen. Mag's kommen, wie es will; ich Sorge dafür, daß die Armee womöglich immer besser und schneidiger wird, denn der Moment ist nicht fern, wo es mit Schillers Reiterlied heißen wird:

„Auf des Degens Schneide die Welt nun liegt;  
Drum wohl wer den Degen jetzt führt,  
Und bleibt Ihr nur wacker zusammengefügt,  
Ihr haltet die Welt und regieret.“

Das ist meine politische Aufgabe, daß die Armee wacker zusammengefügt bleibt; das Uebrige mag der Dreihärlige besorgen, den Gott in Gnaden gefunden und gedeihen lassen möge! . . .“

Mit seiner Antwort sandte Blanckenburg (zu Noons Geburtstag) „ein Zimmerhäuser Federvieh“ als Gratulant. Ich denke mir, daß Du in dem kommenden Lebensjahre ganz besonders gute Nerven u. Muskeln gebrauchen wirst. Kampflustig war der schwarze Bursche sein Leben lang allermeist, und roth und röthler wurde sein Zornkaum, wenn man ihm österreichische Melodien vorpfeiff . . .

Deine Nachrichten haben mich sehr erfreut, besonders auch was unsere großen und größten Sorgenkinder anlangt! Energie im Reden ist schon gut . . . möge die That nicht ausbleiben! . . .

Ueber die ganze deutsche Politik kann man abweichender Meinung sein (ich nicht); aber wenn man auch nur so weit eingeweicht ist — wie ich — kann ein Preuße nicht mehr rückwärts rathen. Es nimmt ja auch den Anschein, als wenn man dies an maassgebender Stelle erkennt. Hat man den italienischen Doldr aus der Scheide fahren machen, so kann man nicht zurück, auch wenn er etwas frühzeitig zufährt; m. E. sind die Brücken rückwärts abgebrochen. Ohne Schwertschlag kann es nicht abgehen, es sei denn, daß Fr. S. ganz aus seiner lotbringisch-habsburgischen Hülle herausspränge und Alles bewilligt, was wir mindestens gebrauchen.

Ich habe wahrlich keine Ursache, als Privatmann und Grundbesitzer . . . den Krieg zu wünschen; ja ich weiß, daß Ihr in Berlin die Leistungsfähigkeit der großen Grundbesitzer weit, weit überschätzen möget — ich weiß daß hier zu Lande  $\frac{2}{3}$  keinen Krieg pekuniär ertragen können — deffenungeachtet bin ich dafür und möchte meinerseits es nicht mit verschulden, daß die vielleicht in einem halben Jahrhundert nie äußerlich so günstig gebotene Gelegenheit vorübergeht, daß Preußen seinem wahren deutschen Rufe folgt und seine deutsche Pflicht erfüllt . . .“

Daß freilich abgesehen von der liberalen Opposition auch viele Konservative — innerhalb und außerhalb der Regierung — der letzteren damals nicht zustimmten,

— ist bekannt. Minister von Bobelschwingh's Bedenken gegen den Krieg waren seit dem Ministerrat vom 28. Februar noch immer mehr gewachsen; anknüpfend an die Anfang Mai beabsichtigte Vermehrung der Pferde-Ankäufe ersuchte er u. a. (in einem Schreiben vom 2. Mai) Roon ganz direkt, diese Maßregel rückgängig zu machen resp. diesen Wunsch dem Könige vorzutragen, „weil mir sehr daran liegen muß, daß E. Majestät in dieser ersten Zeit über meinen Wunsch nicht in Zweifel kommen, der unverändert auf Erhaltung des Friedens und deßhalb auf Vermeidung alles Provocirenden gerichtet ist<sup>1)</sup>. . .“ Noch viel dringender und feierlicher lauten die Abmahnungen eines andern hervorragenden Konservativen, des Präsidenten Ludwig von Gerlach. Dieser schrieb an Roon in denselben Tagen: „Gestern nicht persönlich mich vorstellen zu können, habe ich sehr bedauert. Im Vertrauen auf die Güte und Nachsicht, welche Sie mir so oft bewiesen, würde ich Sie, bei allem was mir heilig ist, — was Ihnen und mir heilig ist, will ich sagen —, würde ich Sie beschworen haben, das ganze Gewicht Ihres ehrenhaften Charakters und Ihrer hohen Stellung einzulegen, um diesen „unheilvollen“ Krieg, wie unser Kronprinz ihn vor einigen Tagen genannt hat, von uns abzuwenden. Auch den Sieg vorausgesetzt steht die Herrüttung des Vaterlandes, des preussischen und des deutschen, in Aussicht. Die Herrschaft des Auslandes — des Bonaparte und des italienischen Revolutionswesens — und, was das aller schlimmste, die Befleckung des Gewissens des greisen Königs und des gesammten Landes sind Erfolge, die in nächster Nähe drohen. Schon bahnt sich im Innern das Eindringen derjenigen Elemente in die Regierung an, welche Ew. Excellenz und Graf Bismarck drei Jahre lang, mit Hilfe aller Ihrer treuen Verehrer — zu denen auch ich mich zählen darf — so tapfer und erfolgreich bekämpft haben. Hören Sie ruhig und freundlich die Warnung des 71jährigen Greises an, der auf Erden nichts mehr sucht, und der Ew. Excellenz von Herzen alles irdische und ewige Heil erbittet. . .“ Roon bei seinen Anschauungen war von der Unrichtigkeit dieser Ratschläge überzeugt, so wohlgemeint sie auch waren; aber was man auch von ihnen denken mochte: in der damaligen Situation kamen sie jedenfalls viel zu spät; die Haltung Oesterreichs hatte inzwischen alle Zweifel und alle Unentschlossenheit beendet, welche bisher dem Konflikte der Meinungen entsprungen waren, und man befand sich nunmehr auch auf preussischer Seite inmitten der eifrigsten Vorbereitungen zu einer sehr energischen Kriegsführung; man wollte, man konnte aber auch nicht mehr zurück.

Manche Einzelheiten über die in jenen Wochen kurz vor dem Kriege stattgehabten politischen und militärischen Erwägungen sind auch neben den ausführlichen offiziellen Darstellungen bemerkenswert, sie mögen also hier noch Platz finden.

<sup>1)</sup> Bobelschwingh erbat bekanntlich bald darauf seine Entlassung und wurde durch Herrn v. d. Seydt ersetzt.

## Der König an Roon (eigenhändig.)

Berlin, 3. 5. 66.

Oesterreich wird also nicht abrüsten! Mutius <sup>1)</sup> meldet daß 12000 M. zwischen Troppau und Jägerndorf bestimmt stehen. Wäre nicht zu morgen das Conseil angefeßt, so würde ich sofort den Transport der Waffen und Effecten aus den Zeughäusern von Ratibor, Gleiwitz nach Cosel anordnen, und von Hirschberg, Zauer, Löwenberg, Görlich, Liegnitz nach Glogau; Schweidnitz, Münsterberg nach Glatz; — aber es wäre möglich daß morgen beschlossen würde, sogar diese Landwehren einzuziehen und in diese Festungen gleich zu werfen. Also muß man es noch beschlafen!

W.

Mitternacht.

. . .

## General Frh. von Manteuffel an Roon.

Schloß Gottorf, 7. Mai 66.

Herzlichen Dank für Ihr Telegramm und Ihr Schreiben betreffs der Heranziehung der Lauenburger Dragoner-Escadrons. Ich habe in Folge des letzteren den bereits gegebenen Befehl sofort zurückgenommen. Aber ich hätte das Regiment gern hier zusammengehabt und ausgenutzt, ehe es in seine Ordre de bataille zurückträte. Es ist doch von politischer Wichtigkeit, daß Holstein von den Oestreichern geräumt wird, und wir uns Holstein's und der Ressourcen Hamburgs mit einem Schlage bemächtigen, wenn's losgeht. Ich glaube, bis das geschieht, muß ich meine Truppen behalten, und bis dahin ist jede Ablösung aufzuschieben. Jemehr Truppen ich dann habe, je schneller werden die Oestreicher getragen. Ist diese Oestreichische Brigade (Kalik) vernichtet, so ist der moralische Eindruck hier im Lande, und ich glaube überall so, daß ich dann von Hamburg aus anstatt zwei — drei Infanterie-Regimenter abgeben will und mit 1 Inf.-Regiment und den Ersatztruppen und was man für die Befestigungen bestimmt, die Herzogthümer in Ordnung halten, auch gegen Dänemark, denn dann habe ich die ganze Bevölkerung. Die schnelle Besitzergreifung von Holstein reagirt außerdem auf Dänemark, weil es dort den Respekt gegen die Preussischen Waffen wieder lebendig macht bei dem Pöbel, von dem sonst nach meinen Nachrichten zu befürchten ist, daß er das Ministerium stürzt und zum Kriege treibt. Kurz, meine Ansicht ist, daß wenn's losgeht, die hiesige Flanke der operirenden Armee gesichert sein muß durch ein so entscheidendes Vorgehen, daß es moralischen Effect macht und daß noch Zeit ist, die hier dann wegzunehmenden Truppen zur rechten Stunde auf dem entscheidenden Schlachtfelde zu haben . . . Aber das sind Sentiments, die ich Gv. Excellenz vortrage . . . Oestreich-Augustenburg hat verbreitet, Preußen könne Oestreich und Deutschland — dies sei gegen Preußen — nicht widerstehen, und es müsse Schleswig nächstens räumen. Das ist Unsinn, aber die Leute glauben es, man mag machen, was man will. Wird jetzt nur ein Truppen-

<sup>1)</sup> Damals Kommandirender General in Schlesien.

Körper zurückgezogen, so erhält das Gerücht neue Nahrung und schwächt unsere Anhänger, die gerade jetzt den Mut bekommen, hervorzutreten . . . . . —

. . .

### General von Tresckow an Roon.

Berlin 13. 5. 66.

Er. Exc. übersende ich anliegend ganz gehorfsamst den Entwurf zu einer Ordre, welche den übrigen Ordres in Bezug auf die Armee in der Lausitz zu Grunde zu legen sein möchte.

Zunächst kommt es auf den Namen an, denn dieser muß in den Ordre's erwähnt werden. Das Bedenken in Bezug auf den Namen „Armee in der Lausitz“ kann ich nicht theilen. Es erscheint mir aber auch ebenso unbedenklich den Namen: I. Armee zu wählen . . .

Vielleicht erbitten Er. E. morgen einen Vortrag bei Sr. Majestät . . . —

Obiges wurde (wie Roon am Rande notiert hat) durch Besprechung am 14. Mai erledigt. —

. . .

### Der König an Roon.

Berlin 17. 5. 66.

Aus der Anlage werden Sie ersehen, wie bedroht die Rheinprovinz durch die Süd-Deutschen ist. Bismarck ist daher sehr erschreckt, daß heute beschloffen ist, dieselbe ganz Preis zu geben, minus der 8000 Mann unter General Beyer, die natürlich gegen 30000 M. nichts vermögen. Theilen Sie dies Alles an General Moltke mit und wenn Sie Beide mich sprechen wollen, so bin ich morgen von  $\frac{1}{2}$  12 Uhr an zu Haus.

W.

. . .

### General von Moltke an Roon.

Berlin 18. 5. 66.

. . ich halte es ebenfalls für nützlich, daß eine Besprechung der Sachlage mit den Armee-Befehlshabern, unter Zuziehung der Generalstabs-Chefs und Oberquartiermeister, stattfinde.

Die Ziele und Absichten können allerdings nur sehr im Allgemeinen angegeben werden, so lange der Entschluß zur Initiative nicht gefaßt ist, und unsere Maasnahmen wesentlich von den Entschließungen des Gegners bedingt werden. Doch können die Hauptgesichtspunkte gestellt werden, was um so wünschenswerther ist, jemehr den Befehlshabern nachmals in der Ausführung freie Hand zu lassen sein wird. Sobald die Generale v. Voigts-Rheß u. v. Blumenthal angekommen sind, könnte die Besprechung stattfinden. —

. . .

## Contre-Admiral Zachmann an Roon.

Kiel, 15. Mai 66.

Euer Excellenz beehre ich mich auf das hochgeehrte vertrauliche Schreiben vom 12. d. ganz gehorsamst zu erwidern, daß das Geschwader, bis auf den Arminius, bereit zum Auslaufen ist . . . .

Einem besonderen Befehl, das Geschwader in die Nordsee zu dirigiren, würde ich noch ganz gehorsamst entgegensehen.

. . . . Aus guter Quelle erfahre ich, daß die Dänen in Jütland Truppen zusammenziehen. Ferner hat gestern der französische Consul dem General Gablentz einen Besuch gemacht, um demselben im Auftrage des Kaiser Napoleon mitzutheilen, „daß zwischen dem Kaiser und dem Grafen Bismarck keinerlei Verständigung existire, und der Kaiser durchaus keine gewaltthätige Politik billige.“

Für den Wortlaut dieser Mittheilung kann ich bürgen; die Absicht einer derartigen Aeußerung werden Ew. E. richtiger beurtheilen, als ich es vermag. Es ist mir aber bekannt, daß der französische Consul hier schon mehrere Male dem General Gablentz, angeblich im Auftrage des Kaiser Napoleon, Mittheilungen gemacht hat.

. . .

(Am 20. Mai theilte Gen. von Tresckow einen Befehl des Königs mit, Roon folle mit Graf Bismarck und Gen. Moltke — vielleicht auch unter Heranziehung des Gen. von Voigts-Rheß — besprechen, welche bestimmte Instruktion in Bezug auf die damalige Bundesfestung Mainz für den General von Herwarth festzusetzen sei).

## General von Moltke an Roon.

Berlin 21. 5. 66.

Das beifolgende Telegramm läßt schließen, daß die Brigade Kalif über Hannover-Kassel und Frankfurt abzieht.<sup>1)</sup>

Es ist nicht anzunehmen, daß sie sofort in Mainz einrückt, nachdem die Aufrechthaltung der Parität der Besatzung eben am Bunde allseitig betont worden ist. Aber die oestreichische Brigade steht im Darmstädtischen Aut Gerau einen Marsch von Mainz mit Genehmigung der Darmstädtischen Regierung.

Das gleiche Verhältniß würde hergestellt wenn die Abtheilung des General Beyer etwa nach Höchst oder Bibrich rückt, aber wir werden die Einwilligung der Nassan'schen Regierung nicht haben — die Abtheilung müßte nach der Gegend westlich Bingen verlegt werden, wenn wir nicht formell den Bundesfrieden sogleich brechen wollen.

Das wirkliche Einrücken der Brigade Kalif, der Nassauer, Darmstädter event. Bayern in Mainz kann an demselben Tage erfolgen, wo der Bundestag (als östreichisches Organ) den Beschluß faßt. Allerdings werden wir davon rechtzeitig Kenntniß erlangen. Wir haben dann die Alternative:

<sup>1)</sup> Ehatfächlich hat die österr. Brigade Kalif das Herzogtum Holstein erst vom 7. Juni an (gänzlich am 11. Juni) geräumt.

entweder den General Röder<sup>1)</sup> in Behauptung seiner Stellung zu unterstützen, oder

die preussische Besatzung aus der Festung herauszuziehen.

Im ersten Fall ist das gewaltsame Einrücken unsrerseits nicht der Krieg allein gegen Oestreich, sondern auch gegen den Bund. — Der Erfolg des Unternehmens ist zweifelhaft. — Im Fall des Gelingens wird die ganze Abtheilung des General Beyer für die ausschließliche Behauptung dieses Platzes absorbiert.

Im andern Fall bleibt die durch das Regiment Nr. 53 verstärkte Abtheilung zum Schutze der Rheinprovinz verfügbar. Das aggressive Verfahren gegen uns ist in der öffentlichen Meinung documentirt. Aber wir beginnen damit, eine berechnete Stellung aufzugeben. Das kann nur aufgewogen werden, wenn wir, sobald unsere Streitkräfte versammelt sind, den Krieg erklären, um in Sachsen und Böhmen größere Erfolge zu erreichen.

Die Frage ist eben so sehr eine politische wie militärische, und ich stelle Ev. Excellenz ganz ergebenst anheim, ob darüber nicht mit dem Herrn Ministerpräsidenten Rücksprache zu nehmen sein wird.

Meiner unvorgreiflichen Meinung nach könnte diesem Dilemma vorgebeugt werden, wenn wir Hannover verbieten, die Oestr. Brigade durchzulassen.

Die Oestreicher können heute noch über Berlin fahren, aber durch Hannover haben sie meines Wissens keine Etappenlinie. Will Hannover die Neutralität, so kann es unser Begehren nicht abweisen; verweigert es dasselbe, so ist es besser eine solche halbe Neutralität nicht anzuerkennen. Noch steht unsere 13. Division in Minden und General Manteuffel mit 10,000 Mann bereit. Die Hannoverische Angelegenheit kann in 3 Wochen für immer abgemacht sein, ohne daß wir uns Oestreich gegenüber wesentlich schwächen.“ —

Bekanntlich wurde das vorstehend erwähnte Dilemma in Betreff von Mainz Anfang Juni zunächst dadurch gelöst, daß (in Folge Bundesbeschlusses) sowohl die österreichischen wie die preussischen Truppen die Bundesplätze Mainz, Kastatt und Frankfurt räumten und daselbst durch Truppen anderer Kontingente ersetzt wurden. Die betreffenden preussischen Truppen wurden (unter General von Beyer) in und bei Weklar versammelt. —

Die Konzentration der nach und nach mobil gemachten preussischen Armeen und Armeekorps an der Grenze hatte im Mai teilweise begonnen und war schon am 5. und 6. Juni im wesentlichen vollendet; der Kriegs-Zustand aber wurde erst durch den bekannten gegen Preußen gerichteten Bundesbeschluß vom 14. Juni herbeigeführt — und nun, nachdem auch der letzte Schimmer von Hoffnung auf Erhaltung des Friedens geschwunden war, entschied sich der König auch erst dafür, den Krieg offensiv zu führen und die Feinde im eigenen Lande aufzusuchen. Während die österreichischen Armeen trotz der früher begonnenen Rüstungen sich unfähig sahen, dies zu verhindern, weil sie noch nicht operationsfähig waren, hatte die preussische Kriegsverwaltung dafür gesorgt, daß die sämtlichen Feld-

<sup>1)</sup> Damals Kommandant von Mainz.

Armeen (rund 330 000 M.) nicht nur in ihren Aufstellungen sich befanden, sondern dort schon seit 10 Tagen in jeder Hinsicht zur Lösung jeglicher Aufgabe bereit waren. Den Gegnern in und außer Landes aber begann es nun zu dämmern, daß die Armee-Reorganisation, welcher die Schnelligkeit dieser Mobilmachung und die innere Lichtigkeit der aufgebotenen Streitkräfte in erster Linie zu danken war — sehr mit Unrecht seit Jahren beanstandet und geschmäht worden war. — Am 15. und 16. Juni begannen die Operationen. —

#### Minister Graf Bismarck an Roon.

Berlin 16. Juni 1866.

Falkenstein telegraphirt Sr. Majestät, daß er in Stadthagen, morgen in Stemmen, übermorgen in Hannover ist. Er marschirt also morgen durch das Schaumburger Gebiet von Kurheffen, mit dem wir im Kriege sind. Falkenstein sollte daher auf der Durchreise Ablieferung der Staatskassen befehlen, jede Bestellung von Mannschaften und jede Steuerzahlung bei namhaften, den Gemeinden solidarisch aufzulegenden Geldstrafen, durch öffentliche Kundmachung verbieten. Den Schaumburgern wird das nicht unlieb sein.

. . .

#### Roon an Bismarck.

Berlin 17. 6. 66.

Ist von Dessau keine Rückäußerung auf die Aufforderung von 14. d. M. erfolgt? Im Begriff deshalb an General Stockmar zu schreiben, fällt mir ein, daß es vielleicht unnötig wäre.

Was haben Sie von Larisch erlangt? Ist es wahr das Gerücht, daß die Altenburger fort sind? ich kann es nicht glauben.

Jetzt gelangen unsere Telegramme nach dem Westen nur bis Braunschweig. Von morgen ab, hoffe ich, wird sich diese Art von Obstruction vermindern. Bitte um Antwort wegen des Eingangs." —

Bismarck gab die Antwort am Rande; von Dessau war keine Antwort gekommen, Schreiben an Stockmar wäre gut; von Larisch habe er nichts erlangt (schwache Nerven, kein Glaube, daß wir siegen); die Altenburger Truppen würden (wie Larisch sagte) wohl durch Baiern abziehen; „ist denn Manteuffel in Harburg durch irgend welchen Militair-Befehl festgenagelt?“ (fügte Bismarck noch hinzu). „Ich hoffte, er würde fliegen!“ —

Wie man aus diesen Proben sieht, ließ die Energie der Kriegführung vom ersten Augenblicke an nichts zu wünschen — an keiner Stelle! —

Roon empfing in jenen Tagen auch einen ausführlichen Bericht des Admiral Zachmann. Dieser machte seine Vorschläge über die Verwendung der See-Streitkräfte und die dazu zweckmäßigen Dispositionen. Im wesentlichen sind dieselben, nach erhaltener Allerhöchster Genehmigung, in der von Zachmann beantragten Weise zur Ausführung gelangt. Von einer Kooperation mit der ita-



lienischen Marine hatte unter den obwaltenden Umständen und bei der Schwäche der jungen Flotte gänzlich abstrahirt werden müssen — zumal diese, mit Rücksicht auf die zweifelhaft bleibende Haltung Dänemarks, im Norden nicht entbehrt werden konnte.

Bei der Eroberung von Stade und Emden, sowie bei der Besitznahme der hannoverschen Küstenbatterien und der friesischen Inseln waren bekanntlich mehrere Kriegsschiffe und Kanonenboote, und zwar schon vom 16. Juni an, beteiligt. —

Roon persönlich betreffend ist aus jenen Wochen noch erwähnenswert seine (am 8. Juni erfolgte) Beförderung zum General der Infanterie, die ihm durch eine gnädige Allerhöchste Kabinetts-Ordre mitgeteilt wurde; und ferner eine infolge von Meinungsverschiedenheiten entstandene Differenz mit seinem königlichen Herrn. Die letztere soll um deswillen nicht verschwiegen werden, weil die Art, wie sie durch den König beigelegt worden ist, neben der Wertschätzung, die dadurch für Roon bekundet ward, vor allem einen neuen, sehr rührenden Beweis bringt von der unvergleichlichen Herzensgüte und edlen Gerechtigkeit des erhabenen Monarchen, dessen große Seele allezeit von Unfehlbarkeit wie von Willkür gleich weit entfernt war. In einer am 19. Juni stattfindenden Konferenz kam — nach Roon's darüber gemachten Notizen — die künftige Verwendung der in der Formation begriffenen 4. Bataillone zur Sprache. Die Erörterung war lebhaft, und der König wies den bezüglichlichen Vorschlag Roon's mit ungeduldigen Äußerungen zurück, durch welche dieser so verletzt wurde, daß er sich weiterer Ratschläge enthielt und gleich nachher an Bismarck die Mitteilung machte: „Ich fordere noch heute meine Verabschiedung als Minister; ich lasse mich nicht so . . . behandeln.“

Auf der Stelle antwortete ihm Bismarck: „Thun Sie nichts Rasches, mein Herzensfreund in übler Lage! Der König ist im Begriff Ihnen zu schreiben. Er hat sich, wie es scheint geärgert, weil Sie houbirten oder so schienen.

Ihr

v. B.

Während Roon democh sein Gesuch schrieb (in welchem er um eine andere, „wenn auch untergeordnete Verwendung vor dem Feinde“ bitten wollte) war in der That das königliche Handschreiben schon unterwegs. Es lautete:

„Berlin, 19. 6. 66.

Aus Ihrem Schweigen während des zweiten Theiles der heutigen Berathung, muß ich leider entnehmen, daß Sie sich verstimmt fühlten über meine gereizten Nervösen Äußerungen. Wenn ich Sie damit verletzt habe, so war dies natürlich nie meine Absicht, da ich Ihnen zu unendlich viel verdanke! und thut mir dies aufrichtig leid und bitte ich von Herzen dieserhalb um Vergebung. Um so mehr verwunderte mich Ihr Schweigen, da wir über die Sache, die Formationen quest. einig sind, und nur nicht über die Verwendung derselben, die

mir sehr bedenklich erscheint. Doch bis dahin ist noch Zeit um zu berathen und zu überlegen. Sie wissen es eben so gut wie ich, was Nervosität ist, also haben Sie Rücksicht mit mir! denn meine Nerven sind seit 3 Wochen hallah!

Ihr dankbarst ergebener

Wilhelm.

Daß das Entlassungsgefuhr nach Empfang dieses hochherzigen Schreibens nicht abging — war selbstverständlich.

. . .

Bald darauf donnerten die Geschütze auf beiden Kriegsschauplätzen, donnerten auch bereits Viktoria!

Am 26. Juni schrieb Treščow an Roon, Sr. Maj. ließe ihn ersuchen, den Entwurf zu einem Armeebefehl vorzulegen, welchen der König bei Seiner Ankunft bei der Feld-Arnee erlassen wolle. Am 29. Juni wurde der Wortlaut dieses Armeebefehls<sup>1)</sup> festgestellt; und am folgenden Tage reiste der Monarch nach dem Kriegsschauplatz ab — Bismarck, Moltke, Roon in seinem nächsten Gefolge — und stets vereint in erspriesslicher Waffenbrüderschaft wirkend.

(Fortsetzung folgt.)



## Die Liebe aber ist das höchste Gebot.

Novelle

von

J. Z i n k.

Sie waren wieder einmal hart aneinander geraten, mein Enkel, der blonde Neffe und tapfere Gottesstreiter, Pastor Johannes Behrend, und die kleine, glanzlose Philosophin Thesi, mit den dunklen, großen Augen, deren wie aus einer unsichtbaren Lichtquelle hervorbrender Glanz ihr feines, bleiches Gesicht belebte und vergeistigte. Ich saß still in meinem Lehnstuhl, hatte die Augen geschlossen und hörte ihnen zu. Es war seltsam — diesmal hatten sie die Rollen getauscht. Thesi, die Heidin aus Überzeugung, stritt anlässlich der Predigt, welche mein Enkel am Morgen gehalten, gegen seine in derselben zum Ausdruck gelangte freisinnige Auffassung der „christlichen Himmelfahrtsmythe.“ Mit all' dem Feuer-eifer, mit dem die junge Wahrheitsfanatikerin sonst alles verfolgte und verurteilte, was vor dem klarerlegenden Verstand nicht Stich hielt, ereiferte sie sich diesmal gegen die „Unmoralität,“ als welche meines Johannes Ansicht ihrer Behauptung nach hingestellt werden müsse.

<sup>1)</sup> Vergl. Feldzug 1866, herausgegeben vom gr. Generalstabe Seite 240.

„Sawohl — Unmoralität!“ betonte sie energisch, „Unmoralität wie alles Halbe — alles weder nach der einen, noch nach der anderen Seite Stichthaltige. Sie verlassen mit einer derartigen Auffassung den einzigen Standpunkt, an welchem religiöse Menschen festhalten müssen, wollen Sie nicht denen, die Ihre Ansichten nicht teilen, das Recht einräumen, gegen Sie den Vorwurf bewußter innerlicher Unwahrheit oder gar der Heuchelei erheben zu können. Wer sich nicht aus innerer Überzeugung gegen die thatsächliche Unmöglichkeit des Wunders überhaupt ablehnend verhält, der darf nicht an jener Ruß-Blindheit herumkurieren, die ein integrierender Teil der Glaubensbefähigung ist und eine unbedingt notwendige Eigenschaft religiöser Gemüter sein und bleiben muß. Denn die Fähigkeit, etwas für wahr hinzunehmen, gegen dessen Richtigkeit die demonstrativste Thatsächlichkeit energisch streitet — die Fähigkeit, glauben zu können, ist eine angeborene Begabung. Wer daher dem klugen Gebot der Kirche: „An Glaubenssätzen sollst du nicht prüfend herumdeuteln, sondern sie ohne Nachdenken als feststehende Thatsachen hinnehmen.“ nicht gehorhamen kann, wer dem prüfenden Verstand Konzessionen machen will — der glaubt nicht mehr, der belügt sich, wenn er das annimmt, und der versündigt sich doppelt, bewußt und unbewußt, an der Majestät der Wahrheit, die mit unbarmherziger Klarheit die schmerzstillende Narkose: Religiosität als einen schönen Wahn erscheinen läßt. Wenn Sie daher predigen: „Nicht wörtlich — sinnbildlich seien die Worte „Christus entschwand in einer Wolke seinen Jüngern“ zu nehmen — fühlen Sie nicht selbst, wie unhaltbar diese Aufstellung ist? Entweder — oder. Wenn — — — —“

Ich hörte nicht mehr auf den Streit der beiden — ein so oft schon empfundenes, angstvolles, tiefes Mitleid mit Ihesi zog mir das Herz zusammen. „Gott gebe, du armes Kind mit dem hellen Verstand und dem warmen Herzen“, dachte ich mir, „daß dir diese schmerzstillende Narkose nicht einmal eben so fehlen wird wie dereinst deiner Mutter, deiner Mutter, der eine kleine Dosis davon vielleicht das schmerzgebrochene Herz geheilt und verhindert hätte, daß du so früh zur Waise geworden bist.“ Und langsam wichen meine Gedanken von der Gegenwart ab der Vergangenheit zu.

Was ich von Ihesi und den Ihren wußte, war so recht dazu angethan, um das Interesse jemandes reger zu erhalten, für den, wie es bei mir der Fall ist, die lebendigen Menschenrätself stets anziehender waren als irgend etwas Anderes.

Ihesi's Großvater war mir gleichaltrig, und das Leben hatte auf den verschlungenen, schmerzumbrausten Pfaden, die unser Fuß durchwandelt, in jedem von uns schließlich ebenso gleichartiges gezeitigt, wie die Wege selbst verschieden gewesen waren, auf denen wir uns zu der heiteren Ruhe milder Weltanschauung und kluger Duldung emporgemungen hatten. Wir waren beide zu dem nämlichen Resultat gelangt, wenn auch der Unterschied zwischen dem Wesen des Mannes und dem des Weibes, ebenso wie unsere weitauseinandergehenden Anschauungen dem lange Widerpart gehalten hatten.

Wie weit waren die beiden Streitenden neben mir noch von der jeden Kampf ausschließenden Milde, in der wir den Frieden gefunden hatten!

Jedwedes Menschenberg muß eben in sich selbst den Werde- und Abklärungsprozeß durchkämpfen, durch den allein man zur Erkenntnis gelangt. Der Wert nur gepredigter Weisheit wird fast nie von dem erkannt, dem liebevolle Fürsorge so gerne die selbsteigenen Erfahrungen als Schild an den kämpfenden Arm heften möchte — erst wenn er die Richtigkeit dessen, was sie umschließt, erprobt hat, wird ihm für die Dauer zum erworbenen Besitz, was ungehört verhallte, so lange es nur sorgende Freundestreue in das Wirrnis hineinrief, in welches der Unerfahrene durch den rastlos strebenden Sinn und das unruhig pulsierende Blut seiner Jugend verstrickt wurde. Immer und immer wieder erneuert sich in jedem Einzelnen die Wiedergeburt des bewußten Menschentums, das wohl darum hauptsächlich so langsam — so unfähig langsam der Vervollkommnung entgegenschreitet.

Daß wir das erst so spät einsehen! Und darum vergebens uns heiser rufen unter tausend heißen Angstschmerzen, die doch nichts verhindern, die oft sogar Unheil anrichten — Unheil, wie's bei der kleinen Eiferin da angefaßt worden war.

Ich hatte Thefi's Großvater erst kennen gelernt, als er schon ein reifer Mann war. Und ein einsamer, ein verbitterter, der die Summe des Grolls, welche sich in ihm angeammelt, in das Herz seines Kindes — der einzigen Tochter, welche ihm seine schon längst verstorbene Gattin geboren hatte — ausgoß. Ich habe nie etwas Genaueres über seine Lebensschicksale erfahren, nur die äußeren Umrisse desselben: daß er einer israelitischen Familie entstamme, der von ihm erwählten Braut zuliebe Christ geworden sei und sich dadurch vielerlei Ungemach zugezogen habe. Gar Arges mußte wohl auch dem hochintelligenten Manne widerfahren sein, daß der Haß gegen alles, was Glauben hieß, in ihm hatte entstehen können, dieser Haß, durch den er mir auffiel und mein Interesse für ihn und seine Tochter erweckte. Namentlich für die letztere — das treue Echo alles dessen, was in ihres Vaters Herzen tobte.

Gerade so klug wie der von Thefi's Augen, war auch der Blick ihrer Mutter gewesen, auch aus ihm hatte es gesunkelt wie Schwertesblitzen — aber nicht mit dem kalten Glanz allein, mit dem der streitende Verstand das Auge belebt. Wie eine heiße, hungrige Frage schimmerte es in der Tiefe derselben, zwischen all' den klugen, verständigen Worten, die den Grund der Dinge darzutun suchten, und dieses ihr Lieblingsthema kühl und bewußt besprachen, klang ein Ton banger Klage, der aus einem Herzen aufstieg, welches das ewig unergründliche Warum, über das der grübelnde Verstand nichts zu erforschen weiß, in angstvollem Schmerz erzittern ließ.

Und das erschien mir so natürlich. Denn wenn auch der Mann befähigt ist, alles zu überwinden, von sich abzustreifen, was allein im Empfinden fußt, wenn es ihm möglich wird, ohne Sehnsucht, ohne das schmerzliche Bewußtsein, er entbehre etwas, in der eisigen Atmosphäre des vom Verstand allein beherrschten Gesichtskreises zu leben, aus dem dieser all' das Süße, Milde und Tröstliche verbannt hat, was einzig und allein das Dasein mit erwärmendem Reiz durchwebt — das Weib wird — wenn überhaupt jemals! — wohl so bald noch nicht dazu gelangen, klaglos dasselbe thun, vollbefriedigt eine derartige Existenz ertragen

zu können. Und da der Glaube das reinste, hehrste Empfinden ist, so ist das Frauenherz, das ihn verloren hat, unsäglich arm — wenn nicht ein ebenso gewaltiges, gottentstammtes, heiße, aufopfernde Liebe, die dadurch entstandene Leere ausfüllt. „Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott! — — Gefühl ist alles; Name Schall und Rauch“ — wahrlich, oft sind mir diese Worte unseres Altmeisters Goethe zum herztärfenden Trost geworden, oft überließ mich ein kalter Schauer bei den mir, der — dem Himmel sei Dank! — Gottgläubigen cynisch erscheinenden Aussprüchen des jungen Mädchens, sobald sich das Gespräch Glaubensfragen zu- lenkte. „Lerne du nur erst lieben, armes Kind!“ sagte ich mir, „dann wirst du schon anders denken lernen!“

Denn ich hatte sie lieb gewonnen, die durch ihres Vaters Lehren Irre- geleitete. Man mußte das, man konnte selbst dem nicht gram sein, der ihr Führer gewesen war. Denn wenn die beiden auch von der Religion nichts wissen wollten, das Menschthum hielten sie hoch, für dieses konnten sie sich in opferfreudigen Handlungen fast erschöpfen. Welche Forderung immer von dieser Seite an sie gestellt wurde — keine erschien ihnen zu groß, und nichts wurde ihnen zu schwer, galt es, Thränen Unglücklicher zu stillen. Unvergeßlich ist mir die Antwort ge- blieben, in der das junge Mädchen einmal vor einer barmherzigen Schwester, mit der sie sich in der Pflege blatternkranker Kinder theilte, ihrer Anschauung Aus- druck gab.

Die tödtliche Krankheit war zu einer Epidemie ausgeartet und hatte die öffentlichen Krankenhäuser mit so vielen Opfern derselben gefüllt, daß Nothspitäler eröffnet und Privathilfe zum Dienst in denselben erbeten werden mußte. Der ersten eine, die sich meldete, war Thefi's Mutter, wie sie auch in Erfüllung dieser Liebespflicht der Unermülichsten eine war.

„Was veranlaßt Sie Ihr Leben und Ihre Schönheit zu gefährden, mein Kind, da Sie von der Religion nichts wissen wollen, deren Forderungen Sie doch erfüllen?“ fragte sie da einmal vor mir die fromme Gottesbraut, die dem Himmel zu Liebe den irdischen Freuden entsagt hatte.

„Die Nächstenliebe ist verpflichtender als jede Religion, meine Schwester — sie veranlaßt uns, einzig um der Sache selbst willen zu thun, was wir für gut, für notwendig erkannt haben.“

Und ein wahrer Berklärungsschimmer überstrahlte ihr Antlitz, während sie diese Worte sprach.

Ja — so war sie, so war ihr Vater — und so ist meine kleine Thefi, die Gott schützen und auf den rechten Weg lenken möge!

Ja, ich hatte sie lieb, Thefi's Mutter, wie ich jetzt wieder diese selbst liebe, und als das junge Mädchen Braut wurde, da jubelte ich aus befreitem Herzen, als wäre einem leiblichen Kinde von mir Heil widerfahren. „Wiege nur erst ein Kind in deinen Armen — dann wird das echt Weibliche in dir schon alle angelernte Unweiblichkeit hinwegspülen, und die Liebe auch den Glauben er- wecken!“ war meine Überzeugung, die auch nicht durch den Umstand, daß sie sich dem Gatten nur durch eine bürgerliche Trauung anvermählen ließ, erschüttert wurde.

Und doch ist es anders gekommen.

Das Kindchen kam — meine Thesi — der Glaube aber nicht. Und der Kleinen wegen war's, daß ich mich zum ersten Mal ernstlich mit der jungen Mutter erzürnte. Ich glaubte es sehr klug anzufangen, indem ich sie bei der fanatischen Wahrheitsliebe zu packen versuchte, die auch Thesi's hervorragendste Charaktereigenschaft ist.

„Jetzt aber, mein teures Kind, müssen Sie, die Wahrheitsliebende, doch wenigstens versuchen, dem für Sie namenslosen Etwas, das wir Gott nennen, persönlich näher zu treten — wie könnten Sie es sonst über sich gewinnen, Ihr Kind seine ersten Gebete lassen zu lehren —“

Sie sah mich mit großerstaunten Augen an.

„Beten? Mein Kind?“ fragte sie endlich, als müsse sie durch die Wiederholung meiner Worte erst in den Sinn derselben eindringen — „oh, ihm soll's besser ergehen als mir! Es soll gar nicht erst etwas in sich aufnehmen müssen, was ich nur unter bitteren Schmerzen abstreifen konnte, als ich sehen gelernt hatte. Meine Thesi soll eine religionslose Erziehung erhalten.“

Wir stockte der Herzschlag. Als ich wieder fähig war, sprechen zu können, brauste ich heftig auf.

„Das ist ein Verbrechen — ein unverzeihlicher Seelenmord!“ rief ich empört, „auch nicht, daß Sie die Mutter des Kindes sind, berechtigt Sie dazu, der Kleinen vorzuenthalten, was ihr demaleinst ein Trost, eine Stütze sein kann. Denn unmöglich können Sie jetzt schon wissen, ob nicht in dem Herzen dieses Kindes liegt, was Ihnen leider fehlt — die Fähigkeit, gläubig und fromm sein zu können —“

Thesi's Mutter sah mich beinahe belügt an. „Darüber können Sie beruhigt sein,“ erwiderte sie, „jede in meinem Kinde liegende Fähigkeit wird ausgebildet werden. Nur eine Irreleitung des der Entscheidung über so Hochwichtiges noch unfähigen Geistes will ich vermeiden. Denn“ — ihre Ruhe verließ sie, und heiße Leidenschaftlichkeit trat an deren Stelle — „Sie wissen es nicht, was es heißt, seinen Glauben verlieren, ihn als einen Irrwahn erkennen zu müssen! Diesen Schmerz will ich meinem Kinde ersparen —“

Ich sah sie erstaunt an.

„Ich wurde von meiner Mutter religiös erzogen,“ fuhr sie wieder ruhig fort, „und ich war fanatisch fromm. Ja stannen Sie mir! Ich war so fromm, daß ich während meiner Gebete in Verzückung fiel — heute noch erinnere ich mich deutlich der mit nichts zu vergleichenden Seligkeit, die mich in jenen Momenten berauscht hat. Aber ich fing an zu denken — und daraus entsprangen Zweifel. Ich glaube, die Lehre, daß nur die Rechtgläubigen der ewigen Seligkeit teilhaftig würden, war es, welche den ersten erweckte. „Was? auch die Kinder? die kleinen unschuldigen Kinder, die doch nichts dafür können, daß ihre Eltern Juden, Heiden, Mohammedaner sind — auch die fallen der Verdammnis anheim?“ Und gegen das beantwortende „Ja“ auf diese Frage sträubte sich mein kleines Herz, dem die Menschenliebe eingeboren war, mit aller Macht,

und der Gott, der die Liebe, die Gerechtigkeit selbst sein sollte, wurde mir auf einmal unverständlich, und Zweifel an seiner Allgüte stiegen in mir auf. Ach und wie sündhaft mir diese Zweifel erschienen — wie ich in Thränen gegen sie gerungen habe — — angstvoll nach einer Lösung des Zwiespaltes in meinem Kopfe suchend — — welcher Bemühung aber stets neue Zweifel entstiegen — bis der Glaube von mir abfiel, Stück für Stück — mir unwiederbringlich verloren. Und gerade damals starb meine Mutter —“

Ich war im Tiefsten erschüttert. „Armes Kind!“ sagte ich leise.

Sie nickte mit dem Kopfe. „Ja wohl — ein recht armes Kind war ich, geistig zu überreif für meine Jahre. Sene seelischen Kämpfe zerstörten meine Gesundheit. Und meinem Vater, der bis dahin über derartiges nie mit mir gesprochen hatte, mochten meine wilden Fieberphantasien wohl den Zustand meines Innern kundgegeben haben, denn mit leiser, linder Hand und unsäglich milder Klugheit, für die ich erst die rechte Würdigung gewann, als ich so weit gekommen war, um ohne Schädigung für mich seine Ansichten ganz kennen zu lernen, räumte er die Trümmer der Göttergestalten hinweg, die mir bei deren Zusammenbrechen so schwer aufs Herz gefallen waren. Er gab mir für meinen zerstörten Gottesglauben die Liebe zu den Menschen, das Vertrauen auf ihre Befähigung zu fortschreitender Erkenntnis, den Wunsch, daran mitzuarbeiten mit all' meiner Kraft. Und ich, die ich das alles durchlitten — ich sollte meinem Kinde die Schmerzen bereiten helfen, denen ich beinahe erlegen? Nimmermehr!“

„Wenn Sie ihm aber rauben, was mich, was Unzählige beglückt —?“

„Das werde ich nicht. Auch für das, was ich und mein Vater für wahr halten, werden wir bei Thesei keine Propaganda machen. Wenn sie zu fragen anfangen wird —“ mit welch' strahlendem Lächeln sie dabei das Kleinkind an die Brust drückte! — „werde ich in einer Weise antworten, daß ihr erwachender Verstand dadurch befähigt wird, sich das ausfinden zu können, was ihrer Veranlagung entspricht. Und denkt sie erst selbständig, dann sollen ihr alle Religionen und Konfessionen gelehrt werden, ruhig, objektiv vorgetragen, wie das andere Wissensnotwendige, das sie begreifen soll. Dann kann sie wählen — wenn sie zur Religiosität veranlagt ist —“

Und nach diesen Prinzipien ist meine arme, kleine Thesei erzogen worden.

Ich gestehe es, das hatte mich denn doch gegen die Frau erkaltet, gegen sie und ihren Gatten, der unglücklicherweise ganz wie seine Frau dachte. Sonst wäre wohl alles anders gekommen. Aber obwohl mich mein Herz nicht mehr so stark wie früher zu diesen Produkten der modernen Richtung zog — es that das jetzt meine Vorliebe für menschliche Charaktertäfel. Ein ohne Religion erzogenes Kind — es zog mich förmlich mit Gewalt zur Beobachtung dieses mich doch gleichzeitig empörenden Schauspiels.

Und wahrlich — die Empörung hat mich manchmal in die Flucht gejagt — arme, kleine Thesei — deinetwegen ist mir mancher Schauer über den Rücken gelaufen! Das Kind ward in keine Schule geschickt, sondern zuhause von den Eltern erzogen. Als Grundprinzip dieser Erziehung war festgesetzt, mit der strengsten

Wahrhaftigkeit alle im Leben thatsächlich existierenden Erscheinungen darzulegen; nicht die kleinste Rücksichtnahme auf die Bedenken, welche uns veranlassen, so mancherlei vor Kinderaugen zu verhüllen, waltete dabei vor. Was immer der Kleinen auffiel, nach was immer sie fragte — — „So ist das!“ ward ihr der Thatfächlichkeit entsprechend geantwortet; es wurde ihr — allerdings mit der sprödesten Keuschheit, und für ihre Fassungskraft zubereitet — nichts vorenthalten, was mit dem natürlichen Verlauf irgend welcher Sache zusammenhing. Wenn ich manchesmal die Hände zusammenschlug — — „Berehrte Frau!“ antwortete die Mutter dann ruhig, „halten Sie das frivole Seelen-beschmutzende Lächeln für etwas Hübscheres, das um so viele Kinderlippen lust, wird vor ihnen von der Mission des Storches oder ähnlichem gesprochen?“ Leider Gottes hatte sie damit Recht, und Thefi ist noch heute das reinste, unschuldigste Wesen, das ich kenne, trotzdem sie nie an den Tod einer Frau durch einen Storchbiß geglaubt hat — aber verfühnen konnte mich diese Thatfache doch nicht mit der Erziehung, die ich Thefi erhalten sah.

Auch Thefi zeichnete sich übrigens durch eine wahrhaft erstaunliche Frühreife und einen dem Kindesalter durchaus nicht entsprechenden Ernst aus. Und der Wissensdurst in dem schwächlichen, winzigen Ding, das sie lange blieb! Schon in ihrem vierten Lebensjahr mußte man damit beginnen, ihr einen ganz regelrechten Unterricht zu erteilen. Dabei — welch' liebevolles, zärtliches Geschöpf sie war — von dem Liebesreichtum, der in ihr lag, flog's wie warmes Sonnenleuchten zu jedem, der ihr nahe kam. Vor allem hing sie an ihrem Vater, ich habe nie vorher und nie wieder eine solche Liebe gesehen, wie die zwischen jenen beiden — — ebenso wie ich nur selten Frauen begegnet bin, die so vollständig in ihrem Gatten aufgingen, wie die Arme, der ihr Glück so bald genommen wurde.

Als sich das ereignete — es war schrecklich! so oft ich daran zurückdenke, überläuft mich ein eifriger Schauer — —

Thefi's Vater war Arzt. Ein starker Mann in vollster, blühendster Gesundheit, von strotzender Lebenskraft. Außerlich hatte das schwache Kindchen nicht einen Zug von ihm. Welch' ein Band aber ihre Herzen einte, das sah ich so recht, als Thefi am Scharlach erkrankte. Trieb's da der Mann, der doch gewohnt war dem Tode ins Auge zu blicken, der ganz ungefährlich verlaufenden Krankheit seines Kindes gegenüber! Ich hätte es nicht für möglich gehalten, wenn ich's nicht mit angesehen. Wahrhaftig — die Mutter der Patientin hatte deren zwei, einen kranken und einen gesunden — und am meisten Trost und Rücksichtnahme benötigte der Letztere. Ich habe ihn damals mehr als einmal ausgeholten. Aber da half nichts — er machte seine Frau durch seine Besorgnis so ängstlich, daß dadurch der Grund zu tödlichem Unheil gelegt ward. Ohne die Angst, die er bei ihr verursacht hätte Thefi's Mutter vielleicht anders, naturgemäßer gehandelt, als das Unglück sie heimsuchte.

„Jetzt ist freilich keine Gefahr,“ antwortete er mir denn auch an einem unvergleichlichen Tage auf meine Vorstellungen; „aber bei einem so empfindsamen, so zarten Nervensystem wie das Thefi's — — welche Komplikationen können da



durch irgend einen Schreck, durch eine wie immer verursachte Aufregung entstehen! — davor zittere ich — nicht vor der Krankheit selbst, die sie hat — —“

Daß auch gerade dies die Worte waren, mit denen er damals von uns Abschied nahm, um sich zu seinen Patienten zu begeben! Ein Gang — von dem er nicht zurückkehren sollte — Worte, welche die letzten waren, die seine Frau von seinen Lippen vernahm!

Wie ein Wetterschlag kam's — —

Wir saßen am Bettchen der Kleinen, als draußen ein ungewohntes Durcheinander von flüsternden Stimmen laut wurde. Dann öffnete sich die Thür, und Thefi's Großvater trat ein. Sein Gesicht war ruhig und unbewegt, aber bleich und fahl zum Erschrecken, was merkwürdiger Weise nur ich, nicht auch seine Tochter bemerkte, deren ganze Aufmerksamkeit sich nur auf das kranke Kind konzentrierte.

„Wie geht's mit der Kleinen, liebe Tochter?“ — der seltsam heisere Klang, mit dem diese Worte gesprochen wurden, verursachte mir ein würgendes Gefühl in der Kehle — — die, der sie galtten, hatte kein Ohr dafür. — —

„Ach Papa, ich bin sehr besorgt, denke dir, mein Mann meint, eine Aufregung — —“ und sie berichtete, was ihr Gatte beim Gehen gesprochen hatte. Ich fragte mich, während sie erzählte, ob ich recht sähe, oder mich täuschte, ob jetzt nicht etwas wie Freude in dem Gesicht des Hörers entglomm — freilich eine Freude, die mich schauern ließ. Mein Blick mußte verraten, was in mir vorging, denn ohne seiner Tochter zu antworten, sagte mich der alte Mann bei der Hand und führte mich nach einem kurz entschuldigenden: „Liebes Kind — in einem Augenblick — —“ in ein Nebenzimmer. Als ich, erstaunt über sein Thun, zu ihm aufsaß, wußte ich, daß sich ein Unglück ereignet hatte. „Was ist es — mein Mann? mein Sohn — —?“ Ein unartikulierter Laut — halb Schrei, halb Schluchzen, ein energisches Kopfschütteln, welches besagte, daß nicht mich anging, was ihn bewegte, war seine ganze Antwort. Dann ein Keuchen aus gewürgter Kehle — ein schweres Ringen nach Atem, und dann — oh Gott! — dann die Schreckensnachricht, daß der Mann, der uns vor kaum zwei Stunden blühend und gesund verlassen hatte — aus dem Leben geschieden sei!

„Ein Herzschlag — — —“

Was nun? Wie sollte sie das ertragen, das arme, unselige Weib — —?

„Ich kenne meine Tochter — — die letzten Worte ihres Gatten werden uns eine machtvolle Hilfe gewähren — — um die Kleine vor Aufregung zu hüten, wird sie sich mit übermenschlicher Kraft bezwingen — —“

Sa wohl — mit übermenschlicher Kraft.

Ich rief sie — — —

Ach ja — solche Stunden sind dazu angethan, um den Glauben an die fürsorgende Liebe des Allmächtigen zu erschüttern — wohl dem, der ihnen nicht erliegt und sich zurücktaften kann zu der unbegreiflich harten Hand, die so grausam züchtigt; wohl dem, der sich langsam an der Überzeugung wieder aufrichtet, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen — wohl denen, die Trost

in ihrem Elend in der Hoffnung auf ein Wiedersehen nach dieser Zeit der Prüfung und des Leides finden!

Thesi's Mutter besaß diesen Trost nicht — —

Noch einmal — zum letzten Mal — hab' ich's damals versucht, den Glauben in ihr zu erwecken —

„Fühlen Sie denn nicht, daß Sie sich an die Hoffnung auf ein Wiedersehen klammern müssen, um fortleben zu können für Ihr Kind —?“ hab' ich ihr verzweifelt zugerufen und sie bei den Armen geschüttelt, um sie aus der thränenlosen Erstarrung zu wecken, die sie in ihrem lähmenden Bann hielt, seit sie wußte, was ihr widerfahren war. „Ich führe Sie zu Ihrem Gatten — sein Anblick wird Ihren trockenen Augen die Wohlthat der Thränen gewähren — kommen Sie.“

Sie schüttelte meine Hand mit einer großen, ruhigen Geste ab. Dann wandte sie sich zu ihrem Vater.

„Wo ist er?“

Nie wird der Klang dieser ruhig gesprochenen Worte aus meinem Ohr weichen — als ob ich den Tod, die Hoffnungslosigkeit selbst sprechen hörte, schnitt er mir in die Seele.

„Man hat ihn in die Totenkammer des Krankenhauses getragen — —“

„Und es ist absolut keine Hoffnung mehr möglich?“

„Keine — absolut keine.“

Wer von uns war denn dem Wahnsinn nahe — die beiden, die da so ruhig-eintönig das Schreckliche besprachen, wie etwas, was sie nicht selber angehe — oder ich, der sich die Haare auf dem Scheitel sträubten?

„Um Gotteswillen, Kind — weinen Sie — schreien Sie doch! fort mit dieser entseßlichen, dieser tödenden Ruhe — — —“

Sie sah mich an und — lächelte — — — aber mit welch' einem Lächeln — — —

„Die letzten Worte meines Gatten sprachen die Besorgnis aus, daß eine Erregung unserem —“ eine kurze Pause — „unserem Kinde schaden würde — diese Worte müssen mein Handeln bestimmen. Thesi darf den Tod ihres Vaters nicht erfahren, darf keine Thräne in meinem Auge sehen! du — — du, Vater, besorgst wohl alles — Nötige — — da ich bei Thesi bleiben muß — —“

Ich war außer mir. „Sie wollen Ihren Gatten nicht aufsuchen?“ schrie ich fast.

„Wozu? Er würde mir das nicht erlauben, wenn er mein Thun leiten könnte —“

„Sie können sich hineinfinden, ihn vorhin zum letzten Male gesehen zu haben?“

„Ich muß es.“

„Und — und Sie klammern sich auch jetzt nicht an den Trost eines der-einstigen Wiedersehens?“

Da wallte es doch wie Leben durch ihre eisige Ruhe — wie ein graufiges, Verderben-drohendes Leben. Sie packte meinen Arm mit eisernem Druck!

„Ich verbiete Ihnen, diese Stunde damit zu entweihen, daß Sie jetzt von Ihrem Gott sprechen — Ihrem Gott der Güte und der Liebe!“

„Aber Unglückselige — — Ihr Gatte — —“

„Er war — — er ist in das Nichts zurückgekehrt!“

Da bin ich ohnmächtig zusammengesunken. Als ich wieder zu mir kam, war mein Gatte neben mir, der mich mit zarter Schonung heimgelietete. Als wir an dem Zimmer vorüberschritten, in dem klein Thefi krank lag, hörte ich sie mit ihrem feinen Stimmen lachen — ihre Mutter ruhig ihr etwas erzählen. Erzählen — aber nicht mit ihrer gewöhnlichen Stimme — mit einer neuen, die ich damals zum ersten Mal von ihr hörte — mit der sie aber fortan sprach, so lange ihre Kehle Laute formen konnte — — mit einer Stimme, die zugleich lebte und tot war — —

Die unglückliche Frau hat, was sie für recht erkannt, durchgeführt. Sie hat ihren Gatten nicht wiedergesehen und vor keines Menschen Auge eine Thräne geweint. Thefi, gewöhnt an öftere Reisen ihres Vaters, hat erst nach Jahren, nachdem ihre Erinnerung an ihn abgeschwächt war, erfahren, daß sie ihn durch den Tod verloren habe.

Ihre Mutter aber ist an ihren ungeweinten Thränen gestorben — lächelnd gestorben, um Thefi nicht durch die Furchterlichkeit des Todes zu erschrecken, den sie diese als einen erlösenden Freund zu betrachten gelehrt hatte.

Des Mädchens Großvater hat die Erziehung desselben vollendet.

Er ist jetzt ein alter, milder Mann, in dem sich längst der Haß abgesänftigt hat, in den er dereinst durch religiöse Unduldsamkeit hineingetrieben worden ist. Und auch ich strebe nicht mehr danach, Proselyten für das, was mir als Wahrheit gilt, machen zu wollen. Uns beiden ist jetzt die That die Hauptsache, und Nebenwerk der Weg, der zu ihr führt. Nur Thefi's selbst willen beklagte ich es — der Stütze wegen, die sie dadurch im Unglück verliert, der Stütze, die mir hinweggeholfen hat über die schweren Stunden meines Lebens — daß die ihr wie andere Wissenszweige vorgetragenen Religionslehren dem teuren Kinde nichts Anderes geworden sind als einzig und allein ein immerhin ganz interessanter Teil zu erwerbender Kenntnisse, mit denen in ihr nichts als der kritische Verstand rechnet. Wenn sie meine Wünsche im Flug über ihr Erden-dasein hinwegtragen könnten — dann hätte ich nicht einmal dieses Bedauern. Denn was immer uns bevorsteht — ein Herz wie das ihre wird nicht verworfen werden, das ist meine heilige Überzeugung.

Unter meinen Augen fast ist Thefi zu dem schönen Mädchen aufgeblüht, an dem sich meine alten Augen nicht satt sehen können. Gar seit ich allein in der Welt stehe, der Gatte, der Sohn mir voransgegangen sind, ist sie zur belebenden Freude meiner Einsamkeit geworden, die ich nicht um alles wissen möchte.

Freilich, als mein Enkel nach Beendigung seiner Studien mit der Hilfspredigerstelle an der hiesigen Domkirche belehnt wurde, da wallte es noch einmal wie heiße Besorgnis in meinem alten, recht still gewordenen Herzen auf. Das schöne, junge, blühende Kind — und mein Johannes, durch den auf einmal

unsere Mädchenjugend zu ganz unerhört fleißigem Kirchenbesuch veranlaßt wurde — mir wollte bange werden vor dem, was aus dem so häufigen Beisammensein der beiden in der stillen Klausur der Großmutter entstehen könne. Allein bald erschien mir das wie eine ganz unnötige Angst — wie Wasser und Feuer prasselten die zwei aufeinander, und ich hatte nur immer meine liebe Not, um den eifrigen Gottesstreiter Johannes in den Schranken zu erhalten, hinter die sich meine kühle, klare Thesi stets in weiser Mäßigung verschanzte.

Damit treibt sie meinen Johannes auch stets in die Enge. In ihm glüht und lodert heilige Begeisterung für seinen herrlichen Beruf, den er erwählt hat, weil ein innerlicher Drang ihn antrieb, einzustehen für seine Überzeugung, durch sie die Gläubigen zu stärken in der ihren. Wenn er auf der Kanzel steht — wie Sturmesbrausen wogen seine Worte über die Köpfe der andächtig lauschenden Gemeinde. Das wäre so recht ein Apostel gewesen, ausgeschiedt, um die Heiden zu bekehren. Nur meiner kleinen Heidin Thesi gegenüber will's ihm nicht glücken. Zuviel Feuer — zuviel Sturm — damit bewirkt er bei des Mädchens stiller Bedächtigkeit gerade das Gegentheil von dem, was er beabsichtigt -- wenn's ihr auch nicht gelingt, ihn in seinem Glauben zu erschüttern — im Wortgefecht darüber bleibt sie stets der Sieger.

Es ist ein Frevel gegen meinen guten Johannes, so etwas auch nur vorauszusetzen, aber — Gott verzeih' mir's! — ich glaube, wenn er haßen könnte, die Thesi wäre die Einzige, gegen die seine Hilflosigkeit vor ihrem scharfen Züngeln ein solches Gefühl entfesseln könnte. Wie thöricht war's darum von mir gewesen, das Gegentheil auch nur einen Augenblick lang für möglich vorauszusetzen!

Ah ja! ich weiß es noch ganz deutlich, mit welcher Überzeugung ich mich lange in derartige Gedanken verrannt hatte, die ich auch darum so niederzeichne, wie sie zu jener Zeit in mir lebten, bis zu jenem Himmelfahrts-sonntag, von dem ich anfänglich erzählte. Ich war's schon so gewöhnt, die beiden miteinander zanken zu hören, daß ich zumeist gar nicht mehr darauf hinhörte, sondern in stiller Selbsteinkkehr auf die Stimmen lauschte, die zu uns alten Leuten fortwährend aus dem Abgrunde der Vergangenheit heraufflüstern. Ich war darüber schließlich an jenem Nachmittag sanft eingenickt.

Und dabei erging mir's wie dem Müller in seiner Mühle, der auch tief und fest schläft, solange die Räder ihren klappernden Spektakel machen, der aber sofort erwacht, wenn das Werk stehen bleibt. Solange meine beiden Lieblinge stritten, schlummerte ich prächtig bei dem Hin und Her von Thesi's Silberstimme und meines Johannes machtvoller Redeweise, durch die es stets wie voller, tiefer Glockenton hallt — als aber diesem miteinander abwechselnden Zweikampf tiefe Stille folgte, ward ich munter. Ich schrak nicht gleich ins volle Erwachen hinein — noch halb vom Schlaf befangen, öffnete ich blinzeln die Augen, um zu ergründen, durch was ich geweckt worden sei. Wahrscheinlich hatte ich mich dabei ganz ruhig verhalten, sodaß eine andere weiterträumte — Thesi, die mit verschlungenen Händen nachdenkend am Fenster lehnte. Ihr Aussehen aber ver-

jagte ſofort das Trauudämmern, das mich nicht hatte loſlaſſen wollen. Was war mit dem Mädchen? Der Geſichtsausdruck war mir neu an ihr. Jene Hilfe heiſchende Klage, die ich bisweilen ſowohl in ihrer Mutter Augen wie auch in den ihren wie aus einem Verſtedt heraus flüchtig hatte auftauchen ſehen — ſie breitete ſich jezt wie ein Trauerſlor über Theſi's ganzes liebliches Geſicht, und — wahrhaftig! ich täuſchte mich nicht — ſchwere Thränen rollten über ihre Wangen und zerſtoben fallend auf den feſt ineinandergeſchlungenen Händen. Theſi — die Selbſtbeherrſchung ſelbſt — Theſi weinte! Ich hätte ſie deſſen nicht für fähig gehalten und ſtarre ſie deſhalb ganz erſchrocken an. Plötzlich wandte ſich ihr Blick mir zu, als ob ſie gefühlt hätte, daß ich ſie beobachte — ein Moment des Zögerns, wohl hervorgerufen durch jene keuſche Schamhaftigkeit, mit der ſtarke Charaktere zu verhüllen ſuchen, daß ſie leiden — dann lag ſie, ganz nur ein faſſungsloſes Weib, vor mir auf den Knien, drückte ihr Geſicht in meinen Schoß und ſchluchzte, als ob ihr das Herz brechen wolle. Ich ließ ſie gewähren, ſprach kein Wort, gab ihr nur durch liebſofendes Streicheln mit meinen alten zitternden Händen kund, wie ſehr ihr Kummer mich erſchütterte und betrübe.

Und das war die richtige Art dieſem ſeltſamen Kind gegenüber, eine Frage nach der Urſache ihrer Thränen hätte dieſe ſofort verſiegen laſſen, und ihre Lippen würden verſchwiegen haben, was ſie mir jezt wie in einem Selbſtgeſpräch ins Ohr flüſterte.

Und man mußte ſich, wie ich's gethan, durch ein ganzes, langes Menſchenleben bemüht haben, in der Menſchen Herzen zu leſen, um ſich durch das, was ſie vorbrachte, nicht verwirren und irre führen zu laſſen — um das aus ihnen herauszuhören, was ſie nicht ſagten. Aber obwohl mir plötzlich etwas ganz und gar Unerwartetes klar wurde, fragte ich mich trotzdem, ob ich mich denn auch nicht täuſche. Theſi war ja die Wahrhaftigkeit ſelbſt, nicht um den Preis ihres Lebens würde ſie wiſſentlich eine Lüge ausgeſprochen haben. So mußte ihr ſelbſt nicht klar ſein, was in ihr vorging. Daß aber derartige bei der ſtrengen Selbſtzucht und ſcharfen Selbſtbeobachtung des Mädchens vorkommen könne — das erſchien mir auch wieder beinahe ebenſo unwahrscheinlich wie die Möglichkeit: was Theſi als die Urſache ihrer Thränen angab, könne wirklich ihre fühle Gelaffenheit in ſo hohem Grade erſchüttert haben. Ach ja — Mädchenköpfe und Mädchenherzen bleiben eben ſtets, ſelbſt für jene, die ſie bis auf den Grund durchſchaut zu haben verneinen, ein ganzes Räſelneſt! In nicht ſeltenern Fällen ſogar für die Eigentümerinnen ſelbſt!

„Johannes ſei unduldsam und hart gegen ſie geweſen — —?“ Ei — deſhalb Thränen bei ihr, die für ſo manchen herben Tadel, ſo manche ſcharfe Kritik, die ſie ihrer Gefinnung wegen ſchon über ſich hatte ergehen laſſen müſſen, keine andere Antwort als ein geringschätzendes Achſelzucken gehabt hatte?

„Empfindungsloſigkeit — Selbſtüberſchätzung, Unfehlbarkeit“ — Ei — ei! das waren freilich böſe Vorwürfe geweſen! „Eine durch Güte und Liebe verurſachte Lüge erſchien ihm eine Tugend gegenüber ihrer aus Herzenskälte entſpringenden überſtrengen Wahrhaftigkeit — —“ Nun — in dem Ausſpruch Jo-

hannes' lag ein Körnchen Wahrheit, so unrichtig auch das darin war, daß er meiner liebevollen Thefi die Güte aberkannte.

Aber dafür schonte nun auch sie ihn nicht. Sei! welch Herrbild sie von meinem Johannes entwarf! „Pastoraler Hochmut“ war noch das Mindeste, was sie ihm vorwarf. Wie sie ihn dann aber gar als einen Heuchler hinzustellen suchte, „als einen Wankenden und Schwankenden, der zu klug sei, um glauben zu können, und zu feig, sich das einzugesuchen — der deshalb ein Kompromiß erfunden habe, dazu angethan, selbst denkende Menschen irre zu führen — ein Kompromiß, tausendmal verwerflicher als die fanatische Buchstabengläubigkeit, weil es scheinbar einen Ausweg biete für jene, welche nach Licht suchten“ — — da riß mir die Geduld. Schon schwebte mir eine scharfe Abweisung auf den Lippen, als ein unendlich weiches: „Wie kann nur gerade er auf solche Abwege geraten?“ mich abhielt sie auszusprechen. Dieses „gerade er“ war der zündende Funke, der mir ein helles Licht ansteckte. Licht? — ach nein! eine drohende Brandsackel, welche unser friedliches Zusammenleben arg gefährdete!

Während ich sann, wie das Unheil, das ich kommen sah, abgewendet werden könne, setzte Thefi ihre Beichte fort.

„Du weißt, Großmütterchen, wie objektiv ich mich den Anschauungen anderer gegenüber verhalte, wie ich jede ernste Überzeugung achte und respektiere, ja sogar die gut ausgeführte Darlegung einer solchen, selbst wenn ich sie nicht teile, gerne anhöre und deshalb bisweilen Predigten besuche. Du weißt auch, wie gern ich Johannes habe — schon deinetwegen Großmutter. Aber was er predigt, empört mich! Er baut der Lüge einen Thron, Großmutter — ja der Lüge! Und seine Rednergabe überzeugt die Leute, reißt sie mit fort! Wenn du gesehen hättest, wie ihre Blicke an seinem Munde hängen — welche Begeisterung ihm entgegenfließt — — es ist empörend!“

Ich mußte lächeln, so ernst mir auch zu Mute war. Das — das war ja Eifersucht — — oh Thefi! wenn dir das klar gewesen wäre!

Nun — durch mich sollte ihr darüber keine Aufklärung zuteil werden!

„Und worauf gründest du deine Verurteilung eigentlich?“ fragte ich ganz kühl und gelassen.

„Das kannst du fragen?“ antwortete sie, glühend vor Eifer, „er will den Glauben modernisieren, will Religion und philosophische Anschauung miteinander verschmelzen und dadurch die festhalten, die dem unumstößlichen Einnaleins der wissenschaftlich begründeten Thatsächlichkeit gegenüber nicht blind bleiben können! Solch ein Kompromiß aber verträgt sich nicht mit der unbedingten, rückhaltlosen Gläubigkeit, welche die ethische Moral der Religiosität ist. Johannes' Aufstellungen werden durch ihre unhaltbare Zusammensetzung zur Unmoralität — zur Lüge und Fälschung — —“

Mir surte der Kopf von Thefi's Sophisterei. „Komm einmal zu mir, du spißfindige Scholastikerin!“ sagte ich kurz und bestimmt — sie war nämlich aufgesprungen und durchmaß, während sie sprach, mit großen, energischen Schritten mein Stübchen, „komm einmal her zu mir und höre, was dir meine achtzigjährige

gesunde Vernunft zu erwidern hat. Ich will die Frage ebenfalls objektiv, nicht vom Standpunkt meiner Anschauung aus behandeln. Und da sage ich dir: Ethische Moral hin — ethische Moral her! Die Wirkung der Religiosität ist's, was ihr ihren größten, ihren unbestreitbaren Wert verleiht! Und wenn der Johannes eine solche erzielt, so ist richtig und berechtigt, was er predigt. Glauben heißt: von der Wahrheit einer unbewiesenen Annahme überzeugt sein. Von dem Moment an, in dem der Mensch glaubt, ist er daher des Segens teilhaftig, der durch die Gläubigkeit bewirkt wird; selbst wenn das Unbewiesene nicht wäre — was thut das dem, für den es durch seinen Glauben eine feststehende Thatfache ist? Solange er glaubt, besitzt der Mensch thatsächlich etwas, worin er Trost und Erquickung findet, und derjenige, der seine Überzeugung festigt, macht ihm ein reiches Geschenk — was andere darüber denken, ändert an der Sache nichts. Laß du daher nur ruhig den Johannes predigen, was er will. Wenn er begeisterte Gläubigkeit erweckt, so erweist er denen, bei welchen er dies thut, eine größere Gutthat, als du ihnen gewähren könntest, würdest du sie zu deiner Ansicht bekehren. Sagt, was ihr wollt — so wertvolles, wie die selige Hoffnungsfreudigkeit und den Trost, den uns unsere Religiosität giebt, habt ihr nicht erworben, wenn ihr am Ende der Bahn angekommen seid, die menschliche Fassungskraft durchlaufen kann! Siehst du denn nicht ein, welch' ein Segen das für die Leidenden und Duldenden ist, was ihr einen Wahn nennt, da dieser „Wahn“ sie beglückt, ihnen über vieles hinweghilft, was der Mensch nun einmal nicht ändern kann, was ertragen werden muß? Eine Wohlthat erzeugt der niemandem, der solchen Trost vernichtet!“

So viel Argernis mir auch schon die philosophische Schulung Ihesi's verursacht hatte — eines ist nicht abzuleugnen — streiten läßt sich besser mit einem disziplinierten Gehirn als mit Personen, die eine Sache nur von einem Gesichtspunkte aus betrachten können. Nachdenklich saß Ihesi eine Weile still da, nachdem ich geendet, dann nickte sie ernsthaft mit dem Kopf und sah mich ruhig und groß an. „Du hast Recht, Großmütterchen!“ sagte sie dann ganz gelassen, „der unerbittlichen Weltordnung gegenüber mag euer Standpunkt oft der beglückendere sein. Wir haben keinen Trost dem fürchterlichen, dem unerforschlichen „Warum?“ welches Herzen und Existenzen zermalmt, gegenüber. Aber trotzdem könnte ich mich doch nicht zu einer Unwahrheit verstehen, selbst wenn ich gutes dadurch hervorriefe. Lüge bleibt Lüge, und es giebt nichts Verächtlicheres als sie —“

Jetzt war ich aber doch ernstlich böse. „Was berechtigt Dich denn, den Vorwurf bewußter Lüge gegen Johannes zu erheben?“ rief ich wirklich erzürnt. „Weißt Du so genau, wie es in seinem Innern aussieht? Das wäre wahrlich eine verneffene Behauptung. Menschengemüter sind so unterschiedlich geartet, daß, will man nicht unrecht handeln, man sich vor scharfen, lieblosen Urteilen hüten muß! Glaube sicher, daß ein so edler Charakter, wie der unseres Johannes, sich nur durch edle Motive in seinem Thun bestimmen läßt. Ihm wird, was er lehrt, sicher als das Richtige erscheinen — wenn Du das auch nicht begreifen kannst. Der Menschen Gedanken, die ihr Handeln bestimmen, sind eben so verschieden

wie die Lebenspfade, die sie durchwandeln — auf einem unrichtigen aber befindend sich sicher diejenigen, die sich nur von ihrem Verstande allein leiten lassen wollen, und dem Empfinden jeden Einfluß auf ihr Thun versagen — —“

Thefi sah mich mit einem unendlich schmerzlichen Ausdruck an: „Du hast Recht, Großmütterchen!“ flüsterte sie dann weich und zärtlich, „wenigstens hätte mein böser Verstand mir sagen sollen, wie unrecht es ist, wenn ich mein liebes Großmütterchen in eine Erregung hineinheße, die ihrer Gesundheit schaden muß! Ach über meinen unglücklichen, unbeugsamen Charakter!“ Und dann hatte sie sich wieder wie ein Kätzchen an mich geschniegt und küßte mich, daß mir schier der Atem verging. „Komm! schließ Frieden mit mir, Großmütterchen, Du weißt ja — ich kann einmal nicht anders! Aber lieb behalten mußt Du mich doch — trotz meiner Unverbesserlichkeit!“

Natürlich war mein Groll schon bei ihrer ersten Liebkosung verflogen. „Ich wollte, Dein gutes Herz erpreßte Dir einmal eine Lüge!“ seufzte ich, „dann wär's für alle Zeit mit Deinem mißtrauischen, unbarmherzigen Hochmuth ob Deiner Wahrhaftigkeit vorbei, und Du um vieles genießbarer, Kleine!“

„Ja — wenn Du das erlebtest, Großmütterchen! dann wäre freilich die Thefi nicht mehr die Thefi, und sein bescheiden müßte ich dann alles für berechtigt anerkennen und unkritisiert lassen, was ich nicht begreife! Aber wie ich mich kenne, wird's dazu wohl nicht kommen! Aber ich darf Großpapa nicht mit dem Essen warten lassen — adieu, Du Herzliebe — Gute — Weise! — — Nachmittag komme ich und führe Dich spazieren!“ Und fort war sie, nachdem sie mich noch einmal mit ihren Küßen beinahe erstickt hatte.

„Na — na!“ dachte ich nachgrübelnd, „das ist ja eine schöne Geschichte!“ Denn daß Thefi's theologischer, ingrinniger Spitzfindigkeit etwas Anderes beige-mischt war, zu Grunde lag, was mit der Theologie absolut nichts zu thun hatte, das war für mich erwiesen. Und wie ihr Charakter nun einmal war, alles aus einem Stück und Guß, flößte mir die gemachte Entdeckung unsägliche Besorgnis ein.

Und ob's dem Johannes nicht etwa ähnlich erging? Zu was für einem Ende sollte das führen? Jedenfalls hieß es jetzt meine unbegreiflicher Weise verblendet gewesenen Augen offen behalten!

So bald der Johannes wieder erschien, nahm ich mir den ins Gebet.

Wie viel leichter ist doch ein Mann zu durchschauen als eine Frau, so ein ehrlicher, unverdorbenen nämlich wie's der Johannes ist! Ach du blinde Alte! Wo hatteft denn Du nur Deine Augen gehabt? Bei dem brannte es lichterloh, und ich Thörin, ich hätte noch ein paar Stunden früher eher des Himmels Einsturz als das für möglich gehalten und ganz entgegengesetzte Empfindungen bei ihm vermutet. Aber er wußte, wie's mit ihm stand, und hatte sich bereits mit vollkommener Resignation in sein Schicksal ergeben.

„Es ist eben ein Unglück, daß ich gerade an Thefi mein Herz verloren habe“, sagte er ganz gefaßt, obwohl es in seiner glockentönigen Stimme wie Grabgeläute bebte, „aber solche Dinge, die ohne unser Zutun kommen, und gegen die man sich nicht wehren kann, müssen eben geduldig ertragen werden. Hilf mir nur,



Großmutter, damit sie nicht bemerkt, wie's mit mir steht — mein Empfinden verspottet zu sehen, würde mir großen Schmerz bereiten!"

Recht gut dachten die beiden von einander!

Und da ich Thefi in Schutz nehmen und ihm die Überzeugung beibringen wollte, daß er, was ihre Herzengüte und Liebesfähigkeit anbelangte, ihr groß Unrecht thue — — „Laß es gehen, Großmutter!“ war da seine trübselige Antwort, die sich zu einer langen Auseinandersetzung über Güte ausbreitete, zu einer Auseinandersetzung, die in dem Schlußsatz gipfelte: „Thefi's scheinbare Güte sei gar keine solche, sondern nur das Ergebnis ihres Verlangens, auf dem Piedestal einer ganz absonderlichen Vortrefflichkeit paradiere zu wollen.“

Während jetzt er sie anschwärzte, wie vorher sie es mit ihm gethan, sagte ich mir, daß es jedenfalls das Vernünftigste sei, was ich thun könne, wenn ich ihn bei seiner irrigen Ansicht über Thefi beließe. Was sollte bei den so grundverschiedenen Anschauungen der beiden daraus werden, wenn sie sich auch noch schäßen lernten — nicht nur lieben? Diese beiden harten Köpfe mit ihrer Unbuddsamkeit, die nie der Eigenart des andern irgend welches Zugeständnis machen würde — — nein — nein! es war nicht daran zu denken, daß die neben einander durchs Leben gehen könnten, ohne sich über alle Maßen unglücklich zu machen! Besser war's, wenn sie in der aus Verkenning entspringenden Unterschätzung des andern eine Schutzwehr gegen die unglückselige Neigung, die sie wider ihren Willen zu einander zog, besaßen.

Das überlegend schwieg ich und gab die Verteidigung Thefi's auf.

Es war ein recht trübseliges Mahl, bei dem wir uns an jenem Sonntag gegenüber saßen. Johannes hatte mich gebeten, es bei der einen Aussprache über seinen Herzenszustand bewenden zu lassen, und ich war um so willfähriger diesem seinem Wunsch gegenüber, weil ich selber am liebsten jede Erinnerung an Thefi aus seinem Denken hätte bannen mögen. Eines stand fest in mir — so viel es ging, mußte das Zusammenkommen der beiden verhindert werden. Nun, ich wollte sie schon unauffällig auseinander halten, nahm ich mir vor.

Nur gerade den Nachmittag ging das noch nicht. Thefi wollte mich spazieren führen, und mein Onkel berichtete bei Tisch, daß er uns lieben Freunden seinen und meinen Besuch bestimmt in Aussicht gestellt habe. Die Familie aber, der er galt, stand Thefi eben so nahe wie uns, und es wäre daher sehr auffällig gewesen, sie von demselben auszuschließen. Und derartiges mußte ich durchaus vermeiden.

Da ich also, wie ich's gern gethan, das Zusammentreffen der beiden nicht hindern konnte, ergab ich mich ins Unvermeidliche. War doch außerdem vorauszusetzen, daß bei dem Gange die beiden guten Menschen auf sich vergessen würden, weil ihre Herzen vollbeschäftigen mußte, was durch Trost und Zuspruch zu erleichtern, das eigentliche Motiv des beabsichtigten Besuches war.

Ach — was wir vorfinden würden, gehörte auch zu jenem Unbegreiflichen, dem gegenüber verzweifelnde Herzen die furchtbare ewige Frage zum Himmel schreien, vor der wir mit gerungenen Händen stehen bleiben! Es hatten sich da

zwei Menschen in so unsäglicher Liebe zu einander gefunden, wie sie nötig gewesen war, um solche Schwierigkeiten zu überwinden, als sie sich der Vereinigung jener beiden widersezt hatten. Zahlrelanges Ringen, Jahre dauerndes Leid war ihrer Eheschließung vorausgegangen. Und schwer und bitter hatten sie noch nach derselben zu kämpfen gehabt, ehe sie endlich eine sorgenlose Zukunft vor sich liegen sahen. Aber was all' das Widrige über sie gebracht — ihre Liebe zu einander — sie war gleich stark und herzlich geblieben, sie und inniges Gottvertrauen hatte sie aufrecht erhalten in der Zeit ihrer Prüfung. Und nun sie das alles überwunden hatten, nun war ein neuer Feind erschienen, der das so schwer erworbene Glück zu zerstören drohte — eine tückische Krankheit, die den jungen Gatten an den Rand des Grabes gebracht hatte. Ja — dem furchtbaren Leid gegenüber, dem unsere arme, junge Freundin fast erlag, mußten solche Herzen, wie die meiner beiden Lieben, auf sich selbst vergessen!

In recht trüber Stimmung schritten wir denn auch der Felder- und Gärten- durchflochtenen Vorstadt zu, in der die bedauernswerte Familie wohnte. Ein herrlicher Tag! Es war, als ob die ganze Natur das Erinnerungsfest an unseres Heilandes Himmelfahrt mitfeiern, versinnbildlichen wollte. Heller Lerchenjubel klang rings über unseren Häuptern — schwächer werdend — im Äther verklingend, wenn die kleinen aufsteigenden Säger vor unseren nachschauenden Blicken zu winzigen, kaum mehr merkbaren Punkten zusammenschwandten — eine dem Himmel zustrebende Befreiungshymne über das Loslösen aus dem Erdenunf. Und in den Gärten schüttelte ein echtes und rechtes „Mailüster!“ die blühenden Fliederbüsche und jagte schwere Duftwellen über die Mauern und Stäcke an uns vorüber, hinauf in die blauende, sonnendurchleuchtete Luft.

Gen Himmel! gen Himmel!

Ich konnte mich nicht wie sonst an all' dieser Maienpracht erfreuen, mir war das Herz schwer von der Sorge um meine beiden Liebliche und schmerzliche bewegt des sterbenden Mannes wegen, zu dem wir gingen. Mir erschien all' das klingende, duftende Hinaufstreben um uns her wie Loctrufe, welchen die Seele des Kranken nicht werde widerstehen können — gen Himmel! gen Himmel!

Ach — und die Seinen — die nachbleiben mußten — — —

Wir waren unserem Ziele schon ziemlich nahe, als eine von verhaltenem Schluchzen bebende Stimme unsern Namen rief — Anna Schürer, die Schwägerin des Kranken, die mit dem Arzt desselben über die Straße herüber auf uns zuschritt. Während sie sich uns näherten, fiel mir ein recht unfreundlicher, mißbilligender Blick auf, der aus den sonst so gütigen Augen des Doktors zu Theß hinüberflog. Aber mir blieb keine Zeit, über die Ursache desselben nachzugrübeln — was ich im nächsten Augenblick hörte, nahm meine ganze Aufmerksamkeit gefangen.

Mit dem Kranken ging es zu Ende — eine heftige Lungenblutung hatte des Arztes letzte Hoffnung auf Genesung vernichtet!

„Und ich hoffte schon das Beste!“ berichtete er langsam und nachsinnend, „die milde Frühlingsluft wirkte wie ein belebendes Wunder auf ihn. Ich kenne Leute, die mit einer halben Lunge achtzig Jahre alt geworden sind; ich habe

während meiner Praxis erlebt, daß selbst in noch vorgeschrittenem Stadium der Krankheit Stillstand derselben, Verheilung der angegriffenen Stellen stattgefunden hat. Und das hoffte ich auch hier, ehe der Blutsturz den Körper unseres armen Freundes so entkräftete, daß demselben dadurch leider wahrscheinlich die Energie, den Heilungsprozeß einzuleiten, entzogen worden ist. Einer Wiederholung des heutigen Anfalles, die fast mit Bestimmtheit zu erwarten ist, muß er unbedingt erliegen —“

„Wenn sich aber der Anfall doch nicht wiederholt?“

Der Arzt zuckte mit den Achseln. „Das könnte man wohl ein Wunder nennen!“

Meinem Johannes fügten sich die Hände unwillkürlich wie im Gebet. „Gott ist allmächtig!“ sagte er tiefbewegt mit so siegender Gläubigkeit, daß es über mich wie Beruhigung, wie tiefer Friede kam. Das leise, bittere Schluchzen Anna's störte mir denselben; als ich mich ihr aber tröstend zuwendete, sah ich, wie Thesi ihren Arm um der Freundin Nacken schlang, mit einer Geberde, verweisend und schützend zugleich, als gelte es, eines Kindes unberechtigten Kummer zu beschwichtigen. Ihre Augen aber hiengen an Johannes mit der leuchtenden Begeisterung, welche die Offenbarung einer tröstenden Wahrheit entflammen läßt.

„Ich habe Fräulein ersucht, mich ein Stück zu begleiten,“ erzählte der Arzt ohne auf uns zu achten, „weil es leider meine Pflicht heischt, wenigstens ein Mitglied der Familie auf das Bevorstehende vorzubereiten. Bei den Ihren konnte ich es ihr nicht sagen — wie Sie sehen, kann sie sich nicht beherrschen. Die geringste Aufregung aber kann die Katastrophe beschleunigen — sie augenblicklich verursachen. Anna muß sich daher fassen, ehe sie zu Schwester und Schwager zurückkehrt.“

„So weiß der Kranke — so ahnt Frau Emma nicht — —?“

„Wäre das der Fall, würde das Befürchtete wahrscheinlich schon eingetreten sein — absoluteste Gemütsruhe ist jetzt das unumgänglich Nötige — —“

„Frau Emma ist nicht von der Gefahr, in der ihr Mann schwebt, unterrichtet? Der Blutsturz hat sie doch darüber aufklären müssen — —?“

„Es war notwendig, sowohl sie wie ihren Gatten über das Wesen der Krankheit, die ihn niedergeworfen, im Unklaren zu lassen — meines Patienten Gemütsangst ist's ja hauptsächlich gewesen, die seinen Zustand so verschlimmert, die böse Lungenblutung herbeigeführt hat. Ich habe sie daher glauben machen, daß der heutige Anfall die Selbstentleerung eines Erysipels gewesen sei, durch welches allein der quälende Husten des Kranken verursacht worden.“

Anna umflammerte meine Hände. „Denken Sie nur, wie furchtbar das ist — sie hält das, was meines Schwagers Verderben ist, für das Anzeichen eintretender Genesung! Sie hofft wieder — jetzt wo das Ende naht — —“

Der Arzt runzelte die Stirne. „Und das ist gut, mein Kind — das habe ich gewollt! Ihr Schwager lieft klar im Gesicht seiner Frau — daß er sie ruhiger sieht als in der letzten Zeit, ist die einzige Wohlthat, die menschliche Macht ihm jetzt noch erweisen kann. Der Schmerz und der Kummer der Seinen um ihn

war von nachtheiligster Wirkung auf seinen Zustand. Aller menschlicher Voraus-  
sicht nach ist die Dauer seines Lebens nur noch nach Stunden zu bemessen —  
wir wollen ihn diese in Frieden zubringen lassen, ungequält von laugen Befürch-  
tungen! Und darum —“ hier wendete er sich an uns, während sein Blick wieder  
mit ernster Strenge an Thefi haftete, an Thefi, die dies aber nicht bemerkte,  
„darum bitte ich Sie herzlich, meine fromme Lüge zu unterstützen. Unsere Freunde  
die Wahrheit ahnen lassen, hieße die Katastrophe beschleunigen. Ich bitte Sie,  
lieber Pastor, auch am Krankenbett auszusprechen, was Ihnen vorhin so aus  
tieffster Seele hervorbrach — der Seelenarzt kann jetzt mehr Gutes wirken als  
das ohnmächtige Wissen, das mir zu Gebote steht! Ich bleibe so lange bei Anna,  
bis sie ihre Fassung wiedergewonnen hat. Adieu somit — und, noch einmal  
um Gotteswillen, nicht ahnen lassen, was Sie soeben vernommen!“

Noch ein Händedruck — noch einmal jener seltsame Blick auf Thefi, dessen  
Bedeutung mir plötzlich klar ward, dann schritten wir nach den entgegengesetzten  
Richtungen auseinander.

Ich ging langsam — zögernden Fußes. Heiße Angst war in mir auf-  
gestiegen, seit ich des guten Doktors Gedanken erraten hatte. Thefi's Anwesen-  
heit bedrückte mich, als ob todrohendes Verderben mir zur Seite schritte. Jene  
sollten, durften die Wahrheit nicht ahnen — und Thefi war unfähig, sie zu  
verbergen! Wenn auch ihre Lippen schweigen würden — in ihrem Antlitz las  
man wie in einem Buch — nein — sie durfte heute nicht mit uns vor jene  
treten — —!

Was wir gehört, hatte jeden von uns so vollständig erfüllt, daß wir, ohne  
auf einander zu achten, sinnend weitergeschritten waren — Thefi und Johannes  
schneller als ich, und so versunken in ihre schmerzliche Gedanken, daß sie es nicht  
einmal bemerkt hatten, wie ich, unfähig mit ihnen Schritt zu halten, ein wenig  
hinter ihnen zurückgeblieben war. Eilig strebte ich vorwärts, um sie einzuholen,  
um Thefi zu bitten, heimzukehren. Allein mein Rufen nach ihr ward übertönt  
von der Stimme des kleinen Töchterchens unseres kranken Freundes, das unser  
Kommen erspäht hatte und uns mit Freudengeschrei entgegenlief — — zu spät!  
es war zu spät geworden, mein Vorhaben auszuführen, mit Thefi sprechen zu  
können. — —

Hinter ihrer Kleinen erschien Frau Emma am Garteneingang, begrüßte uns  
mit Dankesworten für unser Kommen und geleitete uns in den Parterresalon des  
kleinen Häuschens, das sie bewohnten. Sie sei ein wenig an die Luft gegangen,  
erzählte sie uns, da ihr lieber Mann ruhig schlafe, sobald er erwacht, werde die  
Wärterin sie rufen.

„Ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie glücklich ich bin,“ fuhr sie mit  
vor Freude verklärtem Gesicht fort, „da im Zustand meines Mannes eine Ver-  
änderung zum Besseren eingetreten ist. Denken Sie — das Exsudat, welches auf  
seine Lunge drückte und den furchtbar quälenden Husten verursachte, durch den  
er so gemartert ward, hat sich von selbst entleert, und insolgedessen ist der Husten  
beinahe verschwunden. Welch ein Glück!“

Wir wagten nicht uns anzusehen, da wir wußten, daß das, was die Arme für ein gutes Zeichen hielt, ihr Liebstes mit dem Tode bedrohe.

„Der Doktor sagt, ich solle nicht erschrecken und meinen Mann nicht etwa ängstlich machen, wenn die Blutung sich wiederhole — wozu es sehr leicht kommen könne — erst wenn sich alles gelöst habe, sei die Gefahr vorüber. Mein armer Mann war recht ängstlich — ich bemerkte es wohl, aber da er sieht, wie heiter ich bin und voller Hoffnung, ist auch er ruhig geworden und voll froher Zuversicht auf seine Genesung. Oh, Herr Pastor!“ mit leidenschaftlicher Inbrunst ergriff sie meines Johannes Hände — „wie göttig ist doch Gott! Mein Herz ist voll von unsäglichlicher Dankbarkeit und festem Vertrauens auf ihn! Wenn nur bald einträte, was der Arzt voraussieht! Komm, Lisbeth, komm“ sie zog die Kleine von Thesi weg und veranlaßte sie zum Niederknien, „bete du zum lieben Gott, daß er deinem Papa noch eine solche Erleichterung sende wie heute Nacht! Bitte ihn recht innig darum, damit zu Ende sei, was uns so geängstigt hat —“

Wir stockten die Pulse vor Entsetzen, und ein eifriger Schauer durchrieselte meinen Körper. Es war zu furchtbar — die ahnungslose Frau, die ihr Kind anhielt, Gott um das zu bitten, was das Leben seines Vaters vernichten mußte — — mir war, als müßte ich mich auf den kleinen knienden Engel stürzen, ihn die zum frommen Gebete gefalteten Hände auseinanderreißen und meine Lippen auf den kindlich lallenden Mund pressen, damit er schweige, damit er den furchtbaren, Tod-einschließenden Wunsch nicht ausspreche — —

Und ich mußte schweigen, um die unglückliche Frau nicht in ihrem Irrwahn zu stören — der allein ihr die freudige Ruhe erhielt, auf die der Arzt seine letzte schwankende Hoffnung gebaut hatte!

„Die kleinste Erregung würde den Tod des Kranken beschleunigen — vielleicht sofort herbeiführen.“

Frau Emma's Blindheit mußte erhalten werden — —

Aber die Situation war so maßlos qualvoll, daß ich mit hilfsuchendem Blick zu Johannes in die Höhe sah — —

Als ich das that, durchzuckte mich ein Todeserschreck — —

Was ich empfand, das stand auch auf seinem Gesicht geschrieben — wenn ich so aussah wie er, dann hatten wir das sorgfältig gehütete Geheimnis der Ärmsten durch unser Aussehen verraten — —

Ja — wir hatten es! Als ich mich furchtgelähmt ihr zuwandte, sah ich, daß wir's gethan!

Nie werde ich den Ausdruck vergessen, mit dem sie uns anstarrte — kaum Sekunden waren verflossen, seit sie zu reden aufgehört — aber wie hatte sich in diesem Zeitatom ihr Antlitz verändert! Statt freudigen Vertrauens entglommen schon in ihrem Blick die ungeheuerste Verzweiflung — ahnendes Verständnis von der herannahenden Vernichtung ihres Lebensglüces —

Und ich wie Johannes waren so schreckgelähmt, daß es uns unmöglich wurde, uns zu verstellen.

Ich sah, wie ein neuer Gedanke in Frau Emma aufstieg — — —

„Ihesi!“

Was sie sich zu erraten fürchtete — sie wußte, daß sie darüber durch Ihesi Gewißheit erhalten würde.

Durch Ihesi — die die Wahrheit selber war.

Ich wollte schreien: „Schweige, Ihesi!“ aber ich brachte keinen Laut aus der Kehle.

Und da — oh der unsäglichen Erlösung! Da, als ich mit Frau Emma zugleich meine Blicke Ihesi zulehrte, da brach es harmonisch über deren Lippen, süß wie der verklingende Lerchentou über uns in den Lüften — halb Lachen, halb Weinen.

Und schon hatte das Mädchen die Hände der schwankenden Frau erfaßt und diese an sich gezogen.

„Aber, Ihr Lieben — warum euch nachträglich noch so über eine Katastrophe ängstigen, die ja glücklich vorübergegangen ist! Denkt nicht mehr daran — freut euch, daß das Schwerste überstanden ist — —“

Und Worte des Trostes, der Freude, der Hoffnung schauerten über Frau Emma, verjagten ihre Angst, ließen sie neu aufleben.

Ihesi — Ihesi log! log, wie wir zu thun in dem gleichen Moment unfähig gewesen wären, und wenn unser aller Leben davon abgegangen hätte!

Das alles war schneller vor sich gegangen, als sich's erzählen läßt — der Bann, der uns gelähmt, war so schnell verflogen, wie er uns gefangen genommen hatte — — und doch lag in dieser flüchtigen Zeitspanne die Entscheidung über unser aller Schicksal!

Frau Emma lehnte schluchzend an Ihesi's Brust, aber es waren befreiende, erlösende Thränen, die sie weinte. Johannes, bei dem Fassung und Selbstbeherrschung ebenso schnell zurückgekehrt waren wie bei mir, spendete jetzt freigebig den tröstenden Zuspruch — der ohne Ihesi's Eingreifen wirkungslos geblieben — zu spät gekommen sein würde — jetzt aber mit gläubigem Vertrauen entgegengenommen ward. Ich schaltete so ganz nebenher ein, wie ich deshalb aufs heftigste erschrocken wäre, weil mir erst durch die Kunde von der überstandenen Krise das Verständnis für die vorherige Gefahr unseres Freundes aufgegangen sei, womit Frau Emma sich begnügte, ohne weiter darüber nachzugrübeln, was denn eigentlich auf Sekunden ein so entsetzliches Gefühl der Furcht in ihr habe entstehen lassen. Das hoffnungsfreudige Lächeln, so notwendig für die Gemütsruhe des Kranken, erschien wieder auf ihrem lieben, blassen Gesicht, auf das der zurückkehrende Arzt mit offener Erleichterung blickte.

Die Benachrichtigung der Wärterin: „Der Kranke sei erwacht,“ rief ihn und Frau Emma aus unserer Mitte.

Wir blickten uns einen Moment sprachlos an, wie Leute, die soeben gemeinsam einer tödlichen Gefahr entgangen sind — dann nahm ich Ihesi beim Kopf, und der Kuß, den ich auf ihre Lippen drückte, ist wohl einer der innigsten gewesen, die ich in meinem Leben gegeben habe.

Johannes sah aus, als habe er die größte Lust, meinem Beispiel ohne jede weitere Erläuterung zu folgen; da das aber nicht anging, that er mit den Augen,

was ich mit den Lippen gethan hatte. Wie er sie ansah — seine ganze Seele lag in seinem Blick, seine in Liebe Ihesi zu eigen gewordene Seele — —

Und sie? Sie stand vor ihm in selig erstauntem Schreck, als sei ihr gar nicht möglich, das für wahr zu halten, was doch so deutlich auf Johannes' Gesicht zu lesen stand. Dann aber — dann entzündete sich auch in ihren Augen dieselbe Verklärung, welche die meines Johannes in feuchtem Glanz erstrahlen ließ. Und dann — dann war die Welt für die beiden verschwunden, für die beiden, die nur sich sahen, die sich erkannten, sich und was in ihnen lebte, und die ihre Seelen mit einander vernähnten während des stummen und doch so beredten Geständnisses, welchem durch ihre Blicke allein Ausdruck gegeben ward — —

Die alte, total vergessene Großmutter aber schlich leise aus dem Zimmer und mußte nicht, ob sie sich freuen oder für ihre Lieben zittern sollte.

Ich lief draußen dem zurückkehrenden Arzte in die Arme. „Das nöthige Wunder scheint uns begnadigen zu wollen“, flüsterte er tiefbewegt, „der Kranke befindet sich bedeutend besser. Er glaubt und hofft wieder auf seine Genesung — das ist mehr wert als alles, was die Wissenschaft zu thun vermag. Frau Emma's Freudigkeit und ihre Erzählung von Ihesi's zuverlässigen Worten haben das bewirkt. Er will Sie alle sehen. Denn daß, was Ihesi gesprochen, unwahr sein könne, das hält er für ebenso unmöglich, wie ich für unwahrscheinlich gehalten habe, daß das Mädchen so vernünftig handeln werde. Darum verursachte mir auch ihr Erscheinen einen ganz höllischen Schreck Nun — sie hat gerade das Gegenteil von dem, was ich befürchtete, bewirkt. — Dank ihr kommen wir jetzt doch vielleicht über den schlimmen Moment hinweg. Was aber um Gotteswillen hat denn ihren spröden Wahrheitsfanatismus, der heute zu einem Verbrechen hätte werden können, endlich einmal zum Schweigen gebracht, verehrte Frau?“

Ich hatte mich so geschickt, wie mir dies meine Verlegenheit nur erlaubte, fortwährend so gedreht und gewendet, daß es mir eine Weile gelungen war, den Doktor vom Betreten des Salons abzuhalten. Bei seinen letzten Worten aber hatte er doch die Thür zu demselben erfaßt und geöffnet — um sie im nächsten Moment leise wieder zu schließen. Was er aber während desselben gesehen — das mußte ihm eine genüendere Antwort auf seine Frage erschienen sein, als er sie von mir hätte erhalten können. Sein Gesicht war ergötlich. Erst das maßloseste Erstaunen — dann Mundspitzen zu einem unhörbaren Pfiff — und dann ein vergnügt-pfiffiges Schmunzeln. Mit dem nickte er mir zu.

„Gratuliere von Herzen, verehrte Frau — jetzt bin ich vollständig beruhigt! Da ist mir ja wirklich ein Wunder zu Hilfe gekommen, das, so Gott will, vollbringen wird, wo mein Können und Wissen Stückwerk blieb. Gratuliere — gratuliere uns allen!“

Ob uns zu gratulieren war?

Lange Zeit habe ich mich mit schweren Zweifeln darüber herumgetragen — mit recht angstvollen Befürchtungen, die sich aber, Gott sei Dank, nicht bewahrheitet haben!

Die Macht werththätiger Liebe, die Thesi's wahrheitsliebende Lippen zur Lüge zwangen — — lange, lange Zeit noch, denn sie pflegte und tröstete uns richtig unsern kranken Freund mit unsäglichster Selbstverleugnung und Selbstopferung vom Grabesrand hinweg in ein neues Leben hinein — — sie ist doch stärker als alles, vor ihr muß selbst der klügeldste Verstand die Segel streichen!

Meine Kinder sind bei dem: „Gefühl ist alles; Name Schall und Rauch —“ angekommen. Da sie erkannt haben, daß ihre Ziele dieselben sind, erlaubt eines dem anderen die anders gearteten Wege zu demselben, die nun einmal jedes sich ausgesucht hat. Thesi ist still und demüthig geworden, seit sie das Leben belehrt hat, daß dieses bisweilen Anforderungen stelle, vor denen auch die vermeintlich unerschütterlichsten Grundsätze zu wanken beginnen. Daß die Johannes innewohnende Wahrhaftigkeit, von der er weit weniger Wesens gemacht hat, als sie von der ihren, seinem Willen nicht unterthan, er selbst dann zur Lüge unfähig war, als er sie wollte — das hat sie für alle Zeit geheilt von der Möglichkeit eines Zweifels an derselben. Und da ihr das ferner bewies, wie ernst es ihm mit allem sein müsse, für was er eintrete, also auch mit seinem Glauben, ist ihr darum seine Überzeugung zu etwas Ehrwürdigem geworden, die sie nicht um alles auch nur mit einem Hauch verletzen möchte.

Mein Johannes?

„Wir haben nur verschiedene Namen für dieselbe Sache, mein Weib und ich,“ sagt er milde, „denn in der Hauptsache sind wir eins, darin nämlich, daß die Liebe das höchste Gebot ist. Wen aber die Liebe leitet, — der geht gute Wege!“



## Die französische Revolution in ihrer Bedeutung für den modernen Staat.

(Fortsetzung.)

**E**benso entschlossen, wie die Gegner feige sind, drängt der neue Souverän sofort nach. Der Stadtrat entsendet eine Deputation in die gesetzgebende Versammlung mit der bedingungslosen Forderung, unumkehrlich ungesäumt die Entthronung des Königs auszusprechen. Das Volk, welches uns zu euch schickt, erklärt der Präsident des Stadtrats, hat uns beauftragt, zu sagen, daß es euch auf's neue mit seinem Vertrauen belohne; aber wir sollen hinzufügen, daß es als einzigen Richter über die außerordentlichen Maßregeln, zu denen es sich durch den Widerstand gegen die Unterdrückung veranlaßt gesehen hat, nur sich selbst, das französische Volk, euren und seinen in den Urwählerversammlungen verkörperten Herrn anerkennen könne. Bald darauf erscheint das souveräne Volk selbst in Gestalt einer Bürger-Deputation vor den Schranken, wiederholt das Petition der Gemeinde und knüpft daran die Exekutions-Androhung: „Wisset, daß die Tuilerien in



Flammen stehen, und daß wir dem Feuer nicht eher Einhalt gebieten werden, als bis das Volk gerächt ist. Wir fordern nochmals Namens des Volkes von euch die Absetzung der vollziehenden Gewalt; es ist ein Akt der Gerechtigkeit, welchen wir beanspruchen; wir erwarten denselben von euch." Darauf bewilligt die gesetzgebende Versammlung der Deputation die „Ehren der Sitzung“ und erläßt ein Dekret, durch welches zwar die Ausarbeitung einer neuen Verfassung dem zu berufenden Nationalkonvent vorbehalten, die Suspendierung des Königs aber sofort ausgesprochen wird. In den Motiven dieses Dekrets knüpft sich an den Hinweis darauf, daß von verschiedenen Teilen des Reiches die Zurücknahme der Ludwig XVI delegierten Gewalt gewünscht werde, die charakteristische Erwägung: „Die gesetzgebende Gewalt darf und will nicht ihre Befugnisse durch Ufurpationen vermehren; in der Lage, in die sie durch die Ereignisse versetzt worden ist, und für welche die Gesetze keine Vorkehrung getroffen haben, kann sie ihre unerschütterliche Treue zur Verfassung mit dem festen Entschluß, sich eher unter den Trümmern des Tempels der Freiheit begraben als die letztere untergehen zu lassen, nur in der Weise vereinigen, daß sie zur Souveränität des Volkes ihre Zuflucht nimmt.“<sup>1)</sup>

Mit derselben Energie, mit der er den Kampf geführt, ruht der Radikalismus den Sieg aus. Der neue Stadtrat läßt der gesetzgebenden Versammlung durch den Mund Robespierres erklären: „Gezwungen über das eigene Wohl zu wachen, hat das Volk durch seine Delegierten für seine Sicherheit gesorgt. . . . Es ist notwendig, daß diejenigen, welche das Volk zu den obrigkeitlichen Stellen berufen hat, die ganze Vollgewalt haben, welche dem Staatsoberhaupt zukommt.“ Dem entsprechend geriert die Kommune sich, d. h. sie nimmt alle Befugnisse eines Staatsoberhauptes für sich in Anspruch. Die gesetzgebende Versammlung besteht nur noch dem Namen nach weiter. Zwar erweist die Kommune ihr gelegentlich gewisse Rücksichten, indem sie ihr die Redaktion und Promulgation einzelner Gesetze überläßt, oder bei gar zu eklatanten Rechtsverletzungen seitens des souveränen Volks eine Deputation zur Rechtfertigung entsendet; in Wahrheit aber hat die Legislative nichts weiter als den Schein einer Gewalt; die wirklichen Herren sind die neuen Stadträte. Sie leisten den Dekreten der gesetzgebenden Versammlung Gehorsam oder lehnen sich gegen dieselben auf, je nachdem es ihnen beliebt, und üben alle staatlichen Hoheitsrechte aus, als ob sie de jure dazu berufen wären.<sup>2)</sup> Auf dem Stadthause giebt man neue Gesetze und hebt bestehende auf; von dort aus wird im Falle des Bedürfnisses die richterliche Gewalt gehandhabt und in jeden Zweig der Verwaltung übergegriffen — kurzum, der neue Stadtrat regiert Frankreich in der Weise eines absoluten Herrschers. Das Gefährlichste dabei ist, daß die große Mehrzahl der Mitwirkenden in bestem Glauben handelt. Unter den neuen Stadträten sind einige gemeine Schurken und mehrere Narren. Die Mehrzahl aber besteht aus ordentlichen Leuten mit einem Durchschnittsverständnis. Dank

<sup>1)</sup> Buchez et Roux. Tom. XVII, p. p. 11 etc. 17. etc.

<sup>2)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII p. p. 435, 436.

der geschickten Agitation des Radikalismus und der Mißwirtschaft der gesetzgebenden Versammlung sind dieselben schließlich zu der Überzeugung gelangt, daß sie in der That der Souverän und als solcher befügt und verpflichtet seien, die Ausübung der Staatsgewalt selbst zu übernehmen. Es ist ihnen unzweifelhaft, daß diese Gewalt „an ihre Quelle zurückgekehrt sei“ und also die Gemeindeversammlungen „die einzig legalen Autoritäten“ darstellen. Pétion, dessen Zeugnis um so beweiskräftiger ist, als die Behandlung, die er seitens der neuen Stadträte erfuhr, ihn nicht zu deren Gunsten einnehmen konnte, sagt von ihnen: „Ein großer Teil glaubte ein gesetzlich begründetes Recht auszuüben, wenn er die Gewalt usurpierte, glaubte sich der Tyrannei zu widersetzen, wenn er dem Gesetz Widerstand leistete, glaubte einen Beweis bürgerlicher Tugend zu liefern, wenn er seine Pflichten als Bürger verletzte.“<sup>1)</sup>

Es würde einer besonderen und recht umfangreichen Abhandlung bedürfen, wollte man ein erschöpfendes Bild von der Thätigkeit des neuen Stadtrats geben. Schon am ersten Tage seiner Existenz hat er einige hundert Dekrete erlassen, und in fieberhafter Hast ist es so fortgegangen. Für den vorliegenden Zweck genügt es, an einigen Beispielen zu zeigen, wie die Lehre von der Volkssouveränität auf dem Stadthause ins Praktische überetzt wurde.

In erster Reihe suchte der Stadtrat sich die erforderlichen Handhaben zu verschaffen, um die Gegner der Revolution in seine Gewalt zu bringen; einerseits das Bedürfnis nach Ruhe, andererseits die Besorgnis vor den Aristokraten und dem Herzog von Braunschweig ließen es ihm notwendig erscheinen, daß er ein unbedingtes Verfügungsrecht über die persönliche Freiheit für sich in Anspruch nähme. Zunächst legte man Beschlag auf die Person des Königs. Die gesetzgebende Versammlung hatte denselben im Palast Luxemburg interniert; der Stadtrat, um Ludwig XVI und seine Familie unter eigenen Verchluß zu nehmen, ordnete an, daß sie nach dem alten Templergebäude abgeführt würden. Sodann votierte er mehrere Dekrete, durch welche er sich das Recht sicherte, ihm mißliebige Personen dingfest zu machen. Unter Berufung darauf, daß das geltende Recht, wonach ausschließlich den Friedensrichtern die Befugnis zustand, gegen verdächtige Personen einzuschreiten, nicht aufrecht erhalten werden könnte, weil das Volk diesen Beamten mißtraute, suspendierte er dieselben und übertrug ihre Funktionen den Sektionsversammlungen<sup>2)</sup>. Behufs Kontrollierung des Verkehrs an den Stadthoren wurden Bestimmungen über das Paßwesen votiert, welche darauf hinausgingen, daß niemand Paris verlassen dürfe, der sich nicht vor einem Gemeindeauschuß oder einer Sektion legitimiert hätte<sup>3)</sup>. Weiter usurpierte der neue Stadtrat das Recht, die Gefängnisse zu beaufsichtigen und alle Bürger in Freiheit zu setzen, welche sich wegen einer gegen den König, die Königin oder Lafayette gerichteten Strafthat in Haft befänden. Später wurde das betreffende Dekret dahin erweitert, daß die mit der Gefängnisaufsicht betrauten Kommissare die Ermächtigung

<sup>1)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XXI p. p. 101. etc.

<sup>2)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII. p. 33.

<sup>3)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII. p. p. 192, 193.

erhielten, „alle Erhebungen und Requisitionen anzustellen, welche sie für notwendig erachteten, um die Bestrafung des Verbrechers und die Rechtfertigung der Unschuld herbeizuführen.“ Am 14. August endlich wurde ein Überwachungsausschuß eingesetzt mit der Bestimmung, die politischen Verbrechen und Vergehen zu verfolgen, Verhaftungen anzuordnen, Verdächtige zu vernehmen, Entlassungen aus der Haft zu verfügen und andere ähnliche Funktionen auszuüben, welche nach den bestehenden Gesetzen in die ausschließliche Kompetenz der gesetzgebenden Versammlung, beziehungsweise ihrer Organe fielen.<sup>1)</sup> In der Ausübung der Machtbefugnisse, welche er sich angemahnt hatte, kennt der Gemeinderat keine Bedenken; ihm ist das Recht ein Mittel zur Erreichung politischer Zwecke, und er handhabt es lediglich von diesem Gesichtspunkte aus. So ordnete er beispielsweise die Freilassung aller derjenigen an, welche wegen Schulden oder wegen Vergehen gegen die Disziplin verhaftet waren; Leute mit derartigen Antezedentien versprachen eben wertvolle Mitarbeiter bei dem Aufbau der neuen Staatsordnung zu werden.<sup>2)</sup> Mit gleicher Willkür verfolgte er andererseits jedermann, der ihm Opposition machte. Die Redakteure der unliebsamen Zeitungen, diese „Vergifter der öffentlichen Meinung,“ wurden auf das Stadthaus zitiert, um sich dort zu verantworten, und ohne irgend welches Verfahren überwies der Stadtrat die Druckereien der verdächtigen Persönlichkeiten den „Patrioten“ vom Schlage Marats. Der Vertrieb royalistischer Blätter durch die Post wurde einfach untersagt. Im Bedürfnisfalle ging man sogar noch rücksichtsloser vor. Auf den Verdacht hin, daß ein der Kommune unbequemer Publizist im Kriegsministerium sich aufhielte, wurde letzteres zerniert und jedermann festgenommen, der das Gebäude verließ.<sup>3)</sup> Am willkürlichsten verfuhr das neue Stadtreghment mit den Priestern und Aristokraten. Eine förmliche Treibjagd wird auf das verhaftete Wild angestellt. Nachdem die Stadthore geschlossen, auf der Seine Wachtschiffe postiert und auf den Quais Schildwachen aufgestellt sind, werden nächtlicher Weile durch 700 Sanscalotten-Patronillen Haus-suchungen vorgenommen, d. h. man bricht in die Häuser ein und durchstöbert alles vom Keller bis zum Boden. Das Ergebnis ist, daß 3 bis 6000 Personen — die Angaben schwanken zwischen diesen beiden Zahlen — verhaftet und ins Gefängnis abgeführt werden, wo sie bald darauf als Opfer der Septemberröcher fallen.

Mit derselben Mißachtung wie die persönliche Freiheit behandelte der Stadtrat das Eigentumsrecht. So legte er beispielsweise Beschlagnahme auf die Bronzen in den Kirchen, die Kirchen- und Gemeindeglocken und alle eisernen Gitter behufs Anfertigung von Kanonen, Kugeln und Piken. Die Besitzer von Waffen und kriegstauglichen Pferden wurden gezwungen, dieselben auszuliefern. Der Handel mit Salpeter wurde untersagt und angeordnet, daß Salpeter nur an Pulvernühlen verabfolgt werden dürfte<sup>4)</sup>. Sämtliche Kostbarkeiten in den öffent-

<sup>1)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII, p. p. 187, 189.

<sup>2)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII p. 362.

<sup>3)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII, p. p. 51, 152, 160, 193, 392, 393.

<sup>4)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVIII, p. p. 360, 407, Tom. XVIII, p. p. 254.

lichen Gebäuden, den königlichen und fürstlichen Schlössern zog der Stadtrat zu gunsten der Gemeindefasse ein. Das bewegliche Vermögen der Emigrierten erklärte er, soweit dasselbe der Militärverwaltung von Nutzen sein könnte, für Eigentum der Nation. Später erweiterte er diese Bestimmung dahin, daß der ganze Mobilienbesitz der Ausgewanderten für die Armee zu verwenden wäre<sup>1)</sup>. Bei den Hausdurchsuchungen, welche auf Befehl der Kommune stattfanden, wurde alles Metall-Geld weggenommen und dafür der gleiche Nominal-Betrag in Assignaten — welche letztere schon im August 1792 um 40 Prozent unterwertig waren — zurückgelassen. Diejenigen, welche als verdächtig in Haft genommen waren, verloren ihre ganze Habe. Da man auf dem Stadthause auch das Münzregal ausüben wollte, erhielten die Sektionen die Ermächtigung, alles den Kirchspielen gehörige Silbergerät einzuziehen<sup>2)</sup>. Kurzum der Stadtrat faßt zu, wo er etwas findet, ohne sich im geringsten darum zu bekümmern, daß durch die Verfassung die Unverletzlichkeit des Eigentums als ein Grundrecht des französischen Bürgers verbürgt ist.

Als eine unmittelbar vom Volke mit der Ausübung der Staatshoheit beauftragte Behörde durfte der Stadtrat keine Zustanz über sich anerkennen; die hierarchische Organisation, welche bis zum 10. August bestanden hatte, mußte fallen, und in der That wurden denn auch der Vorstand und der Rat des Departements sofort kurzer Hand suspendiert. Von der gesetzgebenden Versammlung dieserhalb zur Rede gestellt, erklärte der Stadtrat, er müßte die ganze Mächtigkeit eines Souveräns für sich in Anspruch nehmen und könnte als direkter Vertreter des Volkes nicht zugestehen, daß eine Behörde existierte, welche sich eine höhere Autorität anmaßte oder die seinige zu balancieren versuchte, weil dadurch „ein ewiger Keim der Unordnung in die Regierung übertragen werden würde.“ Der Fortbestand einer solchen „seine Souveränität bedrohenden Behörde“ würde das Volk nötigen, „noch einmal die Aufgabe der Vergeltung in die eigene Hand zu nehmen.“<sup>3)</sup> Aus dem Dogma der Volkssouveränität leitete der Stadtrat dann weiter die Berechtigung ab zu jedem Eingriff in die staatliche Administration, welcher ihm opportun erschien. Einer der wichtigsten Zweige der letzteren war die Versorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln, und man hatte dieselbe daher einem besonderen Ausschusse übertragen. Am 30. August führt der Minister des Innern in der gesetzgebenden Versammlung darüber Klage, daß jener Ausschuss, in den er sein ganzes Vertrauen setze, von der Stadtverwaltung einfach aufgehoben worden sei, so daß er die Verantwortung für die Verpflegung nicht länger zu tragen vermöge.<sup>4)</sup> Im Widerspruch mit den klaren Bestimmungen des Gesetzes unterstellte der Stadtrat die Hospitäler seiner Aufsicht. Er übernahm die Verwaltung und den Verkauf der Nationaldomänen. Auch in das Kultus-Resort griff er über, indem er beispielsweise den Geistlichen bei Verlust

<sup>1)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVIII, p. 366, Tom. XVIII, p. 269.

<sup>2)</sup> v. Sybel, Bd. 1, S. 539. Buchez et Roux l. c. Tom. XVII, p. 194.

<sup>3)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII, p. p. 70, 71.

<sup>4)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII, p. 150.

ihres Amtes untersagte, für eine Taufe, Eheschließung oder Leichenfeier irgend welche Sporteln zu erheben.<sup>1)</sup> Die Heeresverwaltung verblieb zwar den bestehenden Behörden; aber der Stadtrat mischte sich fortgesetzt in dieselbe ein, selbst bei rein technischen Fragen; nicht nur ließ er die Truppen durch seine Kommissare inspizieren, er traf auch Bestimmungen über die Ausrüstung der Soldaten, ja selbst darüber, wie und durch wen die Patronen anzufertigen wären.<sup>2)</sup> Für die auswärtige Politik stellte er die maßgebenden Grundsätze fest; so forderte er unter anderem die gesetzgebende Versammlung auf, namens der französischen Nation der Welt zu erklären, Frankreich verzichtete auf jede Eroberung, würde aber die größten Anstrengungen machen, um alle Völker des Erdballs von den Fesseln des Despotismus zu befreien.<sup>3)</sup> Selbst in rein diplomatische Angelegenheiten sprach er hinein, wobei das Völkerrecht ungefähr mit der gleichen Mißachtung behandelt wurde wie die Gesetze des Inlands. Auf die Anzeige eines Hufschuiebes hin, daß mehrere Wagen Paris verlassen haben, als deren Eigentümer der venetianische Gesandte gelte, wird letzterer auf das Stadthaus zitiert und dort einem peinlichen Verhör unterworfen. Als Frau von Staël, die Gemahlin des schwedischen Gesandten, abreisen will, muß sie sich zunächst vor einer Kommission des Stadtrats von dem Verdacht reinigen, daß sie den ehemaligen Kriegsminister Nerbonne durchzuschuggeln beabsichtige.<sup>4)</sup>

Die Herrschaft absoluter Willkür beschränkte sich keineswegs auf die Bannmeile von Paris. Selbst wenn das Dogma der Volkssouveränität in seiner radikalsten Form Rechtens gewesen wäre, und gegen die Wahlen vom 10. August kein Einwand hätte erhoben werden können, so würde dem Pariser Stadtrat doch nur das Recht zugestanden haben, die obrigkeitliche Gewalt über die Hauptstadt auszuüben. Statt dessen gerierte er sich aber als der Herr von ganz Frankreich. Vom Stadthause aus werden Kommissare in die Provinzen entsandt, um sich der dort vorhandenen verdächtigen Personen und ihres Eigentums zu bemächtigen; gleichzeitig ergeht an die Provinzialbehörden die Weisung, diesen Kommissaren jede Unterstützung zu teil werden zu lassen, deren sie im Interesse des öffentlichen Wohles bedürfen. Im September erscheint in der Bretagne ein städtischer Vertreter, um namens der Kommune Nachsuchungen nach Gewehren, Kanonen und Waffen anzustellen, welche sich etwa in den verschiedenen Städten vorfinden, so wie um die Vorräte an Lebensmitteln, Munition und Futter zu revidieren. Die von dem Stadtrat vorgenommenen Konfiskationen erstrecken sich auch auf die benachbarten Gemeinden; was dort an Geld, Metallen, Waffen und Wertgegenständen in öffentlichen Gebäuden oder in den Häusern der Emigrierten vorhanden ist, wird für die Pariser Gemeindefasse eingezogen. Das Gleiche geschieht mit dem Eigentum derjenigen, welche zur Aburteilung wegen Staatsverbrechen aus

<sup>1)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XIII, p. p. 280, 281, Tom. XX, pag. 112.

<sup>2)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVIII, p. p. 253, 254.

<sup>3)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII, p. 192.

<sup>4)</sup> Taine l. c. Tom. III, p. 264. Note u. Buchez et Roux l. c. Tom. XVII, p. 365.

der Provinz nach der Hauptstadt gesandt werden. Die Aufforderung des Ministers, darüber Rechenschaft abzulegen, bleibt unbeantwortet.<sup>1)</sup>

Um seinen Rechtstitel zu wahren, bemühte der Stadtrat sich, den Glauben zu erwecken, als ob er in der That ein bloßes Organ des souveränen Volkes wäre und dem Willen desselben unbedingt gehorchte. Über dem Thor des Stadthauses glänzte die Inschrift:

„Obéissez au peuple, écoutez ses décrets :

Il fut des citoyens avant qu'il fût des maîtres.

Nous rentrons dans les droits, qu'ont perdu nos ancêtres.<sup>2)</sup>

Als Volk geben die Stadträte das Publikum aus, welches sich auf den Tribünen ihres Beratungsfaals zusammenfindet, und vor diesem Gesindel ergehen sie sich denn auch in tiefen Reverenzen. Man räumt ihm, wenn es verlangt wird, das Wort ein, oder der Präsident konsultiert „die Weisheit der Tribünen“, sobald es sich um Fragen handelt, an welchen das Volk einen besonderen Anteil nimmt. Als Anfangs September 1792 eine Sektion dem Stadtrat ihre Unzufriedenheit mit ihrem Vertreter zu erkennen giebt, wird nach einer kurzen Diskussion auf Antrag des Procurators der Kommune der Beschluß gefaßt, „daß eine Stellung, die auf Vertrauen beruhe, verloren werden müsse, wenn daselbe nicht mehr vorhanden sei.“ Selbst die Ausübung der Polizei im Stadthause überläßt man dem souveränen Volke: wer leßterem „unwürdig“ erscheint, wird vor die Thür gesetzt oder gar bestraft. Eines Tages spricht sich ein alter Zwalide abfällig über die Kommune aus; sofort verurteilen ihn die „Bürger der Tribünen“ zu einer vierundzwanzigstündigen Haft, und der Stadtrat vollstreckt das Erkenntnis.<sup>3)</sup>

Von den gesetzlich bestellten Obrigkeiten ließen die einen die Dinge gehen, wie sie wollten, weil ihnen der Mut zum Handeln fehlte, die anderen, in welchen die Radikalen die Oberhand gewonnen hatten, leisteten der Rebellion auf dem Stadthause offene Unterstützung. Der Justizminister beispielsweise richtete an die Gerichtshöfe ein Rundschreiben, in welchem er den zehnten August als eine „für ewige Zeiten denkwürdige, heilige Erhebung“ feierte und daran eine Rechtfertigung der Eingriffe des Volkes in die Justiz sowie die Anklage gegen die Richter knüpfte, sie liebten die neue Ordnung der Dinge nicht.<sup>4)</sup> Die gesetzgebende Versammlung schwankte hin und her — ein getreues Spiegelbild der französischen Bourgeoisie. Unter dem ersten Eindruck der Ereignisse vom 10. August fügte sie sich demüthig den Befehlen des neuen Machthabers. Als ihr die Nachricht von der Bildung des neuen Stadtrats zugeht, wird zwar der Antrag auf sofortige Richtigkeitserklärung gestellt; von anderer Seite aber machte man dagegen geltend, das Volk müsse durch Überredung und nicht durch Gewaltmaßregeln aufgeklärt werden; es sei unflug, in dem Augenblicke Männer zu beseitigen,

<sup>1)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII, p. 450, Tom. XX, p. p. 107 u. Tom. XXIV, p. 293. Taine l. c. Tom. III, p. 263.

<sup>2)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII, p. 190.

<sup>3)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII, p. p. 196, 358, Tom. XVIII, p. 257.

<sup>4)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII, p. p. 294 etc.

welche der öffentlichen Sache mit Erfolg dienen könnten — und diese zweite Auffassung gewinnt die Mehrheit für sich.<sup>1)</sup> Ja man geht sogar noch weiter und gewährt dem Stadtrate bei seinem gesetzwidrigen Vorgehen aktiven Beistand. Fast zu der nämlichen Stunde, in welcher auf dem Stadthause gegen alles Recht die Friedensrichter suspendiert werden, dekretiert die gesetzgebende Versammlung, „in Erwägung, daß die Friedensrichter von Paris nicht mehr das Vertrauen des Volkes besitzen,“ seien die Sektionen zu Neuwahlen aufzufordern. Sodann wird dem Stadtrat die Befugnis erteilt, Hausdurchsuchungen vorzunehmen behufs Beschlagnahme der Waffen und des Pulvers, welche etwa bei verdächtigen Personen versteckt sein könnten. Ein anderes Dekret überträgt der Kommune die Sicherheitspolizei.<sup>2)</sup> Daneben buhlt die geängstigte Bourgeoisie um die Gunst der bewaffneten Macht, selbstredend wiederum mit Mitteln, welche die Gefahr der Lage nur erhöhen. Sämtliche Offiziere der Pariser Gendarmerie erhalten auf Antrag der ihnen unterstellten Truppe den Abschied, und letzterer wird das Recht eingeräumt, sich neue Vorgesetzte zu wählen. Das Oberkommando wird einem Wechsel jeden dritten Monat unterworfen. Alle wegen Insubordination in Haft befindlichen Soldaten läßt man frei und schlägt die seit dem September 1791 wegen derartiger Vergehen schwebenden Untersuchungen nieder. In den Motiven zu dem betreffenden Dekret heißt es, die Menschlichkeit und die Gerechtigkeit sprechen zu gunsten der Soldaten, die sich gegen Vorgesetzte vergangen haben, „welche, nachdem sie alles gethan, um ihre Untergebenen zur Verzweiflung zu bringen und sie zu Opfern ihrer Liebe zur Freiheit zu machen, sich den Fahnen der gegen Frankreich verschworenen Feinde zuwandten.“<sup>3)</sup>

Nach Überwindung des ersten Schreckens machte die Nationalversammlung allerdings einige Versuche, ihre Autorität zu wahren. Als die Kommune die Überführung gewisser Staatsverbrecher von Orleans nach Paris verlangte und diese Forderung mit der Drohung unterstützte: „Ihr habt nun gehört und wißt, daß die Insurrektion eine heilige Pflicht ist,“ erklärte der Präsident, eine derartige Sprache könnte die nach der Verfassung allein legitimierten Vertreter der Nation nur in dem Entschluß bestärken, auf ihrem Posten zu sterben.<sup>4)</sup> Man begnügte sich sogar nicht nur mit allgemeinen Deklamationen. Die eigenmächtige Suspendierung der Bezirksbehörde seitens der Kommune beantwortete die gesetzgebende Versammlung mit einem Dekret, welches die sofortige Neubildung des Departementsrats anordnete. Allein, es bedarf nur eines energischen Auftretens im Stadthause, und die Bourgeoisie verschwindet alsbald im Mauselloch. Die Kommune entsendet eine Deputation, deren Führer, Robespierre, die Träger der höchsten Gewalt mit den Worten apostrophiert: „Nachdem das Volk das Vater-

<sup>1)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII, p. 8.

<sup>2)</sup> Buchez et Roux, l. c. Tom. XVII, p. p. 28sq., 66. Siehe auch die Dekrete vom 10. und 11. August 1792 bei Duvergier l. c. Tom. IV, p. p. 291, 293, 295.

<sup>3)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII, p. 101. Siehe auch die Dekrete vom 12., 15., 23. August und 3., 4. September 1792 bei Duvergier l. c. Tom. IV, p. p. 303, 309, 348. 407.

<sup>4)</sup> Buchez et Roux, l. c. Tom. XVII, p. p. 116, 117, 151.

land gerettet hat, was habt ihr da noch zu thun, als seinem Willen Folge zu leisten? Habt ihr Bedenken, euch der Weisheit des Volkes anzuvertrauen, des Volkes, welches über das Wohl des Vaterlandes wacht und allein im Stande ist, dasselbe zu sichern?" Die Dantonisten treten dieser Argumentation bei, und so wird das eben zitierte Dekret dahin abgeändert, daß der neu zu bildende Departementsrat nicht etwa die Funktionen seines Vorgängers zu übernehmen habe, sondern in seiner Kompetenz auf Steuerangelegenheiten zu beschränkt sei.<sup>1)</sup> Zu einem zweiten Protest ermannte sich die gesetzgebende Versammlung, als der Stadtrat eigenmächtig die ihm mißliebigen Zeitungsredakteure verhaften ließ; sie verfügte, daß die vom Stadthause ergangenen Citationen null und nichtig wären. Aus Anlaß der oben erwähnten Zernierung des Kriegsministeriums ordnete sie sogar die Auflösung des Generalrats an und befahl Neuwahl. Aber auch dieses Mal schwand ihr der Mut, als sie auf entschlossenen Widerstand stieß. Die Kommune weigerte sich, dem Auflösungsdekret Gehorsam zu leisten, und ließ durch eine Deputation die Erklärung abgeben, sie wollte die Entscheidung über ihr Schicksal den Unwählerversammlungen anheimgeben; der gesetzgebenden Versammlung fehlte jedes Recht zu einer Intervention, denn der Kommune wäre von dem Volke unbegrenzte Machtbefugnis übertragen; das Volk hätte ihr gesagt: „Handelt in meinem Namen, und ich werde alles billigen, was Ihr thut.“ Wiederum nahm ein Teil der Versammlung Partei für die Rebellen als für Männer, „welche sich um das Vaterland wohl verdient gemacht hätten.“ Die Suspension der Friedensrichter, die Sequestrierung der Güter der Emigrierten, die Verhaftung der Verdächtigen, die Unterdrückung der gemäßigten Presse und alle die übrigen zahlreichen Gewaltthätigkeiten, deren die Kommune sich schuldig gemacht hatte, wurden von Tallien, dem Führer der Deputation, als ebenso viele Titel auf den Dank der Nation hingestellt. Wer die Hand gegen das Stadthaus erhebt, ruft er aus, der bedroht auch jenes Volk, das am 14. Juli die Revolution machte und sie am 10. August befestigte. In stummer Ergebenheit hört die gesetzgebende Versammlung diese Beschimpfungen an, lädt die Deputierten zu den Ehren der Sitzung ein und beschließt den Protest des Stadtrats zu prüfen.<sup>2)</sup>

Dabei ist es dann verblieben. Die gesetzgebende Versammlung hat dem Konvent Platz gemacht, die neuen Stadträte aber haben mit derselben willkürlichen, allem Recht hohnsprechenden Weise fortregiert. Sie glaubten eben an die Volkssouveränität und mit diesem Glauben verbunden sie ein energisches Wollen, — zwei Faktoren, welche in dem Kampf um das politische Dasein von ausschlaggebender Bedeutung sein können. —

Den Höhepunkt seiner Entwicklung unter der Herrschaft der Bourgeoisie hat das Dogma der Volkssouveränität in den sogenannten Septembemorden erreicht; sie bilden eines der wertvollsten historischen Präparate, um den pathologischen Charakter jener Irrlehre zu demonstrieren.

<sup>1)</sup> Buchez et Roux, l. c. Tom. XVII, p. p. 70, 71.

<sup>2)</sup> Buchez et Roux, l. c. Tom. XVII, p. p. 160, 166



Am 14. August 1792 erschienen mehrere Föderierte vor den Schranken der gesetzgebenden Versammlung und forderten die Bildung eines außerordentlichen Gerichtshofes, welcher die Aufgabe haben sollte „das Blut ihrer Brüder zu rächen.“ In gleichem Sinne sprachen sich unmittelbar darauf zwei Deputationen des Stadtrats aus, die letzteren mit dem drohenden Zusatz: „Wenn das Dekret nicht erlassen wird, so ist es unsere Aufgabe, darauf zu warten.“ Seitens der Volksvertretung wurde gegen die beleidigende Form, die in dieser Art indirekten Befehls lag, Protest eingelegt; die Deputierten erhielten zur Antwort, sie möchten ihre Worte besser abwägen und dessen eingedenk sein, daß sie zu den Repräsentanten einer großen Nation sprächen. Aber schon am folgenden Tage verfiel die Versammlung in ihre gewohnheitsmäßige Zaghaftigkeit, als Robespierre an der Spitze einer dritten Deputation namens der Gemeinde nochmals das Verlangen stellte, daß neue, „den Umständen angepaßte Richter“ eingesetzt würden, da die alten durch ihre Pflichtvergeßlichkeit das Land geraden Wegs ins Chaos führten. „Das Volk, sagte der Redner, schenkt euch sein Vertrauen. Bewahrt euch dasselbe und weist die ruhmvolle Aufgabe, die Freiheit zu retten, nicht von euch, lediglich zu dem Zwecke, um, ohne Nutzen für euch, auf Kosten der Gleichheit und unter Mißachtung der Gerechtigkeit, den Zustand der Hoffahrt und der Sünde zu verlängern. Das Volk ruht, aber es schläft nicht. Das Volk will die Bestrafung der Schuldigen und hat ein Recht darauf. Ihr dürft ihm nicht Gesetze geben, welche seinem einstimmigen Wunsche zuwiderlaufen.“ Diese Belehrung genügte, die gesetzgebende Versammlung von der Notwendigkeit des Erlasses eines Dekrets zu überzeugen, durch welches die Bildung eines Ausnahmegerichts angeordnet wurde, zu dem Zweck, um „die während des zehnten August begangenen Verbrechen abzuurteilen.“ Dem Wunsche des Stadtrats war damit aber noch nicht Genüge geleistet; er hatte erwartet, daß auch über die Zusammenfassung des neuen Tribunals und das von demselben einzuschlagende Verfahren Bestimmungen ergehen würden, welche für die Beurteilung der Gegner genügende Bürgschaft böten. Seitens der gesetzgebenden Versammlung beillte man sich daher in einer Proklamation an die Pariser Bürger, die Halbheit der Maßregel mit der Beteuerung zu entschuldigen, daß, wenn man eine „noch schnellere Form“ für die Aburteilung der Verbrecher adoptiert hätte, damit die Grenze der Gerechtigkeit überschritten, der Willkür Thür und Thor geöffnet und folgeweise „den Aristokraten“ in die Hände gearbeitet worden wäre. Indes die Kommune ließ diese Ausflucht nicht gelten. Durch eine neue Deputation wurde der gesetzgebenden Versammlung vorgehalten, daß sie sich nicht „in den Geleisen der alten Jurisprudenz halten“ dürfte, und daran die kategorische Forderung geknüpft, einen Gerichtshof zu bilden, dessen Mitglieder sämtlich von den Pariser Sektionen zu wählen wären, — eine „chambre ardente“, wie der Berichterstatter sich ausdrückte. Am Schlusse seines Vortrages kündigte der Führer der Deputation an, um Mitternacht würde die Sturmglocke ertönen und Generalmarsch geschlagen werden; das Volk wollte es nicht länger dulden, daß es ungerächt bliebe. „Hütet euch, daß es sich nicht selbst Recht schafft.“ Die Volksvertreter versuchten

es, mit einigen theatralischen Phrasen auszuweichen. „Wenn es eines Verbrechens bedarf, rief Thuriot aus, um die Revolution sicher zu stellen, so werde ich mich lieber erdolchen.“ Aber schon nach einer kurzen Diskussion sah man die Hoffnungslosigkeit einer weiteren Weigerung ein, und die Errichtung des berüchtigten Revolutionstribunals wurde einstimmig dekretiert.<sup>1)</sup> Ergänzungsweise verfügte die Kommune dann noch, daß bei Anklagen wegen Hochverrats als offizieller Verteidiger niemand zugelassen werden dürfte, der sich nicht durch ein Sektions-Zertifikat über seine Rechtschaffenheit ausweisen könnte, und daß die Besprechungen zwischen den Angeklagten und dem Verteidiger öffentlich stattfinden müßten.<sup>2)</sup>

Das erste Auftreten des neuen Gerichtshofes schien zu den besten Hoffnungen zu berechtigen. Bevor er in Wirksamkeit trat, erhob sich ein jedes seiner Mitglieder und richtete an das anwesende Publikum eine Ansprache des Inhalts: „Volk, ich bin der und der. Habt ihr irgend einen Vorwurf gegen mich zu erheben? Fällt ener Urteil über mich, bevor ich das Recht erlange, über andere zu urteilen.“<sup>3)</sup> Die Erwartungen, die dadurch hervorgerufen worden waren, gingen indes nicht in Erfüllung. In fünf Tagen fällte das Tribunal nur drei Todesurteile.<sup>4)</sup> Für die Helden des zehnten August war damit erwiesen, daß eine vollständige Sühne für das vergossene Blut von den neuen Richtern nicht geleistet werden würde. Mit raffinierter Geschicklichkeit wurde die Wut der Massen über diese Enttäuschung seitens der radikalen Führer geschürt. Zu Ehren der Patrioten, welche bei dem Sturm auf die Tuilerien unter dem Feuer der Schweizer gefallen waren, veranstaltete man eine Trauerfeier, bei der verschiedene Gedächtnistafeln zur Erinnerung an die „Rezeleien, mit denen der Hof und dessen Werkzeuge die Revolution besudelt hatten,“ eine Hauptrolle spielten. In dem Zuge der Leidtragenden figurirten zahlreiche Banner mit Inschriften wie: „Gattinnen, Mütter und Schwestern! beweint das Schicksal der Opfer, welche von Verrätern hingeschlachtet worden sind; wir schwören sie zu rächen“ oder „Haben die Tyrannen Menschelmörder, so hat das Volk rächende Geseße“<sup>5)</sup>. In gleicher Richtung wirkte die radikale Presse; sie brachte das durch Zorn und Rachsucht bereits stark mitgenommene Gehirn des souveränen Volkes vollständig in Verwirrung, indem sie ihre Leser mit Schauer geschichten von den freunden Armeen und den Aristokraten einängstigte.<sup>6)</sup> Marat band den Parisern auf, man hätte die Umsturzpläne Lafayettes wieder aufgenommen, die Korpskommandanten an der Grenze wären sämtlich im Dienste des Feindes. „Wir sind verraten, schreibt der Ami du peuple, von den Ministern, den Verwaltungs-

<sup>1)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII. p. p. 75, 76, 79 etc., 86 etc., 89 etc., f. auch die Dekrete vom 17. u. 19. August 1792 bei Duvergier l. c. Tom. IV., p. p. 317, 339.

<sup>2)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII., p. 195.

<sup>3)</sup> Histoire secrète du tribunal révolutionnaire en Berville et Barrière. Mémoire sur les journales de Septembre p. 187. Wachs muth a. a. D. Bd. 1, S. 509. Note 39.

<sup>4)</sup> Taine l. c. Tom. III., p. p. 255, 256.

<sup>5)</sup> Revolutions de Paris No. CLXIV.

<sup>6)</sup> Diese Verängstigungen hatten schon zu Anfang des Jahres 1792 begonnen s. z. B. bei Zinkeisen a. a. D. Bd. 2 S. 285 die Fabel von dem Comité autrichien.

behörden, den Generälen, den Kriegs-Kommissären und der verfaulten Majorität der Nationalversammlung, dem Zentrum aller Verrätereien.“<sup>1)</sup> Der Courier des Départements vom 2. September berichtete, die Alliierten wären mit den Royalisten in Verhandlung getreten behufs Auslieferung der festen Plätze; der König von Preußen würde auf Paris marschieren, daselbe durch Hunger zur Übergabe zwingen und dann aus Frankreich eine Einöde machen, da „Einöden besser wären als revolutionäre Völker“.<sup>2)</sup> Im Munde der Massen nahm dieser Unsinn selbstredend noch viel größere Dimensionen an. Als die Nachricht von dem Falle Longwys nach Paris kam, erzählte man sich auf den Straßen, auch Verdun wäre bereits in den Händen des Feindes, in der Umgebung der Hauptstadt hätten sich royalistische Truppen verborgen, man beabsichtigte, die Gefängnisse zu öffnen, die Gefangenen zu bewaffnen, den König zu befreien und die Patrioten, sowie die Frauen und Kinder aller derjenigen, welche sich der Revolutionsarmee angeschlossen, zu ermorden.<sup>3)</sup> Malouet erzählt in seinen Memoiren, ein Bauer aus der Nähe von Gennevilliers habe ihm sein Bedauern über die Septembermorde ausgesprochen, aber hinzugefügt: „Andererseits ist es fürchterlich, daß die Aristokraten die Stadt in die Luft sprengen und so die ganze Bevölkerung umbringen wollen.“

Durch Furcht und Leidenschaft betäubt, beschließt das Volk, zuletzt bei dem Souveränitäts-Dogma Rettung zu suchen. Da die vorhandenen Obrigkeiten, der neue Gerichtshof nicht angenommen, im Augenblicke der drohendsten Gefahr versagen, so muß man zur Selbsthilfe schreiten. Die Berechtigung dazu ist nicht zweifelhaft. In der gesetzgebenden Versammlung war der Grundsatz aufgestellt worden, daß in außerordentlichen Verhältnissen „der Rekurs an die Souveränität des Volkes“ geboten wäre. Schon in den ersten Tagen der Revolution hatte man im Palais royal argumentiert, daß, „da das Gesetz jeden zu töten gestattete, der unser Leben bedrohte, und da der, wer eine antidemokratische Kokarde trüge, das Leben der Nation gefährdete, es erlaubt wäre, den Träger einer solchen an den ersten besten Laternenpfahl aufzuknüpfen“ — und die Révolutions de Paris hatten dazu nur bemerkt, wenn sie auch diese Logik nicht billigen wollten, so wäre es doch zweifellos, daß die Lage der Dinge Strenge und Energie seitens der Patrioten erforderten. Wiederholt hatte Marat den Ruf „zu den Waffen“ erschallen lassen, und von Camille Desmoulins war die Lehre verkochten worden: „Glaubt die Nationalversammlung das Vaterland nicht retten zu können, so möge sie erklären, daß sie auf Grund der Verfassung das Vaterland, gleich den alten Römern, der Obhut jedes einzelnen Bürgers anvertraue; alsdann läutet man Sturm, die ganze Nation versammelt sich, und jedermann wird, wie in Rom, mit dem Rechte ausgestattet, die anerkannten Verschwörer mit dem Tode zu bestrafen“<sup>4)</sup>. Daß Frankreich unmittelbar vor einem Abgrunde stehe, ist dem Volke unzweifelhaft. Man

<sup>1)</sup> Buchez et Roux I. c. Tom. XVIII, p. 41.

<sup>2)</sup> Buchez et Roux I. c. Tom. XVII., p. 400.

<sup>3)</sup> Taine I. c. Tom. III., p. 259.

<sup>4)</sup> Buchez et Roux, Tom. III, p. p. 65, 66.

sagt sich, der König ist zwar gestürzt, aber seine Mitschuldigen leben und bilden eine fortwährende Bedrohung des Staates. Was nützt es, daß so und so viel Schweizer erschlagen sind, sie waren blinde Werkzeuge des Despotismus. Die „Ritter vom Dolche“, die Aristokraten und Priester sind entkommen, und die erste Aufgabe des Volkes ist es also, diese Verbrecher einzufangen und aus dem Wege zu räumen<sup>1)</sup>. „Ich bin kein Redner, erklärt ein Septembermörder, und will niemand bethören. Ich sage Ihnen daher, daß ich Familienvater bin, daß ich eine Frau und fünf Kinder habe, die ich gern in der Obhut meiner Sektion hier zurücklassen will, um zum Kampfe gegen den Feind auszugehen. Aber ich kann nicht zugeben, daß während meiner Abwesenheit die Missethäter in den Gefängnissen, welchen andere Schurken die Thür öffnen werden, meine Frau und meine Kinder erschlagen. Ich habe drei Söhne, die hoffentlich dem Vaterlande einst nützlicher sein werden als diese Schufte.“ In ähnlicher Weise äußern sich viele, die in der gleichen Lage sind<sup>2)</sup>. Man berechnet die Zahl der Gefangenen, man schätzt ab, wieviel Zeit die Aburteilung derselben in Anspruch nehmen werde, man erwägt, welche große Gefahr das Vorhandensein „so vieler durch das gleiche Gefühl der Verzeiwung miteinander verbundenen Menschen“ in sich berge, und so gelangt man schließlich zu der Überzeugung, „daß der Boden Frankreichs mit einem einzigen Schläge gereinigt werden müsse.“

In formellster Weise wird von mehreren Sektionen der Beschluß gefaßt, es sei Zeit, „daß das Volk an den Verbrechern, den Aristokraten und Priestern selbst Justiz ausübe.“ Demnächst macht man der Kommune eine entsprechende Mitteilung mit der Motivierung, die Bürger seien ermüdet und entrüstet über die Saumseligkeit, deren sich die Rechtsprechung schuldig gemacht habe. Auf dem Stadthause ist bereits in derselben Richtung vorgearbeitet; man hat durch Maneranschlag verkünden lassen, „die Mitglieder des Generalrats würden sich sofort in ihre Sektionen begeben und ihren Mitbürgern eine energische Schilderung geben von dem Schicksal, welches das Vaterland erwarte, von den Verrätereien, mit denen sie bedroht seien; sie würden ihnen mit Nachdruck die Gefährdung der Freiheit und des französischen Bodens vorstellen; sie würden sie fühlen lassen, daß die Rückkehr zur schimpflichsten Sklaverei der Zweck des ganzen Dichtens und Trachtens der Feinde sei.“<sup>3)</sup> Der Beschluß der Sektionen, obwohl in wahnwitzigen Ausdrücken abgefaßt, erregt daher auf dem Stadthause nicht nur keine Mißbilligung, sondern wird beifällig aufgenommen<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> Buchez et Roux, l. c. Tom. XVIII p. 165.

<sup>2)</sup> Buchez et Roux, Tom. XVIII p. p. 171, 247, f. auch Tom. XVII p. 424, die Reden Robespierre's und Dunois im Konvent am 5. November 1792 und 6. Februar 1793 l. c. Tom. XX, p. p. 211 u. 256 und La vérité sur les événements du 2 Septembre par J. L. Tallien l. c. Tom. XX, p. 161.

<sup>3)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII, p. 408 de la Varenne, Histoire particulière des événements qui ont eu lieu en France pendant les mois de Juin, Juillet, d'Août et de Septembre 1792, Paris 1806, p. 285.

<sup>4)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII, p. 410, Tom. XXI, p. 104. Granier de Cassagnac, Histoire des Girondins et des massacres de Septembre. Paris 1860 Tom. II, p. p. 100, 103 etc.

Dadurch bekräftigt in dem Bewußtsein seines guten Rechts schreitet das souveräne Volk zur That; die „grands juges du peuple“ beginnen ihre blutige Arbeit. Man bemächtigt sich der großen Pariser Gefängnisse, konstituiert sich als Gerichtshof, durchmustert die Listen der Gefangenen und macht denselben den Prozeß. Auf die Beschuldigung irgend eines beliebigen „Patrioten“ hin wird die Anklage erhoben; im Interesse der Beschleunigung des Verfahrens fällt jede Beweisaufnahme fort; man entscheidet lediglich nach der sozialen und politischen Stellung des Angeklagten; die einzige Strafe, welche verhängt wird und gegen die es kein Rechtsmittel giebt, ist der Tod; die Vollstreckung erfolgt sofort durch Leute, welche, mit Arten, Keulen, Piken und Säbeln bewaffnet, auf den Höfen der Gefängnisse stationiert sind. Zur Beurkundung dessen werden genaue Registraturen aufgenommen. In den noch zum Teil vorhandenen Gefangenenlisten ist bei jedem Namen vermerkt: „Zum Tode verurteilt durch Richterpruch des Volkes und sofort hingerichtet“, oder: „In Freiheit gesetzt durch Richterpruch des Volkes“<sup>1)</sup>. Auf diese Weise kommen im Abteigefängnis 171, im Kerker La Force 169, im Châtelet 223, in der Conciergerie 328, bei den Karmelitern 120, im Vieêtre 170, in der Salpêtrière 35 Personen ums Leben, vorzugsweise Priester, Generäle, Richter, Exminister und Adlige<sup>2)</sup>.

Die Frage, ob und welche einzelnen Persönlichkeiten die Anstifter der Septembermorde gewesen seien, darf hier unberücksichtigt bleiben; mit der vorliegenden Aufgabe hat sie nichts gemein. Mag Danton oder irgend ein anderer Held der französischen Revolution die Anregung gegeben haben, mögen rein persönliche oder politische Motive dabei maßgebend gewesen sein, — das zu untersuchen und zu entscheiden, wird füglich denjenigen überlassen werden können, welche die Aufgabe der Geschichtsschreibung in der mechanischen Registrierung merkwürdiger Ereignisse suchen. Wer die französische Revolution im wissenschaftlichen Sinne erfassen will, läßt die Probleme, welche für den Registrator bedeutungsvoll sind, beiseite liegen. Für ihn besteht die Bedeutung der Septembermorde darin, daß sie der Ausdruck der Degeneration der Massen sind, und er wird sein Studium lediglich darauf richten, diese Erscheinung als die Resultante gewisser Ursachen nachzuweisen. Nun mag freilich irgend ein Individuum — ob es den Namen Danton trägt oder einen anderen, ist völlig gleichgiltig — eine gewisse Rolle dabei gespielt haben; aber jedenfalls war dieselbe so untergeordnet, daß sie als eine quantité négligeable behandelt werden darf. Um einen geschichtlichen Vorgang, wie den in Rede stehenden, zu erklären, muß man auf tiefer liegende und gewaltiger wirkende Ursachen rekurrieren.

Unzweifelhaft haben bei den Septembermorden Leute mitgewirkt, welche durch die niedrigsten Motive bestimmt worden sind. Ein so vollständiger Zusammenbruch der gesellschaftlichen Ordnung, wie er im August 1792 in Paris statt-

<sup>1)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII. p. p. 412 etc.

<sup>2)</sup> So berechnet Taine l. c. T. III., 2 p. 292 die Zahlen; die Angaben sind sehr verschieden; sie schwanken zwischen 1000 und 12000 Personen, z. B. Bachsmuth a. a. O. Bd. 1, Seite 527; Michelet l. c. Tom. V p. 114.

sand, wird notwendig von allen Verbrechern als günstige Gelegenheit für die Ausübung ihres Gewerbes fruktifiziert werden. Allein jenes blutige Drama lediglich in das Gebiet der Kriminalstatistik verweisen, heißt dasselbe zu niedrig veranschlagen, und zwar zu niedrig in dem Sinne, daß man die in ihm liegende Gefährdung des Gemeinwesens unterschätzt. Entscheidende Gründe sprechen dafür, daß die Septembermorde auf Agentien zurückzuführen sind, welche eine ungleich schwerere Bedrohung der Gesellschaft enthalten als Mordgier und Raubsucht.

Einer der schärfsten Beurteiler der französischen Revolution, Taine, sagt von den Septembermördern: Von einigen Ausnahmen abgesehen „sind sie keine Übeltäter im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern gutwillige Nachbarn, welche, da sie in ihrem Stadtviertel einen öffentlichen Dienst eingerichtet sehen, ihre Wohnungen verlassen, um ein wenig mitzuhelfen, sonst aber ganz rechtschaffene Leute sind“<sup>1)</sup>. Die Namen aller beteiligten Personen und ihr Stand sind der Nachwelt aufbewahrt worden, sie gehörten fast sämtlich der sogenannten kleinen Bourgeoisie an; es sind Schuster, Schneidermeister, Bäcker, Uhrmacher, Limonadenhändler, kurz Leute, die ein Geschäft haben<sup>2)</sup>. Das Bewußtsein, irgend ein Unrecht zu begehen, liegt ihnen fern. So zweifellos auch ihre That, objektiv aufgefaßt, sich als ein schreckliches Verbrechen qualifiziert, so darf sie doch nicht als ein solches eingestuft werden, weil den Mördern die Zurechnungsfähigkeit fehlt; ja sie sind von der Vorstellung einer Schuld so weit entfernt, daß sie vielmehr glauben, durch die Abschachtung der Priester und Edelleute den Vaterlande einen Dienst zu erweisen und den Pflichten zu genügen, welche sie gegen sich selbst und ihre Familie haben. Pétion, der die Vorgänge aus eigener Anschauung kennt, erzählt: „Die Leute, welche die Urteile fällten, und diejenigen, welche sie ausführten, zeigten dieselbe Sicherheit, als ob das Gesetz sie berufen hätte, ihre Pflichten zu erfüllen. Sie priesen mir ihre Gerechtigkeit an, die Sorgfalt, mit der sie die Unschuldigen von den Schuldigen zu unterscheiden suchten, die Dienste, die sie geleistet hätten. Sie forderten — ist es glaublich! —, daß ihnen die Zeit, die sie aufgeopfert hätten, bezahlt würde. Ich wurde ganz verwirrt durch ihre Reden“<sup>3)</sup>. Die „Volksjustiz“ wird denn auch am hellen lichten Tage vor aller Augen ausgeübt. Die neuen Richter, obwohl an Zahl gering<sup>4)</sup>, lassen sich nicht dadurch stören, daß die Nationalgarde an verschiedenen Orten zusammengezogen ist, daß auf dem Plage des Theater Français eine bedeutende Militärmacht steht, „bereit zu marschieren,“ daß in dem Luxemburger Garten, zweihundert Schritte von einem der Gefängnisse entfernt, 300 Mann militärische Übungen machen<sup>5)</sup>; sie sind sorglos, weil sie verneinen, im guten Rechte zu handeln. Als in dem Abtei-Gefängnis eine Deputation der gesetzgebenden Versammlung erscheint,

<sup>1)</sup> cf. Taine l. c. Tom. III, 282.

<sup>2)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XXXI, p. 134. Michelet l. c. Tom V, p. 61. Garnier de Cassagnac l. c. Tom. II, p. 502 etc.

<sup>3)</sup> Buchez et Roux Tom. XXI, p. p. 105., 106.

<sup>4)</sup> s. darüber Michelet a. a. O. Tom. V., p. p. 82., 114.

<sup>5)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVIII, p. 195, Tom. XXI, pag. 131.

um der blutigen Arbeit Einhalt zu gebieten, tritt ihr aus dem versammelten Volke ein Arbeiter mit den Worten entgegen: „Wir sind auf unserem Posten; kehrt ihr auf den eurigen zurück. Wenn alle diejenigen, welche wir mit der Gerichtsbarkeit betraut haben, ihre Pflicht erfüllt hätten, so würden wir nicht hier sein; wir verrichten ihre Arbeit und sind eben dabei.“<sup>1)</sup> Nachdem das Morden sein Ende erreicht hat, richtet sogar eine Pariser Sektion eine Adresse an die Volksvertreter, in welcher sie sich „der schrecklichen, aber gerechten Rache“ rühmt, „welche die Häupter der Schuldigen und Verräter getroffen habe.“<sup>2)</sup>

Das Verfahren der „Großrichter des Volkes“ läßt sich mit der Vorstellung, welche zivilisierte Völker von der Ausübung der Justiz haben, allerdings nicht vereinigen; immerhin aber ist es von dem des Mörders grundverschieden. Es wird mit einer entfesselten Leichtfertigkeit abgeurteilt; aber man fällt doch ein Urteil und schlachtet nicht ohne weiteres ab. Obgleich die Gelegenheit günstig ist, sich die Taschen zu füllen, macht man von derselben keinen Gebrauch; die Wertgegenstände, die sich bei den Hingerichteten vorfinden, werden meistens dem Bürgerauschuß abgeliefert. Wer sich an denselben vergreift, wird sofort mit dem Tode bestraft<sup>3)</sup>. Viele der Septembemörder legen Beweise von Sympathie für die Gefangenen ab, soweit ihre Rechtsauffassung es ihnen gestattet. Sie sorgen beispielsweise dafür, daß dieselben bis zu ihrer Aburteilung keinen Mangel leiden. Ein Schließer im Abtei-Gefängnis, welcher die Verhafteten hat durften lassen, entgeht nur mit Mühe dem Doldche eines der Septembemörder<sup>4)</sup>. Jedes Erkenntnis, welches auf Nichtschuldig lautet, wird von lauten Beifallsbezeugungen und den Rufen: „Es lebe die Nation“ begleitet; das Volk umarmt die Freigesprochenen, und die Mörder selbst geben denselben das Geleite, damit sie sicher zu ihren Familienangehörigen zurückgelangen<sup>5)</sup>. Nachdem ein Gefangener freigesprochen war, so erzählt Loulangeon in seinen Memoiren: „umringten die barbarischen Exekutoren ihn, trugen ihn unter Freudenjubiläum umher und umarmten ihn, einer nach dem anderen, mit ihren bluttriefenden Händen und Gesichtern. Seine beiden kräftigen Begleiter konnten ihn nur mit Mühe losmachen, indem sie wiederholten, er bedürfte der Ruhe, es würde grausam sein, ihn länger festzuhalten.“ Diese beiden bitten dann den Freigesprochenen um die Erlaubnis, ihn zu seiner Schwägerin begleiten zu dürfen, mit der Motivierung: „Es wäre eine große Genugthuung für uns, wenn wir Gelegenheit haben könnten, einer so rührenden Begegnung beizuwohnen.“ Ähnliche Vorgänge werden in anderen Berichten über „die Tage der Rache und der Gerechtigkeit“ mitgeteilt<sup>6)</sup>.

<sup>1)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII. p. 426 etc.

<sup>2)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII. p. 448.

<sup>3)</sup> Rapport des événements qui ont eu lieu dans la journée d'hier, et pendant la nuit dernière dans les prisons de Paris bei Duvergier l. c. Tom. IV, p. 414.

<sup>4)</sup> Taine l. c. Tom III, p. 283, f. auch Michelet, l. c. Tom. V, p. 73.

<sup>5)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVII, p. 425. — Taine l. c. Tom. III, p. 282. — f. auch den oben zitierten Rapport des événements etc. bei Duvergier Tom. IV, p. 414.

<sup>6)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVIII, p. 284 etc. u. Tom. XXX, p. 51 — f. auch de la Varenne l. c. p. 348, 352 etc. 390 etc.

Charakteristisch ist auch die Art und Weise, wie die Presse über die Septembertage urtheilt. Marat und seine Gefinnungsgegnossen verherrlichen dieselben natürlich als Ehrentage in der Geschichte Frankreichs; aber auch die gemäßigeren Blätter erkennen sie als berechtigt an oder finden wenigstens kein Wort des Tadelns. Der *Patriote français*, die *Annales patriotiques*, die *Chronique de Paris* und einige andere beschränken sich auf wenige kalte und indifferente Bemerkungen. Die *Révolutions de Paris* wollen die Verantwortung für alles Blut, welches vergossen sei, auf das Haupt der Richter wälzen, durch deren sträfliche Verschleppung der Justiz das Volk zum Äußersten gezwungen worden sei. „Das Volk, schreibt das genannte Blatt, hat die Geduld verloren; es hat eueren Händen das gar zu lange unthätige Schwert der Gerechtigkeit entrissen und euerer Funktionen übernommen. *Discite justitiam moniti et non temnere plebem*“<sup>1)</sup>.

Selbsttörend stellt sich der Stadtrat auf die Seite der Septembermörder. In einem seitens seines Überwachungsausschusses an die französischen Kommunen gerichteten Zirkular werden die Abschaltungen bezeichnet als „Akte der Gerechtigkeit, welche das Volk für notwendig erachtet hat, um durch den Schrecken jene Legionen von Verrätern im Zaume zu halten, die sich in den Mauern der Stadt versteckt hielten, gerade in dem Augenblicke, wo man gegen den Feind marschieren wollte.“ Das Schriftstück endigt mit dem Ausdruck der Überzeugung, daß „die ganze Nation, nachdem sie durch eine lange Reihe von Verrätern an den Abgrund des Verderbens geführt worden sei, sich beeilen werde, das für das öffentliche Wohl so notwendige Mittel zu adoptieren.“<sup>2)</sup> Eine in der Richtung der hier vertretenen Beurteilung der Septembermorde konfludente Thatsache ist es, daß die Provinzen die Erwartungen der Pariser Kommune nicht getäuscht haben. Die Berichte über die Greuelthaten in den Departements sind unvollständig. Aber es steht fest, daß in Rheims, in Meaux, Gisors und Orleans eine erhebliche Zahl von Gefangenen ermordet worden ist. Als auf Befehl des hauptstädtischen Stadtrats die von dem Staatsgerichtshof in Orleans angeklagten Personen nach Paris transportiert wurden, hielt das souveräne Volk in Versailles den Zug an und machte fast sämtliche Angeklagte nieder. In Lyon verurtheilte der Pöbel zweihundert Inhaftierte zum Tode, und lediglich den menschlichen Regungen der Gefangenwärter war es zu danken, daß nur an elf dieses Erkenntnis vollstreckt wurde.<sup>3)</sup>

Nach dem Bekanntwerden der Pariser Mekeleien thut der Minister des Innern weiter nichts, als daß er den Kommandanten der Nationalgarde auffordert „für die Sicherheit der Stadt Vorkehrung zu treffen,“ und ihm ein Exemplar des Gesetzes überfendet, welches die einschlägigen Vorschriften enthält.<sup>4)</sup> Die gesetz-

<sup>1)</sup> *S. Révolutions de Paris* No. 165. — *s. auch* *Courrier des événements* vom 3. Sept. 1792 u. *Buchez et Roux* l. c. Tom. XVII, p. 426, 428.

<sup>2)</sup> *Buchez et Roux* l. c. Tom. XVII, p. 433.

<sup>3)</sup> *Buchez et Roux* l. c. Tom. XVII, p. 433 etc.

<sup>4)</sup> *Buchez et Roux* l. c. Tom. XVII p. 430. Nach Frau Rolands eigenem Zugeständnis duldete der Minister es, daß bei einem Diner, welches am 3. September in seinem Hause stattfand, Clootz die Morde als eine *mesure indispensable et salutaire* bezeichnete. Auf Roland



gebende Versammlung läßt durch eine Deputation dem Volke wohlgemeinte Ermahnungen erteilen und votiert „ein auf die Sicherheit der Personen und des Eigentums“ bezüglisches Dekret, welches jedoch nichts weiter enthält als die Empfehlung an die Behörden, alle diejenigen Mittel auszunützen, „die das Vertrauen ihrer Mitbürger in ihre Hände gelegt hat,“ und die Einladung an die „guten Bürger, sich mehr wie jemals der Volksvertretung und den gesetzlichen Autoritäten anzuschließen.“ Stillschweigend hört die Versammlung den Bericht der Kommune an, in welchem es unter anderem heißt, es sei unmöglich gewesen, „der gerechten Rache des Volkes“ Einhalt zu gebieten; man habe zwar Militär requiriert, aber „der Dienst an den Stadthoren nehme eine so große Zahl von Menschen in Anspruch, daß der Requisition nicht habe Folge geleistet werden können; indem das Volk seine Rache genommen, habe es auch Gerechtigkeit geübt.“<sup>1)</sup> Während in den Gefängnissen gemordet wird, diskutiert die gesetzgebende Versammlung über die Befoldung der in den Grenz-Departements stationierten Gendarmen, über die für eine artilleristische Erfindung zu zahlende Belohnung, über die den Verwaltungsbeamten zu erteilende Erlaubnis, in die Armee einzutreten, über die Verwendung der in den königlichen Schlössern vorgefundenen edlen Metalle, über die Befetzung zweier bei einer staatlichen Pulvermühle vakanten Stellen, über die Erhaltung der Kanäle und Gräben, über die Treffen der Tambours und dergleichen mehr.<sup>2)</sup>

Dieselbe Konnivenz wie die Versammlung übt die Bourgeoisie aus. Die Zahl der Volksrichter und Exekutoren war eine geringe,<sup>3)</sup> und es standen, wie erwähnt, genügende Truppen zur Verfügung, welche dem Befehle, gegen Verbrecher einzuschreiten, den Gehorsam nicht hätten verweigern können. Eine bewaffnete Intervention wäre also nicht nur möglich gewesen; sie hätte auch jede Aussicht auf Erfolg gehabt. Dazu kam, daß damit die denkbar beste Gelegenheit geboten gewesen wäre, um der Volksvertretung wieder Ansehen zu verschaffen. Trotzdem blieb die Bourgeoisie unthätig. Im November 1792 wies Robespierre die wegen der Septembermorde gegen ihn erhobenen Anklagen mit den Worten zurück: „Das war eine Volksbewegung und nicht, wie man lächerlicherweise hat glauben machen wollen, ein Aufruhr einiger Verbrecher, die bezahlt waren, um ihre Mitmenschen zu morden. Wäre es nicht so gewesen, wie erklärt es sich denn, daß das Volk nicht dazwischen getreten ist? Warum hat die Nationalgarde, warum haben die Föderierten sich nicht gerührt, um Widerstand zu leisten?“ Wenige Monate später, als gerüchweise verlautete, die Girondisten verlangten Einleitung eines Strafverfahrens, richtete eine Deputation des souveränen Volkes eine Erklärung an den Konvent, in der es heißt: „Und wer sind denn diejenigen, die man verfolgen will? Ist es das Volk von Paris und die Föderierten? Ihr müßtet dann

machten sie nur den Effekt, daß er den Appetit verlor und ihm die Galle in's Blut trat. Mémoires de Madame Roland, herausgegeben von Jules Claretie Paris 1864 Tom II, p. p. 111 etc.

<sup>1)</sup> Duvergier l. c. Tom. IV, p. p. 402, 403, 414.

<sup>2)</sup> Duvergier l. c. Tom. IV p. p. 394. etc.

<sup>3)</sup> Die verschiedenen Angaben s. bei Taine l. c. Tom. III, p. 280.

800000 Menschen strafen. Ist es eine Handvoll befohdeter Briganten, wie die Aristokraten und Gemäßigten vorgeben? Auch bei dieser Annahme wäre noch das ganze Volk mitschuldig, da es durch sein Stillschweigen den Exekutionen zustimmte.“<sup>1)</sup> Der Konvent vermochte dieser Argumentation keinen stichhaltigen Einwand entgegenzusetzen; die Versuche der Girondisten, die Septembermörder zur Rechenschaft zu ziehen, sind sämtlich gescheitert.<sup>2)</sup>

Im Oktober 1792 warf der damalige Justizminister Garat im Konvent die Frage auf, wie es sich erkläre, daß die Septembermörder von „den reinsten und humansten Leuten nur schüchtern und vorsichtig getadelt worden wären,“ von „Leuten, welche keineswegs als Verbrecher angesehen werden dürften,“ unbedingte Billigung erfahren hätten.<sup>3)</sup> Es giebt darauf nur eine Antwort: Das Dogma von der Volkssouveränität hatte die Köpfe der Franzosen in eine heillose Verwirrung gebracht. Auch diejenigen, die an den Septembermorden keinen unmittelbaren Anteil nahmen, glaubten doch in denselben, wie Garat sich ausdrückte, „einen großartigen Akt der nationalen Justiz“ anerkennen zu müssen. Was thaten jene Mörder denn anders, als daß sie eine allgemein als gültig anerkannte Lehre ins Praktische übersehten? Bei den Übrigen war das Rechtsbewußtsein wenigstens soweit verdunkelt, daß sie keinen Titel zu besitzen glaubten, um gegen die Mörder einzuschreiten.

Erst wenn die Septemberereignisse als das begriffen werden, was sie in der That sind, als die notwendige Folge jener verhängnisvollen Erklärung der Menschenrechte, gewinnen sie ein wissenschaftliches Interesse, erst dann erkennt man in ihnen das Material für Schlußfolgerungen von politischem Wert. Wären sie lediglich ein Verbrechen, so verdienten sie höchstens die Beachtung der Kriminalisten. Erweisen sie sich dagegen als die logische Konsequenz des Dogmas der Volkssouveränität, so lassen sie sich fruktifizieren zur Aufklärung eines Irrtums, der zum Unheil unseres staatlichen Lebens noch immer weit verbreitet ist. Unter den heutigen Vertretern jenes Dogmas giebt es manche Heuchler, die für dasselbe in der bewußten Absicht eintreten, auf den Ruin der staatlichen Ordnung hinzuarbeiten; aber die weit überwiegende Mehrzahl besteht aus Leuten, denen es an politischer Erfahrung oder politischem Verständnis gebricht; sie spielen mit dem Feuer in völliger Unkenntnis der Gefahren, und um dieser letzteren Kategorie die Augen zu öffnen, ist nichts geeigneter als ein Einblick in die Geschichte der Septembermorde.

<sup>1)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XX, p. 211. — s. auch die Rede Manuel's im Jakobinerklub vom 5. November 1792 und die Révolutions de Paris bei Wachsmit a. a. D. B. 1 S. 518 Not. 67 und 527 Not. 97. — Ebenso urteilt Frau Roland: „Ganz Paris, schreibt sie in ihren Memoiren, ließ die Dinge geschehen; ganz Paris war verflucht in meinen Augen, und ich hoffte nicht mehr, daß die Freiheit Wurzel fassen würde in der Mitte von Feiglingen, welche gefühllos waren gegen die äußerste Schmach, die man der Natur und der Menschlichkeit zufügen kann, kalten Zuhauern gegenüber Attentaten, welche fünfzig untlige Leute mit Waffen leicht hätten verhindern können.“ s. Mémoires de Madame Roland Tom. II, p. p. 114, 115.

<sup>2)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVIII, p. p. 247 etc. 261, 321.

<sup>3)</sup> Buchez et Roux l. c. Tom. XVIII, p. p. 311, 315.

Wie pessimistisch man auch über die Menschheit denken möge, unzweifelhaft ist es doch, daß der Prozentsatz derjenigen, welche sich zu einem Morde entschließen, stets ein geringer sein wird. Das Gewissen macht uns alle feige, und die Furcht vor der Strafe sekundiert ihm dabei. In diesen beiden Faktoren besitzt die staatliche Ordnung eine ausreichende Deckung gegen die Gefahren, mit welchen ihr Bestand durch die Bestialität gewisser Individuen bedroht wird. Viel ungünstiger ist die Lage des Gemeinwesens, wenn es sich gegen eine politische Irrlehre zu schützen hat; hier fehlen ihm die Mittel, mit denen es gegen moralische Defekte zu operieren vermag. Weder die Gewissensangst noch die Furcht vor dem Richter wirken abschreckend auf diejenigen, welche an ihrem Gehirn Schaden gelitten haben. Alle die politischen Geisteskranken mit ihren Abstufungen vom Schwachkopfe bis zum Tollhändler führen den Kampf gegen die bestehende Staatsordnung in der Überzeugung, daß sie das Recht auf ihrer Seite haben. Ihr Gewissen hält sie nicht nur nicht zurück, sondern spornet sie im Gegenteil an und verleiht ihnen Kraft. Ein weiterer Unterschied — und zwar gleichfalls zum Nachteil des Staates — liegt darin, daß derartige geistige Erkrankungen ungleich ansteckender wirken als moralische. Durch schlechte Beispiele werden nur einzelne Individuen verdorben; politische Irrlehren aber infizieren die Massen, und der Staat, der sie zu bekämpfen hat, findet sich einem Feinde gegenüber, welcher nicht nur an Mut, sondern auch an Stärke dem gemeinen Verbrecher weit überlegen ist.

Die Geschichte der Septembertage enthält ein Beweismaterial für diese Sätze, wie es anderswo überzeugender schwerlich gefunden wird; die perniziöse Wirkung einer politischen Irrlehre ist niemals schärfer in die Erscheinung getreten.

(Fortsetzung folgt.)



## Makrobiotik und Alkohol.

VON

Julius Kollmann.

Die Kunst das Leben zu verlängern ist ein alter Wunsch der Menschheit, sie strebt danach mit begreiflicher Sehnsucht. Aber die Makrobiotik hat es bisher nicht sehr weit gebracht. Sie hat zwar manche vortreffliche Regeln aufgestellt, nach denen ein hohes Alter erreichbar sein sollte, doch alle ihre Regeln fordern Entfagung, die Menschen wollen aber keine Entfagung, sondern ein Elixir, eine Kraftarznei, täglich eine Pille so ungefähr wie das Anthropin des Herrn Jäger. Die Entdeckung eines so bequemen und doch wirksamen Universalmittels hat aber noch immer nicht gelingen wollen. Und das ist verständlich, denn Altern und Tod sind die notwendigen Folgen des Lebens. Der Organismus des

Menschen und der Tiere nützt sich ab, wie sich eine Maschine abnützt. Ein großer Unterschied zwischen ihr und dem Organismus besteht freilich darin, daß bei dem letzteren die abgenutzten Teile aus dem Innern heraus wieder neu gebildet werden. Um die Maschine zu reparieren, muß sie stillstehen. Bei dem Organismus findet dagegen der Ersatz der verloren gegangenen Teile statt, während das Triebrad des Lebens im vollen Umschwung begriffen ist. Könnte denn das Leben nicht verlängert werden durch Verlangsamung des Umschwunges und dadurch auch der Abnutzung?

Die Physiologie hat ja doch gezeigt, daß der Schlaf jener wichtige Abschnitt unseres täglichen Kreislaufes ist, worin nicht bloß die der Willkür unterworfenen Organe sich ausruhen, sondern auch der Wiederersatz der durch die Verbrennung und die Arbeit verlorenen Teile stattfindet. Daher das Bedürfnis nach einem gesunden Schlaf, daher seine schmückenden Leiworte der Kräftigende, der Befähigende, der Rettende. Allein es will gelingen den Schlaf noch weiter der Makrobiotik dienstbar zu machen als durch den Grundfaß: Sorge stets für einen gesunden Schlaf und beginne ihn vor Mitternacht.

Man hat sodann die Lebensverhältnisse jener Menschen genau geprüft, welche ein hohes Alter erreicht haben, um nach berühmten Mustern die Grenze des Lebens weiter hinaus zu rücken.

Erzählt doch die Sage vom Erzvater Methusalem und ragen doch in unsere Erinnerung Beispiele hinein, welche darthun, daß das menschliche Leben ausnahmsweise 150 Jahre überschreiten kann. Sollte es nicht gelingen diese Erscheinung, welche so selten auftritt, häufiger zu erzielen?

Unter den Personen, die von der Natur so hoch begnadet wurden, sind Männer und Frauen, große und kleine, starke und schwache, gerade und bucklige. Jedem kann also dieses beneidenswerte Geschenk in den Schoß fallen; besitzt er es einmal, so kann er es kaum zerstören, denn unter diesen Leuten sind die seltsamsten Lebensführungen zu finden. Der eine hat niemals Wein oder Bier getrunken und arm gelebt, der andere lebte im Überfluß wie so viele Menschenkinder, während eine Frau z. B. nur Kaffee trank, bis zu 40 Tassen täglich und so schwarz, daß der kühnste Araber es mit ihr nicht aufgenommen haben würde.<sup>1)</sup>

Aus dieser Geschichte der Langlebenden ergibt sich zunächst ein wertvoller und doppelter Trost: Langes Leben ist Starken und Schwachen vergönnt, und — seine Erhaltung gelingt unter den verschiedensten Lebensweisen.

Aber diese wertvolle Erkenntnis fördert uns nicht in der Kunst, nach der wir suchen. Man hat leider noch nicht herausgefunden, wie der Organismus dieser Lebensstarken beschaffen ist, um so lange auszudauern und ist geneigt, solches Glück als ein Geschenk der Natur zu betrachten, das nicht erworben werden kann. Aber wir stehen mit unsern Erfahrungen hierüber erst am Anfang.: Viel-

<sup>1)</sup> Pflüger, E. J. W., Über die Kunst der Verlängerung des Lebens. Bonn 1890. Ob die Nachrichten zuverlässig sind über Langlebende, die unmäßig waren in Speise und Trank, ist nach den heutigen Erfahrungen über die Wirkungen von Fraß und Böllerei auf den Organismus sehr unwahrscheinlich.

leicht gelingt es später, etwas tiefer in dieses Geheimnis einzudringen. Nachdem nun solch' berühmte Muster wenig ergiebig sind für unsere Aufgabe, so lohnt es sich, doch die ganze Fragestellung einmal umzudrehen. Können wir nicht erfahren, wie sich das Leben verlängern läßt, so wollen wir erkunden, wodurch denn das Leben vorzeitig verfürzt wird?

Es wird sich zeigen, daß wir bei dieser Fragestellung sofort zu positiven Resultaten kommen. Ich gehe auf das eigentliche Ziel dieses Artikels los mit dem paradoxen Satze, der aus Döllinger's Munde kommt: Die Menschen sterben nicht, sie töten sich. Er, der die Welt und ihr Treiben so scharf beobachtete, hatte dabei die gewaltsame Verkürzung des Lebens durch übermäßigen Genuß von Speise und Trank im Auge. Bis in sein hohes Alter hat er sich seltene geistige und körperliche Frische bewahrt, offenbar durch eine nüchterne Lebensweise. Er lebte spartanisch einfach, seine Mahlzeiten waren fast ärmlich, und er trank weder Wein noch Bier.

Wie grundverschieden ist dagegen mit verschwindender Ausnahme, das sah er wohl wie wir alle, die Lebensweise der meisten Männer aus den besseren Ständen! In Speise und Trank wird sehr viel geleistet, täglich, nicht bloß bei festlichen Gelegenheiten. Bei den einen besteht die Überzeugung, recht kräftige Mahlzeiten seien ein Bedürfnis, andere sehen darin eine reiche Quelle des Genusses, noch andere halten diese Lebensweise für ihre Stellung für unerläßlich. Die vermeintliche Pflicht gegenüber der Welt veranlaßt Mahlzeiten mit viel Wein, mit Wein von allen Sorten und mit einer luxuriösen Reihe von „Gängen.“ Die Einfachheit häuslicher Küche genügt überdies in größeren Städten schon nicht mehr für die Geselligkeit innerhalb der Familie. Das Hotel muß die vielen Gerichte liefern für die anspruchsvolle Gesellschaft. Die Verwöhnung nimmt rasch größeren Umfang an, denn die Gelegenheit ist günstig wie niemals zuvor. Die Erholungsreisen, die den bessern Ständen so leicht gemacht sind, gleichen einem Siegeszug durch die Hotels ersten Ranges. Die Rückkehr zu einfacherer Lebensweise wird dadurch immer schwieriger für Menschen, welche mehrere Wochen Tafelfreuden genossen, die sonst nur Fürsten erreichbar waren.

Die alte Gewohnheit der Völker an gewaltigem Essen und Trinken wird dadurch stets wach erhalten, gesteigert und, was ebenso schlimm, auch verallgemeinert. Ja, es ist eine alte Gewohnheit der Europäer vom Süden bis nach Norden, die jetzt aber mehr und mehr um sich greift. Die böotische Fresserei war im Altertum wohl bekannt und bei den Griechen ein häufiger Gegenstand des Spottes. Bei uns ist aber der Spott über ähnliche starke Fest- und Zweckessen längst verstummt.

Seitdem die Deutschen in gewaltigem Ringen eine große und starke Nation geworden sind, fühlt jeder etwas von jener Kraft in sich, die damals entfaltet wurde. „Stark sein soll der Mann“, das will nun jeder bewähren auch beim — Festschmaus. Trinken war überdies allezeit eine männliche Tugend. Diese Tugend ist seit Jahrhunderten durch Dichter und Künstler verherrlicht worden, vor allem in Germaniens Gauen. Seit zwanzig Jahren ringt jeder mit doppelter Kraft jetzt

nach diesem zweifelhaften Ruhm, ohne daran zu denken, daß der Sieg nur mit der Verkürzung des Lebens errungen wird. „Die Menschen töten sich, sie sterben nicht.“

Wie viel daran Wahres ist, soll hier in Kürze dargelegt werden. Wir müssen zu diesem Zweck zunächst einen Einblick gewinnen in die Vorgänge der Nahrungsaufnahme.

Die Speisen und Getränke durchwandern nicht einfach die Verdauungswerkzeuge, sondern werden darin aufgelöst, gehen dann durch Aufsaugung, das heißt durch eine Arbeit zahlloser kleiner Zellen in das Blut über, welches die flüssige Nahrung für alle Organe ist. Diese letzteren ziehen die Stoffe aus dem Blute an, verarbeiten sie in geeigneter Weise und nehmen so an Gewicht und Ausdehnung zu.

Dabei werden die Stoffe nicht einfach magaziniert, sondern es findet eine merkwürdige, gleichsam schöpferische Arbeit im Innern statt, damit der tote Stoff der Speise verwandelt werde in den lebendigen unseres Leibes.

Wer nun mehr Speise und Trank aufnimmt, als der Körper zum Wiederaufsaß der während des Tages verbrauchten Teile nötig hat, der zwingt die Organe zu einer vermehrten Arbeit, die an sich gänzlich nutzlos ist und die schöpferische Kraft, die in ihnen enthalten ist, durch Anhäufung von Ballast vergeudet und damit notwendig das Leben verkürzt. Die Belege für diese Angabe sind mannigfacher Art. Zunächst sei das statistische Ergebnis bezüglich der Lebensdauer der Männer und Frauen hervorgehoben.

Das durchschnittliche Lebensalter des weiblichen Geschlechts beträgt 38 Jahre, übertrifft also um 3 Jahre das des männlichen Geschlechts. In allen größeren Ländern, welche nach dieser Richtung statistisch erforscht sind, ist die Lebensdauer der Frauen eine längere. Eine erst jüngst angestellte statistische Untersuchung hat für die Schweiz dasselbe wieder aufs neue ergeben<sup>1)</sup>.

Streng genommen sollte man das Gegenteil erwarten. Die Männer sollten eine längere Lebensdauer aufweisen, aber das schwache Geschlecht übertrifft darin das Starke. Der Grund für diese auffallende Thatsache läßt sich nur in der größern Enthaltbarkeit des weiblichen Geschlechts finden.

Die Genußsucht der Männer hält keinen Vergleich aus mit der vernünftigen Zurückhaltung, welche die Frauen an den Tag legen. Dieser Umstand steigert ihre mittlere Lebensdauer und veranlaßt ein fortwährendes Anwachsen des Frauenüberschusses und zwar bis in die höchsten Altersstufen.

Das Ergebnis dieser Betrachtung führt also zu dem Schluß, daß die Herren der Schöpfung ihr Leben gewaltfam abkürzen, sobald sie der falschen Meinung huldigen, reichliche Aufnahme von Nahrung steigere die Kraft ihres Organismus. In Wirklichkeit erringen sie sich das Gegenteil: weder die Fähigkeit zu vermehrter Kraftentfaltung steigert sich noch die Widerstandsfähigkeit gegen krankmachende Einflüsse. Die Männer sinken in ein frühes Grab, das sie sich selbst in blinder,

<sup>1)</sup> Bacher K., die Bevölkerung des Kantons Basel-Stadt am 1. Dez. 1888. Basel 1890. 8-

sinnloser Genußsucht bereiten. Schon die gewöhnliche, tägliche Erfahrung hat dies längst erkannt. Der Volksmund drückt es richtig aus, wenn er meint: Jedem Menschen ist nur ein bestimmtes Maß von Speise und Trank zugemessen, hat er dies zu sich genommen, so ist er am Ende seines Lebens angelangt.

Physiologisch gesprochen würde dies ungefähr so lauten: Die schöpferische Kraft der Zellen ist im stande, während der 80jährigen Dauer des Lebens eine gewisse Summe von Nahrungsmitteln für die Erhaltung des Organismus zu verarbeiten. Damit ist die Leistungsfähigkeit der Zellen erschöpft, sie altern, stellen schließlich ihre Thätigkeit ein, und die zerstörenden Elemente gewinnen die Oberhand. Wird nun diese nämliche Menge von Nahrungsmitteln schon innerhalb 60 Jahren durch die Organe der Körper gejagt, so ist die den Zellen angeborene Kraft aufgebraucht, und das betreffende Individuum hat die Grenze seines Lebens erreicht, das heißt, leichter verständlich ausgedrückt, durch allzu raschen Genuß um 20 Jahre verkürzt. Schon aus diesem einen Grunde sollte der Ruf nach einer Reform des Lebens der besseren Stände häufiger sich hören lassen.

Von manchen Seiten wird freilich mit Recht getadelt, daß an die Stelle des einfachen und gemüthlich erfrischenden Verkehrs im Hause, neben den übertriebenen, luxuriösen Abfütterungen das zerstreute Kneipenleben zu treten beginnt, dem sich die Männer mehr und mehr hingeben. Aber die Versuchung wird in den größeren und mittleren Städten immer verführerischer durch die Zahl der Bierpaläste. Die Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit hört durch das Kneipen bei den Männern mehr und mehr auf, ihr Geist geht der Verrohung und der Rücksichtslosigkeit gegen die Familie entgegen, und der Körper einem verfrühten Siedthum.

Dem herannahenden Gewitter, welches die stolzesten Eichen oft mit einem Schlage fällt, gehen oft warnende Zeichen voraus für den, der sie deuten kann und deuten will. Bei den einen beginnt der Magen seine Dienste zu versagen, bei andern die Lunge, die Leber, das Herz, die Gefäße des Hirns u. s. w. Oft sehen die Angehörigen die Gefahr näher und näher rücken, allein das Unheil ist nicht aufzuhalten, weil der Herr des Hauses zu willensschwach ist, um auf die Flasche Rheinwein oder die 3 Liter Bier zu verzichten, die er täglich trinkt, obwohl das Herz mit Herzklopfen sich dagegen aufbäumt, oder die Gefäße des Hirns zu springen drohen.

Die Anzeichen der Überbürdung der Organe sind dabei nicht in allen Fällen dieselben. Auch hier herrscht unendlicher Wechsel, eben so groß wie er etwa in der äußeren Erscheinung der Individuen sich ansprägt. Man darf nicht erwarten, daß zumeist eine gleichmäßige Abnutzung der Maschine stattfindet, es erkranken nur einzelne Organe, oft nur ein einziges, während die andern noch leistungsfähig bleiben. Bisweilen gelingt es bekanntlich, dem herannahenden Sturme Einhalt zu gebieten, wenn der Arzt zur rechten Zeit in die oft schwer zu deutenden Krankheits Symptome vollen Einblick gewinnt. Entsprechende Diät, ein strenges Verbot, eine Baderkur mit Aufenthalt in den Bergen oder an dem Meer u. dergl. sind oft im stande, das mit Stoffen aller Art überschwenunte

Organ für einige Zeit wieder in Stand zu setzen, allein es bleibt geschwächt, eine völlige Wiederherstellung ist in den meisten Fällen ausgeschlossen.

Einfachheit in Speise und Trank sind die ersten Bedingungen für die Erhaltung der Gesundheit und eines langen Lebens.

Das Durchschnittsalter der besseren Stände, vor allem der Männer, ließe sich zweifellos beträchtlich steigern, wenn die Nüchternheit in der christlichen Bevölkerung auf derselben Höhe sich befände wie z. B. bei den Juden. Auf Grund statistischer Ermittlungen ist das Durchschnittsalter der Gestorbenen in Frankfurt a. M. bei der christlichen Bevölkerung auf 36 Jahre 11 Monate, bei der jüdischen hingegen auf 48 Jahre 9 Monate berechnet worden, also um nahezu 12 Jahre mehr. Daß an diesem bedeutenden Unterschiede die größere Wohlhabenheit der Juden allein Schuld sei, darf nicht angenommen werden. Ich glaube auch nicht, daß die Rassenunterschiede hierfür von Bedeutung sind, eine solche vermehrte Widerstandsfähigkeit ist aus Rasseeigenschaften nicht ableitbar, es ist weder eine anatomische noch eine physiologische Thatsache dafür aufzubringen. Die asiatischen Menschenrassen, von denen die Juden abstammen, zeigen, soviel man bis jetzt weiß, der Cholera, dem Typhus, den Pocken, der Tuberkulose gegenüber keine größere Widerstandsfähigkeit als die Europäer. Selbst dann, wenn die europäischen Semiten eine solche besessen hätten, wäre sie wahrscheinlich im Lauf von nahezu 2000 Jahren abgeschwächt worden durch den Prozeß der Akklimatisation.

Die einfache und naheliegende Erklärung für diese auffallende Erscheinung liegt in der Thatsache der großen Nüchternheit der Juden in Speise und Trank. Sie ist es, welche ihnen zum großen Teil die Überlegenheit über die europäischen Völker bisher gesichert hat. Sie bleiben geistig und körperlich frisch und haben alle ihre Kräfte zur freien Verfügung, während die Christen den beständigen Zeit- und Kräfteverlusten erliegen, welche Fraß und Böllerei im Gefolge haben. Die Zähigkeit und Ausdauer sind nicht ein Geschenk der Rasse, sondern der Erziehung und des Beispiels. In dieser Hinsicht wirkt das Beispiel unserer Vorfahren seit mehr als einem Jahrtausend nachteilig. Mit Bacchus und Gambrinus wurde ein wahrer Kultus getrieben, viel umfangreicher als in Rom und Griechenland.

Dort waren des Bacchus Feste noch von poetischem Zauber umgeben, und nach den tollen Tagen kehrte man wieder zu nüchterner Lebensweise zurück, welche das Klima dringend fordert. In den heißen Klimaten rächt sich eben die Unmäßigkeit viel schneller als in den gemäßigten. Die Völker im Süden Europas verzehren daher nicht jene Menge schwerer Speisen wie die Nordländer, sie ziehen wenige und leicht verdauliche „Gänge“ vor, und der Genuß der Spirituosen ist sehr gering, fast unwesentlich. In den wärmeren Klimaten werden eben Diätfehler schon verhängnisvoll, welche sich in den mehr gemäßigten Ländern wieder ausgleichen und erst bei öfterer Wiederkehr endlich Schaden bringen. Trotz dieser scheinbar ungenügenden Nahrung der Südländer ist dennoch die Leistungsfähigkeit, was geistige und körperliche Arbeit anbetrifft, ebenso groß, wenn nicht größer wie die der Deutschen. Eine unbefangene Beurteilung z. B.



italienischer Arbeiter und deutscher fällt zu Ungunsten der letzteren aus, obwohl der deutsche Arbeiter besser lebt.

Die Italiener sind ausdauernder, ruhiger, geschickter und dabei heiterer, weil sie bei der Arbeit nicht gelähmt werden durch die Wirkungen unmäßig genossener Nahrung. Dieses Faktum, das von allen Seiten anerkannt ist, beweist doch vor aller Augen, daß bei mäßiger Kost sehr kräftige und ausdauernde Arbeit möglich ist, daß wir also eine große Menge teurer Nahrungsmittel verschwenderisch durch unsern Körper jagen, ohne jeden Nutzen, wohl aber mit Schaden für unsern Geldbeutel und auf Kosten unserer — Lebensdauer.

Wer an einem langen und arbeitsfrohen Leben seine Freude hat und sich seiner Familie und damit dem Staat erhalten will, der muß auf die endlose Zahl der Feste und Zweckessen, auf die langen Dinners und Soupers verzichten lernen. Er muß die moralische Kraft besitzen, die Bierpaläste und die Restaurants mit all' ihren stark begehrten Freuden zu meiden und wieder zur Einfachheit zurückkehren. Die Menschen töten sich, sie sterben nicht. Die statistische Thatsache über die lange Lebensdauer der Juden sollte den Christen endlich die Augen öffnen. Die Judenfrage wird nicht durch die Stärke der Faust gelöst, sondern durch Enthaltbarkeit und Fleiß von unserer Seite. Lernet entbehren, wie die Juden es durch Jahrtausende gelernt, erst unter Mose's strenger Führung im heißen Klima und dann unter dem schweren Druck des Kreuzes! Jetzt trägt die harte Schulung zu Nüchternheit und zu der naturgemäß damit verbundenen Sparsamkeit die längst ersehnten reichen Früchte.

Ja wir müssen nüchterner werden und damit auch fleißiger. Als alter Korpsstudent denke ich hier der deutschen akademischen Jugend. Die ersten Jahre werden von sehr vielen verbummelt, wie der euphemistische Ausdruck lautet. Es ist noch immer so, wie es Goethe's Mephisto schildert.

Dem Volke hier wird jeder Tag zum Fest:  
Mit wenig Wiß und viel Behagen  
Dreht jeder sich im engen Zirkeltanz  
Wie junge Katzen mit dem Schwanz;  
Wenn sie nicht über Kopfweh klagen,  
Solang der Wirt nur weiter borgt,  
Sind sie vergnügt und unbesorgt.

Mehr Streben nach Wissen und weniger Alkohol wären für die akademische Jugend dringend zu wünschen. Die systematische Abkürzung des Lebens beginnt schon dort unter dem schweren Irrwahn, daß Trinken eine Tugend sei.

Wer die Kunst, sein und seiner Mitmenschen Leben zu verlängern, erlernen will, muß, das lehren alle vorausgehenden Betrachtungen, Nüchternheit und Enthaltbarkeit im eigenen wohlverstandenen Interesse üben. Der Segen bleibt nicht aus, weder für das Individuum noch für die Familie. Der Staat aber, unser junges Reich verlangt Nüchternheit und Fleiß und Kraft und nicht den Selbstmord der Männer. Mit dem Siege über die gesundheitschädliche Genußsucht erreichen wir überdies die Mittel zur Bekämpfung der sozialen Revolution durch die soziale Reform.

Der Alkohol ist zweifellos eines der größten Hemmnisse jeder Reform in bezug auf die Förderung des Volkswohls im weiteren Sinne. Durch den Mißbrauch des Alkohols entsteht beständig das größte Elend in der Welt, dessen Vielgestaltigkeit schon oft geschildert worden ist. Ich erinnere an den Ausspruch englischer Ärzte, daß die Hälfte aller Erkrankungen durch den Alkohol verursacht wird.

Ferner an den Zusammenhang zwischen Trunksucht und Verbrechen. Die Kriminalrichter, Polizeibeamten und Gefängnis-Direktoren in fast allen zivilisierten Staaten sind darin einig, daß 70—80 Prozent aller Verbrechen die Folgen des Alkoholmißbrauches sind. Nach einer an 32837 Gefangenen in 120 Anstalten aus allen Teilen des deutschen Reiches angestellten statistischen Ermittlung werden von allen Morden 46 Prozent von notorischen Trinkern verübt.

Unter allen verarmten, auf öffentliche Unterstützung angewiesenen Familien sind in England 75 Prozent durch die Trunksucht des Familienhauptes in dieses Elend geraten, in Genf und in Paris 80 Prozent, in Deutschland sogar 90 Prozent.

Der Alkohol vernichtet aber nicht nur die soziale Stellung des Individuums im Staat und in der Familie, er verkürzt dazu noch das Leben.

Es ist der durchaus sichere statistische Beweis erbracht, daß Trunkenbolde ihr Leben sehr verkürzen. Reissou, ein berühmter englischer Gelehrter, stellte Untersuchungen an 6111 Trinkern an und fand die Sterblichkeit im Mittel dreimal größer als die der Gesamtbevölkerung Englands. Diese Ergebnisse sind von anderer Seite <sup>1)</sup> bestätigt.

Nun werden manche sagen: das mag für Trinker wohl richtig sein, aber wir gehören nicht in diese Abteilung. Hier ist daran zu erinnern, daß der Ausdruck Trinker eine sehr relative Größe bezeichnet, denn „mannigfaltig ist hienieden — die stolze Kraft dem Mann beschieden.“

Der eine bekommt schon von einem halben Liter Wein einen schweren Kopf, der andere erst nach dem Genuß von drei Flaschen. Ob der Schaden bei fortgesetzter Dauer des nämlichen Quantum bei beiden gleich oder verschieden ausfällt, läßt sich in dem einzelnen Fall nicht entscheiden, hier führen nur Massenbeobachtungen zu einem klaren Ergebnis.

Die Antwort, ob Alkohol das Leben verkürzt, ist durch die Statistik der englischen Lebensversicherungs-Gesellschaften gelöst.

Sie haben festgestellt, daß die Trinkenden ihre Lebensdauer verkürzen.

Diese Gesellschaften haben ein begreifliches Interesse daran, die Lebensweise ihrer Kunden genau zu kennen. Geht in dieser Hinsicht die Gesellschaft sorglos bei der Versicherung vor, so schmälert sie ihren Gewinn und kommt bei der Verbreitung des Trinkens und der damit zusammenhängenden Unmäßigkeit schließlich in pekuniäre Nachteile empfindlicher Art. Der Frage, wie weit der Alkoholgenuß das Leben verkürze, wurde deshalb besondere Aufmerksamkeit innerhalb dieser Gesellschaften zugewendet, weil man ja seit lange weiß, daß durch den Mißbrauch

<sup>1)</sup> Didenborff, Lebensdauer, Realencyklopädie der Heilkunde Bd. 8.

des Alkohols beständig das größte Leid für den einzelnen wie für die Familien entsteht.

Außerordentlich klar liegen die Verhältnisse bei Personen, die von Natur aus keine Trinker sind, aber viel Gelegenheit zum Genuß von alkoholischen Getränken haben wie die Spirituosenhändler. Bei ihnen findet sich eine viel größere Zahl von Todesfällen als bei Personen mit anderer Beschäftigung. Daran reihen sich Männer mit anderen Berufsarten, welche leicht zur Unmäßigkeit führen wie Metzger, Kutscher und Handelsreisende. Sie weisen eine überaus große Sterblichkeit auf. Sie stimmt in ganz merkwürdiger Weise mit der Größe der Versuchung überein. Herr Thomas Wallace macht in einem Vortrag, den er in Edinburgh hielt, bezüglich der Sterblichkeit der Spirituosenhändler folgende überzeugende Bemerkungen:

Obwohl alle Spirituosenhändler der Versuchung ausgesetzt sind, so sind es doch nicht alle beständig oder in demselben Grade. Die Macht der Versuchung ist nach den Umständen verschieden. Der Materialwarenhändler z. B., welchem sein Patent nicht gestattet, alkoholische Getränke im Laden auszuschenken und welcher neben denselben noch viele andere Artikel verkauft, ist nicht so beständig der Versuchung ausgesetzt wie der Hotelier oder der Wirt. Der Hotelier dagegen, welcher zwar das Recht hat Getränke in seinem Hause auszuschenken, hat wieder für den Haushalt, die Instandhaltung der Zimmer und die Tafel zu sorgen und ist daher nicht in demselben Grade der Versuchung ausgesetzt wie der Wirt, dessen ganze Zeit ausschließlich von der Bedienung seiner Gäste mit Getränken in Anspruch genommen wird. Überdies würde der Hotelier durch Unmäßigkeit sich selbst geschäftlich schaden, während der Wirt nicht sobald und fühlbar dadurch beeinträchtigt wird. Infolgedessen ist der Hotelier in höherem Maße auf Nüchternheit angewiesen, während dieselbe dem Wirt oft vollständig abgeht.

Nach Anführung von Einzelheiten, welche auf den Erfahrungen mehrerer Versicherungs-Gesellschaften beruhen, stellt Wallace die Sterblichkeit unter Alkoholverkäufern zusammen und kommt zu folgenden Resultaten:

Die Sterblichkeit der Materialwarenhändler ist um 29,2 Prozent geringer als die der Hoteliers und um 43,26 Prozent geringer als die der Wirte. In anderer Form ausgedrückt stellt sich die Sterblichkeit in jeder Abteilung per Wille, wie folgt:

Materialwarenhändler	18,9	Prozent
Hoteliers	26,8	"
Wirte	33,4	"

Man sieht, der Beruf der Wirte ist ein außerordentlich gefährlicher, sie sterben in großer Zahl in dem Kampfe mit dem Alkohol.

Ein Mitglied des Britischen Ärztevereins Nsambar Owen kommt daher nach ähnlichen umfangreichen Erfahrungen in bezug auf relative Lebensdauer zu folgendem Schluß:

1. Beständiger Genuß von alkoholischen Getränken, insofern er die mäßigsten Grenzen übersteigt, hat die ausgesprochene Tendenz, das Leben zu verkürzen

wobei die Verkürzung zu dem Grade des Genusses in direktem Verhältnis steht.

2. Von Männern, welche das 25. Altersjahr überschritten haben, leben die gänzlich Enthalt samen im allgemeinen wenigstens zehn Jahre länger als die ausgesprochen Unmäßigen<sup>1)</sup>.

Diese That sachen werden von allen Seiten gepredigt. Unter der Leitung von Dr. V. Böhmert und Dr. W. Bode erscheint z. B. seit sieben Jahren in Dresden unter dem Titel: „Mitteilungen zur Bekämpfung der Trunksucht“ ein Blatt, das seine Stimme unangesezt gegen den Mißbrauch der geistigen Getränke erhebt. Die oben erwähnte kleine Broschüre von W h y t e ist in tausenden von Exemplaren verbreitet.

M. R. von Stern, ein entschiedener Sozialdemokrat, hat ein wertvolles Schriftchen herausgegeben „Alkohol und Sozialismus,“ worin er dem Arbeiterstande die absolute Notwendigkeit der Enthaltung von allen geistigen Getränken kurz und klar darlegt und zugleich die engeren Beziehungen zwischen der sozialen Frage und dem Alkoholgenuß aufdeckt. Allein der Eindruck der Lehre ist noch bei uns gering, beträchtlich dagegen in Dänemark mit 30 000, in Schweden mit 60 000, in England mit fünf Millionen Männern, welche das Gelübde der völligen Enthalt samkeit abgelegt haben. In Nordamerika haben bereits sechs Staaten: Maine, Iowa, Vermont, Rhode Island, Kansas und Georgia das vollständige Verbot der Produktion und des Verkaufes alkoholischer Getränke durchgesezt.

Andere Wortführer des Sozialismus gehen aber bei uns entweder schweigend zur Tagesordnung über oder wittern darin kapitalistische Antriebe zur Verbreitung der „verdammten Bedürfnislosigkeit.“ Es läßt sich nicht hoffen, daß auf dem Wege der Belehrung ausschließlich etwas erreicht werde, es muß von allen Seiten mit den verschiedensten Mitteln eine Umkehr erreicht werden, und unter diesen Mitteln steht hochoben an das Beispiel. Die bessern Stände müssen mit der Enthalt samkeit, mit dem guten Beispiel vorangehen. Vermehrung des eigenen Wohlstandes, Steigerung des Familienglücks und Verlängerung des Lebens sind die Geschenke, die jedem dafür zum Lohne in den Schoß fallen.

Ein jeder beginne mit sich zuerst. Der siegreiche Kampf gegen die eigene Genußsucht bringt uns dann eine Reform der Geselligkeit, die unerläßlich ist, sollen nicht unsere Nachkommen körperlich und geistig verkümmern. Die Gesellschaft, die sich selbst die bessere nennt, darf nicht voraussetzen, daß die Arbeiter eine andere Lebensführung annehmen, solange sie selbst keiner Ent sagung fähig ist. Wenn jene Kreise, denen ein glückliches Heim beschieden ist, abends in die Bierhäuser flüchten, was soll der Arbeiter thun, der oft eine traurige Wohnung besitzt, deren widerlicher Zustand ihn antreibt solange als möglich fern zu bleiben und das Lager erst dann aufzusuchen, wenn die Kneipe ihren Reiz verloren hat.

<sup>1)</sup> Für weitere lehrreiche Ausführungen dieser Art siehe Bunge, G., die Alkoholfrage 2. Auflage, Leipzig, G. W. Vogel; W. R h y t e, J., Verkürzt der Genuß des Alkohols das Leben? Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von M. R. von Stern. Zürich, G. Schabelig.

Von allen Seiten sucht man freilich dem sozialen Elend der Arbeiterklasse beizukommen. Von wohlthätigem Einfluß sind die Volkserholungshäuser, die aus England allmählich den Weg zu uns gefunden haben. In Leipzig, Dresden, Halle u. a. D. wurde bei deren Errichtung eine bessere Geselligkeit zum Zielpunkt genommen, wie sie das Wirtshaus oder gar die Schnapskneipe nie anzubahnen vermögen. Es wurde, soweit es jetzt möglich ist, alles vermieden, was zum Zechen reizen könnte. Es ist vor allem für gutes billiges Essen und für Kaffee gesorgt. Zeitungen, die besten illustrierten Zeitschriften und eine Reihe wertvoller Bücher teils unterhaltender teils belehrender Art stehen zur Verfügung, und von alkoholischen Getränken ist, soviel Böhmert mitteilt, nur leichtes Bier vorhanden. Der Wirt hat jedoch in keiner Weise Vorteil am Bierverbrauch. Man bedient die Gäste freundlich, aber niemand drängt sich an sie heran, um sie zum Verzehren zu veranlassen. Wer daher keine Neigung zum Biertrinken verspürt, dem steht auf jedem Tische frisches Wasser zur Hand. Bei diesen Volksheimen ist die Verführung ziemlich abgeschwächt, wenigstens soviel für den ersten Beginn verlangt werden kann.

Später wird es sich wohl empfehlen, Volksheime zu errichten, in denen nur Kaffee und Thee gereicht wird, und jede Sorte von alkoholischen Getränken ausgeschlossen ist, um die Gelegenheit und den stets neuen Reiz durch den Alkohol zu beseitigen.

Alle diese Einrichtungen stehen in engstem Zusammenhang mit der Kunst, das Leben zu verlängern. Der Arbeiter, der die Schnapskneipe flieht, verlängert sein Leben ebenso wie der Gebildete der mäßig bleibt in Speise und Trank.

Aber nicht bloß ein längeres Leben ist zu gewinnen, sondern auch ein gesünderes, arbeitsfroheres, ein glücklicheres und andere beglückendes. —

Die Umdrehung der alten Frage nach der Verlängerung des Lebens hat, wie die obigen Ausführungen gezeigt haben, nun doch ein bemerkenswertes Resultat ergeben, das mit Hilfe der Statistik aus dem schwankenden Gebiet einer physiologischen Lehrmeinung in die sichere Höhe einer wissenschaftlichen Thatfache gerückt ist. Die Kunst das Leben so verlängern, ist kein leerer Wahn. Es giebt eine solche Kunst. Sie ist jedem erreichbar, doch nur durch Entfagung, durch Verzicht auf — übermäßigen Genuß von Speise und Trank. Vor allem verkürzt der Alkohol das Leben. Enthaltbarkeit, vollkommene Abstinenz vermag das Lebensende zehn Jahre hinauszuschieben.

Die neue Makrobiotik fordert wie die alte: Maßhalten in allen Dingen. Eine schwere Kunst! Suche jeder sie zu fördern zu seinem Heil und zu dem der Gesellschaft!



## Vier Fragen an Ludwig Büchner.

Von

Moriz Carriere.

Als ich Ihren frisch und fröhlich geschriebenen Aufsatz im Oktoberheft über die Fortschritte und glänzenden Errungenschaften unserer Zeit las, da stand plötzlich ein Bild aus den vierziger Jahren, meiner Gießener Privatdozentschaft, vor meiner Anschauung. Geistreiche Studenten hatten sich zur Übung in freien Vorträgen und wissenschaftlichen Disputation unter meiner Leitung zusammengefunden; sie verherrlichten Shakespeares Macbeth vor allen anderen Dichtungen mit einem Übereifer, daß ich mich veranlaßt sah, einen Dämpfer aufzusetzen und selbst ein paar Fragen aufzuwerfen. In Erinnerung an diese Jugendzeit gestatten Sie mir auch heut einige Bedenken zu äußern und die Beantwortung von vier Fragen zu erbitten.

### 1. Wie verstehen Sie eine Entwicklung ohne Zweck?

Sie rühmen, wie ich selber, den großen Gedanken der zusammenhängenden aufsteigenden Lebensentwicklung, wie ihn Kant und Goethe, Lamarck und Geoffroy St. Hilaire ausgesprochen, Darwin unserer Zeit zu allgemeinem Bewußtsein gebracht und in den Mittelpunkt der Biologie gerückt hat; aber Sie setzen hinzu, damit sei die Teleologie, die Zweckmäßigkeitstheorie, „als aus Unkenntnis der inneren Zusammenhänge hervorgehende Täuschung“ erklärt worden. Nun hat Strauß schon einmal in seinem Neuen Glauben Darwin gepriesen, daß er den Zweck aus der Welt geschafft habe. Ich versetzte: das sei nicht der Fall, denn wir dächten und handelten nach Zwecken, und wie zufolge der Lehre von Strauß alles mit Naturnotwendigkeit geschehe, so sei der Zweckgedanke in uns ja selber nicht nur nicht aus der Welt geschafft, sondern vielmehr ein notwendiges Erzeugnis des Naturmechanismus selbst. Sie erklären ihn für eine Täuschung; — aber wie kommt der Naturmechanismus dazu, sich in unserem Gehirn eine Täuschung vorzuspiegeln?

Lassen Sie mich zur Verständigung etwas weiter ausholen. Wir wissen unmittelbar nur von unseren Empfindungen und Vorstellungen, wir selbst und unser Bewußtseinsinhalt sind uns thatsächlich gegeben. In die Mannigfaltigkeit unserer Vorstellungen bringen wir dadurch Ordnung, daß wir sie nach Grund und Folge verbinden, wodurch sie mit einander zusammenhängen und einander bedingen, und diese Thätigkeit unterscheiden wir als das eigentliche oder wissenschaftliche Denken von dem bloßen Spiel der inneren Bilder, wie sie sich gerade einander gesellen oder von außen hervorgerufen werden. Denn nach demselben Kausalgesetz in uns unterscheiden wir innere Vorgänge, die wir hervorrufen und beherrschen, von solchen Empfindungen, die sich uns aufdrängen, die wir haben müssen, wir mögen wollen oder nicht; eine solche ist der Schmerz des Brennens, wenn wir die Finger in eine Gasflamme halten. Wir fordern für

diese Empfindungen eine Ursache, und da wir sie nicht in uns finden, setzen wir sie außer uns voraus; wir schließen zur Erklärung unserer inneren Zustände auf eine sie bedingende Außenwelt, wir betrachten auch sie nach dem Kausalgesetz und finden, daß dies uns niemals versagt, daß jedes Geschehen seine Ursache hat. Unsere Wahrnehmung zeigt uns nur ein Nebeneinander und Nacheinander der Dinge; daß dies auch als Wechselwirkung, als Grund und Folge bedingt ist, das sehen wir nicht, das denken wir hinzu, kraft des Kausalgesetzes in uns, und dessen werden wir in der Erfahrung dadurch inne, daß wir selbst etwas wollen und ausführen, aus unserer eigenen Thätigkeit.

Ebenso nun werden wir aus unserem eigenen inneren Leben des Zweckes inne. Denn wir haben einen Vorsatz, den wir ausführen, ein Vorstellungsbild, das wir verwirklichen wollen; das ist das Ziel oder der Zweck unserer Thätigkeit; unser eigener Körper, die Außenwelt bietet uns die Bedingungen oder die Mittel der Ausführung, und der erreichte Zweck ist ein verwirklichter Gedanke, er war der Ursprung und das Ziel der Bewegungen und Vorgänge, die zu ihm hinführten, und bestimmte die Richtung ihres Weges. Wo wir im Thun und Lassen anderer in der Außenwelt einen ähnlichen Zusammenhang wahrnehmen, da bringen wir solche Vorgänge unter den Gesichtspunkt des Zweckes. Der Gedanke der Ursache wie des Zweckes gehört dem Geiste an, wir lernen beide durch unsere Thätigkeit kennen und kommen durch beide zum Verständnis unserer selber und der Welt.

Wir unterscheiden das Leben von der bloßen Veränderung dadurch, daß dort der Wechsel der Zustände und Vorgänge in einem inneren Zusammenhange steht; die Veränderungen sind dort innerlich bedingt oder auf ein dauerndes bezogen; einheitlicher Zusammenhang im Mannigfaltigen. Das Nebeneinander und Nacheinander werden wohl auch Sie in allem Lebendigen annehmen. Liegt es denn nicht ebenso im Begriff der Entwicklung, daß sie einen Ausgangspunkt und ein Ziel hat, daß von diesem Ziel aus ihre Richtung bedingt wird, oder daß sie auf das Ziel gerichtet ist? Dieser innere Zusammenhang der einzelnen Momente, der Entfaltung einer ursprünglichen Anlage, die Verwirklichung einer Triebkraft, ein erreichtes Ziel durch die Lebensthätigkeit mittels der ihr gewährten Bedingungen, sagen wir dieser zweckmäßige Kausalzusammenhang ist für mich der Begriff der Entwicklung. Aristoteles, Kant, Hegel haben den Organismus als verwirklichten Zweck betrachtet. Auch Sie unterscheiden doch die anorganische Natur vom Organismus der Pflanze und des Thieres. Beider Wesen ist Selbstbildung, ist Entwicklung aus dem Keim: die mannigfaltigen Vorgänge, bis aus dem Samentern der Baum, aus dem Ei das Huhn geworden ist, sind nicht zufällig, denn sie vollziehen sich regelmäßig, nach bestimmten Bildungsgesetzen und werden uns nur verständlich, wenn wir das Ziel, den ausgebildeten Organismus, im Auge haben, zu dem die mannigfaltigen, immer reicher werdenden Formverhältnisse hinstreben, oder wie Sie lieber wollen, auf das wir die im Entwicklungsprozeß hervortretenden Gebilde beziehen. Der ganze Lebensprozeß, von dem Ei zur Raupe, zur Puppe, zum eierlegenden Schmetterling ist ein in sich zusammenhängender, ist Verwirklichung eines im Keim angelegten, und die einzelnen Vorgänge nennen

wir zweckmäßig, wenn wir einsehen, wie sie auf das Ziel des fertigen Organismus gerichtet sind.

Dies ist unsere teleologische Betrachtung. Wir machen die Befriedigung unserer Bedürfnisse nicht mehr zum Zwecke der Natur, wir sagen nicht mehr: die Schafe tragen Wolle, damit wir uns warm kleiden können; wir betrachten jedes lebendige Schaf als Selbstzweck, als Organismus, in welchem alle Teile als Glieder in Wechselwirkung stehen und welcher nicht aus fertigen Bestandtheilen äußerlich zusammengesetzt wird, welcher vielmehr aus dem befruchteten Kerne erwächst, indem er die Bedingungen der anorganischen Natur, der chemischen Stoffe, der physikalischen Kräfte für sich verwendet, und so werden uns im Hinblick auf das erreichte Ziel die einzelnen Entwicklungsphasen verständlich. Wir stehen am Ausgangspunkt der Bewegung und erforschen, wie ein Moment, ein Zustand den anderen kausal bedingt; wir stehen am Ziel und sehen, wie die Vorgänge auf dasselbe gerichtet sind, aus den wechselnden Formen der fertige Organismus hervorkommt; der Zweck aber ist nichts Anderes als das erreichte Ziel der Bewegung, wie er auch sprachlich der schwarze Nagel in der weißen Scheibe ist, den der Schütze in das Auge faßt, das sein Schuß erreichen soll.

Nun möchte ich hören, wie können Sie das Werden des Organismus anders fassen als Entwicklung, die Entwicklung anders als die Verwirklichung einer ursprünglichen Anlage, die auf ihr Ziel gerichtet und damit zusammenhängend und zweckmäßig ist? Mir ist die Zwecksein vieler Biologen ganz unerklärlich. Von Vervollkommnung der Organismen, von einer aufsteigenden Reihe der Lebewesen kann man doch nur reden, wenn man ein Ziel im Auge hat, auf das sie gerichtet sind. Den inneren Zusammenhang der aufsteigenden Reihe der Lebewesen als Entwicklung erkennen, das wollten Goethe, Herder, Kant; dazu hat Darwin einige Bedingungen aufgewiesen; aus der Erkenntnis des Zusammenhangs gerade, nicht „als Täuschung der Unkenntnis,“ ergibt sich der Zweck, der zunächst wie die Kausalität ein Gedanke ist, den unsere Vernunft aus der Thatsache der Wahrnehmung hervorbringt, der sich aber an den Thatsachen selbst bewährt; durch die Kausalität wird die Veränderung, durch den Zweck die Entwicklung verständlich.

## 2. Wie erklären Sie die „wunderbaren“ Vorgänge der Vererbung?

Nehmen Sie hier wirklich ein Wunder an im Sinne der Orthodoxie, als Durchlöcherung des Weltzusammenhanges, als Durchbrechung des Naturmechanismus durch einen höheren, göttlichen Willen? Das ist Ihnen so wenig zuzutrauen, als daß Sie das Wunder in dem Sinne wie ich für ein Ereignis nehmen, in welchem im Kausalzusammenhange der Wirklichkeit selbst doch ein höheres Walten ein Offenbarwerden des Göttlichen dem auffassenden menschlichen Gemüthe erscheint. Das Wunder ist „des Glaubens liebstes Kind“ auch in dem Sinne, daß die Phantasie Erzählungen schafft, in welchem sie eine religiöse Idee veranschaulicht. Das Wunderbare ist Ihnen wohl nur ein Erstauliches. Und erstaunlich ist dabei nur die Naivität, mit welcher der Materialismus das, was ein ungeheures Problem ist, zur Erklärung für den Fortschritt in der Lebens-



entwicklung verwendet, wie wenn es eine selbstverständliche Sache wäre. Sie selbst nahmen früher den Menschen für ein Haufwerk chemisch verschiedener Stoffpartikelchen ohne seelisches Organisationsprinzip, ich weiß nicht, ob Sie es noch thun. Häckel sprach einmal davon, daß Charles Darwin sein Naturforschertalent vom Großvater ererbt habe. Nun legen Sie einmal den Vorgang in Ihrem Sinne auseinander! Im Gehirn des Großvaters besteht eine Konfiguration von Ganglienzellen, welche diese Geistesrichtung bedingt; jede Ganglienzelle besteht aus vielen Molekülen. Im Organismus des Großvaters löst aber auch ein kleine Peitschenzelle sich ab, ein Samenfaden; seine Stoffpartikelchen sind vielleicht irgendwie mit dem Gehirn in Berührung gekommen, vielleicht selber im Gehirn gewesen. Sie dringen befruchtend in ein großmütterliches Eilein, und das wächst aus vielen frischen Molekülen zum milliardenumal größeren Organismus von Darwins Vater, und dieser Organismus, selbst in beständigem Stoffwechsel lebendig, produziert in seinem Gehirn keinen Sinn für Naturforschung. Aber es löst auch bei ihm wieder nach vielen Jahren ein Samenfädchen (nicht im Gehirn) sich ab, befruchtet wieder ein Weib, und aus der Zelle wird wieder ein Haufwerk von Milliarden Zellen als der große Darwin, und als nun bei dem fortwährenden Stoffwechsel nach vielen Jahren der geniale Naturforscher geworden — frage ich Sie: wie haben doch jene ersten Stoffpartikelchen es fertig gebracht, daß sie immer andere anregten zu einer Thätigkeitsmöglichkeit, die diese vorher gar nicht übten, die erst in einer zweiten Generation, vielleicht nach vierzig Jahren, in verstärkter Kraft an neuen Stoffpartikelchen sich zeigte? Ich bin begierig zu hören, wie Sie dies erklären. Ich brauche dazu ein Organisationsprinzip, eine Zentralmonade, welche den ganzen leiblichen Bildungsprozeß lenkt und auf das in ihr liegende Ziel richtet und welche den Kraftwesen, die sie in sich aufnimmt, ihren Stempel aufprägt, sodaß leibliche wie geistige Eigenschaften derselben in kindlichen Organismen offenbar werden können; dieselbe Zentralmonade ist das in uns Fühlende, Denkende.

Sie nennen das Gehirn das „anerkannte Seelenorgan“; ich frage:

3. Ist die Seele das Bildende und mit dem Organ Wirkende, oder ist sie bloß eine Funktion des Gehirns?

Dies letztere haben Sie früher gelehrt mit Cabanis, La Methier und Karl Vogt, das Gehirn wie ein Filter angesehen, das die Gedanken ausscheidet wie die Leber die Galle, und die Empfindungen sollten Schwingungen der Gehirn- oder Nervenfasern sein wie die Töne Schwingungen der Saite. Darauf haben wir geantwortet: die Empfindung ist keine objektive Bewegung, sondern der innerliche Lebensakt eines für sich seienden, fühlenden Wesens; die Saitenschwingungen sind kein Ton, sondern werden erst zur Tonempfindung, wenn sie ein Ohr treffen, zu einem Gehirn übertragen werden und dort eine Zustandsänderung hervorbringen, die unsere fühlende Innerlichkeit veranlaßt, sie als Empfindung auszulösen und so in sich den Ton zu erzeugen. Der Gedanke ist auch nichts Objektives, Sicht- und Antastbares wie die Galle, sondern etwas Subjektives, das Erzeugnis einer Subjektivität, die durch Selbsterfassung zu sich selbst kommt, ihrer

und der Welt bewußt wird. Thatsächlich sind wir der Einheit unseres Ichs bewußt und können von wechselnden Zuständen nur reden, wenn in uns ein Dauerndes, Einheitliches im Wechsel sich erhält. Wie erklären Sie dies einheitliche Ich, das thatsächlich in Ihnen sich von mir und von seinen eigenen Empfindungen und Vorstellungen, wie von seinem Leibe unterscheidet, wie erklären Sie dies Eine, Bleibende aus der Vielheit Ihrer Atome und deren beständigem Stoffwechsel?

Das Gehirn ist „anerkanntes Seelenorgan“, aber wie kommen seelenlose Stoffpartikelchen dazu es nicht nur einmal zufällig zu bilden, sondern immer wieder hervorzubringen? Ich sehe in meinem Organismus Leistungen, die außer dem menschlichen Organismus nicht vorkommen, im Getriebe der anorganischen Natur nicht zu finden sind; ich bedarf nach dem Kausalgesetz für diese Wirkung eine Ursache; Sie sagen vielleicht: „Das Zusammensein dieser Stoffe ist die Ursache, in ihrer Gemeinsamkeit bringen sie höhere Wirkungen hervor als in ihrer Vereinzelung.“ Aber wer bringt sie so eigenartig zusammen?

Sie kennen gewiß aus Duboys-Reynolds Vorträgen eine schöne Geschichte, die sich in einem Pariser Salon zugetragen: aber sie ist so artig, daß ich sie auch unseren Lesern noch einmal erzählen will. Holbach trug seine Theorie vor, daß das ganze Universum sich als ein Spiel der Atome fortwährend darstelle: da gab Galliani eine Geschichte zum besten, die er am Hafen von Neapel erlebt habe. Ein Bürsche bot dort die Wette: er werde mit seinen Würfeln stets einen Sechserpaß werfen. Zwei Gasser nahmen die Wette an, und er warf einen Sechserpaß nach dem andern. Ihr habt uns zum Besten, die Würfel waren gefälscht! hieß es in der Salongesellschaft. Natürlich, erwiderte Galliani, und das war ja eben der Spaß. Der Taschenspieler hatte ja gar nicht gesagt, daß er mit richtigen, gewöhnlichen Würfeln werfen werde; wer seine Sinne beisammen hatte, der konnte von vorn herein raten, daß er die Würfel dazu hergerichtet hatte, und der, welcher mit ihm gewettet hatte, wurde tüchtig ausgelacht. Aber da habt ihrs. Fallen ein paar Würfel viermal nach einander auf dieselbe Seite, so haltet ihrs für unmöglich, daß das Zufall sei; ihr schließt mit zweifelloser Gewißheit, daß eine geheime, auf diese Wirkung berechnete Ursache in Gestalt von etwas Blei den Würfeln einverleibt wurde. Seht ihr aber um euch her das Weltall mit seinen unzähligen Sonnen, Planeten und Monden, die alle seit Jahrtausenden rhythmischen Schwungs ihre geordneten Bahnen gehen; seht ihr auf Erden Land, Meer, Luft, Sonnenschein so verteilt, daß Pflanzen und Tiere fröhlich gedeihen; seht ihr den Wechsel von Tag und Nacht, von Sommer und Winter allen diesen Wesen mit den nötigen Bedingungen des Lebens segensreich begegnen; seht ihr im eigenen Leibe jedes Teilchen seines unsagbar verwickelten Baues gerade das leisten, was des Ganzen Wohl erheischt, wie umgekehrt allein es im ganzen zu bestehen vermag, seht ihr die Weisheit des Optikers und Akustikers an euren Augen und Ohren überflügelt; seht ihr die Maschine eines Körpers, neben der die feinste Uhr wie ein plummes Mühlwerk, der sinnreichste Automat wie eine armfelige Spielerei sich ausnimmt, beschädigt sich selber ausbessern, sich

selber vervielfältigen; seht ihr neben dem Nützlichen das Angenehme, die Zier der Blumen und der Schmetterlinge: so sagt ihr getrost, das ist Zufall. Und doch bietet uns die Natur dasselbe Schauspiel, als würde einer mit unendlich vielen Würfeln jeden Augenblick einen vorher angekündigten Pasch. Ich sage: die Würfel der Natur sind gefälcht, und dort oben spottet unser der große Taschenspieler.

Was sagen Sie zu dieser Geschichte? Mich hat sie in meiner Weltanschauung bekräftigt: Das All ist ein System von Kräften, in welchem die Eine Urkraft, der gemeinsame Lebensgrund aller Dinge sich entfaltet; und die Urkraft beweist dadurch, daß sie mehr ist als unbewußte Substanz, als blindwirkende Macht, sie erweist sich dadurch als ordnende Weisheit, als Wille der Liebe.

Doch um zu unserer Frage nach dem Gehirn als Seelenorgan zurückzukehren: Ich unterscheide erfahrungsgemäß im System der Kräfte selbstlose und selbstseiende, organisierbare und organisierende Monaden als Stoffatome und Seelen; — wobei ich nicht behaupte, daß die für uns selbstlosen nicht auch für sich innerliche, empfindungsfähige und wie selbstthätige, so auch der Selbsterfassung fähige Wesen sind. Eingegliedert in das System der Kräfte entwickeln die Organisationskräfte ihre innere Anlage im Aufbau des Organismus mittelst der Atome, und indem sie unter Anregung der Außenwelt zur Selbsterfassung, zum Selbstbewußtsein kommen, erbauen sie in der Innenwelt das Reich des Geistes, der Freiheit innerhalb und auf Grundlage des Naturmechanismus. Mir liegt ein naturloser Spiritualismus so fern wie Ihnen, die Seele ist auch mir Naturkraft und nur, indem das leiblich organisierende wie das empfindende und denkende Lebensprinzip eins und dasselbe ist, löst sich mir die Frage, wie wir Bewegungen der Außenwelt in Empfindungen auslösen, unsere Gedanken in der Welt äußern und ansführen können. Das scheint mir echter Monismus. Sie verwerfen das schädliche Gespenst einer allgemeinen Lebenskraft; ich auch! aber Sie bieten keinen Ersatz. Und wer hat denn die Erzeugung des Lebens als einen natürlichen Akt aufgewiesen?

Ich sehe die Seelen, die Organisationskräfte aller Dinge nicht mit Augen des Leibes, aber so sehe ich auch die Atome der Physik und Chemie nicht; d. h. ich sehe sie mit dem Auge der Seele, meine Vernunft erschließt sie aus ihren Wirkungen, aus ihren Leistungen. Und wie ich gleich anfangs erörterte: Ich bin mir selbst das unmittelbar, ursprünglich, unlegbar Gewisse; aus meinen eigenen Zuständen erschließe ich die Außenwelt und bin nicht gesonnen, von dem, was ich erst erschließe, von der Materie, von dem Stoff, der selber ein Phänomen der Kraft ist, mich selbst mir erst schenken zu lassen. Sie, scheint mir, machen das Zweite zum Ersten, das Organisationsprinzip zum Ergebnis des Organismus, die Seele zur Funktion des Gehirns; ich halte mich ans Erste und weiß aus innerer täglicher Erfahrung: Zum Selbst kann ich nicht von außen gemacht werden, Selbst bin ich durch mich selbst!

Von dem historischen Sinn, der das 19. Jahrhundert im Unterschiede vom 18. kennzeichnet, reden Sie nicht; ich finde einen Fortschritt in der Geschichts-

forschung und sehe in Kunst- und Literaturgeschichte neue Schöpfungen der neueren Zeit. Von der Theologie und Philosophie sagen Sie: beide machen in demselben Maße Rückschritte wie die anderen Wissenschaften Fortschritte. Sie scheinen also der philosophischen Kritik von Strauß, der historischen von Baur, den mehr positiven Arbeiten von Pfeleiderer, Weizsäcker, Ritschel kein Gewicht beizulegen, ein Werk wie die Dogmengeschichte Harnacks nicht zu kennen. Doch ich will davon absehen, aber ich frage Sie:

#### 4. Was wissen Sie von der neueren Philosophie?

Diese betrachtet sich selbst nicht bloß als die für die anderen Wissenschaften nötige Erkenntnistheorie, sondern sie nimmt die andern Wissenschaften als Bausteine, um eine zusammenhängende Weltanschauung daraus zu bilden; sie fragt nach dem Grund und Zweck der Wirklichkeit. Sie scheinen die neuere Psychologie auf physiologischer Grundlage, die Ästhetik, die Philosophie der Geschichte für nichts zu achten, Loge existiert für Sie nicht, Sie sagen nichts von der Art und Weise, wie Eduard von Hartmann spekulative Resultate auf induktive Weise gewonnen, die Phänomenologie des sittlichen und religiösen Lebens entwickelt hat; Sie schweigen von Wundt, der von der Naturwissenschaft aus ein philosophisches System errichtet. Die Philosophie hat die Gedanken der Entwicklung eben so gut, ja eher als die Biologie gefaßt und verwertet. Sie will nicht mehr das Denken oder den Willen, die beide nicht für sich wirklich, sondern Bethätigungsweisen des Geistes sind, zu Prinzipien machen, sondern hält sich an die Wirklichkeit der realen Subjektivität und steigt vom Endlichen zum Unendlichen empor. Sie wird dem Mechanismus der Natur wie der Freiheit des Geistes gleicherweise gerecht. Ich verweise Sie auf meine „Sittliche Weltordnung,“ die eben in zweiter neu durchgearbeiteter Auflage erscheint; da finden Sie die nähere Begründung so manchen Satzes, den ich hier nur aufstellen konnte, um Sie darauf aufmerksam zu machen, daß auch Ihre freundige Verherrlichung des menschlichen Fortschrittes noch mancher Erwägung und Ergänzung bedarf.

Leicht hätte ich noch eine fünfte Frage aufwerfen können: Wie stellen Sie sich zur Sozialdemokratie, ob sie unsere ganze heutige Kultur bedroht, oder zur Volksbeglückung führen wird? Es giebt ja Leute, die den Ansbruch einer furchtbaren Verwirrung und Barbarei aus den nihilistischen und anarchistischen Bestrebungen fürchten und den Materialismus dafür verantwortlich machen, daß er den Unterschied von Gut und Böse, von Falsch und Wahr aufhebe, da alles mit blinder Notwendigkeit geschehe. Doch ich hoffe lieber auf schöne Tage in der aufsteigenden Entwicklung der Menschheit, deren Bewegung ja eine wellenförmige in einer Spirale ist und mancher rückläufigen, abwärts gehenden Einzelkraft im Ganzen Herr werden wird.



## Victoria Regina et imperatrix.

Von der

## Herzogin von Rutland.

Die hohe Frau, welche als Herrscherin des gewaltigen Britischen Reiches und, wie man ohne Übertreibung sagen kann, als Herrscherin in allen Herzen ihrer Unterthanen thront, hat am 1. Juni 1887 ihr fünfzigjähriges Regierungsjubiläum gefeiert. Fünfzig Jahre hindurch hat sie alle ihre Kräfte den unverändert schweren Lasten ihrer Stellung gewidmet und jeden Schlag ihres Herzens der Wohlfahrt ihres Volkes geweiht und daneben die heiligen Pflichten einer liebenden Tochter (so lange ihre Mutter ihr erhalten blieb), einer treuen Gattin und einer weisen, sorgsamen Mutter in vollstem Umfange erfüllt. Außerdem aber war die Königin die wärmste und treueste Freundin aller der Personen, die sie mit ihrem hohen Vertrauen beehrte; sie zeigte für Freude und Schmerz ihrer Freunde die wärmste Theilnahme, erwies ihnen alle möglichen Aufmerksamkeiten, sobald sie von irgend einer Sorge bedrängt waren, besuchte sie in trüben Stunden und bewahrte ihnen auch nach ihrem Tode ein freundliches Andenken. Denn leider haben sich schon viele dieser Freunde „dem langen Zuge zum Grabe“ angeschlossen, wie es einer der beredtesten englischen Prediger der Gegenwart genannt hat. Aber auch als Hausfrau hat die Herrscherin des großen Britischen Reiches auf jeden ihrer Diener Rücksicht genommen und ihr freundliches Interesse auch auf die Familien dieser Personen erstreckt; mit gleicher Wärme trat sie ihren Gutsnachbarn gegenüber. Die Staatsmänner, die der Königin am längsten gedient haben, sprechen von ihrem überraschend treuen Gedächtnisse, von ihrem feinen Verständnisse für Fragen der Politik, von ihrem klaren Urtheil, von ihrer Gerechtigkeitsliebe und ihrer unermüdlichen Arbeitskraft mit Staunen und mit Begeisterung. Wenn es auch allgemein bekannt ist, daß die Königin eine sehr große Geschäftslast zu bewältigen hat, so wissen doch wohl nur wenige, wie ihre Aufmerksamkeit fast ununterbrochen in Anspruch genommen wird. Denn wenn die Königin auch den ganzen Tag hindurch anstrengend gearbeitet hat, so muß sie sich des abends, zu einer Zeit, wo andere Frauen sich zur Ruhe begeben, noch einmal an ihre verantwortungsreichen Aufgaben heran machen, und oft wird es Ihrer Majestät erst um ein oder zwei Uhr Morgens möglich, die anstrengende Beschäftigung abzubrechen. Wie die Sonne im Britischen Reiche niemals untergeht, so hört auch die Arbeitslast der Britischen Königin niemals auf; Jahr aus Jahr ein hat sie nicht einen einzigen vollständig arbeitsfreien Tag, denn ununterbrochen laufen die Schreiben und Telegramme ein.

Trotzdem aber hat die Königin Victoria ihr feines Verständniß für die Schönheit der Natur nicht verloren. Die Berge und die Wasserfälle, die Ströme und Gaiden, die Birken und Ebereschen um ihren Hochlandsiß, die herrlichen Forsten von Königs-Windsor, die blaue See und die lachenden Fluren der Insel Wight, vermögen ihr immer neues Entzücken einzufößen, und selbst an den

armen Leuten, die in der Nachbarschaft ihrer Landsitze wohnen, nimmt sie den wärmsten Anteil. Während der kurzen Zeiträume, welche die Königin zu ihrer Erholung im Auslande zubringen kann, findet sie ihre Freude nicht nur in der Schönheit der Natur, und in einer einfachen Lebenshaltung, sondern auch in der Theilnahme für das Ergehen und die Schicksale der Menschen, mit denen sie von hier aus in Berührung kommt. Indessen drängt sich ihr während dieser kurzen Zeiträume eine gewaltige Last von Geschäften auf, der sie sich nicht entziehen darf; ja oft erscheint es so, als wenn die Königin sich ihre geistige Frische und ihre Empfänglichkeit für neue Eindrücke gerade durch diese ununterbrochene Arbeit gewahrt hätte.

Die Augen der Königin sind freundlich, ihr Lächeln hat einen unbeschreiblichen Reiz. Ihre Stimme hat nicht nur einen wunderschönen Tonfall, sondern sie klingt, trotz der leisen Aussprache, so außerordentlich klar und deutlich, daß die Königin selbst von solchen Personen gut verstanden wird, die zu schwerhörig sind, um die Sprache anderer Personen zu verstehen.

Dies letzte habe ich selbst einmal an einem alten Herrn beobachtet, mit dem ich in der Umgebung der Königin zusammentraf. Derselbe war schon fast taub, und obwohl die Anwesenden, einer nach dem andern, sich große Mühe gaben, um sich ihm vernehmbar zu machen, so gelang es ihnen doch nicht. Nur als die Königin ein paar freundliche Worte zu ihm sagte, welche sie nicht einmal merklich lauter als gewöhnlich aussprach, verstand er alles sofort.

Die Anmut und Würde, durch die die Königin sich in früheren Jahren so besonders auszeichnete, ist auch heut, nachdem Königin Victoria im wahren Sinne des Wortes die Mutter ihres Volkes geworden ist, dieselbe geblieben, nur daß die Königin noch an Stattlichkeit der Erscheinung gewonnen hat. Jeder Zoll an ihr ist Königin, aber dennoch werden alle, die mit ihr in Berührung kommen, von ihr wunderbar angezogen, und ihre regelmäßige Umgebung wird stets mit größter Rücksicht behandelt. Die jugendliche Geistesfrische der Königin ist dadurch in so hohem Grade erhalten geblieben, daß sie sich bis auf den heutigen Tag ohne Unterlaß für alle Erscheinungen auf dem Gebiete der Litteratur, der Musik und der bildenden Künste interessiert und sich selbst auf einigen dieser Gebiete ausgebildet hat.

Die Schilderungen aus ihrem Leben, die sie selbst für ihre Nation verfaßt hat, sind so materisch und so lebenswahr geschrieben, daß sie in allen Gesellschaftsklassen mit großem Vergnügen aufgenommen werden. Vor einiger Zeit hat ihre Majestät mit Rücksicht darauf, daß ihre indischen Unterthanen die Zahl von zweihundertundfünfzig Millionen Seelen erreichen, die Hindustani-Sprache studiert.

Als das Jubiläum der beliebten Herrscherin überall mit brittischer Herzlichkeit gefeiert wurde, und die Abgesandten aller unter ihrer Herrschaft stehenden Lande sich in London versammelten, um ihrer Fremde einen gemeinsamen Ausdruck zu geben, und die Königin sich durch die dichtgedrängte, in den Straßen ihrer Hauptstadt versammelte Menge hindurch in die Westminster-Abtei begab,

um dort dem Allmächtigen auf den Knien für die vielfachen Gnaden zu danken, mit denen er ihre glorreiche Herrschaft gesegnet hatte, da schloß die ganze Nation sich ihrem Danke an, und heiße, innige Fürbitten für die geliebte Königin stiegen überall aus dem ganzen Lande zum Himmel empor.

Eine kurze Schilderung des Lebens der Königin Victoria wird auch in Deutschland für solche Leser, denen die Einzelheiten nicht genau gegenwärtig sind, von Interesse sein. Über die politische Seite ihres Lebensganges mag ich hier nichts sagen, nur das persönliche Leben der Königin von Großbritannien und Irland, Kaiserin von Indien, der treuen Gemahlin des Prinzen Albrecht, sollen die folgenden Seiten darstellen.

Die Königin Victoria ist eine Enkelin König Georgs III. und eine Tochter seines vierten Sohnes, des guten und lebenswürdigen Herzogs von Kent, und seiner Gemahlin, der Prinzessin Victoria Marie Luise von Sachsen-Koburg-Saalfeld, welche vorher mit dem Fürsten Karl von Leiningen vermählt war. Sie ist am 24. März 1819 im Kensington-Palaste geboren, welcher noch hent inmitten wundervoller Gärten neben dem Hydeparke zwischen stattlichen Ulmenalleen hervorrägt. Ihr Vater, der gute Herzog, hatte an allen wohlthätigen und religiösen Unternehmungen einen großen Anteil; bei seinem im Jahre 1820 erfolgten vorzeitigen Tode stand er mit 62 wohlthätigen Gesellschaften in Verbindung. Zur Erinnerung an seine Verdienste ist ihm auf der höchsten Stelle des Portlandplatzes eine Statue errichtet worden.

Als die Herzogin von Kent im Jahre 1820 zum zweiten Male Witwe wurde, widmete sie ihr ganzes weiteres Leben der Erziehung ihrer drei Kinder, von denen die jüngste, Prinzessin Victoria Alexandrine aus ihrer Ehe mit dem Herzoge von Kent, und die beiden älteren, der junge Fürst von Leiningen und die Prinzessin Feodora aus ihrer ersten Ehe mit dem Fürsten von Leiningen stammten<sup>1)</sup>. Der Dank, den die britische Nation der Herzogin-Witwe von Kent für die Erziehung ihrer Kinder schuldet, kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden; ihr geistreiches Erziehungssystem, welches jeder geistigen und körperlichen Anlage der Kinder freies Feld zur Entwicklung bot, sollte allen Eltern zum Muster dienen. Die kleine Prinzessin Victoria wurde schon von ihrer frühesten Kindheit an beständig darauf hingewiesen, immer an andere zu denken und sich

<sup>1)</sup> Herzog Eduard von Kent ist geboren am 2. November 1767, gestorben am 23. Januar 1820. — Seine Gemahlin, Prinzessin Marie Luise Victoria von Sachsen-Koburg-Saalfeld, geboren am 17. August 1786, vermählt mit dem Fürsten Karl Emich von Leiningen am 21. Dezember 1803, verwitwet seit dem 4. Juli 1814 zum zweiten Male vermählt am 29. Mai 1818, wieder verwitwet seit dem 23. Januar 1820, gestorben am 16. März 1861. —

Fürst Karl Friedrich Wilhelm Emich von Leiningen, geboren am 12. September 1804, vermählt am 13. Februar 1829 mit Maria, geborenen Gräfin Klebelsberg, gestorben am 13. November 1856. —

Prinzessin Anne Feodore Auguste Charlotte Wilhelmine von Leiningen, geboren am 7. Dezember 1807, vermählt am 18. Februar 1828 mit dem Fürsten Ernst Christian Karl von Hohenlohe-Langenburg, gestorben am 23. September 1872. D. Med.

selbst zu beherrschen. Frische Luft und körperliche Bewegung wurden ihr in reichlichem Maße zuteil, daneben wurde sie aber in allen für ihre künftige Stellung erforderlichen Kenntnissen in regelrechter Stufenfolge unterwiesen. Der Herzog soll für seine Tochter „eine sorgfältige religiöse Erziehung wie für eine gewöhnliche englische Dame“ angeordnet haben. Die Mutter ging aber über diese Vorschrift hinaus und that alles, was erforderlich war, um ihren Herzenswunsch, — daß die bedeutenden Anlagen der Prinzessin mit äußerster Sorgfalt gepflegt werden sollten — zur Erfüllung zu bringen. Dabei gewann die Prinzessin von Tag zu Tag auch an Charakterstärke und Mut. Canon Eidden hat gelegentlich einer Unterhaltung über die Fragen der Kindererziehung gegen mich ausgeführt, daß die Ausbildung des Charakters die allerwichtigste Aufgabe auf diesem Gebiete sei.

Alles, was wir aus der Kindheit der Königin erfahren, zeigt uns ein heiteres, glückliches, einfach religiös erzogenes, kluges, zärtliches Kind, dessen größte Freude darin bestand, seinen kleinen Besitz mit anderen zu teilen. Dazu war die Prinzessin auch in ihrer Erscheinung sehr hübsch; sie hatte einen anmutigen, rosigen Teint, wundervolle blaue Augen und eine bezaubernde Freimütigkeit im Ausdruck, dazu war sie voll von guter Laune und Lebenslust.

Den größten Einfluß auf die Erziehung des Kindes hat ohne Zweifel die persönliche Einwirkung der Mutter gehabt, die Prinzessin bekam aber auch von ihrem Lehrer, dem Pastor Georg Davys, dem späteren Bischof von Peterborough, zwei Unterrichtsstunden täglich. Als Gouvernante war die Freifrau von Lehzen thätig, zu der die Königin eine große Anhänglichkeit hatte. Denn selbst nachdem Freifrau von Lehzen nach Deutschland zurück gegangen und die ehemalige Pflegebefohlene schon Königin, Ehefrau und Mutter geworden war, schrieb sie noch regelmäßig ausführliche Briefe an ihre ehemalige Erzieherin. Ohne mein Zutun habe ich zufällig einmal Gelegenheit bekommen, einige dieser Briefe zu sehen, und ich habe die Empfängerin beneidet, da die Königin alle Angelegenheiten, selbst die tägliche Beschäftigung der Freifrau mit ihrer zärtlichsten Teilnahme begleitet.

Es gehörte in den Erziehungsplan der edlen und weitblickigen Herzogin von Kent, daß in der jungen Prinzessin schon bei Zeiten ein Interesse für ihr Vaterland erweckt wurde, und daß sie sich allmählich daran gewöhnte, öffentlich aufzutreten. Hierbei war die junge Prinzessin so freimütig, so gewandt und so herzlich, daß es ansah, als wenn ihr das Erscheinen in der Öffentlichkeit, das anderen Kindern immer außerordentlich peinlich ist, geradezu Vergnügen machte. Sie zeigte dabei gar kein Selbstbewußtsein, dagegen war sie sehr aufmerksam und unablässig bestrebt, andern eine Freude zu machen.

Als die Prinzessin Victoria zwölf Jahre alt war, hielt man den rechten Zeitpunkt für gekommen, um ihr zu sagen, wie nahe sie dem Throne stand. Die Form, in welcher dem jungen Mädchen diese Eröffnung gemacht wurde, und die Art und Weise, in der sie dieselbe aufnahm, läßt sich am besten durch einen Auszug aus dem Werke von Sir Theodor Martin über das Leben des Prinzen-Gemahls, einem Buche von ganz besonderem, daneberdem Interesse, darstellen.



Martius teilt uns nämlich eine Stelle aus einem Briefe mit, den die Freifrau von Lehzen, die frühere Erzieherin der Königin, an diese am 2. Dezember 1867 geschrieben hatte. Hier heißt es: „Ich bitte Ew. Majestät an die Worte erinnern zu dürfen, die Ew. Majestät im Alter von nur zwölf Jahren selbst ausgesprochen haben, damals als der Gesetzentwurf betreffend die Regentschaft beraten wurde. Ich hatte damals der Herzogin von Kent erklärt, daß Ew. Majestät jetzt zum ersten Male Ihre Stellung in der Thronfolgeordnung erfahren müßten. Ihre Königliche Hoheit war derselben Ansicht und ich legte in folgedessen den Stammbaum in das Geschichtsbuch. Als Davys, der Lehrer der Königin, der spätere Bischof vom Peterborough, gegangen war, machte Prinzessin Victoria wie gewöhnlich ihr Buch wieder auf, und als sie das neue Blatt erblickte, sagte sie: „Das habe ich noch garnicht gesehen.“ Darauf antwortete ich: „Man hielt das bisher auch nicht für nötig, Prinzessin.“ Und Ew. Majestät versetzten: „Ich sehe, daß ich dem Throne näher stehe als ich glaubte.“ Ich sagte: Gewiß, Prinzessin so ist es.“ Und nach einigen Augenblicken fuhr die Prinzessin fort: „Manches Kind würde nun stolz sein, aber sie kennen die Schwierigkeiten nicht. Es giebt vielen Glanz, aber auch viele Verantwortlichkeit.“

„Die Prinzessin hatte während dieser Worte ihren rechten Zeigefinger in die Höhe gestreckt und gab mir dann ihre kleine Hand und sagte: „Ich will gut sein. Ich verstehe jetzt, warum Sie mich so oft gedrängt haben, Latein zu lernen. Meine Tanten Auguste und Marie haben es nie gelernt, aber Sie haben mir ja gesagt, daß das Latein die Grundlage der englischen Grammatik und aller eleganten Ausdrücke ist, und ich verstehe das alles jetzt auch besser.“ Und die Prinzessin gab mir wieder die Hand und sagte wieder: „Ich will gut sein.“

An dieser Stelle hat die Königin eine Anmerkung gemacht: „Ich habe viel geweint, und als ich dies erfuhr, habe ich diese Notwendigkeit immer beklagt.“ Freifrau von Lehzen fährt dann aber fort:

„Ich versetzte darauf: „Aber Ihre Tante Adelheid<sup>1)</sup> ist noch jung und kann Kinder bekommen, und natürlich würden nach dem Tode ihres Vaters, Wilhelm IV.,

<sup>1)</sup> König Georg III. von Großbritannien und Kurfürst von Hannover (geboren am 4. Juni 1738,) hatte sieben Söhne: 1. Georg IV. Friedrich August, Prinz von Wales, geboren am 12. August 1762, Regent seit dem 10. Januar 1811, König von Großbritannien und Hannover seit dem 29. Januar 1820, gestorben am 26. Juni 1830. Seine Gemahlin, mit der er sich am 8. April 1795 vermählte, war die Prinzessin Karoline Amalie Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel, geboren am 27. Mai 1768, gestorben am 7. August 1821. Ihre einzige Tochter, Kronprinzessin Charlottte Auguste, geboren am 7. Januar 1796, hatte sich am 2. Mai 1816 mit dem Prinzen Leopold Georg Christian Friedrich von Sachsen-Koburg, Herzog zu Sachsen, dem nachmaligen ersten König der Belgier, vermählt, war aber bereits am 5. November 1817, vor ihrem Vater, kinderlos gestorben.—2. Friedrich, Herzog von York, geboren am 16. August 1763, vermählt am 29. September 1791 mit der Prinzessin Friederike von Preußen; derselbe ist gleichfalls vor seinem Bruder Georg IV. verstorben, ohne Nachkommen zu hinterlassen. — 3. Wilhelm IV. Heinrich, Herzog von Clarence, geboren am 21. August 1765, König von Großbritannien und Hannover seit dem 26. Juni 1830, gestorben am 20. Juni 1837, vermählt am 11. Juli 1818 mit Amalie Adelheid Luise Theresie von Sachsen-Meiningen, geboren am 13. August 1792, auch dieser hat keine Kinder hinterlassen. — 4. Eduard, Herzog von Kent,

diese Kinder den Thron besteigen, und nicht Sie Prinzessin.“ Hierauf antwortete die Prinzessin: „Wenn das so wäre, so würde ich mich nicht enttäuscht fühlen, denn ich sehe aus der Liebe, die Tante Adelheid mir entgegenbringt, wie gern sie Kinder hätte.“

Als Königin Adelheid ihre zweite Prinzessin verlor, schrieb sie an die Herzogin von Kent: „Meine Kinder sind tot; aber deins lebt, und sie ist auch mein Kind.“ Prinzessin Victoria hat Königin Adelheid stets sehr geliebt, und sie war ihr ein großer Trost.

Während dessen vergingen die Jahre, indem Prinzessin Victoria die Pflichten ihres täglichen Lebens erfüllte, und durch diese treue Pflichterfüllung im kleinen bereitete sie sich auf ihr späteres großes Lebenswerk vor. Am 24. März 1837 erreichte sie ihr achtzehntes Lebensjahr und somit die gesetzliche Großjährigkeit. Einige Worte, die ihre Mutter bei dieser Gelegenheit zu ihr sprach, können hier nicht unerwähnt bleiben; als die Spitzen der Verwaltungsbehörden ihr bei dieser Gelegenheit eine Glückwunschadresse überreichten, antwortete die Herzogin von Kent: „Ich habe in Zeiten großer Bedrängnis jede Verbindung mit irgend einer der politischen Parteien unseres Staates vermieden, hierbei habe ich aber niemals unterlassen, meiner Tochter ihre Pflicht an's Herz zu legen, daß sie sich dereinst sowohl die Achtung als auch die Liebe ihres ganzen Volkes gewinnen möge, und ich habe sie darüber belehrt, daß dies ihre erste irdische Pflicht als konstitutionelle Herrscherin ist.“

Wenige Wochen später, am 20. Juni 1837, starb König Wilhelm IV. Der Erzbischof von Canterbury und der Ober-Kammerherr trafen mit der Nachricht im Kensington-Palaste ein, und die Prinzessin wurde aus dem Schlafe geweckt. Als sie hörte, daß die Herren sie erwarteten, stand sie eiligst auf und — nach dem Berichte eines Augenzeugen — „in wenigen Minuten trat sie in den Empfangssaal, mit einem losen weißen Morgenrock und einem Shawl bekleidet; ihr Haar fiel ihr frei über die Schultern, aber sie war vollkommen ruhig und gefaßt.“

---

geb. am 2. Nov. 1767, gestorben am 23. Jan. 1820, vermählt am 29. Mai 1818 mit Prinzessin Marie Luise Victoria von Sachsen-Koburg-Saalfeld, geb. am 17. Aug. 1786, gest. am 16. März 1861, deren einzige Tochter war Prinzessin Alexandrine Victoria geboren am 24. Mai 1819, Königin von Großbritannien und Irland seit dem 20. Juni 1837, Kaiserin von Indien seit dem 1. Januar 1877. — 5. Ernst August, Herzog von Cumberland, geboren am 5. Juni 1771, König von Hannover seit dem 20. Juni 1837, gestorben am 18. November 1851, vermählt am 29. Mai 1815 mit Friederike Karoline Sophie Alexandrine Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, geb. am 2. März 1778, gestorben am 29. Juni 1841, Eltern König Georgs V. von Hannover. — 6. August Friedrich, Herzog von Suse, geboren am 27. Januar 1773. — 7. Adolf Friedrich, Herzog von Cambridge, geboren am 24. Februar 1774, gestorben am 8. Juli 1850, vermählt am 7. Mai 1818 mit Auguste Wilhelmine Luise Prinzessin von Hessen-Kassel. — Die vorerwähnten Tanten Auguste und Marie sind die Prinzessinnen Auguste Sophie, geboren am 8. November 1768, und Marie, geboren am 25. April 1776, vermählt am 22. Juli 1816 mit ihrem Vetter, dem Herzog von Gloucester, beides Töchter König Georgs III. und Schwestern der vorgenannten sieben Brüder. D. Rev.

Von dieser Stunde an nahm die Königin die schwere Last auf ihre Schultern, die sie bis heute mit ungebeugtem Mute, mit großer Treue und mit fröhlichem Gottvertrauen getragen hat. Die innere Staatsverwaltung und die äußere Politik, die Truppen wie die Flotte, kurz alle Angelegenheiten der Regierung, mochten sie sich auf das Mutterland, auf Indien oder auf die Kolonien beziehen, fanden bei der Königin die aufmerksamste Würdigung; ihre ganze Teilnahme wandte sie allen Sorgenben zu, und es ereignet sich nie ein öffentliches Unglück oder ein privates Mißgeschick, ohne daß Ihre Majestät den Leidenden ihr wärmstes Mitgefühl entgegenbrächte.

Als die Königin achtzehn Jahre alt war, gewannen ihr ihre reizende jugendliche Erscheinung, ihre Sanftmut und Würde, verbunden mit großer Energie, großem Freimuth und großer Herzlichkeit die Herzen aller, die mit ihr in Berührung kamen. Die Krönung fand am 28. Juni 1838 in der Westminster-Abtei statt.

Sie ganz allein übernahm die schwere Aufgabe, ihr Land zu regieren, und dabei setzte sie nicht einen Augenblick die konstitutionellen Grundsätze außer Augen und blieb ihrer Mutter, der Herzogin von Kent, gegenüber immer die zärtlichste Tochter.

Der König der Belgier, Leopold I., der Dheim der Königin Victoria <sup>1)</sup>, welcher immer ein sehr großes Interesse an dem Ergehen seiner Nichte nahm, drängte darauf, daß sie sich verheiraten sollte; und im Jahre 1839 gewann Königin Victoria zu der Königskrone die Krone des weiblichen Lebens, die Liebe des Mannes, an dem auch sie mit unaussprechlicher Liebe hing, und auf den sie mit dem Gefühle unbeschränkten Vertrauens blicken konnte, des Prinz-Gemahls, Prinzen Albert von Sachsen-Koburg-Gotha <sup>2)</sup>. Als der weise König der Belgier, den viele den Restor unter den Monarchen genannt haben, von seiner geliebten Nichte die Nachricht von der bevorstehenden Verbindung erhielt, soll er ausgerufen haben: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren.“

So verliefen die Jugend- und Mädchenjahre der Königin. In einer späteren Nummer sollen einige Blicke auf die Zeit des großen Glückes und des königlichen Glanzes und auf die vielen Wohlthaten und Segnungen geworfen werden, die das Herrscherpaar um sich verbreitet hat.

Janetta Rutland.

<sup>1)</sup> Leopold I., Georg Christian Friedrich Herzog von Sachsen-Koburg, geboren am 16. Dezember 1790, gestorben am 10. Dezember 1865, war der jüngste Bruder der Herzogin von Kent und zugleich der Ehemann der verstorbenen Prinzessin Charlotte Auguste, Tochter König Georgs IV., der Königin der Königin Victoria.

<sup>2)</sup> Prinz Albert Franz August Karl Emanuel von Koburg und Gotha, Herzog zu Sachsen, geboren am 26. August 1819, gestorben am 14. Dezember 1861, Brudersohn des Königs der Belgier wie der Herzogin von Kent.



## Die Anfänge der bulgarischen Nationalkirche.

Als Eingang zu dem neuesten Kapitel der Geschichte des Orients wird gewöhnlich die selbständige Konstituierung des Fürstentums Bulgarien angesehen. Thatsächlich datiert dieser neue Abschnitt indessen von einem früheren ebenso wichtigen und dabei wenig bekannten Ereignisse: von der zu Anfang der 70er Jahre unseres Jahrhunderts erfolgten Bildung einer selbständigen bulgarischen Nationalkirche. Was es mit derselben auf sich gehabt, ist in diesen letzten Monaten mit besonderer Deutlichkeit zu Tage getreten. Der vielbesprochene und folgenreiche Streit um die Besetzung dreier mazedonischer Bischofsitze durch bulgarische Prälaten steht in direktem Zusammenhang mit der Entstehungsgeschichte des bulgarischen Erarchats und hat wesentlich den Artikel X. des Firmans vom Jahre 1870 zum Gegenstande, der die Erarchats-Kirche ins Leben rief.

Dem nachstehenden genauen Bericht über die Entstehung dieser Kirche müssen einige Bemerkungen über die Fundamental-Einrichtungen der griechisch-orthodoxen Kirche der Türkei vorausgeschickt werden.

Seit der Eroberung Konstantinopels waren die vom türkischen Reiche unterworfenen slawischen Stämme und die Rumänen in kirchlicher und familienrechtlicher Hinsicht dem ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel und der von diesem geleiteten griechischen Geistlichkeit so vollständig unterstellt, als ob sie zugleich türkische und griechische Unterthanen geworden seien. Auf Grund eines ihnen bereits von dem Eroberer Byzants erteilten Privilegiums ernannten die Patriarchen von Konstantinopel und die diesen zur Seite stehenden, ausschließlich aus hohen griechischer Prälaten bestehende Synode sämtliche Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte u. s. w. der slawischen Kirchenprovinzen, deren Schulanstalten von ihnen geleitet, deren auf das Familienrecht bezügliche Streitigkeiten von ihnen entschieden wurden. Für die Patriarchen und deren Verwaltungen aber waren nur zwei Grundsätze maßgebend: Zahlungsfähigkeit der von ihnen ernaunten höheren und niederen Kirchendiener und bedingungslos griechische Gesinnung derselben. Erzbistümer, Bistümer, Pfarren u. s. w. waren käuflich, weil der Patriarch von den Inhabern derselben die Mittel zu seiner fürstlichen Existenz und zu gehöriger Bestechung der türkischen Beamten bezog — sie mußten in griechischen Händen liegen, weil Slawen und Rumänen nach hellenischer Auffassung dazu bestimmt waren, gräzifiziert zu werden und dereinst getrene Knechte des wiederhergestellten byzantinischen Kaiserreichs zu sein. Zu diesem Behuf wurden die alten bulgarischen Patriarchate aufgehoben, bez. in griechische Bistümer verwandelt, die Überbleibsel südslawischer Litteratur des Mittelalters systematisch ausgerottet, Gottesdienste und Unterrichtsunterweisungen soweit irgend möglich in griechischer Sprache abgehalten, Regungen des slawischen Nationalgeistes erstickt oder bei der türkischen Regierung denunziert u. s. w.

Die im Laufe unseres Jahrhunderts erfolgte Losreißung Serbiens und der beiden Donaufürstentümer des heutigen Königreichs Rumänien vom türkischen

Joche bedeuteten zugleich die Befreiung dieser Länder von der griechischen geistlichen Vormundschaft. Dafür hatte das unter der Botmäßigkeit des Sultans gebliebene Bulgarien die volle Härte des byzantinischen Priesterregiments zu ertragen und den Nöten der mehr und mehr reduzierten Patriarchatskaffe durch erhöhte Spenden abzuwehren. Der Druck nahm so unerträglich zu, daß die wohlhabenderen Bulgaren seit Mitte dieses Jahrhunderts in wachsender Zahl nach Rußland, Oesterreich und Frankreich wanderten, in diesen Ländern Vermögen oder Bildung erwarben und als erklärte Griechenfeinde in die Heimat zurückkehrten. Damit waren die Anfänge einer Bewegung in nationalem Sinne gegeben, welche seit dem Krimkriege und dem Erlaß des human klingenden Hatti-Humayun von 1856 immer größere Verhältnisse annahm und die zwanzig Jahre später erfolgte Losreißung des Landes mittelbar vorbereitete, zunächst aber nur das kirchliche Gebiet zum Gegenstande hatte. Rußland, sonst der getreue Verbündete des glaubensverwandten Patriarchen, sah sich aus nationalen Gründen und aus Rücksichten auf die öffentliche Meinung in Moskau und Petersburg alsbald genötigt, zu gunsten der Bulgaren einzutreten. Anfänglich verlangten diese nichts weiter als Priester, Gottesdienste und Schulen ihrer Zunge und ein bescheidenes Mitwirkungsrecht bei der Fällung sie betreffender kirchlicher Entscheidungen. Von den herrschsüchtigen griechischen Kirchenfürsten barsch abgewiesen, wandten die Bulgaren sich mit ihren Bitten und Beschwerden an den damaligen russischen Botschafter Ignatjew. Im Verein mit dem den Bulgaren günstigen Wali der Donau-Provinz (des heutigen Fürstentums) Mitschad wußte dieser zu bewirken, daß der berühmte türkische Staatsmann Ali-Pascha sich der Sache annahm, die an ihn gerichteten Beschwerden dem ökumenischen Patriarchen und der Synode nachdrücklich zur Berücksichtigung empfahl und eine Pression im Sinne der Reform zu üben begann.

So lagen die Dinge zu Anfang des Jahres 1868, als die Pforte eine Konferenz von Vertretern beider Parteien behufs Prüfung der Sache einberief. Dieser Versammlung wurde von bulgarischer Seite der nachstehende Antrag vorgelegt.

„In Zukunft soll von jedem mit der Leitung einer bulgarischen Diözese zu betrauernden Prälaten außer den übrigen dazu erforderlichen Eigenschaften (als guter Ruf und Wandel, weltliche und geistliche Bildung u. s. w.) die Fähigkeit verlangt werden, mit dem Volke, welchem er vorgesetzt wird, direkt verkehren zu können. Er soll die Sprache seiner Herde sprechen können, weil er allein dadurch mit dem Volke verkehren und in die Lage gebracht werden kann, sich unter denselben nicht als Fremder zu fühlen und die heiligen Pflichten seines Amtes zu erfüllen. Wer diese inneren und äußeren Eigenschaften besitzt, soll ohne Unterschied der Rasse bei uns ebensogut Erzbischof werden können wie in jeder anderen Diözese, da alle christlich-orthodoxen Unterthanen des Reichs gleich sein sollen, ohne daß irgend jemand auf besondere Rechte und Befugnisse Anspruch befaße.

„Von der Billigkeit und dem Rechtsgefühl dieser Versammlung erbitten wir darum, daß niemand, der unsere Sprache nicht vollständig beherrscht und dadurch

der nötigen Eigenschaften entbehrt, in eine unserer (d. i. bulgarischen) Diözesen gesendet werden kann und zwar unter der Androhung der Zurückweisung seitens der betreffenden Diözese.

„Erwählung und Weihe von Bischöfen sollen unter dem Vorß des betreffenden Metropolitens vorgenommen werden. Da die Metropolitens in derselben Weise vom Patriarchen abhängen wie die Bischöfe von den Metropolitens, so erscheint notwendig, daß auch diese von den Notabeln (geistlichen wie weltlichen) erwählt werden. . . .“

Auf den ersteren Punkt glaubte das Patriarchat eingehen zu können, der zweite Punkt wurde dagegen unter Berufung darauf abgelehnt, daß das Recht zur Erwählung der Geistlichen von Alters her und seit den Zeiten der ökumenischen Konzilien allein den Bischöfen zustehe. Daran wurde eine weitläufige Auseinandersetzung darüber geknüpft, daß weder die Regierung noch die Kirche einen Unterschied zwischen Griechen und Bulgaren kenne, daß es nur eine Nation gebe, zu welcher alle Orthodoxen gehörten, daß Unterscheidungen innerhalb derselben unzulässig und Ausgeburt des Sturphyletismus (Unterscheidung nach Rassen) seien u. s. w.

Von der durchaus richtigen Anschauung ausgehend, daß die Erwählung der Bischöfe und Prälaten ihres Landes durch bulgarische Notable geschehen müsse, wenn von einer Wiederherstellung des nationalen Charakters der Kirche überhaupt die Rede sein solle, erklärte der bulgarische Vertreter, daß von der in §2 aufgestellten Forderung unter keinen Umständen abgegangen werden könne. Da weitere Verhandlungen sich fruchtlos erwiesen, verließ er die Versammlung, nachdem er derselben die nachstehende vierfache Protesterklärung übergeben hatte.

„I. Da wir Bulgaren nicht vollzählig vertreten gewesen sind, erklären wir die gegenwärtige Versammlung für unvollständig.

II. Die vorhandene Mehrheit erkennen wir nicht an, da wir mit Rücksicht auf die große Zahl unserer Auftraggeber in zu geringer Anzahl gegenwärtig gewesen sind.

III. In Sachen der Prälatenwahl bestehen wir in Gemäßheit der kirchlichen Kanones auf der Forderung, daß dieselbe durch die Diözese geschehe.

IV. Warum sind drei alte bulgarische Patriarchate (d. i. von Ipek, Ochrida und Tirnowo) eingezogen worden? Hatten sie etwa ihre Pflichten gegen Staat und Kirche unerfüllt gelassen?

Mit dieser letzten Frage war der eigentlich wunde Punkt berührt und das letzte Ziel der bulgarischen Bewegung deutlich bezeichnet worden: Emanzipation des Bulgarentums von der Vormundschaft des ökumenischen Patriarchats, Wiederherstellung der ehemaligen, im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts verloren gegangenen „Autokephalie“ der bulgarischen Kirche! Griechischerseits wurde die heikle Frage nach den Gründen, aus denen die alten bulgarischen Patriarchate (dasjenige von Ochrida erst im Jahre 1767) gewaltsam aufgehoben, völlig unbeantwortet gelassen, sondern quasi re bene gesta an dem früheren Standpunkte festgehalten, nach welchem das einzige mögliche Zugeständnis, dasjenige der Sprachkenntnis

zu bulgarischen Kirchenämtern bestimmter Prälaten sein sollte. In einem langatmigen, fünfzehn Artikel umfassenden „Synghion“ wurde von dem damaligen Patriarchen Joachim und der konstantinopolitanen Synode auseinander gesetzt, daß den „wahren“ Bedürfnissen der bulgarischen Gemeinde volle Genüge geleistet worden und daß weitere Zugeständnisse als den Satzungen der Väter zuwiderlaufend nicht gemacht werden könnten.

Für die Bulgaren bedeutete diese abermalige Abweisung eine Herausforderung, die durch eine Steigerung ihrer Forderung beantwortet werden müsse. Des Rückhalts an der russischen Botschaft und der Unterstützung durch einflussreiche türkische Staatsmänner versichert, ließen sie dem ökumenischen Patriarchen Sophronios (Nachfolger des oben genannten Joachim) durch Vermittelung der großherrlichen Regierung ein Aktenstück folgenden Inhalts zu Anfang des Jahres 1869 überreichen.

I. Dem glorreichen ottomanischen Kaiserreich treu ergeben und ihrer Religion gemäß dem griechischen ökumenischen Patriarchat unterworfen, verlangt die bulgarische Nation eine ihrer Kopfzahl entsprechende Teilnahme an der Wahl des Patriarchen.

II. Die heilige ökumenische Synode, die bis jetzt ausschließlich aus griechischen Prälaten besteht, soll in Zukunft aus je sechs griechischen und sechs bulgarischen Mitgliedern bestehen, die unter dem Vorsitz des Patriarchen die religiösen Angelegenheiten gemeinsam leiten.

III. Die sechs zur Synode gehörigen bulgarischen Prälaten sollen im Verein mit sechs, aus der Zahl der besten bulgarischen Männer erwählten Laien einen „gemischten“ Rat bilden, der sich mit sämtlichen nicht kirchlichen Angelegenheiten des bulgarischen Volkes zu beschäftigen hat.

IV. Dem fähigsten der sechs bulgarischen Prälaten und dem tüchtigsten der sechs Laien des gemischten Rats wird ein Siegel verliehen, damit dieselben sich in Angelegenheiten ihrer Zuständigkeit direkt an die kaiserliche ottomanische Regierung wenden können. Beide Beamte sollen ihren ständigen Sitz bei der bulgarischen Kirche in Konstantinopel haben.

V. Der erste Prälat und der erste Laie (d. i. des gemischten bulgarischen Rats) können vom Patriarchen nicht abgesetzt werden. Entsetzung und Ersetzung dieser Beamten kann allein von der kaiserlichen Regierung ausgesprochen werden, wenn ihnen von dem gemischten Rate Übertretungen ihrer Pflichten nachgewiesen werden können.

VI. Liegt die Neuwahl des Prälaten einer bulgarischen Diözese vor, so schlägt diese zwei Geistliche vor, unter denen der gemischte bulgarische Rat die Wahl trifft. Der Erwählte wird dem Patriarchen vorgestellt und sodann rite geweiht.

VII. In gemischten, von Griechen und Bulgaren bewohnten Diözesen geschieht die Prälatenwahl durch die Diözese und muß der zu Erwählende der Nationalität der Mehrheit angehören.

Der für eine gemischte Diözese erwählte Prälat muß beider Sprachen mächtig sein. In bulgarischen Städten und Dörfern soll für die Einwohner volle Freiheit bestehen, sich in Kirche und Schule der bulgarischen Sprache zu bedienen.

VIII. Nach Bestätigung dieser Artikel soll unter Zustimmung der kaiserlichen Regierung für jeden Prälaten ein festes Jahrgehalt ausgeworfen und allen orthodoxen Prälaten und Priestern die Erhebung der unter dem Namen Miri bekannten Abgaben unterlagt werden."

Über die Unmöglichkeit einer Verständigung auf Grundlage der vorstehenden Vorschläge sind die Urheber derselben schwerlich auch nur einen Augenblick im Zweifel gewesen. Die Artikel I und II des bulgarischen Antrages waren mit der Forderung einer Totalumwälzung der bestehenden Ordnung gleichbedeutend, nach welcher die Synode aus den Inhabern von zwölf ein für alle Male privilegierten griechischen Metropolitan- und Archiepiscopalsitzen besteht, das zur Bestätigung von Urkunden erforderliche vierteilige Synodalsiegel in den Händen der vier vornehmsten Metropolitane ruht, der ökumenische Patriarch allein aus der Zahl dieser vier obersten Kirchenfürsten gewählt werden kann und die Bestätigung lediglich durch die „Akklamation“ griechischer, in Konstantinopel ansässiger Notabler und Zunftvorsteher erfolgt. Rücksichtlich der übrigen Punkte lag die Absicht einer Emanzipation der bulgarischen Diözesen von der griechischen Vormundschaft und einer Kräftigung des bulgarischen Elements in den gemischten Diözesen so deutlich zu Tage, daß der Hochmit des Janariotentums am liebsten jede Erörterung derselben a limine abgelehnt hätte.

Lediglich um der Form zu genügen, ließ der Patriarch Sophronius das bulgarische Programm durch eine griechische Notablenversammlung prüfen. Die im voraus beschlossene Ablehnung verschauzte sich hinter den in dergleichen Fällen üblichen theoretischen Bedenken. Den bulgarischen Grundsätzen läge der unkirchliche und unchristliche Grundsatz des Phyletismus (kirchlicher Nationalismus) zu Grunde; der bestehende (d. h. griechische) gemischte Notablenrat von Konstantinopel genüge allen Bedürfnissen der orthodoxen Unterthanen Se. Majestät des Sultans; die Zuziehung bulgarischer Prälaten zu dem vorgeschlagenen bulgarischen Rat würde mit unkanonischer Verletzung der Zuständigkeit der Bischöfe bulgarischer Diözesen gleichbedeutend sein; die Zusammensetzung der ökumenischen Synode stehe ein für alle Male fest, habe mit vermeintlichen nationalen Unterschieden nichts zu thun u. s. w. u. s. w.

Wie sich erwarten ließ, blieben die Bulgaren die Antwort auf diesen neuen abschlägigen Bescheid nicht schuldig. Sie verlangten jetzt Unterstellung aller im türkischen Reich lebenden Bulgaren unter den „gemischten Rat“, bulgarische Seelsorger für die in Konstantinopel lebenden Volksgenossen, auch wenn dieselben der bulgarischen Gemeinde St. Stefan zu Balata nicht angehörten, und deuteten zugleich an, daß sie der Nichterfüllung ihrer Wünsche direkten Widerstand leisten würden. Die Dinge trieben damit einem Bruch entgegen, der dem Patriarchat bedenklich zu werden schien. Der eben erst erwählte Ökumenikos Sophronius legte sein Amt nieder, der zu seinem Nachfolger erwählte Gregorius aber suchte



die „Stürme des Phyletismus“ zu beschwören, indem er die Begründung eines bulgarischen Erarchats in Aussicht stellte, falls dasselbe dem Patriarchen stritte untergeordnet und falls diesem das Recht erteilt werde, von sich aus zu bestimmen, welche Diözesen als bulgarische anzusehen seien.

Was wenige Jahre früher mit Dank und Ehrerbietung angenommen worden wäre, kam jetzt zu spät. Ihrer Sache sicher geworden, reichten die bulgarischen Bischöfe und Notablen einen Gegeneutwurf ein, dessen Hauptpunkte die folgenden waren:

„Rücksichtlich der Erwählung ihrer Geistlichen und der kirchlichen Verwaltung bildet die bulgarische Kirche eine getrennte und unabhängige Körperschaft.

„Behufs Überwachung der geistlichen Verwaltung der bulgarischen Kirchen wird ein in Konstantinopel residierender Ober-Metropolit bestellt, der gemeinsam mit der ihn umgebenden Synode die kirchlichen Angelegenheiten leitet.

„Alleenthalben im türkischen Reiche, wo orthodoxe Christen bulgarischer Abstammung und Sprache leben, haben dieselben das Recht, Geistliche ihrer Zunge zur Bedienung ihrer Kirchen zu erwählen.“

Angeichts der Aussichtslosigkeit fernerer Verhandlungen zwischen den streitenden Parteien beschloß die türkische Regierung den entbrannten Streit aus eigener Machtvollkommenheit zu schlichten. Die Entscheidung erfolgte durch den großherzoglichen Firman vom 11. März 1870 (8 Zilhidje des Jahres 1286) und lautete folgendermaßen:

„Konstitutiver Firman betreffend das bulgarische Erarchat.

„Alle Zeit ist mein kaiserlicher Wille darauf gerichtet gewesen, daß sämtliche mein Reich bewohende getreue Völker und Unterthanen beständig der Ordnung und Sicherheit genießen, welche ihnen zur Ausübung ihres Kultus und zum Genuß ihrer bürgerlichen Stellung notwendig ist: auf daß sie in Frieden und Freundschaft leben, wie Vaterlandsliebe und Humanität es verlangen und daß sie dadurch in den Stand gesetzt werden, uns nach Kräften in den Bemühungen beizustehen, welche wir unaufhörlich auf die Wohlfahrt des Reiches und den Fortschritt der Zivilisation richten.

Da sich herausgestellt hat, daß — unserem kaiserlichen Willen zuwider — zwischen den orthodoxen Bulgaren und dem griechischen Patriarchat Zwistigkeiten und Meinungsverschiedenheiten darüber bestehen, in welchem Maße die bulgarischen Metropoliten, Bischöfe, Priester und Kirchen vom Patriarchat abhängig sein sollen, und da diese Zwistigkeiten und Meinungsverschiedenheiten uns betrüben, so ist zu Untersuchungen und gründlichen Erörterungen über diesen Gegenstand geschritten worden. Das Ergebnis dieser Arbeit sind nachstehende Artikel, welche behufs allerndlicher Regelung besagter Angelegenheit angenommen und gebilligt worden.

Art. I. Es wird ein gesonderter Kirchenkreis (cercle ecclésiastique à part) unter der amtlichen Bezeichnung „Bulgarisches Erarchat“ hergestellt. Derselbe umfaßt zusamt den weiter unten namhaft gemachten Metropolitan- und Bischofsstapeln einige andere Orte. Die Leitung der kirchlichen und religiösen

Angelegenheiten dieses Kreises wird dem vollen Umfange nach (en entier) dem genannten Erarchat anvertraut.

Art. II. Der erste unter den Metropolitcn dieses Kreises wird den Titel Erarch und den Vorsitz in der bulgarischen Synode führen.

Art. III. Die innere kirchliche Verwaltung des Erarchats wird durch ein Reglement festgestellt werden, welches den grundlegenden Kanones und den religiösen Ordnungen der orthodoxen Kirche entsprechen muß und der Billigung und Bestätigung meiner kaiserlichen Regierung unterbreitet werden soll.

Dieses Reglement wird so beschaffen sein, daß der Patriarch sich weder mittelbar noch unmittelbar in die geistlichen Angelegenheiten und namentlich nicht in die Erwählung der bulgarischen Bischöfe und des Erarchen einmischen kann. Sobald der Erarch erwählt ist, wird die bulgarische Synode den Patriarchen davon benachrichtigen und dieser den Erwählten die durch die Religion vorgeschriebenen Bestätigungs-Akte erteilen.

Art. IV. Der durch unseren hohen Firman ernannte Erarch wird verpflichtet sein, den kirchlichen Regeln gemäß in den Gebeten des Patriarchen von Konstantinopel Erwähnung zu thun. Vor Erwählung des Erarchen wird die dieses Postens für würdig gehaltene Person meiner Regierung vorgestellt werden.

Art. V. In allen das Land seiner Jurisdiktion betreffenden Angelegenheiten wird der Erarch das Recht haben, mit den Lokal-Autoritäten und nötigenfalls mit unserer hohen Hofe in direkte Beziehung zu treten. Insbesondere sollen die den geistlichen Personen seiner Jurisdiktion erteilten Berate (Bestätigungsbriefe) nicht anders als auf seinen Vorschlag erteilt werden.

Art. VI. In denjenigen den orthodoxen Glauben betreffenden Angelegenheiten, welche gemeinsamer Beratung bedürfen, wird der Erarch sich an den ökumenischen Patriarchen und seine Synode wenden: diese werden ihm den erbetenen Beistand leihen und auf die ihnen unterbreiteten Fragen unverzüglich antworten.

Art. VII. Das heilige Salböl wird die bulgarische Synode von dem Patriarchen von Konstantinopel entnehmen.

Art. VIII. Die dem ökumenischen Patriarchen unterstellten Bischöfe, Erzbischöfe und Metropolitcn werden das Gebiet des Erarchats ebenso ungehindert passieren können, wie die bulgarischen Bischöfe, Erzbischöfe und Metropolitcn die griechischen Erarchien. Dieselben dürfen in den Hauptorten der Vilayets und an anderen Verwaltungsmittelpunkten Aufenthalt nehmen, nur dürfen sie außerhalb ihrer geistlichen Amtsbezirke keine Synoden einberufen, sich auch nicht in die geistlichen Angelegenheiten ihnen nicht unterworfenen Christen einmischen, auch ohne Erlaubnis des Landesbischofs keine Gottesdienste abhalten.

Art. IX. In derselben Weise, in welcher die im Stadtviertel des Fomar befindliche Jerusalemische Metoche (das geistliche Pilgerhaus) vom Patriarchen von Jerusalem abhängig ist, wird die in demselben Stadtviertel befindliche bulgarische Metoche dem bulgarischen Erarchen unterstellt sein. So oft der Erarch nach Kon-

stantinopel zu kommen veranlaßt ist<sup>1)</sup>, wird ihm gestattet sein in gedachter Metoche zu wohnen. Anlangend die gottesdienstlichen Angelegenheiten, welche er während seines Aufenthaltes in der Hauptstadt zu verrichten hat, wird er (der Erarch) den nämlichen geistlichen Regeln unterworfen sein, nach denen die Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und von Jerusalem sich richten.

Art. X. Das bulgarische Erarchat wird die Erarchien von Rufschnul, Silistria, Tirnowo, Widdin, Wraça, Tultscha, Nisch, Charkeni, Köstendil, Samakow, Weliffa (Köpeli), Philippopol, sowie die Bezirke von Islimne und Casati Sosopoli umfassen, — ausgenommen etwa zwanzig Dörfer, die zwischen Barna und Küstendje am Schwarzen Meere belegen sind und nicht von Bulgaren bewohnt werden. Ausgenommen sollen ferner sein: die Städte Warna, Anchialo und Mesembria, die am Schwarzen Meere belegenen Dörfer der Casa di Sosopoli, die Städte Philippopol und Stanimaka zusamt den Dörfern Kuklin, Bodin, Arnäutköj, Pomaguisa, Nowo-Selo, Leskowo, Ahlian, Batschowo und Bialastiza, sowie die Klöster Baczkowo, Sanct-Anarguiri, Sancta Proskowja und Sanct Georg. Santa Maria im Innern von Philippopol wird dem Erarchat angehören, unbeschadet indessen der Freiheit derjenigen Einwohner, die sich nicht unterwerfen wollen. Das Genauere über diesen Punkt wird zwischen Patriarchat und Erarchat in Gemäßheit der kirchlichen und religiösen Vorschriften geregelt werden.

Außerhalb der oben angeführten und namentlich genannten Ortschaften soll an denjenigen Orten, wo die orthodoxen Einwohner einstimmig und mit zwei Dritteln der Bevölkerung die Unterwerfung unter das Erarchat wünschen, ihrem Wunsche entsprochen werden, sobald eine Untersuchung festgestellt hat, daß dem in Wahrheit so ist. Da ein derartiges Verlangen von allen Einwohnern oder von wenigstens zwei Dritteln ausgesprochen werden muß, so sollen diejenigen, welche Unfrieden unter der Bevölkerung auszusäen versuchen, zu gesetzlicher Verantwortung gezogen werden.

Art. XI. Es sollen diejenigen im Erarchat belegenen Klöster, welche dem Patriarchat unterstellt sind, in der bisherigen Weise weiter verwaltet werden.

Da die vorstehenden Artikel uns genügend erscheinen die berechtigten Wünsche beider Parteien zu befriedigen und die bestehenden ärgerlichen Unordnungen abzustellen, so sind dieselben von meiner Regierung gebilligt worden, um hinfort als unverletzliche Richtschnur beobachtet zu werden.

Zu diesem Behuf ist dieser mein Kaiserlicher Firman erlassen worden.“

Der Eindruck, den dieser, jeden patriarchalen Einspruch ausschließende großherrliche Machtpruch auf den Fanar und die griechischen Kirchenfürsten machte, errät sich von selbst. Zu allen Punkten hatten die Bulgaren ihren Willen durchgesetzt und von ihrer bei zahlreichen Gelegenheiten bewiesenen zähen Beharrlichkeit ließ sich erwarten, daß sie den ihnen erteilten Rechten keinen Titel ver-

<sup>1)</sup> Nach einer späteren Bestimmung ist dem bulgarischen Erarchen Konstantinopel als Wohnsitz angewiesen worden.

geben würden. Durch die Artikel I und III al. 2. war jede Spur einer Abhängigkeit der bulgarischen Kirche vom Patriarchat beseitigt, — im Art. V der direkte Verkehr zwischen dem Erarchat und der Pforte freigegeben — im Art. VI die formelle Unterordnung unter den Stumenikos auf dogmatisch-religiöse Fragen, d. h. auf Dinge beschränkt worden, die der Natur der Sache nach so gut wie niemals zur Sprache kamen. Der anscheinend ziemlich gleichgiltige Art. IX räumte dem Erarchat in einem Etiquetten-Punkte so weitgehende Gleichstellung mit den drei Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem ein, daß zu voller „Autokephalie“ der neu organisierten bulgarischen Kirche eigentlich nur der Name fehlte und daß die Jahrhunderte lang privilegiert gewesene Stellung der Griechen vor den Slawen vollständig ausgetilgt zu sein schien. Die kühnsten Hoffnungen der Bulgaren wurden endlich durch den Art. X übertroffen, der den von allen Bulgaren ganz oder teilweise bewohnten Teilen der europäischen Türkei d. h. den orthodoxen Erarchien Thraciens, Macedoniens, Albanien und der Dardanellenregion die Möglichkeit des Eintritts in das Erarchat eröffnete.

Über die Absicht, welche türkischerseits mit dem Erlaß dieses Artikels X verbunden war, ist das folgende zu bemerken: Die Pforte wollte die Privilegien-Erteilung an eine einzelne, geographisch abgegrenzte slawische Provinz (das damalige Vilayet Thua, heute Fürstentum Bulgarien) vermeiden, weil sie von derselben die Befürchtung politischer Sondergelüste fürchtete. — Obgleich die Unabhängigkeit Bulgariens sich bei Erlaß des Fermaus (1870) in keiner Weise voraussehen ließ, empfanden die Griechen den ihnen durch Art. X erteilten Schlag mit besonderer Schwere. Derselbe drohte nicht nur der seit Jahren betriebenen Gräcisierung und Entbulgarisierung Thraciens und Macedoniens ungeahnte Hindernisse in den Weg zu legen und die Träume von einem byzantinischen Balkanreiche der Zukunft zu stören, — sondern die alte „kanonische“ Eparchialeinteilung der Halbinsel zu vernichten. Die den gemischten Bezirken offen gelassene Wahl zwischen Erarchats- und Patriarchatskirche konnte dazu führen, daß innerhalb einer und derselben Diözese, ja in einer und derselben Stadt zwei orthodoxe Bischöfe neben einander amtierten und daß dadurch eine der ältesten Vorschriften der orientalischen Kirche angetastet wurde. Wohl konnten die klugen fanariotischen Kirchenpolitiker darauf rechnen, daß der gefürchteten Auseinandersetzung seitens der in ihrem Solde stehenden Paschas mögliche Hindernisse bereitet werden würden: was aber konnte nicht alles geschehen, wenn die bulgarischen Ansprüche auch in diesem Stück von russischer Seite unterstützt würden? — Beiläufig bemerkt, war von den neuerdings viel besprochenen Ansprüchen der serbischen Kirche auf gewisse Teile Dardaniens (Alt-Serbiens) und des nördlichen Macedonien bei den damals geführten Verhandlungen nirgend die Rede und kamen andere Gegenstände als diejenigen zwischen Griechen und Bulgaren nicht in Frage.

Außer Stande, dem großherrlichen Firman direkt entgegenzutreten und den Streit in bisheriger Weise weiterzuführen, beschloß der Patriarch denselben auf das gesamt-kirchliche Gebiet hinüber zu spielen. Unter Berufung darauf, daß die Errichtung des bulgarischen Erarchats kanonische Einrichtungen in Frage

stelle und den von der Kirche verworfenen Grundsatz des „Phyletismus“ proklamierte, erklärte der Patriarch, daß die bulgarische Angelegenheit einem allgemeinen Konzil der rechtgläubigen Kirche zur Entscheidung vorgelegt werden müsse. Demgemäß ergingen im März des J. 1870 Einladungen an die drei Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem, die Synoden von Petersburg, Bukarest, Belgrad und Athen, die Vorstände der beiden österreichisch-ungarischen Metropolitien orthodoxen Bekenntnisses und den Erzbischof von Cypern zu einem in Konstantinopel abzuhaltenden ökumenischen Konzil. Da Rußland die ihm gewordene Einladung ablehnte und die Pforte die Genehmigung zu einer auf ihrem Gebiete abzuhaltenden Versammlung verweigerte, so mußte dieser Plan aufgegeben werden — eine Niederlage, welche das Patriarchat so schwer traf, daß der Inhaber desselben, Sophronius, dem Beispiel seines Vorgängers Joachim folgte und sein Amt niederlegte.

Sophronius' Nachfolger, der Patriarch Anthimos, nahm den inzwischen in ein neues Stadium getretenen Kampf mutig auf. Die Sachlage, welche er vorfand, hatte sich in jeder Rücksicht verschlimmert. In Gemäßheit von Al. I. Art III. des Firman von 1870 hatten die Bulgaren der hohen Pforte ein „Nationalkirchliches Statut“ zur Bestätigung unterbreitet, Vorbereitungen zur Wahl eines Erarchen getroffen, unter Berufung auf die großherrliche Entscheidung die Entgegennahme eines griechischen Gegenwurfes verweigert, im Januar 1872 eine bulgarische Synode nach Ortafeni einberufen, eine Anzahl von Bischöfen und schließlich (unter Zustimmung der Pforte) in der Person eines bekannten bulgarischen Patrioten Hilarion einen Erarchen erwählt, ja nachdem derselbe resigniert, den vom Patriarchen abgesetzten und exkommunizierten Erzbischof Anthimos von Widdin zu seinem Nachfolger gemacht. — Da der gegen diese „Akte der Rebellion“ zu Hilfe gerufene „weltliche Arm“ jede Unterstützung der Anträge des Patriarchen verweigert hatte, berief dieser statt der gewöhnlichen die „große“ Synode zum 29. August 1872 nach Konstantinopel, wo dieselbe zu drei am 16. September geschlossenen Beratungen zusammentrat. Nach Ausweis der Protokolle waren zu dieser Versammlung mehr als fünfzig hohe Würdenträger der orientalischen Kirche erschienen: außer dem regierenden Patriarchen von Konstantinopel zwei, bez. drei von dessen Vorgängern, die Patriarchen von Antiochien und Alexandrien, der Erzbischof von Cypern (Oberhaupt einer autokephalen Kirche), nahezu sämtliche griechische Erzbischöfe der europäischen, asiatischen und afrikanischen Türkei, zahlreiche Erzäbte, Professoren, Rektoren u. s. w. Auch an die Kirchenbehörden des orthodoxen Auslandes d. h. die Synoden Rußlands, Griechenlands, Serbiens, Rumäniens und der beiden österreichisch-ungarischen Kirchenprovinzen hatte man ein vom 11. Mai 1872 datiertes Schreiben gerichtet und ohne Rücksicht darauf, daß auf ein persönliches Erscheinen der Genannten nicht zu rechnen war, eine eventuelle Einladung hinzugefügt. Diese Einladung war folgendermaßen formuliert:

„Das gottlose und völlig gesetzwidrige Verhalten, zu welchem zu unserm großen Leidwesen am 11. Mai cr. der bisherige Erzbischof von Widdin, Anthimos, und die mit ihm in Ortafeni zu ungesetzlicher Versammlung vereinigten,

bereits früher ihres Amtes entsetzten und exkommunizierten Erzbischöfe sich erdreistet haben, hat die Zusammenberufung einer heiligen und großen Synode als absolut notwendig erscheinen lassen, damit dieselbe, von dem Geiste der schmächtig verhöhten heiligen apostolischen und synodalen Satzungen durchdrungen, die definitive Absetzung des ersteren von seinem erhabenen Priesteramte und die Abtrennung der übrigen von dem gesunden Körper der Gesamtheit der Gläubigen beschloffen hat. Indem Wir es für überflüssig erachten, des Längeren auf den in dem beigeflossenen Exemplar der vorerwähnten kirchlichen Exkommunikation wiedergegebenen Einzelheiten ihres Gewaltstreiches zu verweilen, erfüllen Wir eine aus dem heiligen Bande unserer kirchlichen Einheit mit den übrigen orthodoxen Kirchen Gottes Uns obliegenden Pflicht, indem Wir Vorstehendes mit dem brüderlichen Ersuchen mittheilen, Ew. p. p. wollten, beseelt von reinem Eifer für die unverletzte Erhaltung des allen orthodoxen Kirchen von ihrem himmlischen Bräutigam anvertrauten heiligen Pfandes, die vorerwähnten Maßregeln billigen und auch der Ew. p. p. Aufsicht unterstehenden, durch die Gnade Christi so herrliche Früchte der Frömmigkeit tragenden orthodoxen Gemeinde verkünden.

Gleichzeitig ersuchen wir Ew. p. p. uns auf Gegenwärtiges zu antworten und, gemäß früherer Mittheilung, ihre glückverheißende Ankunft in der Hauptstadt zu beschleunigen, um in Person der schwergeprüften und bittere Heimsuchung erduldenen heiligen Kirche Christi zu Hilfe zu kommen."

Schmerzlicher als das abermalige Ausbleiben von Vertretern der antiokephalen Kirchen des Auslandes berührte das geflüchtete Nichterscheinen eines der erlauchtesten Häupter der Laudeskirche, des Patriarchen Kyrillos von Jerusalem, der zwar nach Konstantinopel gekommen, der Versammlung indessen fern gelieben war. Durch den Metropolit von Heraklea zum Erscheinen geladen, hatte der hochwürdige Kyrillos das eine Mal einen Besuch bei dem Großvezier, das andere Mal die Notwendigkeit sofortiger Abreise nach Jerusalem (wo der Großfürst Nikolaus erwartet wurde) und das dritte Mal Erschöpfung seiner Kräfte vorgeschützt. Obgleich alle Beteiligten wußten, daß der wahre Grund dieser Weigerung die russische Gesinnung Kyrillos' war, ließ die Synode sich um des Friedens willen an einem inhaltslosen offiziellen Briefe desselben genügen, um sein Ausbleiben für entschuldigt anzusehen und sich dem Hauptgegenstande der Beratung zuzuwenden. Das Ergebnis derselben stand im voraus fest. Zunächst wurde konstatiert, daß der bulgarischen Bewegung das „schriftwidrige und verdammungswürdige“ Prinzip des Phyletismus (Nationalismus in kirchlichen Dingen) zu Grunde liege, daß die bulgarischen Bischöfe und Prälaten sich einer Reihe illegitimer und antikanonischer Handlungen schuldig gemacht hätten und daß mehrere derselben, als Hilarion von Makropolis, Aurentios von Dyrachion, Paisios von Philippopol, dessen Nachfolger Penarcentos, Dorotheos von Sofia, Parteneos von Nyssawa, Hilarion von Sofia und Anthimos von Widdin wegen wiederholter schwerer Vergehen exkommuniziert, vier andere Bischöfe zur Ablegung eines reinigen Bekenntnisses aufgefordert seien. Mit diplomatischer Feinheit wurde sodann an eine Äußerung erinnert, durch welche die (seitdem längst auf die bulgarische Seite gedrängte) russische

Synode (Oberkirchenbehörde) am 16. April 1869 das gute Recht des Patriarchen in aller Form anerkannt und u. a. das folgende geäußert hatte:

„Ohne Zustimmung oder wider den Willen Sr. Heiligkeit (d. i. des ökumenischen Patriarchen) haben die Bulgaren nicht das Recht, von demjenigen, was sie verlangen, Besitz zu ergreifen oder dasselbe der Kirche zu entreißen. Noch weniger haben sie das Recht, sich der kirchlichen Abhängigkeit von ihm eigenwillig loszusagen, weil das ein Schisma bedeuten würde und die Bulgaren solchenfalls in Gemäßheit der kirchlichen Kanons als Schismatiker angesehen werden müßten.“ Unter Berufung auf dieses Votum wurde beschlossen, in einer Namens der großen Synode zu erlassenden „Definition“ die abtrünnigen bulgarischen Prälaten und Anhänger für Schismatiker zu erklären: ein weitergehender Antrag des Bischofs Paëfios von Wraza, den Patriarchen von Jerusalem in dieses Verdammungs-urteil einzuschließen, wurde abgelehnt und in der am 16. September (1872) abgehaltenen Schlußsitzung eine von einunddreißig Prälaten (darunter die regierenden Patriarchen von Konstantinopel, Antiochia und Alexandrien, drei ehemalige Patriarchen von Konstantinopel, der autokephale Erzbischof von Cypren und fünfundzwanzig Metropolitane bez. Erzbischöfe) unterzeichnete Definition angenommen, zu deren Schlusse es, wie folgt, heißt:

„I. Wir verwerfen, tadeln und verdammen den Phyletismus d. h. die Klassenunterscheidungen, Streitigkeiten, Eifersüchteleien und nationalen Trennungen in der Kirche Jesu Christi, als der evangelischen Lehre und den geheiligten Kanones der Väter zuwiderlaufend. Diese Kanones sind es, welche die heilige Kirche aufrecht erhalten, die christliche Gemeinschaft in guter Ordnung und auf den Wegen der Frömmigkeit behalten.

II In Übereinstimmung mit den geheiligten Kanones erklären wir alle diejenigen, die das Prinzip des Phyletismus annehmen und sich auf Grund desselben erfrechen, neue phyletische Gemeinschaften zu bilden — für Fremdlinge und Abtrünnige (Schismatiker) von der einen katholischen und apostolischen Kirche. Demgemäß erklären wir für Schismatiker und Abtrünnige von der orthodoxen Kirche alle diejenigen, die sich von derselben selbst getrennt haben, indem sie einen besonderen Altar errichteten und eine phyletische Gemeinschaft begründeten — insbesondere aber die degradierten und exkommunizierten Prälaten Hilarion, ehemals von Makropolis, Panaretos, ehemals von Philipopolis, Hilarion, ehemals von Lowza, Anthimos, ehemals von Widdin und desgleichen die neuerdings degradierten Prälaten Dorotheos, ehemals von Sophia, Parthenios ehemals von Nysawa und Genadios, ehemals von Belissos und ebenso die von ihnen widergesetzlicher Weise ordinierten Priester und Diakonen samt allen, welche mit ihnen Gemeinschaft halten, ihren Lehren anhängen und ihnen Vorschub leisten, endlich diejenigen — Geistlichen wie Laien — welche die von den Genannten gespendeten Segnungen und Zeremonien als echt und kanonisch annehmen.

Indem wir solches definieren, bitten wir Gott den Allgütigen und Allbarmherzigen und unseren Herrn Jesum Christum, den Anfänger und Vollender unseres Glaubens, seine heilige Kirche rein und von der Berührung mit den Neuerungen

unbefleckt auf dem Grunde der Apostel und Propheten, zu erhalten — denjenigen aber zu Buße und Reue zu verhelfen, die sich von der Kirche getrennt und ihre Gemeinschaft auf die Idee des Phyletismus gegründet haben. Möchten dieselben zur Besinnung kommen, ihre Irrtümer abschwören und zu der einen katholischen und apostolischen Kirche zurückkehren, um in Gemeinschaft mit allen Orthodoxen die große Botschaft des Friedens zu vernehmen und den Gott anzubeten, welcher gekommen ist, alle Menschen zu sammeln und allen, nah und fern, den Frieden zu verkündigen. Ihm sei aller Ruhm, alle Ehre und alle Anbetung mit dem Vater und dem heiligen Geiste in Zeit und Ewigkeit. Amen.“

Dem Hertommen gemäß wurde dieser wichtige, in der Geschichte der morgenländischen Kirche wahrhaft epochemachende Beschluß den autokephalen orthodoxen Kirchen des Auslandes mitgeteilt. Ohne Rücksicht darauf, daß der Metropolit von Serbien den exkommunizierten bulgarischen Erarchen telegraphisch beglückwünscht hatte und daß angesichts der bulgarenfreundlichen Haltung der Regierung Alexanders II. auf eine Mitwirkung der russischen Synode zur Exkommunikation der neuen Kirche nicht zu rechnen war, wurde die beschlossene Definition zusamt der nachstehenden Zirkularbotschaft nach St. Petersburg, Athen, Belgrad, Bukarest, Karlowitz und Czernowiß erlassen.

„Eurer pp. sind die ernsthafte Sorge und die unausgesetzten Bemühungen bekannt, welche unsere große Kirche Christi darauf richtet, um der vor ungefähr 15 Jahren auf ihren Weinstöcken leider aufgegangenen bulgarischen Frage eine gesetzmäßige Lösung zu geben, ebenso daß Anstifter derselben, ohne eine von den ihnen vorgeschlagenen gesetlichen und friedlichen Lösungen anzunehmen, sich erkühnt haben, die heiligen Satzungen und Gesetze unserer heiligen orthodoxen Kirche zu verletzen und mit Füßen zu treten und daß diese Wendung der Dinge unsern Vorgänger in die Notwendigkeit versetzt hat, zur Lösung der Frage kraft seines Amtes die Zusammenberufung eines ökumenischen Konzils zu verlangen.

Da aber jenes Mittel erfolglos blieb, so haben wir es, nach zahlreichen Versuchen die Verirrten auf den gesetlichen Weg zurückzuführen, im Interesse der uns als Gewissenspflicht obliegenden Reinerhaltung dieses heiligen Pfandes, zu dessen Wächter und Schützer Uns Gott bestellt hat, für notwendig erkannt, aus den Patriarchaten eine große und heilige Synode zusammenberufen, bestehend sowohl aus den Vorgängern der Patriarchen und den zeitweilig anwesenden Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem und dem Erzbischof von Cypern, als auch den hier residierenden und vorübergehend anwesenden Metropolitcn, Bischöfen, Erzäbten und Prälaten, welche Synode in drei Sitzungen in von heiligem Geiste erleuchteten Beratungen auf Grundlage der heiligen Satzungen den beifolgenden „Dros“ (Beschluß) festsetzte.

Indem Wir auf Grund der gesetmäßigen Einheit der orthodoxen Kirchen in der Anlage von demselben eine offizielle Abschrift Eurer pp. mitteilen, erbitten Wir von dem obersten Priester und Bollender unseres tadellosen Glaubens, unserem Herrn Jesus Christus, daß er seine heilige Kirche auf dem unerschütterlichen



Felsen seiner göttlichen Gebote befestigen und Euerer pp. alles Gute und viele Jahre in Gesundheit und vollem Wohlfeyn schenken möge."

Auf das Einzelne des ferneren Verlaufs wird bei späterer Gelegenheit eingegangen werden. Hier genügt die Bemerkung, daß die Bulgaren die über sie verhängte Exkommunikation mit derselben kühnen Festigkeit aufnahmen, welche sie dreizehn Jahre später bei Gelegenheit des Bruchs mit ihren russischen Beschützern bewährten. Rußlands und der übrigen slavischen Landeskirchen wohlwollende Neutralität boten ihnen damals freilich Kompensationen für den Fanatismus, mit welchem die Synode von Athen dem Beschluß vom 16. September (1872) zustimmte und die Synode von Jerusalem ihr russisch gesinntes Oberhaupt, den Patriarchen Kyrillos, des Antes entsetzte. — Die bulgarische Erarchatkirche wurde zunächst innerhalb der geschlossenen bulgarischen Erarchie des heutigen Fürstentums organisiert, dem um die Mitte der siebziger Jahre zurückgetretenen Erarchen Anthimos in der Person des Erzbischofs Josephs ein Nachfolger gegeben und mit der Loslösung des Erarchats von Konstantinopel so energisch vorgegangen, daß die Russen zur Zeit ihres Einmarsches in das damalige Vilayet Tuma (Frühjahr 1877) eine durchaus nationale und unabhängige Landeskirche fanden.

Die kirchliche Auseinandersetzung innerhalb der gemischten Bezirke kam erst nach Beendigung des Krieges und der russischen Okkupation in Zug. Türkischerseits als politische Propaganda für den Anschluß Macedoniens und Thraciens an das Fürstentum angesehen und von den Paschas im Bunde mit der griechischen Geistlichkeit leidenschaftlich bekämpft, ist die Zuziehung der macedonischen Kirchenprengel zur Erarchatkirche erst neuerdings d. h. nach dem Bruch zwischen Bulgarien und Rußland, zu teilweiser Ausführung gebracht und mittelst der Ernennung dreier Bischöfe für Macedonien besiegelt worden. Dem Rußland entfremdeten Bulgarentum hat die Pforte ein Zugeständnis bewilligt, das dem Vorkämpfer des russischen Panславismus trotz der Vorschriften des Artikels X. vom 21. März 1870 mehrere Jahre lang vorenthalten geblieben war.



## Ungedruckte Briefe von und an Karl Ludwig von Knebel

aus den Jahren 1772 bis 1832.

Herausgegeben von

Karl Theodor Gaederz.

X.

Vena den 8. Novemb. 1789.

Schon am vorigen Posttag und gestern am Botentag habe ich Ihnen, theuerster Herr Major, die englische und französische Zeitung schicken wollen; beidemale aber kam mir eine Verhinderung dazwischen. Ich werde sie Ihnen nun, so lang Sie in Weimar sind, wöchentlich zweymal schicken, weil

Hr. Prof. Fabri, den ich deshalb um Erlaubniß gebeten, mir gesagt hat, daß er sich ein großes Vergnügen daraus mache, Ihnen diese Zeitungen durch mich zu communiciren. Beschweren Sie sich aber bey deren Zurücksendung nicht mit einem eigenen Couvert an mich, sondern geben Sie sie nur der Botenfrau für mich mit.

Hier schicke ich Ihnen auch den neuesten Heft von Schlözer's Staats-Anzeigen, und wünsche, daß er Ihnen behagen möge. Von Meiner's und Spittler's historischem Magazin kann ich Ihnen auch ein Stück schicken, wenn Sie es durchsehen wollen.

Ich bin wirklich in der vorigen Woche etliche Tage krank gewesen. Ich hatte mir durch Erkältung eine Hämorrhoidal-Colik zugezogen, die nicht von der geringsten war. Seitdem ich vor etlichen Jahren an dieser Krankheit dem Tod nah, sehr nah, gewesen bin, fürchte ich sie sehr. Jetzt lese ich wieder meine Stunden con amore, weil meine Kollegia gedrückt voll sind. In der Anthropologie habe ich an 120, und in der Anatomie etwa 80. Es sieht artig aus, wenn die eine Stunde aus ist und die andere angeht, wie sich die Kommenden und Gehenden auf dem engen Mauer-Gang, der zur Anatomie führt, drängen. — Verzeihen Sie mir, daß ich Sie mit solchen Universitäts-Kleinigkeiten unterhalte; ich sehe Sie als einen halben Academiker an und hoffe, daß Sie es bald ganz werden sollen und wollen.

Von dem Geiser, der im Almanach stecken soll, weiß ich nur etwas vom Hörensagen. Ich habe mich jetzt ziemlich auf den Fuß gesetzt, dergleichen so viel, als möglich, zu ignoriren. Über die Blitze, die aus so einem Becken kommen, denke ich, kann man lachen; indessen ist es doch wahr, daß die Polizey nicht die beste ist, welche die wütigen Hunde herumlaufen läßt, ohne ihnen wenigstens ein Zeichen oder einen Knüttel anzuhängen.

An Eichhorn werde ich vielleicht morgen schreiben, und ihm dann Ihren Gruß ausrichten. Ich bin ihm wohl schon seit 3 oder 4 Wochen eine Antwort schuldig. Wie ich höre, so geht es ihm in Göttingen nach Wunsch, und sein ohnehin schon großer Applausus ist im Steigen. — Schlözer schrieb mir vor etlichen Tagen, daß er in Halle gewesen wäre, hierher aber nicht hätte kommen können, weil er zurückeilen mußte.

Auf Ihre Hierherkunft freue ich mich sehr und hoffe, daß sie länger als 14 Tage währen wird. Richten Sie die andere Reise, von der Sie schreiben, so ein, daß Sie hernach, und zwar bald nachher, immer bey uns bleiben. Ich muß gestehen, daß ich der Erfüllung meines lebhaften Wunsches fast gewiß bin, weil ich es gewohnt bin, alle meine patriotischen Wünsche der Art nach und nach erfüllt zu sehen. Darüber werden wir noch manches Abendstündchen zusammen verplaudern können.

Leben Sie indessen recht wohl, und schenken Sie mir ferner Ihre Gewogenheit, deren Werth ich gewiß zu schätzen weiß, und die ich für ein vorzügliches Glück halte. Ihr treugehorfamster und verbundenster

Meine Frau trägt mir einen Respekt an Sie auf.

Loder.

Der ausgezeichnete Anatom, Geheime Hofrat Justus Christian von Loder, geb. den 28. Februar 1753 in Riga, gest. am 4./16. April 1832 in Moskau, lebte von 1782 bis 1803 als Herzoglicher Leibarzt und Professor der Medizin zu Jena und blieb auch später mit Goethe und dem klassischen Kreise Weimars und Jenas befreundet. Obiger Brief fällt in jene Zeit, da Knebel aus Unmuth, daß ihm keine Anstellung gesichert wurde, um längeren Urlaub beim Herzog Karl August nachsuchte; vergl. des letzteren Schreiben vom 15. Oktober 1789, Knebel's Nachlaß I, 168 folg. — „Wahrscheinlich war es damals,“ sagt Dünker in den Freundesbildern aus Goethe's Leben S. 500, „daß Knebel zu einer Stelle (bei der Universität?) in Jena befördert zu werden wünschte.“ Dies bestätigt sich durch Loder's Äußerung. — Johann Gottfried Eichhorn, seit 1775 Professor der orientalischen Sprachen in Jena, war 1788 an die Universität Göttingen berufen worden; Dünker, Zur deutschen Litteratur Nr. 72, woselbst noch drei Briefe Loder's an Knebel abgedruckt sind.

## XI.

22. Sept. 90.

Schon zu lang bin ich Ihnen, verehrungswürdiger Freund, eine Antwort schuldig, und so wenig Sie auch dabey eingebüßt haben können, so sehr habe ich an Erfüllung meiner Pflicht und an schönem Genuß verlohren. Aber meine schönsten Hoffnungen, die ich mir in Ansehung Ihrer machte, wurden getäuscht. Im Herbst sagte mir die Fr. Oberstallm. von Stein, wir würden Sie bald bey uns sehen, und ich freute mich um so mehr, je mehr ich der Nachricht trauen mußte, und seit 8—12 Wochen, da mir der junge Schütz (eine gute Seele, aber, Gott verzeih es ihm und mir, ein privilegirter Mährenträger) versicherte, Sie würden stündlich in Weimar erwartet, stehen meine Fenster für den Messias offen, und Er erscheint nicht. Das ist mir sehr schmerzlich, aber das Jahr soll sich nicht enden, ehe ich Ihnen gesagt habe, daß es meine Verbindlichkeit gegen Sie aufs neue vermehrt hat. Sie haben mich mit den Nachrichten von Hrn. Hofr. Schöpf und seinen Vorsätzen, sowie durch seine Güte gegen meine Arbeit erfreut, durch die Nachricht von den Gewächshäusern aber getröstet. Ich darf mit Zuversicht hoffen, daß Ihre Empfehlung mir die Gunst jenes würdigen Mannes dauernd erhalten werde, ich wünsche sie, und Sie, verehrungswürdiger Freund, ließen mich nie eine Fehlbitt thun. Was das übrige anlangt, so giebt es freylich noch in unserm lieben Vaterlande noch viel Hottentotten, die von Baillants Lieblingin weit übertroffen werden, und es wird immer dieser edle Stamm fortwachsen; aber es giebt des Guten auch noch viel, und wäre es noch weniger, so mag es mir der Himmel nur nicht an Seelen mangeln lassen, die so wie die Ihrige einen freundlichen Nimbus um mich her ziehen, daß ich den Wust da draußen herum nicht so deutlich erkenne.

Unsere Gartenangelegenheit ist eingefroren, und ich bin begierig, ob der Frühling sie aufthauen wird. Eine andre Wendung ist der Natur der Sache nach unumgänglich, wie bald, ob und wie sie erscheinen wird, das wissen die Götter. Ich habe gethan, so viel ich konnte. Zu einem System der Gewächse

nach den Blättern hab ich ernstliche Anstalten gemacht, und überhaupt zu einer Erleichterung des künstlichen Systems durch Vielfachheit der Anlagen und Zueinandergreifen der letztern, aber vor 10 Jahren wird diese Arbeit schwerlich zur Reife kommen, selbst wenn die guten Götter ihr Gedeihen geben wollten. Nur einen goldnen Sprühregen, nur eine Minute lang auf unsern umgegrabenen Platz, und es sollte keine Hinderung mehr seyn. Aber, die goldnen Regen fielen ja nicht auf Blumenbeete.

Ich für meine geringe Person wollte schon mit Silber zufrieden seyn, und auch ich bin in ziemlicher Dürre. Ich bin so frey, Ihnen einige Abrisse der Kinnenanlage beizufügen, durch die ich etwas aus dem deutschen Himmel an dem Dache meines Häusleins herabzuleiten gedenke. Ihnen kann ich es im Vertrauen sagen, daß ich noch auf 1000 Thaler schuldig bin, mich dadurch in meinen Fortschritten gehindert sehe, und da ich schon in den vorigen Jahren fast eine ähnliche Summe abgetragen habe, jetzt etwas schneller zum Ziele zu kommen wünsche. Das bestimmt mich jetzt zu mehreren Arbeiten, wo ich den Profit mit den Buchhändlern theile, ob ich mich gleich dabei vielem Zeitverluste preis geben muß. Vielleicht kennen Sie einen oder den andern Liebhaber Ihrer Gegend, welcher mit Naturalien dieser Art versehen ist, und ich darf hoffen, daß Sie so gütig sind, jeden derselben zu Benützen und Uebersendungen, wozu ich die Gemälde uebst den Conchylien zurücksenden werde, zu ermuntern.

Noch habe ich den 2. Heft meiner letztern botanischen Arbeit, aber ungebunden beigelegt, da mit ihm der erste Band, und das Ganze, auf einige Zeit oder für immer geschlossen ist. Wir erinnern uns beyde Ihrer mit derjenigen Wärme, die nur wahre Hochachtung und innige Zuneigung hervorbringen kann; wir wünschen nichts mehr, als in Ihrem gütigen Andenken nicht zu verlihren. Mein Friß wird eine brave Seele, ich hoffe für ihn die Gewogenheit, die so manche Stunden seines Vaters erheiterte, und die Ihnen beständig verpflichtet

Ihren unterthänigen, treuen Diener

Jena am 22. Dec. 1790.

Batsch.

August Johann Georg Karl Batsch, geb. den 23. Oktober 1761 in Jena, gest. daselbst den 29. September 1802, wird wegen seiner botanischen Schriften, deren einige im vorliegenden Schreiben erwähnt sind, noch heute geschätzt. Eine sorgenlose, auskömmliche wissenschaftliche Stellung wurde ihm, dem fleißigen, begabten und höchst verdienstlichen Gelehrten, nicht zu Teil, trotz aller Anerkennung, auch von seiten Goethe's. Im Jahre 1794 ward er „in einen mäßigen Teil des obern Fürstengartens zu Jena eingesetzt“; seine Universitätsprofessur gewährte ihm kaum das tägliche Brot. Batsch starb in sehr drückenden Verhältnissen. Knebel nahm sich der Hinterbliebenen nach Kräften an; Hufeland sprach mit vieler Rührung von ihm, vergl. Von und an Herder III, 216, Knebel's Briefwechsel mit Henriette S. 177. Über Goethe's Verbindung mit Batsch siehe

Strehle, Goethe's Briefe I, 45 folg., ferner Dünker, Zur deutschen Litteratur XVII folg. und die dort gedruckten zwölf Briefe von Batsch.

## XII.

[1791?]

Mit dem größten Vergnügen, verehrungswürdiger Freund, weiße ich Ihnen die ersten Morgenstunden nach dem Empfang Ihres so gütigen, so äußerst werthen Briefes. Ihre Liebe gegen mich ist mir in Wahrheit rührend, sie ist noch nach Jahren dieselbe und begrüßt mich jetzt in einem Zeitpunkt, wo sie doppelt auf mich wirken muß. Ich danke Ihnen aufs innigste für Ihre freye, unvergessene, ganze Theilnahme an dem Schicksale meiner Wenigkeit, doch davon nachher.

Von meinen Conchylien ist noch kein einziges ausgewähltes Exemplar ins Publikum gekommen. Die ganze Unternehmung ist mir im hohen Grade verunglückt, und mein Schade ist so beträchtlich, daß es sehr sonderbar zugehn müßte, wenn ich zur Fortsetzung, die so viel Geduld und Sehkraft aufzehrt, gereizt werden sollte. In allem habe ich 30 Subscibenten. Von diesen sind 20 durch die Buchhandlungen eingelaufen, bey welchen leßtern ich nach Abzug des Rabatts und der Illumination gegen 5 Gulden vom Exemplar gewinne, welches ich für Denken, Zeichnen, Stechen, Papier und Druckerlohn zu rechnen habe. Wären 200 Abnehmer, so ließ es sich noch ertragen, wenn es gleich immer noch saurer Verdienst wäre. Wenn ich ohne Buchhändler, die mir gerade die Hälfte abziehen, auskommen könnte, so ging es auch noch eher an. Doch es sollte vielleicht nicht seyn. Die bestellten Exemplare werd ich indessen liefern, so bald die Illumination fertig ist, auch die nach Ansbach will ich an Herrn Grafen von Platen übersenden, wenn ich nur vorher den bestimmten Titel dieses Herrn von Ihrer Gewogenheit erfahren habe. Nie würde ich so dreist gewesen seyn, der verwittweten Frau Herzogin Durchlaucht mit einem Exemplar meiner Arbeit aufzuwarten, aber ich thue es auf Ihren Rath und aus Hochachtung für Alles, was ich Ihrer Güte zu danken habe. Ich wünschte aber, daß diese gnädigste Fürstin die Kleinigkeit nur als ein Zeichen der Verehrung ansehen möchte, die nach einer langen Reihe von Jahren bey wenigen Bewohnern Ihres Landes erloschen seyn wird.

Wenn ich Ihr edles Herz nicht kannte, so würde es mich kränken, da Sie mir die Kleinigkeiten, die mich bey ihrer freundschaftlichen Uebersendung immer so glücklich machten, bezahlen wollen. Die schönsten Verhältniße meines Lebens können mir nicht feyl sein. Wenn Sie es aber doch wollen, so erlauben Sie mir wenigstens Ihnen zu sagen, daß Sie längst alles mit Ueberschuß bezahlt haben, und daß ich es Ihnen, erforderlichen Falles, trenlich berechnen will. In meinen lezten Augenblicken, wenn mich durchaus kein äußeres Verhältniß mehr zu binden vermöchte, würde ich Ihre Güte noch eben so hoch anrechnen und meine Schuld ins Grab, oder in eine andere Welt mit mir nehmen.

Glauben Sie ja nicht, ich wollte mir ein eigenes Schicksal erzwingen. Mir ist es nur wie einem gestrandeten Fische, den sein natürliches Schicksal für das Wasser bestimmt hat. Ich bedarf ein ruhigeres, bestimmteres und sorgenloseres Leben, als mein bisheriges gewesen ist, wenn ich mein Element athmen und meine Bestimmung erfüllen soll. Als Scheerenschleifer würde ich glücklicher seyn, überall gäb es Messer und Scheeren, überall würden sie stumpf. Auch erhielt ich wohl selbst in Weimar Concession, wie der neulich dort angekommene. Aber leider bin ich eine von denen wenig nützlichen Pflanzen, die gepflegt werden oder verderben müssen.

Doch vielleicht heitert sich bald ein milderer Himmel über mir auf, vielleicht werde ich in einen Boden versetzt, der mich gedehlicher und froher mein Wachsthum vollenden läßt.

Ich habe, was ich bloß Ihrer Freundschaft anvertraue, Ausichten auf zwei auswärtige academische Stellen, wovon jede in ihrer Art mir angemessen und für mich sehr vortheilhaft seyn würde. Zu der einen hab ich mich auf eine gute Art vor 8—12 Wochen angeboten, und es ist nicht ohne Wirkung gewesen. Eben um diese Zeit wurde eine andere leer, und vor kurzem erfahre ich, daß man mich zu dieser vorgeschlagen hat. Gott! mit welcher Innigkeit hab ich an Jena gehangen, welche Entwürfe hab ich mir gebildet, wie lange, wie sorgsam sie zu nähren gesucht! — und keine Entwürfe eines elenden Dünkels, Entwürfe von Empfindungen und Gedanken, wie sie je die besten Menschen beglückten! Es hat der Thränen und der Kämpfe viel gekostet. Sie sind nun vorüber. Das Klima ist so kalt, ich fange schon an die Blätter zu verliehren, soll ich nicht der Blüthen, der — reifen — Früchte wegen in Sorgen seyn? Auch Ihr Herschel würde mich nicht trösten: er würde mein Feuer, meinen Drang verdoppeln. Auch mich erniedrigt der Gedanke nicht, nur auf meiner Stelle ein Funke des unendlich ausgebreiteten Feuers zu seyn. Je kleiner er ist, um so weniger will er erstickt seyn; eben jener Gedanke des Zusammenhangs reißt mich fort, er ist meinem ganzen Wesen längst verwandt, und erhält nicht das möglichste Streben jeder einzelnen noch so kleinen Kraft selbst das Unendliche?

Ihnen und Ihrer gnädigen Fräulein Schwester sagen wir den innigsten Dank für Ihre uns so erfreulichen Erinnerungen; sie mögen so lange dauern, als die Verpflichtung

Ihres

Batsch.

### XIII.

Nürnberg den 21. September 1797.

Ihr liebes Briefchen, gute Auelie, nebst den kleinen Geschenken Ihrer Muse hat mich recht herzlich erfreut. Daß Sie mich entbehren, ist schon recht schmeichelhaft für mich. Es kann bey mir für keine Schmeicheley gelten, wenn ich das Ihnen und einigen Freunden in Weimar zurückgebe. Ich entbehre sie sehr; aber in unserer Welt muß man sich schon an Entbehrungen gewöhnen.

Die schlimmste aller Entbehrungen ist, wenn man des Freundes entbehren muß, der uns gegenwärtig ist, oder wohl gar zur Seite sitzt — wie dies in Weimar zuweilen, durch wunderbare Zusammenstellungen, der Fall ist.

Ihre Liedchen haben mich bezaubert, sowie Alles, was aus Ihrer Feder oder durch Ihren Mund kommt. Wie sich die Türken oder Orientalen vor ihrem Ende noch Musik machen lassen, so werde ich mir einmal eins von Ihren Liedchen vorsingen lassen, wenn ich verschieden will, um damit leichter in Himmel zu fahren. Alles gelingt Ihnen, was Sie angreifen; doch das Edelste wird durch Sie erst ganz hold. Ich bin recht verlangend, von Ihrer Arbeit in allen Almanachen zu lesen und die Blumen zu finden, die Sie jeden Tag streuen. Ohne Zweifel wird auch Hr. Schiller auf die Rosen, die Sie am Musenberge brechen, am meisten rechnen, wenn er uns einen Almanach von lauter Frauenzimmergedichten zudentt.

Kommen Sie nur hieher und bringen uns einige mit, wenigstens zum Weihnachtsgeschenk! Ich weiß Ihnen gar nichts der Art von hier zu schicken. Unsere Frauenzimmer blühen wohl auch; aber weder für die Musen, noch durch die Musen. Sie sind meist alle wie Blumen der Haide, welche die Kuh frist.

Ihren Fripon müssen Sie mir aber schicken, gedruckt oder ungedruckt, sobald es nur seyn kann. Ich nehme zu viel Theil an seiner eigenen Person, und dann an dem Leidwesen Ihrer guten Tante, daß ich mich nicht auf einige Augenblicke durch Ihr Lied zu Thränen um ihn wollte erweichen lassen. Sagen Sie indeß dieser guten Tante mein herzlichstes Beyleid, und wie wehe es mir thut, daß sie der Himmel von so empfindlicher Seite schmerzt. Ich fühle wohl, daß sie ihre Freunde weniger vermiffen wird, als ihren armen Fripon.

Es ist mir lieb, daß Matthiffon eine so artige, friedliche Wohnung in Weimar bey Ihnen gefunden hat. Seiner zarten wankenden Psyche hat gewiß dieser Aufenthalt wohl gethan. Ich gönne ihm solchen; er braucht und verdient ihn. Sagen Sie ihm das Herzlichste von mir, wenn Sie ihm schreiben! Ich thue es bald selbst.

Und nun sollte ich Ihnen wohl auch etwas von mir sagen. Ich weiß aber nicht allzuviel. So viel kann ich doch sagen, daß das Leben für mich hier eben keine Stacheln hat; weder die verwunden, noch die sehr ritzen. Das erste ist schon viel; denn ganz leer ist unsere Brust ohnehin niemals. Aber die Menschen fassen sich hier an wie die Kohlstauden, und das Leben ist bequem, und ohne gewaltfame Rückkehr. Das thut nun nach dem dornen- und zackenreichen Weimar nicht übel.

Aber so ganz bett' ich mich doch nicht auf die weichen Blätter. Der Umgang der Freunde giebt mir nicht viel. Ich suche mir daher die alten vor, die ich mitnehmen konnte, und mache mir fast täglich einige Verse meines alten Lutrez (weil Sie mir Ihre Muse nicht leihen wollen!) zu teutsch, und so erhalte ich mir wenigstens einige Kraft zur Gelindigkeit (?).

Unser Freund Voss hat mir neulich einen starken Anstoß gegeben. Wie hat er sich nicht durch so viele unhörbare Verse zu seiner Uebersetzung der Verwandlungen Ovid's heraufgearbeitet! Lesen Sie die Stücke Junius und Julius, im Genius der Zeit! Vorzüglich die Geschichte Acis und Galathe. Er ist der Flügelmann der deutschen Prosodie! Freylich mögen wir zuweilen etwas sachter greifen, aber seine Bewegungen sind richtig und gut. Auch ist Ovid gerade der Dichter, den er braucht; reich an Ausdruck und etwas mahlend und kalt.

Aber nun, liebe Amalie, Gott und die Musen begrüßt! Sagen Sie der lieben Mutter was recht Herzliches, und auch den guten Kindern. Ich werde mich recht freuen, wieder ein Zeilchen von Ihnen zu sehen.

Ihr treuer Verehrer und Freund

Knebel.

Adressatin ist Amalie Freiin von Imhoff, die Weimarer „Sappho“. Dieselbe erblickte den 16. August 1776 in Weimar das Licht der Welt und starb den 17. Dezember 1831 in Berlin, Nichte der Charlotte von Stein, Freundin Schiller's und Goethe's, Verfasserin des epischen Gedichtes „Die Schwestern von Lesbos“ und sonstiger poetischer und novellistischer Arbeiten. Ihr Leben beschrieb die Nichte Freifrau Henriette von Biffing geb. von Knoch (Berlin 1889); beachtenswert ist Döring's Skizze bei Ersch und Gruber II, 16, S. 305 folg. und Dünker's in Westermann's Monatsheften 1887, S. 368 folg., S. 526 folg. Am bekanntesten hat Amalie von Imhoff sich durch die Uebersetzung der „Fritthiof-Sage“ gemacht, worüber meine demnächst erscheinende Schrift „Esaias Leguér in seinen Beziehungen zu Deutschland“ bisher ungedruckte Nachrichten beibringen wird.

Zu Bezug auf obige Zeilen sei bemerkt, daß die poetische Sendung an Knebel u. a. ein „Lied der Nachtigall“ enthielt; vergl. S. 22—27 des von Biffing'schen Buches, sowie auf den vorhergehenden und folgenden Blättern derselbst Amalien's Beteiligung an Schiller's „Horen“ und dessen Urtheile über mehrere ihrer Dichtungen.

Die Verdeutschung des Lukrez beschäftigte Knebel Jahrzehnte; während sein Propertius schon 1798 herauskam, wurde sein Lukrez erst 1821 veröffentlicht (beide bei Göschen in Leipzig) und erwarb sich den wärmsten Beifall Goethe's. In Nürnberg studierte Knebel fleißig, wo er, wie Hofmarschall von Egloffstein meldete, „unter einem Wust von Büchern begraben lag“ und u. a. die von Voss in dem Journal „Der Genius der Zeit“ (Herausgeber August Hennings) begonnene Uebersetzung der Metamorphosen Ovid's mit Interesse las. Dabei gefiel ihm das dortige Leben bedeutend besser als das „elende“ in Weimar, welches er Mitte Juni verlassen hatte. Vergl. seinen Brief an Henriette vom 20. Sept. 1797 (Briefwechsel S. 130 folg.) und Briefe des Herzogs Karl August an Knebel und Herder S. 105.

#### XIV.

Liebenswürdige holde Freundin,

Haben Sie Dank für Ihren artigen Refruten, der mir im Kreise seiner übrigen Verwandtschaft viel Vergnügen gemacht hat. Er ist mit Herz und



Geist geschrieben und steht, wenn ich nicht irre, mit Vortheil unter den übrigen Werken Ihres holdbildenden Genies. Auch ist das Ganze sehr artig motivirt, und würde sich, wie ich glaube, auf dem Theater nicht übel ausnehmen.

Hoffentlich haben Sie sich von Ihrer mehr Schrecken als Leid bringenden Krankheit gänzlich wieder erholt; das ich von Herzen wünsche, ob ich gleich noch einen Verdruß auf die böse Seuche habe, die uns wahrscheinlich des Vergnügens beraubt hat, Sie hier zu sehen.

Indessen bin ich in meinen Bergen friedlich wieder eingezogen, und da ich immer eine kleine Neigung zum Anachoretenleben hatte, so find' ich mich hier recht am Orte meiner Bestimmung. Freilich muß ich der Gesellschaft so vieler liebenswürdigen Genien und Grazien entbehren, aber der Mensch thut doch immer besser, daß er sich zu dem Kreise hält, wohin ihn sein Schicksal einmal gebannt hat.

Sie, geisterreiche Freundin, zaubern uns nun aus dem beseelten Zirkel, worunter Sie leben, und aus dem elegischen Park neue Wunder hervor und bereichern damit die goldbeschnittenen Täfelchen der Musen.

Sagen Sie Ihrer guten Frau Mutter und Ihren lieben Schwestern was recht Holdes von mir. Vor allem grüßen Sie mir auch Ihre vortreffliche liebenswürdige Tante, die Frau von Stein, und versichern Sie des zärtlichen Andenkens meiner Seele.

Auch Schillern und seiner guten Frau bitte ich mich zu empfehlen. Ich habe in seinem Hause und seinem Wesen eine Harmonie gefunden, die ich äußerst schätze. Nur so, dünkt mich, kann man sich bei der buntscheckigen Nähe der Welt als ein Weiser erhalten.

Die Meinigen empfehlen sich Ihnen herzlichst. Leben Sie wohl, gütige Freundin, und genießen in vollem Maße des Glückes, das die Nase genießen würde, wenn sie sich selbst fühlen könnte!

Ihr aufrichtiger Freund

Ilmenau, d. 10. Juli 1802.

Knebel.

An Amalie von Imhoff. Das Knebel zugeschickte Erzeugnis ihrer Muse gehört vielleicht zu ihren „Dramatischen Idyllen“, von denen mir ein Creuxplar nicht zugänglich war.

#### XV.

Weimar, den 2. August [1802].

Ihr freundschaftliches Theilnehmen an meiner Mutter Tod hat mich sehr gerührt; Sie ziehen meine Gedanken, die immer noch jezt am Grabe verweilen, wohlthätig durch Ihren lieben Brief zurück. Den unvermeidlichen Tod wieder einmahl recht nahe an einer geliebten Person gesehen zu haben, vernichtet einem auf lange Zeit den Werth des Lebens, und so haben Sie Dank daß Sie durch das beste, was in diesem Leben ist, Freundschaft und theilnehmende Liebe, es mir wieder geltend machen. Es ist mir lieb daß Ihnen auf dieser kurzen Wanderschaft ein ruhiger Ihren Wünschen angemessener Ort vergönnt ist, wo

Sie ungestört den Strom Ihres Geistes durch Thäler und Felsen können fließen lassen; um meinen kleinen Bach ruhig durchzuschlängeln, muß ich manchmal hier drum kämpfen, und Ihre Bemerkung, daß das eitle leere Geräusch oft die innere Melodie des Herzens verschleht und zerstört, ist sehr wahr.

Sehr freut mich, daß Henriette gute Wirkung vom Bad hat, wenn Sie ihr entgegen gehen so grüßen Sie sie tausend und tausendmal von mir. Grüßen Sie doch die arme Schröterin recht freundlich von mir, eigentlich sollte so ein schöner gesunder Körper 100 Jahre alt werden, und schon so bald spricht man ihr das Leben ab. Ich lege diesem Brief eine Abschrift bey von Haller's letztem Schreiben auf seinem Sterbebett an Bonnet, vielleicht kennen Sie es schon, es war mir deswegen um so mehr merkwürdig, weil meine Mutter sterbend mir empfahl, es meiner Schwägerin in Eignach zu schicken, und erst vorgestern fand ich diesen Brief unter meiner Mutter ihren Pappieren.

Die Inhof, und Amelie Ihre Schwester in Apoll grüßen Sie herzlich. Ich schließe mich bey als Ihre Sie sehr verehrende Freundin

Den 6. August

von Stein, geb. v. Schardt.

Diesen Brief schick ich Ihnen von Kochberg ab, wo ich seit gestern bin.

Charlotte von Stein, Goethe's berühmte Freundin, geboren den 25. Dezember 1742 zu Weimar, gestorben daselbst den 6. Januar 1827. Sie verlor ihre Mutter Concordia Elisabeth von Schardt, geb. Irving of Drum, am 2. Juli 1802. Welchen tiefen Eindruck dieser Todesfall auf die Tochter übte, erhellt aus Dünker's Lebensbild der Charlotte von Stein (Stuttgart 1874) II, 152 folg. Ihrem Sohne Fritz schrieb sie am 9. Juli: „Wenn man einen Tod wieder einmal recht nahe gesehen hat, so muß man sehr mit sich kämpfen, besonders wenn man selbst schon alt ist, um nicht ganz nachlässig fürs Leben zu sein.“ Albrecht von Haller's letzte Epistel an den ihm eng befreundeten Genfer Philosophen Charles Bonnet lautet in der Übersetzung aus dem Französischen:

„In diesem Augenblick dancke ich mehr als jemahls dem Himmel, daß ich in der christlichen Religion erzogen wurde und daß die heilsamen Wahrheiten derselben immer in meinem Herzen lebten, auch dancke ich ihm für Ihre unschätzbare Freundschaft. In diesem Augenblick sehnt sich mein Geist nach Ihnen, und ich wünschte Sie zum letztenmal zu umarmen, zum letztenmal wünschte ich aus Ihrem Munde den süßen Namen Freund zu hören — leben Sie wohl! wo und wie wir uns wiedersehen werden weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß Gott weise, gütig und allmächtig ist — wir sind unsterblich, unsere Freundschaft ist unsterblich, bald rauscht der undurchdringliche Vorhang von meinen Augen empor — dem Höchsten sey Dank! Leben Sie wohl zum letztenmal! meine Hand wird schwach — zum letztenmal nenne ich mich hienieden Ihren treuen zärtlichen danckbaren sterbenden aber ewigen Freund.“ —

Korona Schröter, die Kammerfängerin, Goethe's bildhübsche Freundin, entschlief den 23. August 1802 zu Zlmenau an der Auszehrung, im 52. Lebensjahre. Vergl. Knebel's Briefwechsel mit Henriette S. 157. 161, Dünker, Charlotte

von Stein und Korona Schröter (Stuttgart 1876) S. 289, Keil, Korona Schröter (Leipzig 1875) S. 287 folg.

Frau von Stein, deren hinterlassenes, Goethe gewidmetes Trauerspiel „Dido“ Dünker herausgab, besaß ein nicht unbedeutendes dichterisches Talent. Die durch Dünker in der Biographie mitgetheilten Proben mögen nachstehende Sprüche ergänzen:

Ein mäßig und geschäftig Leben  
heißt der Liebe Gift eingeben.

Krummes mag man wohl verstehen  
Krummes aber nicht begehren.

Bei Hofe gilt der junge Rath als wie der junge Wein  
Wie wohl er Darumgicht gerne bringt doch geht er lieblich ein.

Tod ist ein langer Schlaf; Schlaf ist ein kurzer Tod  
Die Noth die lindert der, und jener tilgt die Noth.

Die Weltgunst ist ein Meer  
darin versinkt was schwer  
was leicht ist schwimmt daher.

Argwohn ist ein scheuslich Kind, wenn es in die Welt nur blickt,  
Sol's nicht schaden ist es werth daß man es alsbald erstickt.

Ein Mühlstein und ein Menschen-Herz wird stets herum getrieben  
Wo beydes nichts zu reiben hat, wird beydes angetrieben.

So böß ist schwerlich was, es ist zu etwas gut  
Das Unglück plagt den Leib und bessert doch den Muth.

Wenn mir ein Böser gut, ein Guter böse will  
So acht ich Gutes nichts, hingegen Böses viel.

Das Herz und Zung ist wie vermaßt  
die zeugen Kinder ungezählt,  
Wenn beyde nun nicht eines sind  
wird jedes Wort ein Hmen-Kind.

Lieben ist ein süßes Leiden  
Wenn's nicht bitter wird durch Scheiden;  
bittres will ich dennoch leiden,  
daß ich süßes nicht darf meiden.

## XVI.

Zlmenau, den 27. Juni 1803.

Liebe goldene Freundin,

ich sende Ihnen hier Ihre beyden lieben und schönen Gedichte, die Sie mir anvertraut haben, mit Preis und Dank wieder. Wie gerne möchte ich Ihnen mein Lob recht umständlich sagen; aber ich befürchte, was Ihr Geschlecht ohnehin leichter zu befürchten hat, daß Sie mich einer kleinen Schmeicheley beschuldigen könnten. Deshalb will ich mir vor Ihnen recht ernsthaft den Doktorhuth aufsetzen — doch nicht so naseweis wie es unfre Xlegels (Schlegel) thun — und,

indem ich Ihren Talenten die gebührendste Ehrfurcht beweise, doch auch meine kleinen kritischen Zweifel anzubringen suchen.

Die Gabe zu mahlen haben Sie von der Natur erhalten. Sie liegt in Ihrer Seele, wie in Ihren Fingern, beydes mit Feder und Pinsel, auf Papier oder Leinwand, die Gegenstände getreu und lieblich, nach den Ideen Ihrer Seele, hinzustellen.

Aber es scheint mir — darf ich es wohl sagen? — daß Sie von dieser Zaubergabe einen etwas verführerischen Gebrauch machen. Und noch dürften wir dieses hingehn lassen, da Sie Ihre Verführungen mit solchen Reizen schmücken; aber es scheint mir neuerer Zeit gar sehr, daß Sie — verzeihen Sie diese Keckheit meiner Feder! — einen falschen Begriff der Dichtkunst unterschreiben und diese gleichsam den bildenden Künsten subordinirt oder als eine Nachbildnerin derselben aufstellen wollen. Der Gott der Sonne, Apoll, und alle Mufen verzeihen Ihnen solche Unthat! Wie arm ist jede andere Muse gegen die göttliche Polyhymnia; die zwar nur durch Zeichen, aber unmittelbar zu der Seele des Menschen spricht und darinnen ändert, wechselt, stellt, in einem Augenblick, nur vielleicht durch einen Punkt, was alle andern mühsam und mechanisch zu erarbeiten suchen müssen.

Ehre der heiligen Muse, im Himmel wie auf Erden, im Sichtbaren wie im Unsichtbaren! Mahler ist der Dichter, so gut wenigstens wie der Farben- und Bildermahler; aber wie mahlt er? — Lesen Sie den ganzen Pindar, lesen Sie sogleich den Anfang der ersten Olymp-Ode! Gemähl' auf Gemählde; aber wahrlich nicht durch den Pinsel noch Meißel eines bloß bildenden Künstlers hinzustellen. Wie mahlt Sappho, Ihre so nahe Blutsverwandte? Und Homer, wenn er dem Phidias einen Olympischen Jupiter vormahlt, so thut er es in ein paar Zeilen, er mahlt dem Begriffe. Wenn er sich, in der simplern Erzählung, zu den einzelnen umständlichern Zügen herabläßt, so mahlt er doch immer dem höhern Bedürfnisse des Geistes, nicht der Augen. So dachten die Griechen. Sie sprachen auch nicht so viel von Kunst und Kunstwerken, als wir; sondern sie kannten ihren Vorzug und Rang und ließen die Künstler nach sich arbeiten. Unter unsrer kältern, höchstens lauwarman Zone ist es uns freylich vergönnt, das geringere Geschäft anzustaunen; denn der Geist, die Gewalt des Sinnes und Herzens, welche die Griechen mit dem Begriffe eines Dichters unzertrennlich vereinten, diese erscheinen uns nur, wie etwa jetzt in diesen Tagen die Sonne.

Doch es ist Zeit, daß ich meinen Doktorhut ablege.

Lassen Sie sich also sagen, herzliche liebe Freundin, daß ich den Reichthum, die Zartheit, Freiheit und Richtigkeit Ihres Pinsels bewundere. Wie lieblich sind Ihre Vorstellungen, wie reich und gewählt Ihre Ausdrücke und Worte, wie glücklich und wohlgearbeitet, zum größten Theile wenigstens, Ihr Vers. Letzteres ist wahrlich keine Kleinigkeit, bey einem Gedicht, das gefallen soll. Suchen Sie ihm nur mehr Abwechslung zu geben. Es ist nicht genug, daß der Vers einzeln regelmäßig schön sey, er muß auch zu einer Ver-

bindung, zu einem Perioden, behülflich seyn und sich unterstützen. Studiren Sie dazu Klopstock, vorzüglich in seinen grammatischen Gesprächen.

Und nun leben Sie wohl und erhalten mir, nebst Ihrer guten Frau Mutter, Ihre mir so höchst schätzbare Freundschaft. Knebel.

An Amalie von Imhoff. Ihrem dichterischen Talent kam eine entschiedene Begabung für die Malerei zu gute. „Unsere Freundin,“ schreibt Goethe 1797 an Heinrich Meyer, „entwickelt ein recht schönes poetisches Talent; sie hat einige allerliebste Sachen zum Almanach gegeben. . . . Man merkt ihren Produktionen sehr dentlich die soliden Einsichten in eine andere Kunst an, und wenn sie in beiden fortfährt, so kann sie auf einen bedeutenden Grad gelangen.“

(Fortsetzung folgt.)



## Berichte aus allen Wissenschaften.

### Kriegsgeschichte.

#### Jork und die preussischen Jäger von 1806.

Mit wie viel Recht heutzutage auch eine Truppe auf die von ihr bethätigte Propreté, ihr strammes und genaues Exercieren u. s. w. sich etwas einbilden mag, eine solche Propreté und ein solches genaues Exercieren, wie es vor 1806 ganz allgemein bei der preussischen Infanterie üblich war, ist doch seit jener Zeit nirgends wieder vorgekommen.

Infolge der allmählich im Laufe des vorigen Jahrhunderts zur Entwicklung gekommenen Gefechtsweise erachtete man nämlich damals die Massenhaftigkeit und Schnelligkeit des Infanteriefeuere als dasjenige, worauf alles ankomme.

Demgemäß ward denn namentlich das Einzel- oder Schüßengefecht als etwas sehr Untergeordnetes betrachtet. Aus diesem Grunde wurden per Bataillon nur etwa 40 Mann sogenannter Scharfschützen für diese Gefechtsweise bestimmt und meist nur solche Leute hierzu auserwählt, welche man wegen ihrer Unansehnlichkeit nicht gern im Gliede haben mochte. Eine desto größere Sorgfalt verwendete man auf das Exercieren und Manövrieren in geschlossener Ordnung.

Aber auch hierbei kam die geschlossene Kolonne fast nie zur Anwendung, sondern es galt die aufmarschierte Linie zu drei Gliedern als Normalstellung, sowohl zur Verteidigung als auch zum Angriffe.

Demgemäß ward auch auf einen äußerst genauen Frontmarsch das höchste Gewicht gelegt und es in der That auch so weit gebracht, daß selbiger mit nahezu mathematischer Genauigkeit zur Ausführung kam. Gleich wie an einem Lineal gerichtet, ward die Gleichmäßigkeit von Schrittlänge und Kadenz aufs

höchste gesteigert. Dieses konnte aber nur dadurch erzielt werden, daß die Marsch-  
kadenz eine äußerst langsame, nur 75 Schritt auf die Minute betragende war.  
Dagegen war aber wieder die äußerste Schnelligkeit im Laden und Feuern er-  
reicht, und deshalb wurde die Genauigkeit bei Ausführung der einzelnen Gewehr-  
griffe aufs höchste getrieben. Aber nicht bloß auf dem Exerzierplatze, auch auf dem  
Schlachtfelde ward diese maschinenhafte Genauigkeit gefordert und auch bethätigt.

So z. B. ließ in der Schlacht bei Mollwitz (1741) ein preußischer Bataillons-  
Kommandeur, als sein Bataillon von kaiserlicher Reiterei in der Front angegriffen  
wurde und er solche mit einer Salve empfangen wollte, seine Mannschaft erst  
absetzen und von neuem aufschlagen, als er wahrnahm, daß dieselbe nicht ganz  
gleich angeschlagen hatte, weil er befürchtete, daß auch die Salve nicht ganz  
glatt abgegeben werden würde.

Ähnlich verhielt sich im Feldzuge von 1793 der Kommandeur des Regiments  
Croustak.

Sein auf zwei Glieder zufällig rangiertes Regiment war bei Bliedskastell mit  
französischer Infanterie in einem stehenden Feuergefecht verwickelt, und als dasselbe  
plötzlich gleichzeitig noch im Rücken durch eine Abteilung französischer Reiterei  
angegriffen wurde, ließ er das zweite Glied kehrt machen und von demselben  
ein sogenanntes Peletonfeuer eröffnen, wobei abwechselungsweise die geraden und  
ungeraden Züge Salven abgaben.

In gleicher Weise pflegten auch, trotz des verheerendsten Artillerie- und Ge-  
wehrgeschosses, die Bataillone — unter klingendem Spiele — wie auf dem Exerzier-  
platze, langsam feierlich im dröhnenden Gleichschritte, zum Angriffe vorzurücken.

Dies alles konnte freilich nur durch Handhabung einer strengen, einer sehr  
strengen Exerzier-Disziplin, bei der man von dem Grundsätze ausging: Der  
Soldat müsse mehr den Stock als Tod und Wunden fürchten, erzielt werden.

Aber wie keine Regel ohne Ausnahme, so gab es auch damals im preußischen  
Heere schon eine Abteilung, bei welcher gerade das Gegentheil jener überstrengen  
Zucht stattfand. Es war dieses das in 12 Kompanien formierte und aus lauter  
Söhnen von Forstleuten sich rekrutierende preußische Feldjäger-Regiment. Von  
König Friedrich dem Großen schon gleich nach dem ersten schlesischen Feldzuge  
errichtet und mit Kugelbüchse und Hirschfänger völlig jägermäßig ausgerüstet,  
war es bestimmt, den trefflichen leichten Truppen des österreichischen Heeres, und  
namentlich den Grenzern — damals schlechtweg Kroaten genannt — die Spitze  
zu bieten. Doch hatte es den Erwartungen des Königs in dieser Richtung schon  
damals nicht entsprochen. Er sah sich daher veranlaßt, als er vernahm, daß  
das vorzügliche Hessen-Kassel'sche Jäger-Korps nach Beendigung des amerikanischen  
Krieges 1784 ansehnlich vermindert worden sei, den Auftrag zu erteilen, einige  
hessische Jägeroffiziere für den preußischen Dienst zu gewinnen, damit sie ihm  
— wie er sich in seiner eigentümlichen Weise auszudrücken pflegte: — Seine  
Jägers auch einmal ordentlich zurechturanzten möchten.

Da nun außerdem die preußischen Jäger so lange zu dienen pflegten, bis  
sie im Forstfache zu einer Anstellung gelangten, so war das Jäger-Korps im

Laufe der Zeit immer mehr und mehr zu einer wilden Bande wüster alter Burschen ausgeartet, in deren Reihen Unbotmäßigkeit und Hang zur Wildddieberei vorherrschte.

Somit war es denn auch hohe Zeit, ihm einen tüchtigen Kommandeur zu geben.

Dieses geschah denn auch, indem im Jahre 1799 der bisherige Kommandeur eines Jüsilier-Bataillons, Major von York — der später als Graf York von Wartenburg weltberühmt geworden ist — zum Kommandeur des Jäger-Regiments bestimmt wurde. Das war eben der rechte Mann dazu. Noch in voller Manneskraft — erst 40 Jahre alt — voll Einsicht, voll Kenntnissen, von erprobtem Mute und Pflichttreue, von unerschütterlicher Festigkeit und scharf wie gehacktes Eisen.

Noch sehr jung hatte er sich erst in preussischen Diensten im sogenannten bairischen Erbfolgekrieg 1779 im Gefechte bei Habelschwerdt sehr ausgezeichnet, war dann als Hauptmann und Kompanie-Chef in das in holländischem Solde stehende Schweizer Regiment Meuron getreten und machte in demselben von 1781—1783 auf dem Kap der guten Hoffnung und in Indien den Feldzug gegen die Engländer mit. Hierauf war er wieder in preussische Dienste zurückgekehrt.

Jene Soldaten im Schweizer Regiment Meuron in holländischen Diensten waren aber noch viel verwildertere Gesellen gewesen als jene preussischen Jäger, da sie der Mehrzahl nach aus Abenteurern aller Nationen bestanden.

Da kam es denn diesen trotzigen, übermütigen und verwilderten Kerlen doppelt verwunderlich vor, daß ihr kleiner, erst 23 Jahre alter Hauptmann ihnen zumutete, nach preussischer Art Zucht und Ordnung zu halten und pünktlich im Dienst zu sein, und so gab es bald Meuterei gegen ihn. Aber York fuhr dermaßen mit Pistole und Degen dazwischen, daß die Bande wohl merkte, sie habe in dem petit chevalier prussien, d. h. in dem kleinen, preussischen Edelmann, wie sie ihn anfänglich nannten, ihren Meister gefunden. Da fingen sie an, ihn le petit diable prussien, d. h. den kleinen preussischen Teufel, zu nennen, und ihn mehr zu fürchten als alle Teufel, bald aber ihn über alles zu verehren und um seine Zufriedenheit zu wetteifern.

Ähnlich — wenn auch nicht ganz so schlimm — ging es ihm auch bei den preussischen Jägern. Auch bei diesen fing er an, vor allem den Herren Oberjägern ganz rekrutenmäßig ein strammes, genaues Ererzieren und militärische Haltung beibringen zu lassen.

Einige alte Burschen darunter, denen es sehr unangenehm erschien, ihre bisherige sogenannte jägermäßige, vulgo ludermäßig bequeme Haltung aufzugeben, machten Miene sich dem zu widersetzen. Hui! wie fuhr aber da der Major von York auf sie ein. Selbst die Frechsten kamen bald dahin, daß sie an allen Gliedern zu zittern begannen, wenn sie der Major mit seinen durchbohrenden Blicken auch nur ansah. Darauf ging es in gleicher Weise auch an die Herren Jägers. Diesen gefiel jene Art und Weise zwar eben so wenig, als es den Herren Oberjägern gefallen hatte, aber zu murren wagte keiner mehr; höchstens daß sie verstohlen seufzten.

Da nun aber der neue Herr Major neben dem strammen Exerzieren auch eine Menge höchst zweckmäßiger neuer Einrichtungen traf und namentlich den Unterricht in der Gefechtsweise in zerstreuter Ordnung sehr anschaulich zu machen wußte und den Jägern zeigte, wie sie ihre Jägerkunst zur Erfüllung des Kriegszweckes anzuwenden hätten, so daß es auch den Dümnesten einleuchten mußte:

wie auf diese Weise verwendet die Jägerwaffe eine außerordentliche Wirkung haben müsse und mithin das Korps eine hohe Bedeutung in Anspruch zu nehmen allerdings berechtigt sei,

da begann auch zugleich allmählich im besseren Teile der Mannschaft das wahre Selbstbewußtsein des Soldaten aufzukeimen.

Da brach im Jahre 1806 zwischen Frankreich und Preußen der Krieg aus, in welchem die preussische Hauptarmee in Folge ihrer mangelhaften Leitung dann gleich anfänglich in einer am 14. Oktober bei Jena und Auerstädt stattfindenden Doppelschlacht eine völlige Niederlage erlitt. In völliger Auflösung suchten die Trümmer derselben Magdeburg zu erreichen, um sich hinter der Elbe wieder zu sammeln.

Dagegen hatte es ein glückliches Geschick gefügt, daß die 6 Kompanien preussischer Jäger, welche ca. 900 Mann stark mit ins Feld gezogen, einem von dem Herzog von Weimar befehligten Korps zugeteilt worden waren, welches von der Hauptarmee in das thüringische Gebirge abgezweigt worden war.

Demzufolge gelang es demselben daher auch, ohne dabei vom Feinde benruhigt zu werden, durch angestrengte Märsche Stendal an der unteren Elbe zu erreichen. Aber während man hier noch damit beschäftigt war, bei Sandau die zur Überschreitung dieses Flusses nötigen Anstalten zu treffen, rückte plötzlich am Morgen des 26. Oktober der Feind von Magdeburg her gegen die zur Deckung des Übergangspunktes, etwa eine Meile oberhalb desselben — bei Altenzamm — aufgestellte Nachhut dieses Korps zum Angriffe heran. Dieselbe war aus Jägern, Füsilieren und Husaren zusammengefaßt und ihr einiges Geschütz beigegeben. York, inzwischen zum Oberst befördert, befehligte sie.

Das von der Flußniederung der Elbe gebildete Gelände war zwar hier weithin vielfach mit buschbewachsenen Wassergräben durchzogen, auch gestatteten die vielen längs derselben hin sich erstreckenden sumpfigen Wiesen dem Feinde meist nur sich längs der dammartig erhöhten Wege zu nähern, doch bot es keinen die Verteidigung besonders begünstigenden, scharf ausgeprägten Gelände-Abschnitt dar.

Gleichwohl hatte York die ihm untergebene Mannschaft so meisterhaft aufzustellen und jeden, auch den geringsten Geländevorteil dergestalt zu benutzen verstanden, daß der Feind — er mochte angreifen wo er wollte — doch überall auf den hartnäckigsten Widerstand stieß und zumal durch die in kleinen Abteilungen verteilten Jäger allenthalben mit einem — gegen die eine oder andere seiner Flanke gerichteten — mörderischen Büchsenfeuer begrüßt wurde.

Hierdurch abgeschreckt begnügte sich derselbe denn auch nach mehrmaligen, bald da bald dort, überall aber in dieser Weise mit großem Verluste zurück-



gewiesenen Angriffen, eine geraume Zeit über nur noch ein lebhaftes, stehendes Feuergefecht zu unterhalten. Doch auch hierbei fügte ihm die durch York auf eine hohe Stufe der Ausbildung gebrachte Schießkunst der preussischen Jäger fortgesetzt die empfindlichsten Verluste zu.

Hierdurch ward der Feind so erschüttert, daß, als York gegen Abend mit einem Teile der Jüsilire gegen die Front seiner Stellung zum Angriffe voring, indessen eine Abteilung Jäger unter Begünstigung des Elbedammes seine rechte Flanke umfaßte — er bestürzt eine weite Strecke zurückwich.

Als York hierauf in seine frühere Stellung zurückging und beim sogenannten Osterholze scheinbar ein Bivak bezog, rückte zwar auch der Feind wieder etwas vor, vernied jedoch jede weitere allzugroße Annäherung, zumal nachdem einigen der Postenkette der Jäger nahe gekommenen feindlichen Patronillen — durch das wohlgezielte, mörderische Büchsenfeuer derselben — abermals wieder übel mitgespielt worden war.

Demgemäß vermochte denn auch York, nachdem er Nachricht erhalten hatte, daß das Hauptkorps während der Nacht den Übergang bei Sandau glücklich bewerkstelligt habe, indem er die Bivakfeuer durch dahin geschickte Mannschaft unterhalten ließ, sich, ohne daß solches vom Feinde wahrgenommen wurde, allmählich ebenfalls dahin abzuführen und daselbst ohne den mindesten weiteren Verlust die Elbe zu überschreiten, wobei die Jäger die äußerste Nachhut bildeten. Erst als die letzten derselben mit Anbruch des Tages vom Ufer abstiegen, erschien daselbst auch eine feindliche Abteilung, welche ihnen einige wirkungslose Schüsse nachsendete.

Die hier bewiesene Standhaftigkeit und der Mut der Jäger sollte aber bald aufs neue erprobt werden.

Nach den unglücklichen Schlachten bei Jena und Auerstädt hatten die Trümmer der geschlagenen preussischen Hauptarmee vergeblich versucht, von Magdeburg aus die Oder zu erreichen.

Abermals waren ihnen die Franzosen zuvorgekommen und hatten die Kommandanten der Festungen Rüstzin und Stettin dermaßen eingeschüchtert, daß dieselben, ohne Gegenwehr zu leisten, kapitulierten. Infolge dessen hatte denn auch ein 10000 Mann starkes Korps am 28. Oktober bei Prenzlau im freien Felde die Waffen gestreckt.

Die Nachricht hiervon erreichte York an den Ufern des Müritzer-Sees, als er nach dem geglückten Elbübergang im Begriffe stand, in Eilmärschen nach Stettin sich zu begeben.

Unterwegs mit General Blücher zusammen treffend und mit dessen Armee-Abteilung zu einem 20000 Mann starken Korps angewachsen, wurde infolge der veränderten Kriegs-Ereignisse Kehrt gemacht und beschloßen, über Schwerin nach der unteren Elbe zurückzugehen, diesen Fluß wieder zu überschreiten und im Rücken des Feindes, im Hannoverischen und Hessischen, den Kampf von neuem zu beginnen. Leider aber gönnte der Feind keine Rast.

Es mußte schon am anderen Tage, den 1. November, wieder aufgebrochen und der Marsch nunmehr westwärts fortgesetzt werden. York nebst seinen Jägern

sowie Jüsilieren und Husaren bildeten dabei abermals die Nachhut. Beim Durchzuge durch das Städtchen Wahren kam es, zunächst zwischen einer kleinen Abteilung Jäger, sowie Jüsilieren und Husaren, mit dem heftig nachdrängenden Feinde zuerst wieder zum Gefecht.

York war hierbei ins Handgemenge geraten und durch einen Säbelhieb in den rechten Arm nicht unerheblich verwundet worden. Dennoch führte er den Oberbefehl über die Nachhut fort, eusig bemüht, Mittel und Wege ausfindig zu machen, dem Feinde das starke Aufdrängen zu verleiden.

Die weite, hinter Wahren belegene, mit Wald, Busch, Wiesen- und Sumpfstreifen durchwachsene sogenannte Rossenthener Heide schien ihm in dieser Beziehung besonders geeignet, das mit seinen Jägern auf dem Übungsplatze bei Mittenwalde so vielfach geübte Aufnehmen einer sich zurückziehenden Schützenlinie durch geschlossene oder ebenfalls bereits in eine Schützenlinie aufgelöste Rückhalte (Soutiens) praktisch zu erproben. Demgemäß wurde der größere Teil der Jäger angewiesen, hier und in solcher Weise das Gefecht aufzunehmen. Und in der That, die Jäger machten durch die Art, wie sie dieses ausführten, der Lehre, die sie genossen, Ehre; denn nicht leicht mochten sie dieses Manöver jemals auf dem Mittenwalder Übungsplatze pünktlicher ausgeführt haben als hier zur Stelle im Ernstkampfe. Der Wechsel von Hochwald mit Unterholzrevieren, von Dichticht und mit Schonungsgraben umgürteten lichten Stellen gab aber auch treffliche Gelegenheit, daß die langsam Zurückweichenden, überall aus gedeckter Stellung, ruhig zielend, dem heftig nachdrängenden Feinde sicher treffende Schüsse entgegenzusenden vermochten.

Die den Jägern tief eingeprägte Lehre, daß von der zusammengehörigen Rotte immer einer geladen haben sollte, immer der dem Feinde zunächst befindliche, nachdem er Feuer gegeben, sich rasch, aber auch möglichst verdeckt zurückschleichen und einen neuen gedeckten Standpunkt auffuchen und erst hier fertig laden solle, während sein Sekundant bereitfertig sei, aus sicherem Verstecke hervor jeden etwa zu hitzig verfolgenden Feind durch einen wohl angebrachten Schuß niederzustrecken, erwies sich vortrefflich, indem hierdurch nicht nur ein fortwährend wohl unterhaltenes, sondern auch ein für den Feind sehr mörderisches Feuer veranlaßt wurde.

Solches war den Franzosen noch nicht vorgekommen. Denn wo sie bisher nur immer deutschen Truppen, und vorab in diesem Kriege preußischen Truppen, im Schützengefecht (Tirailleurgefecht) gegenüber gestanden, hatten sie noch stets über dieselben, zumal in gewandter Benutzung der Geländevorteile, eine große Überlegenheit befundet. Das anfängliche heftige Nachdrängen ermäßigte sich daher inuner mehr und hörte endlich zeitweilig gänzlich auf. Diese Pause benutzte York zu einem neuen Anschläge. Eine Strecke weiter rückwärts fand sich ein breiter, zwischen zwei Hochwaldrevieren quer hindurchstreichender sumpfiger Wiesenstreifen vor. Dahin wurden die Jäger zurückgenommen und längs des jenseitigen Waldsaums dergestalt eine dichte Schützenkette aufgestellt, daß der Feind, um sie anzugreifen, erst den blanken Wiesenstreifen überschreiten mußte.

Den Jägern wurde befohlen, sich einzeln so verdeckt als nur möglich einzunisten, wozu die Wurzellöcher von Ausrodungen, die Aufwürfe von Schonungsgräben u. s. w. die trefflichste Gelegenheit gaben. Auch sollte keiner eher feuern, bis nicht der Feind auf der blanken Wiese so nahe herangekommen wäre, als wohin der gute Jäger den Hirsch nicht fehlt. Regungslos spähenden Blickes, den Hahn gespannt, wie auf dem Anstande das Wild, so erwarteten hier die Jäger den Feind.

Es dauerte auch kaum eine Viertelstunde, da raschelte es drüben über der Wiese in den Büschen am Waldsaume.

Da und dort kam einer der feindlichen Schützen zum Vorschein und sah sich vorsichtig um, doch hüben bei den Jägern blieb es totenstill, keiner regte sich.

Das machte die Feinde sicher. Immer mehr kamen auf die blaue Wiese heraus, ordneten sich zu einer Schützenkette und begannen nun eifertigen Schrittes unter lautem Geschrei und Gelächter — wie das so die Art der Franzosen war — den Wiesenstreifen zu überschreiten.

Erst als sie den preussischen Jägern, ohne daß sie etwas von denselben gewahr geworden, auf 120—130 Schritte nahe gekommen, knallten deren Büchsen; erst hier, dann dort, dann auf der ganzen Linie. Wenige Kugeln nur verfehlten ihr Ziel. Der Verlust der Feinde war mithin auch ein ganz außerordentlicher, namentlich waren fast alle ihre Offiziere gefallen.

Aufs äußerste bestürzt, machte, was nicht gefallen war, kehrt und rannte in vollem Laufe über die Wiese nach dem schützenden jenseitigen Waldsaume zurück.

Schon machten die Jäger Miene, zur Verfolgung vorzubringen, doch ein strenger Ruf York's rief sie zurück, und eine Flut kräftiger Donnerwetter belehrte sie über den großen Fehler, den sie zu begehen im Begriffe gestanden hatten.

Da von einer neuen Überraschung des Feindes an dieser Stelle nunmehr keine Rede mehr sein konnte, ward den Jägern geboten, wenn der Feind seinen Angriff wiederholen sollte, alsbald auf so weit das Feuer zu beginnen, als ein jeder sich getraue mit seiner Büchse hinzureichen, und dabei zugleich sich gehörig mit seinem Neben- und Hintermanne zu unterstützen, damit das Feuer ein wohl unterhaltenes bleibe. Auf keiner Stelle der langen Linie dürften Feuer-Pausen eintreten, da der Feind dieselben sonst benutzen könne, sich ungestraft in raschem Anlaufe zu nähern. Es verging indessen wohl eine halbe Stunde und mehr, ehe der Feind von neuem erschien. Diesmal begann derselbe seinerseits zuerst das Feuer und suchte sich so gedeckt als möglich über den Wiesenstreifen heranzuschleichen. Doch bot sich hierzu wenig Gelegenheit dar. Er verlor daher abermals viele Leute, ohne vorwärts zu kommen, und zog sich deshalb nach einer Weile wieder in den Wald zurück.

Ungebuldig, vorwärts zu kommen, versuchte er jetzt in geschlossener Kolonne, zu beiden Seiten einen Schwarm Schützen, einen gewaltigen Anlauf.

York hatte dieses vorausgesehen und zeitig Feuer vorbeiblasen lassen.

Als die feindliche Kolonne sich anschickte, auf den Wiesenstreifen hervor zu brechen, sprengte jenseits York hinter der Schützenlinie der Jäger entlang, mehr-

mals mit lauter Stimme ein Messieurs! (so pflegte er nämlich, wenn er gut gelaunt, die Jäger zu nennen) Jetzt attent! rufend. Abermals fiel in der Schützenlinie der Jäger kein Schuß. Als jedoch die feindliche Kolonne auf 60 bis 80 Schritte heraufgekommen war, ließ York rasch hinter einander mehrmals „Chargiert“, dann „Feuer vorbei“ und „Retiriert Lauffschritt“ blasen.

Das ward richtig verstanden und pünktlich ausgeführt. Nachdem jeder gefeuert, lief alles ohne wieder zu laden im vollen Trabe bis hinter den rückwärts in Schützenlinie an vorteilhafter Stelle aufgestellten Rückhalt. Hier erst ward wieder zusammengeblasen, Atem geschöpft und Wehr und Waffe wieder in Stand gesetzt.

Infolge der erlittenen Verluste hatte der Feind die Jäger nur schwach verfolgt.

Somit verging eine geraume Zeit, ehe er sich anschickte, angriffsweise auf die neue, von frischer Mannschaft besetzte Stellung der Jäger vorzuziehen.

Einen wiederholten Bajonettangriff wagte er aber nicht wieder, sondern suchte das zerstreute Gefecht der preussischen Jäger — aber mit wenig Erfolg — nachzuahmen.

Nachdem das so eine Weile fortgedauert hatte, ließ York endlich zum Rückzuge blasen, indem er fürchtete, bei längerem Verweilen in den Flanken umgangen zu werden. Den Jägern that dies leid, denn sie hatten sich in ihrem Jagdeifer hin und wieder mit dem Feinde förmlich verbissen. Es bedurfte abermals manches Kreuzdonnerwetters, um sie los zu machen.

So — langsam rückwärts gehend — gelangte man in ein freier werdendes Gelände; darin zum Dorfe Noffentien. Es war von den Füsilieren besetzt, die hielten das Dorf so lange, bis der Feind es mit Übermacht in der Flanke umgangen hatte, dann traten sie unter dem Schutze der Husaren den Rückzug nach einer noch weiter rückwärts belegenen Stellung an, welche inzwischen wieder von den Jägern eingenommen worden war.

Anfänglich drängte der Feind heftig nach; als er aber merkte, daß die neue Stellung wieder von seinen bösen Gegnern, den Jägern, besetzt sei, stuzte er und begnügte sich, von weitem ein ziemlich wirkungsloses Feuergefecht zu unterhalten. Zudem war auch die Sonne schon im Sinken und leicht zu erkennen, daß den Preußen hier nicht mehr viel anzuhaben sein würde.

Das Gelände, worin die Jäger von neuem Stellung genommen, hatte aber eine merkwürdige Ähnlichkeit mit ihrem bei Mittenwalde belegenen Übungsplatze.

Mehr als einem unter ihnen fiel das auf. Viele äußerten es laut. Unter allen aber schien York davon am meisten ergriffen und bewegt worden zu sein. Er hielt lange sinnend auf einem Flecken stille. Was ihm da für Gedanken gekommen sein mögen, darüber hat er nie etwas geäußert, aber vermuten muß man, daß ihm in Erinnerung gekommen sei, wie er dorten auf dem Mittenwalder Manöverplatze so oft scharf dahinter gewesen war, aus seinen Jägers die alte, schlaffe Jägerzucht — oder vielmehr Unzucht — mit harten Worten und Behängung harter Strafen herauszukuranzeln und Sporn und Gebiß der neuen, strammen, wahren und echten Soldatenzucht bitter-scharf zu handhaben.

Und in der That, diese Strenge hatte gute Früchte getragen. Durch York war in dem einst so verwilderten Jägerkorps ein edler und wahrer Soldatengeist groß gezogen worden; das in den nächsten Tagen über dasselbe hereinbrechende Unglück bot hierfür ein glänzendes Beispiel.

Immer heftiger von allen Seiten vom Feinde gedrängt, mußte nämlich General von Blücher den Plan, über die Elbe und ins Hannoversche zu gehen, aufgeben und sah sich genötigt, sich nach der freien Reichsstadt Lübeck hinzuwenden.

Hier hoffte man — hart an der neutralen dänischen Grenze — vorerst wenigstens wieder zu Atem kommen zu können. Aber der Feind gewährte auch hier keine Ruhe noch Rast. Den 5. November nachmittags waren die Preußen in Lübeck eingerückt und schon den folgenden Morgen sahen sie sich auch hier wieder von einer großen Übermacht mit stürmender Hand von neuem angegriffen. Das ungeschickte Benehmen einiger der preussischen Unterfeldherren verschaffte den Franzosen einen raschen Sieg. Die Tapferkeit der Truppen, die sich von Straße zu Straße, von Haus zu Haus wie Verzweifelte wehrten, darunter besonders vor allem die Jäger, machten ihn jedoch zu einem sehr blutig errungenen.

Doch endlich ward York nach heldenmütiger Gegenwehr selber schwer verwundet gefangen. Eben so fand der Rest des Jägerkorps — etwa noch fünfhundert Mann von neuhundertern, die aus Wittenwalde ausmarschiert waren — teils den rühmlichsten Tod, teils fiel er in feindliche Gefangenschaft.

Aber fast allen, die den Franzosen in die Hände gefallen waren, half die ihnen eigentümliche Jägerlist und Schlaueit, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um auf dem Transport nach Frankreich wieder aus der Gefangenschaft zu entkommen, und alle, ohne Ausnahme, denen dies gelungen war, suchten nicht etwa die Heimat auf, um sich daselbst so lange verborgen zu halten, bis der Krieg beendet sein würde. — O nein! — sie eilten so rasch als möglich — manche unter unsäglichen Entbehrungen und Mühseligkeiten — dahin, wo in einem fernen kleinen Winkel, im Osten der Monarchie, die wenigen noch übrigen Trümmer des preussischen Heeres, unter dem Schutze einer zu wirksamer Hilfe leider zu spät herangekommenen russischen Armee, sich aufs neue gesammelt hatten und bis zu dem von des Feindes Übermacht zu Tilsit 1807 erzwungenen, opfervollen Friedensschlusse, noch manche für die preussische Waffenehre glorreiche That vollbrachten.

Diese Jägerthaten zu Altenzaun und Wahren, Lübeck und in Ostpreußen, namentlich bei der glorreichen Verteidigung von Kolberg, und diese Jägertreue haben hauptsächlich dazu beigetragen, daß, als endlich 1813 für das preussische Volk die Stunde herangefonnen war, an den übermütigen Bedrängern das Vergeltungsrecht üben zu können, die Blüte der Jugend des Landes eine so vorherrschende Reigung zeigte, sich in Abteilungen sogenannter freiwilliger Jäger zusammen zu scharen. Und dieses Beispiel trug mächtig dazu bei, zu der nachfolgenden allgemeinen Volkserhebung mitzuwirken und den ewig denkwürdigen, freudigen Opfergeist jener Zeit durch alle Volksklassen hin zu verbreiten.

Nicht minder aber war es auch die York'sche strenge Schule, welche den Grundstein zu den vielen Verbesserungen in der Ausbildung der Infanterie legte, wodurch die preussischen Waffen sich in jenen glorreichen Kämpfen von 1813, 14 und 15 ihren Segnern, den Franzosen, so sehr überlegen erwiesen.

Hannover.

W. v. Ditsfurth.

## Nautik.

### Köln ein Seehafen.

In neuerer Zeit ist über den Verkehr von Seeschiffen auf dem Niederrhein so manches Wort in die Öffentlichkeit gedrungen<sup>1)</sup>, daß es an der Zeit ist, mit Rücksicht auf die volkswirtschaftliche Bedeutung des Projekts eines Seeweges: Köln — Rotterdam, deselben hier zu gedenken.

Es handelt sich darum, das Fahrwasser auf rund 300 km Stromlänge in 150 m Durchschnittsbreite zu vertiefen für Seeschiffe bis zu 6 m Tiefgang.

Die alte Rheinmetropole Köln hat befanntlich lange Jahre hindurch sich abgemüht, ihren überseeischen Handel — wie schon vor 750 Jahren geschehen — auf der Fahrstraße des Rheins mit eigenen Schiffen direkt zu bewirken. Die Wiener Kongreß-Akte vom 24. März 1815 sicherte zwar den Rheinuferstaaten die Freiheit der Schifffahrt „jusqu'à la mer“ zu, aber das Fahrwasser hatte nur bei hohem Wasserstand bzw. zur Flutzeit die nötige Tiefe, um bis ins Meer gelangen zu können, ohne unterwegs zu leichtern. Und heute noch kommen Schiffe von 2.50 m Tiefgang bei Niedervasser oder Mittelebbe in den holländischen Gewässern mit oft großer Not hindurch.

Der überseeische Handel ist inzwischen von Jahr zu Jahr umfangreicher geworden, das Rheinfahrwasser wurde zwar „korrigiert“, aber eine durchgreifende Verbesserung der Fahrinne (bis zu 3.00 m unter Niedervasser) von Köln bis Rotterdam, dem Stapel- und Umladeplatz, war nicht zu erreichen.

So kommt es denn, daß jährlich nahezu 6 Millionen Tonnen Schiffsfrachten dort leichtern und die Hafengebühren zahlen müssen oder den Wasserweg über Antwerpen nehmend unter gleichen Umladekosten und Volumverlusten zu leiden haben.

Nachweisbar betragen aber diese Kosten in sehr vielen Fällen über die Hälfte der Gesamtfracht von den amerikanischen Häfen nach Köln oder anderen Hafenstädten des Niederrheins.

Dieser Stapel- und Hafenzwang im Auslande ist es, der dem deutschen Nationalvermögen jahraus jahrein 18 bis 20 Millionen Mark entzieht und dem Großhandel solch enge Grenzen setzt, daß er den Wettbewerb mit anderen Nationen sehr häufig aufzugeben gezwungen ist und in Köln in sehr bedenklicher Weise abgenommen hat.

<sup>1)</sup> Vergl. Sitzung des Preuß. Abgeordnetenhauses vom 23. Febr. 1889 und „Die Rhein-Seeschifffahrt“, Deutschrift von A. Graff, Köln. Verlag bei Dumont-Schauburg.

Nun lag die Frage nahe: Ist denn kein Weg zu finden, um aus diesem jahrelang getragenen Drucke sich herauszuarbeiten, mag diese Arbeit auch eine mühevoll und opferfordernde sein.

Die Lösung dieser Frage liegt, wie die erwähnte Denkschrift darthut, allein in der Schaffung eines ausreichend bemessenen Seewegs im Rheinstrom und dessen Ausläufern in Holland.

Es war und ist selbstverständlich die Aufgabe des Wasserbauingenieurs, zunächst nachzuweisen, daß die Ausführung einer solchen Wasserstraße nicht auf unüberwindliche technische Schwierigkeiten stößt, sodann aber muß unseres Erachtens einmütig und mit allen Mitteln danach gestrebt werden, daß der deutschen Nation ihr Recht werde, den Rheinstrom, den sie auch für den Schiffsverkehr anderer Nationen zu unterhalten hat, für ihren Weltverkehr zugänglich zu machen.

Daß ein Anlagekapital, auch wenn dasselbe hundert Millionen Mark erreichen oder übersteigen würde, bei dem hohen in steter Steigerung begriffenen Frachtenverkehr von 6 Millionen Tonnen mit 1 Mark Abgabe pro Tonne sich rentieren wird, ist einleuchtend, eine besondere finanzielle Schwierigkeit ist demnach bei der Verwirklichung des Projekts nicht vorhanden.

Andererseits haben hervorragende Kenner der hier in Frage kommenden Wasser- und Stroumverhältnisse des Rheins auf preußischem wie auf niederländischem Gebiet sich dahin ausgesprochen, daß der von mir vorgeschlagene Seeweg unbedingt auszuführen möglich ist und der Betrieb dieser für den größten Verkehr ausreichenden Straße bis auf sehr wenige Tage im Jahr ungestört wird stattfinden können.

Es haben ferner die Rheinkenner vom Fache hervorgehoben, daß durch Anlage und Unterhaltung dieses — auch bei ungünstigem Wasserstand und zur Ebbezeit noch 6,50 m Fahrtiefe bietenden — Weges die Bewohner der Stromufer weit mehr als bisher vor Überschwemmungen gesichert sein werden.

Ohne Zweifel werden bei der wirtschaftlich hohen Wichtigkeit der ins Auge gefaßten Seestraße zunächst noch ganz eingehende Ermittlungen technischer Art stattfinden, und die Handelskammer von Köln hat diese Angelegenheit bereits kräftig in die Hand genommen. Daß ferner unsere rheinischen und westfälischen Abgeordneten nicht minder derselben ihre ganze Aufmerksamkeit zuwenden werden, geht schon aus den Verhandlungen der eingangs erwähnten Sitzung von 1889 hervor.

Hoffen wir, daß den Bestrebungen des deutschen Volkes, durch diese Anlage ein lange und schwer getragenes Joch abzuschütteln und die wirtschaftliche Hebung eines wichtigen Landesteils zu erzielen, auch höheren Ortes die nötige nachhaltige Unterstützung gerne gewährt werde und daß die Wege zur Erreichung dieses lohnenden Zieles sich ebnen lassen werden.

Gießen.

A. Graff.

## Musikgeschichte.

Papst Gregor und die Musik.<sup>1)</sup>

Den vielen Verdiensten, die sich Papst Gregor I. (der Große) um die katholische Kirche erworben, steht das, was dieser außerordentliche Mann als Förderer und Regenerator der zu seiner Zeit noch in den ersten Anfängen stehenden abendländischen Musik geleistet hat, ebenbürtig zur Seite. Sein fruchtbares, teils produktives, teils reformierendes Wirken auf diesem Gebiete hat sich nach mehreren Richtungen hin manifestiert und bedeutet einen Markstein in der Geschichte unserer heutigen Tonkunst, welche letztere, im Schoße der Kirche entstanden und Jahrhunderte hindurch fast ausschließlich in deren Dienste stehend, derselben auch ihre erste Entwicklung und Ausbildung verdankt.

Mit der Entstehung und Ausbreitung des Christentums, welches auf das ganze Seelenleben der Menschen von so entscheidendem Einflusse war und durch seine Mysterien, Wunder, Visionen und Verkürungen nicht minder als durch den Hinweis auf eine Auferstehung, auf künftiges Leben und Wiedersehen nach dem Tode die Herzen mit ahnungsvollen Empfindungen schwellte, die Gemüter in eine gehobene, poetische Stimmung versetzte, gedieh naturgemäß der denkbar günstigste Boden für die Musik. Nachdem das römische Reich zusammengefallen, die weithin leuchtende Fackel der antiken Kultur erloschen war, da gelangte der durch die gewaltigen Unwälvungen entstandene neue Geist auf allen Gebieten zuerst bloß schüchtern zum Ausdruck. Was speziell die Musik anbetrifft, so bedienten sich die ersten Christen derselben noch in primitivster Weise. In Höhlen, Hütten und in den unterirdischen Katakomben fanden sich die von den Römern Verfolgten zusammen, um dort ihre religiösen Gesänge anzustimmen, in denen sie Trost und Stärke gegen Drangsal und Bekümmerniß suchten. Das waren die ersten Kundgebungen unserer heutigen blühenden Musik: eine Art Naturgesang, bei dem, gleich den Psalmentexten, wohl auch Melodien, oder wenigstens melodische Phrasen aus dem jüdischen Tempelgesang zur Anwendung kamen. Die viel verbreitete Ansicht, daß hier römische, beziehungsweise griechische Einflüsse sich geltend gemacht hätten (was später, wie sich historisch nachweisen läßt, allerdings der Fall war) ist vollkommen unbegründet und scheint — mit Rücksicht auf den Abscheu, den die Ur-Christen vor allem, was von Heiden herrührt, hegten — eine irrige zu sein.

Die Kirchenväter, die bald zur Erkenntnis gelangten, daß es keine bessere, die Andacht und Erbauung hebende Begleiterin für den Gottesdienst gebe als die Musik, wandten dieser Kunst bereits frühzeitig ihre Aufmerksamkeit zu und ließen sich ihre weitere Entwicklung besonders angelegen sein. Aus der ziemlich großen Reihe kirchlicher Fürsten, die sich in den ersten vier Jahrhunderten um die Förderung des religiösen Gesanges verdient gemacht haben, muß der heilige Ambrosius, Erzbischof von Mailand (geb. 333), als der hervorragendste genannt werden. Sein Hauptverdienst bestand darin, daß er dem Kirchengesang, welcher

<sup>1)</sup> Anlässlich des 1300. Gedentages seiner Thronbesteigung (590 n. Chr.).



Ambrosius auch eine beträchtliche Anzahl von Hymnen verdankt, eine feste, tonale Grundlage gab. Er wählte nämlich nach dem Muster der griechischen Oktavengattungen vier diatonische Tonreihen aus -- die von D, E, F und von G -- nach denen er die Melodien seiner Gesänge ordnete. Auf dem Ambrosianischen Gesang ruht ein ebenso tiefes Dunkel wie auf dem Psalmengesang der alten Hebräer oder der (praktischen) Musik der Griechen. Höchst wahrscheinlich -- es gründet sich hier eben alles auf Vermutungen, da aufklärende Überlieferungen gänzlich fehlen -- hat sich bei demselben, ähnlich der altgriechischen Weise, die Musik der Metrik, der Rhythmik des Textwortes angeschlossen, sodaß der Ambrosianische Gesang eigentlich eine Art musikalischer Rezitation auf einem und demselben Tone gewesen sein dürfte und bloß zum Schlusse der einzelnen Verse eine mehr melodische Wendung aufwies.

Als nun Gregor I. den päpstlichen Stuhl bestieg und eine gründliche Reform der römischen Liturgie vornahm, beschloß er auch eine gänzliche Umgestaltung und Feststellung des musikalischen Theiles derselben, da ihm der von Ambrosius eingeführte und im Laufe der Zeit auf mannigfache Abwege geratene Ritualgesang den Anforderungen und der Würde der Kirche nicht zu entsprechen schien. Seine musikalische Thätigkeit war eine ebenso erspriessliche als vielseitige. Er erweiterte das zu seiner Zeit gebräuchliche Tonarten-System, sammelte und ordnete die vorhandenen Kirchengesänge, vermehrte dieselben durch von ihm selbst herrührende, führte die Buchstabenbenennung für die Töne ein und gründete eine eigene Sängerschule in Rom -- wohl mehr als genug, um sich einen Ehrenplatz in der Musikgeschichte für alle Zeiten zu sichern.

Anknüpfend an die vier Tonreihen des Ambrosius fügte er diesen noch vier andere hinzu, und zwar nicht in der Weise, daß er ganz neue auswählte, sondern indem er von jeder der ursprünglichen (Ambrosianischen) Oktavenreihe eine mit der Unter-Quart der letzteren beginnende ableitete. Die Ambrosianische Tonleiter bezeichnete er als authentische, die seinen nannte er plagalische (von plagios: schräg, seitwärts). Die erste authentische Tonreihe reichte also von D bis D, deren Plagal-Tonart von A (der Unter-Quart von D) bis A (der Ober-Quint von A); die zweite authentische von E bis E, die davon abgeleitete Plagal-Tonleiter von A (Unter-Quart von E) bis A, u. s. w. Es waren somit die plagalen Oktavenreihen keine selbständigen, sondern nur eine Umgestaltung der authentischen, indem der untere, die Quint umfassende Teil (D—A) an seiner Stelle verblieb, der Rest aber, der die Quarte (A—D) umfassende obere Teil, um eine Oktave tiefer gesetzt wurde. Die enge Zusammengehörigkeit der nunmehr auf acht erhöhten Tonarten zeigt sich am deutlichsten darin, daß der musikalische Schwerpunkt bei den Gattungen im Grund- oder Finalton liegt, welcher bei den authentischen der Anfangston ist und bei den plagalischen Tonreihen in der Mitte zu liegen kommt. Infolgedessen machen auch authentische Melodien, die, vom Grundton ausgehend, energisch in die Oktave hinauf streben, den Eindruck des Kräftigen, Festen und Abgeschlossenen, während die um den Hauptton wie um eine Achse hinauf und hinunter (von Quint zu Quint) sich bewegenden plagalen

Tonreihen eine weniger entschiedene, unsichere Färbung annehmen. Die Musikschriftsteller des Mittelalters haben daher das Verhältnis der Haupt- und Nebentonarten mit „männlich“ und „weiblich“ äußerst treffend charakterisiert. Dieses von Gregor geschaffene Tonssystem hat bis ins 17. Jahrhundert hinein die Grundlage der katholischen und protestantischen Kirchenkompositionen gebildet; erst um das Jahr 1600 herum begann allmählich der Übergang der „Kirchentöne“ in die modernen Dur- und Molltonarten.

Noch länger, nämlich bis auf den heutigen Tag, hat sich die von Gregor eingerichtete — während der ganzen Zeit nur wenig modifizierte — musikalische Liturgie, der Ritualgesang der christlichen Kirche erhalten. Gregor sammelte, sichtet und vermehrte die ihm als brauchbar erscheinenden Kirchengesänge, schrieb sie in ein „Antiphonarium“ genanntes Buch und legte dasselbe auf dem Altar St. Petri nieder, wo er es mittelst einer goldenen Kette befestigte, damit die nach dem Kirchenjahre sorgfältig geordnete Sammlung als Norm für ewige Zeiten gelte. Doch trotz dieser Vorsichtsmaßregel geriet das Antiphonarium in Verlust, und nur eine angeblich aus dem neunten Jahrhundert stammende, als unmittelbare Abschrift des Original-Antiphonars geltende Kopie befindet sich in der Stiftsbibliothek des St. Gallener Klosters. Diese Abschrift wurde von dem niederländischen Musikschriftsteller Lambillote im Facsimile und mit einer wertvollen historisch-kritischen Abhandlung herausgegeben.<sup>1)</sup> Gregor bediente sich in seinem Antiphonarium der sogenannten Neumen, einer Art stenographischer Notenschrift, die aus Häkchen, Punkten, Strichelchen, u. dergl. bestehend, bald einzelne Töne, bald ganze Notengruppen bezeichnet und nur das beiläufige Fallen und Steigen (jedoch nicht eine bestimmte Tonhöhe) auszudrücken vermochte. Diese Zeichen waren also wahrscheinlich bloß ein Hilfsmittel für das Gedächtnis, um sich an schon bekannte Melodien zu erinnern. Deshalb sind auch die bisherigen Entzifferungsversuche der Neumen leider durchaus nicht verlässlich. Klagte man doch schon im 11. Jahrhundert über die Unzulänglichkeit dieser damals noch in Gebrauch stehenden unsicheren Notenschrift! So schreibt Cottonius, ein Zeitgenosse Guido's von Arezzo, in seinem Traktate „Epistola ad Fulgentium“:<sup>2)</sup> „Daher geschieht es, daß jeder diese Neumen nach seinem Ermessen erhöht oder erniedrigt und die große Terz und Quint singt, wo du die kleine Terz und Quint nimmst; und daß, wenn ein dritter hinzukommt, er von euch beiden abweicht. Und wenn dann der eine sagt: so hat es mich mein Meister Trudo gelehrt, so entgegnet der andere: Ja aber habe es so von Meister Albinus gelernt; darauf der dritte: Nun, Meister Salomon singt es jedoch ganz anders. Und um dich nicht mit langen Umschweifen aufzuhalten: selten kommen drei in einem Gesang überein, viel weniger tausend, weil, wenn jeder seinen Lehrer vorzieht, ebenso viel Singweisen entstehen, als es in der Welt Lehrer giebt.“

<sup>1)</sup> „Antiphonaire de St. Grégoire, fac-simile du manuscrit de Saint-Gall“ etc. Paris 1851 (und Bruxelles 1872).

<sup>2)</sup> Abgedruckt bei Gerbert, „Scriptores“ II.

In bezug auf die Notenschrift rührt also von Gregor keine Verbesserung her; er hat einfach diejenige benützt, die zu seiner Zeit im Gebrauche war. Wohl that er aber einen wichtigen Schritt hinsichtlich der Ton-Bezeichnung, da er die Benennung der Töne mit den Buchstaben des Alphabetes einführte statt der bisher üblichen ebenso umständlichen als schwerfälligen griechischen Nomenklatur der Töne.

Was die Beschaffenheit des Gregorianischen Gesanges betrifft, so sind darüber Mitteilungen glaubwürdiger Schriftsteller nicht gar so spärlich wie über jenen des Ambrosius, so daß man immerhin eine deutlichere Vorstellung von dem Charakter seiner Musik gewinnen kann. Als Berührungspunkt der beiden Gattungen von Gesängen ist wohl nichts weiter zu betrachten als der Umstand, daß sie beide homophon waren, während die Unterschiede hauptsächlich darin bestanden, daß bei Ambrosius auf jede Silbe stets nur ein Ton kam, also der Gesang streng syllabisch war, was bei Gregor nicht der Fall gewesen ist, und daß ferner bei ersterem nach antiker Weise die Quantität der Silben beobachtet wurde, hingegen der Gregorianische Gesang nicht „metrisch“ war, somit keine bestimmte Zeitdauer für seine Töne annahm (daher der Name *cantus planus* „ebener Gesang“). Die Ebenmäßigkeit des Gregorianischen Kirchengesanges ist jedoch nicht ganz wörtlich zu nehmen. Durch diese Form der Melodie, welche sich in gleich langen Tönen fortbewegte, wurde keinesfalls aller Zusammenhang oder jede Beziehung zwischen Wort und Ton vollkommen aufgehoben. Es blieben noch immer genug Mittel übrig, durch Höhe oder Tiefe, Stärke oder Schwäche, oder durch in großen und ganzen erfolgende Absätze und Abschnitte der Melodie die innere Verbundenheit derselben mit dem von ihr belebten Texte hervortreten zu lassen. Ja man kann sagen, daß dies von nun an in einer weit mehr musikalischen und innerlichen Weise geschehen sei als mit der bloßen sllavischen Wiedergabe der langen und kurzen Silben auf einem und demselben Tone, wodurch der Ambrosianische Gesang in seiner Freiheit so sehr beschränkt wurde. „Die Befreiung der Melodie von den Fesseln der Metrik,“ sagt Ambros in seiner „Geschichte der Musik,“ zerriß das Band, welches bis dahin die christliche Musik noch mit der antiken verknüpft hatte, und darin liegt die hohe Bedeutung der musikalischen Reform des heiligen Gregor, daß sich nun die Tonkunst faktisch von der Wortdichtung emanzipierte, in welcher jene bisher fast als integrierender Bestandteil unselbständig aufgegangen war.“

In der That beginnt mit Gregor ein freieres Tonspiel sich zu entwickeln. Die Requitationen, Responsorien, Antiphonien, Sequenzen u. s. w., durch die die neue Kirche ihren Gottesdienst verherrlichte und belebte, zeigen, so weit es sich um Verse handelt, eine entschiedene Loslösung der musikalischen Melodie von der Rhythmik des Textes und, wo es sich um Prosa handelt, um eine völlige Emanzipation von deren Silbenfall. Sehr häufig wird auch in gewissen Melodiegattungen dem einzelnen Worte — beispielsweise auf dem letzten A des Halleluja oder beim Amen — eine breit entwickelte musikalische Phrase oder Melodie, gleichsam die gehobene Gemütsstimmung unmittelbar in Tönen zum Ausdruck bringend, unter

legt. Man sieht, das Wort beherrscht also hier nicht mehr den Ton, sondern der Ton schaltet bereits frei mit dem Worte.

Die höheren Anforderungen, welche die von Gregor eingeführte musikalische Liturgie sowohl in Bezug auf den frei gestaltenden Vortrag als mit Rücksicht auf die Schwierigkeit des Tonsystems und der Notierung an die ausführenden Sänger stellte, ließen den außergewöhnlich musikalischen Kirchenfürsten auch bald darauf bedacht sein, für die Erziehung der Kirchsänger Sorge zu tragen. Und so stiftete er denn in Rom eine eigene Sängerschule, in welcher Knaben und Jünglinge im Singen und in der Musiktheorie unterrichtet wurden. Sein Eifer für die Musik, die ihm als treue Bundesgenossin der Kirche besonders aus Herz gewachsen war, ging sogar so weit, daß er nicht nur meist selbst in der Schule anwesend war, sondern oft auch persönlich unterrichtete. Im Vatikan wird noch jetzt eine Geißel gezeigt, mit der er den Schülern gedroht, und das Bett, von welchem aus er während einer Krankheit unterrichtet haben soll.

Wien.

Rich. Robert.



## Litterarische Berichte.

**Lehrbuch der freiwilligen Kriegs-Krankenpflege beim Heere des deutschen Reichs.**  
 Bearb. und hrsg. im Auftrage d. Central-Komitees der deutschen Vereine vom roten Kreuze von Frdr. von Griegern-Lohnitz. Leipzig. 1890. Verlag von Veit & Co.

Das Werk ist „dem unvergesslichen Andenken der erhabenen Schutzherrin des roten Kreuzes in Deutschland, weiland Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Augusta“ gewidmet und dürfte unter diesem Ehrenschilden Anspruch auf die Teilnahme weiterer Kreise erheben können. Für den Verfasser bedeutet diese Widmung ebenso den Ausdruck einer langjährigen, dankbaren Verehrung, wie der Inhalt des Buches die Frucht seiner unverdrossenen Bemühungen und selbstlosen Thätigkeit auf dem Gebiete der freiwilligen Krankenpflege darstellt. Was aus demselben spricht, ist die Erfahrung der Kriegs- und Friedens-Arbeit einerseits, die überzeugungsvolle Hingabe an eine als gut erkannte Sache andererseits, die Voraussetzt endlich der Entwicklung, welche die unter dem Gesamtbegriff freiwilliger Hilfsbereitschaft zu fassenden Bestrebungen nehmen sollen, um den ihnen erwachsenden und sich steigenden Anforderungen gerecht werden zu können. Der Verfasser hat bereits im Jahre 1883 eine gekrönte Preisschrift herausgegeben „Das Rote Kreuz in Deutschland“. Nach siebenjähriger Frist tritt er vor das Publikum mit

diesem neuen Werk auf dem alten Gebiete und bezeichnet selbst in dem Vorwort jene erstgenannte Schrift als veraltet. Was ist nun seit jenem Zeitpunkt eingetreten und wodurch kann jene Darstellung veraltet sein, da doch das deutsche Reich seitdem keine neuen Siegeslorbeeren, vielmehr nur Friedensruhm in wachsendem Maße erworben hat? Der deutschen freiwilligen Krankenpflege ist, ihrer internationalen Verpflichtung entsprechend, zwar eine Teilnahme an serbisch-bulgarischen Kriegen und, ihrer nationalen Aufgabe gemäß, eine Beteiligung an der Krankenpflege in überseeischen deutschen Gebieten als aktive Thätigkeit zugefallen, allein diese Begebenheiten können nicht eine Veränderung beträchtlicher Verhältnisse herbeigeführt haben. Ein Umschwung aber ist erfolgt, der für die meisten unbemerkt, für viele unverständlich geblieben ist, allen denen aber, die dem Wirkungskreis, welcher allgemein bezeichnet „das Rote Kreuz“ genannt wird, nahe stehen, die Erfüllung eines Wunsches bedeutete: Dieser Wirkungskreis ist von der Grundlage eines staatlich gebildeten auf die eines staatlich berechtigten Verhältnisses gestellt worden. Es ist dieser Umstand durch den Erlass der Kriegs-*Etappen*-Ordnung vom 3. Sept. 1887 eingetreten, welche in dem als Anlage beigefügten Organisationsplan der freiwilligen Krankenpflege die Bestimmung enthält, daß zur Unterstützung des Kriegssanitätsdienstes berechtigt sind: die deutschen Vereine vom Roten

Kreuz, die mit ihnen verbündeten deutschen Landesvereine, sowie die Ritterorden, welche sich schon im Frieden innerhalb des deutschen Reiches den Zwecken der Krankenpflege widmen. Hierdurch und durch die weiteren Vorschriften dieser Dienstordnung ist, namentlich für Preussen — in Bayern u. a. waren diese Verhältnisse schon frühe strenger geregelt — Ordnung und Klarheit in Zustände, deren Verworrenheit in der letzten Kriegszeit oft schwer empfunden worden ist, gebracht worden. Es ist hiedurch einerseits genau begrenzt und bezeichnet worden: wer den amtlichen Sanitätsdienst zu unterstützen berufen ist. Es ist in den weiteren Bestimmungen enthalten, worin diese Ergänzung zu bestehen hat, es ist ferner festgestellt, wo und wie diese Hilfsfähigkeit auszuüben sein wird. Aber dieser staatslicherseits erteilten Rechtsbefugnis an ein freiwilliges Organ der staatlichen Gemeinschaft liegt eine Voraussetzung zu Grunde: Die dauernde Fähigkeit zur Erfüllung einer übernommenen Pflicht. Diese Fähigkeit aber kann nur im Frieden erworben und erhalten werden und zwar nicht ohnegleichzeitig Friedenszwecken zu dienen. Das Kriegsrathe Buch umfaßt das gesante Gebiet dieser Wirksamkeit. Es enthält in seinem ersten Teil: den amtlichen Sanitätsdienst im Bereiche der operierenden Armee, der Etappeninspektion, der Besatzungsarmee. Der zweite Teil beschäftigt sich nur mit der freiwilligen Krankenpflege. Er legt dar: ihren Begriff, ihre allgemeine Stellung, ihren Wirkungsbereich, ihre Friedensaufgabe, ihre Leitung. Er weist nach: ihr Personal und seine Aufgaben, ihr Material, dessen Anbringung sowie dessen Verwendung. Dieses Lehrbuch enthält ferner ein interessantes Vorwort über seinen Zweck und seine Bestimmung, eine Einleitung über die augenblickliche Lage der betreffenden Verhältnisse im allgemeinen, sowie einige Anlagen, von denen die kartographische Darstellung des Sanitätsdienstes im Bereiche der Feld-Armee, der Etappen-Inspektion und der Besatzungs-Armee einen guten Ueberblick über die örtliche Gestaltung dieses Theiles des Felddienstes im deutschen Heere gewährt. Das Buch entspricht einem Bedürfnis, indem es allen denjenigen, welche in einem Feldzuge sich an den Aufgaben der Krankenpflege innerhalb der vorgeschriebenen Berechtigungs-Sphäre beteiligen wollen, ein unentbehrlicher Berater sein wird. Es ist aber mehr als das. Es ist in durchweg authentischer Fassung eine im einzelnen genaue Darstellung derjenigen Verpflichtung gegen das Vaterland, welche, von der Erfüllung einer anderen — der allgemeinen Wehrpflicht — unzer trennlich, vor dieser die Freiwilligkeit des Entschlusses voraus hat. Es würde daher, in weitere Kreise dringend, geeignet sein: neue Freunde für die Sache des Roten Kreuzes zu werben, die bereits gewonnenen über ihre Pflichten und Rechte zu belehren, fernerstehende über den Umfang und die Wichtigkeit

eines Arbeitsfeldes aufzuklären, auf dem im Frieden gesät und geerntet werden muß, damit im Ernstfall reife Frucht in Vorrat vorhanden ist. Möchte das verdienstvolle Werk den Verfasser dadurch belohnen, daß es Herzen und Hände für die gute Sache, die es vertritt, erwärmt und belebt! v. d. K.

### Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee.

Von B. von Werner, Kommodant a. D. Mit über 100 Abbildungen und 5 Karten. Leipzig 1889. Verlag von J. A. Brockhaus.

Einer der ersten und wichtigsten Schritte, welchen die Deutsche Reichsregierung im Verlaufe der Vorgeschiede unserer Kolonialpolitik gemacht hat, ist der Vertrag vom 24. Januar 1879 zwischen dem Deutschen Reiche und den Herren der Taimua von Samoa. Der Vertrag ist auf Deutscher Seite von dem Korvettenkapitän Bartholomäus von Werner, Kommandanten S. M. Korvette Ariadne, und dem Deutschen Konsul Weber bearbeitet und abgeschlossen worden; und die Reise der Ariadne, auf welcher dieser Vertragsstiftung bewirkt wurde, ist der Gegenstand des vorliegenden Werkes. Schon in den amtlichen Berichten, von denen ein Teil dem Reichstage im Jahre 1879 vorgelegt ist, hat Bartholomäus von Werner gezeigt, daß er nicht nur die Welt und die Menschen zu beurteilen und entschlossen zu handeln, sondern auch Geseheenes lebendig zu beschreiben versteht. Das vorliegende Buch hat mit jenen Berichten nicht nur einen Teil der allgemeinen Anlage gemeinsam, sondern ganze Sätze sind aus jenen hierher wörtlich übernommen; und was bereits in jenen Schilderungen so besonders augiechend wirkte, die Lebendigkeit der Darstellung, tritt hier in breiterem Raume besonders hervor. Werner will in seinem Werke nicht einer besonderen Fachwissenschaft dienen, er weicht mit Bewußtsein ab von der Methode jener Bücher, „die wertvolle Nachrichten für den Anthropologen, Ethnologen, für den Geologen, Zoologen und Botaniker bringen, aber wenig für den Menschenfreund.“ Und er hat in seinem Vorhaben Glück, er versteht es, das Leben der wilden Menschen mit so großer Klarheit zu beobachten und mit so großer Wärme darzustellen, daß er für den Menschenfreund, aber auch für den Ethnologen und noch mehr für die vergleichende Rechtswissenschaft eine große Fülle von Stoff und Anregungen gewährt. Ja ich kenne nur ein einziges unter den neueren Reisewerken, in dem die Rechtsverhältnisse der Eingeborenen mit einem gleichen oder größeren liebevollen Verständnis behandelt werden, es ist dies Wisjmann's: Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost, Berlin 1889. Und neben diesem Verständnis ist beiden Reisenden auch noch ein Zweites gemeinsam. Wisjmann hat zweimal Afrika durchquert, ohne einen Schuß auf Menschen abzugeben, und auch Bar-

tholomäus von Werner hat es in den schwierigsten Tagen erreicht, die höchsten Erfolge zu erzielen, ohne Anwendung von wirklicher Gewalt, sondern immer nur durch Zureden, Warnungen und Trohungen. Beides ist nicht ohne Zusammenhang mit einander, denn nur wer die Menschen von Grund aus kennt, kann vieles mit wenig Mitteln erreichen, und nur wer die Menschen von Grund aus kennt, kann ihr Leben und ihr Recht in verständlicher und brauchbarer Weise schildern. Bei genauerer Betrachtung wird man sogar in den Einzelheiten, in den in jedem einzelnen Falle gewählten Mitteln und Ansätzen, vielfache Parallelen finden, ich denke hierbei an den „Deutschen Kriegszug“, Werner S. 372, Wigmann, S. 279 und ähnliches. Vermöge der vollständigen Beherrschung des Stoffes ist es Bartholomäus von Werner gelungen, die Schilderung nicht nur wissenschaftlich interessant zu machen, sondern uns das Ganze menschlich so nahe zu rücken, daß wir uns in einzelne Personen geradezu verlieben. Gibt es z. B. eine reizendere Kindergestalt als auf S. 201—203 die kleine Königin von Vora Vora, oder einen prächtigeren Hähneling als Toragud auf Duke of York (S. 409 f.), den wir schon aus Powell, Kannibalen, S. 59 f. kennen! Hier ist es interessant, die beiden Schilderungen zu vergleichen; während die Persönlichkeit des ehrgeizigen Menschenjägers und Menschenfreßers sich bei Werner kräftig hervorhebt und sich dem Gedächtnis dauernd einprägt, so verfliehet man die Powell'sche Schilderung ebenso schnell wie alle anderen Einzelheiten seines Buches. Gleiche Lebendigkeit hat die Schilderung einer ganzen Reihe von anderen Personen, insbesondere der Samoaner und Samoanerinnen im Kapitel Samoa IV. Einzelne Verfehen sind vorgekommen. Was Werner S. 366 über die Estandes- und Erbfolgeverhältnisse auf Kalik sagt, widerspricht nicht nur den Berichten von Chamisso und den davon wiederum abweichenden Angaben Hermsheims und des Konsuls Knappe (Chamisso in Kokebue's Entdeckungsreise 3, S. 118. — Hermsheim, Südsee-Erinnerungen, S. 81. — Knappe in den Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten 1, S. 77.) sondern es ist auch innerlich unwahrscheinlich, und es liegt nahe, im Anschluß an die Angaben in der deutschen Kolonialzeitung 1886, S. 790 a an ein — hier freilich nicht ganz unbedeutliches — Mißverständnis zu denken, derart, daß der Verfasser thatsächliche Einflüsse beobachtet und diese für rechtliche Befugnisse gehalten hat. Schädlich ist das Mißverständnis indessen nicht geworden, da Werner nicht nur mit dem vermeintlichen Könige, sondern mit allen einflussreichen Personen verhandelt und alle zum Halten des Vertrags verpflichtet hat. Von ganz geringer Bedeutung ist es, daß der Verfasser in theoretischen Fragen der Ethnologie und vergleichenden Rechtswissenschaft manchmal auf einem Standpunkt steht, der allmählich zu ver-

alten beginnt. Auch wenn der Verfasser von seiner Thätigkeit nicht als Beobachter, sondern als handelnder Schiffskentler spricht, so muß er seine Person etwas mehr hervorheben als in den politischen und ethnologischen Dingen. Man lese aber diese Schilderungen nicht als Bericht dessen, was der Verfasser gethan hat, sondern als Bericht dessen, was ein braver Kapitän zu thun hat, und auf diese Weise werden sie ein großes Interesse bieten. Das Buch ist mit Karten und Bildern reich versehen, und elegant, aber unter Verheftung der Vollbilder, gebunden. Einige Anhänge erleichtern das Verständnis, ein brauchbares Sachregister und ein ausführliches Inhaltsverzeichnis das spätere Nachschlagen. K. F.

Erinnerungen aus dem Leben des General-Feldmarschalls **Hermann von Boyen**. Aus dem Nachlaß im Auftrage der Familie herausgegeben von Friedrich Rip-pold. Dritter Teil. Verlag von S. Hirzel. (Der Zeitraum vom Bündnis v. Kalisch bis zur Leipziger Schlacht.)

Oft genug ist in Deutschland mit einem gewissen Reid gegen die Litteraturen von Frankreich und England die Klage ausgesprochen worden, daß es uns so sehr an hervorragenden Memoirenwerken fehle, und man hat dafür, ich weiß nicht welche tiefen, aus der Klaffenbegabung geschöpften Gründe angeführt. Die Gründe waren gewiß sehr richtige, viel richtiger vielleicht als die Thatsache, die sie belegen sollten; denn die Zahl der deutschen Memoiren ist keineswegs so gering, als gemeinhin angenommen wird, und ihre Bedeutung, was Wahrhaftigkeit und geschichtliche Treue angeht, unzweifelhaft größer als bei oberflächlicher Betrachtung ertastet wird. Vollends zuzufinden aber wird die Klage durch das vorliegende Werk, das wir bei seinem Erscheinen schon mit Freude begrüßten, und dem wir nun, da es vollendet in unseren Händen ist, ein Wort der Genugthuung und der warmsten Empfehlung nachsagen müssen. „Erinnerungen“ von solcher Gediegenheit, von solcher charaktervollen Durchleuchtung, von solcher Solidität und dabei doch von solcher Anmut und Frische haben auch die Franzosen und Engländer nur wenige anzuweisen. Alles ist dazu angethan, ihren Wert zu potenzieren. Die große, heroische Zeit, die ihren Gegenstand bildet, die wunderbar dramatische Peripetie der tiefsten Demüthigung Preußens und des kraitvollsten und siegreichsten Wiederansthwungs, die große Fülle scharf geschnittener Persönlichkeiten und Charaktere, die sich überflürzende Masse von Ereignissen, die von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde auf einander folgten, die ergriffene, erste, gleichsam von Orgelton und Donnerrollen erfüllte Stimmung der ganzen zivilisierten Menschheit — alles das bildet, um mit H. Taine zu reden — ein milieu, in welchem es nur eines talentvollen Beobachters und fähigen Darstellers

bedurfte, um ein unvergleichlich eindrucksvolles Bild zu entwerfen. Wer aber wollte, der diese drei Bände durchlas, diese Fähigkeit Boyen absprechen? Aber Boyen war mehr als Beobachter, er war ja einer der vorzüglichsten Protagonisten in diesem Riesenschauspiel, der ganze Tugenddrang und Adel der Zeit hatte in ihm einen zeugenden Vertreter, es ist das denkbar glücklichste Zusammentreffen, daß es in dem späteren Leben Boyen's eine Periode gab, in welcher er fern von Geschäften zu seinen übrigen Wohlthaten der Nation noch das Geschenk eines unvergleichlichen Lebensbilds auf dem Grunde eines unvergleichlichen Zeitbildes geben konnte. Der Herausgeber hat kaum Ursache, die Unförmigkeit des letzten Bandes, der, mit der Schlacht bei Leipzig abschließend, nur etwas über zweihundert Seiten Text und über vierhundert Seiten Urkunden und Aktenstücke enthält, zu entschuldigen. Wer wird denn, je mehr er sich in die Erzählung vertieft, die Urkunden und Aktenstücke der erhebenden Erzählung mischen wollen? So sehr sich auch die Forschung bereits mit der Epoche der Befreiungskriege beschäftigte, sie kann immer weiterer, neuer Ansätze nicht entraten. Die Zahl neuer Momente, welche ebenjowohl der Text der Erinnerungen als auch die Urkunden beibringen, ist unendlich, und die Fadschleifigkeit hat allen Anlaß, für „den großen Anfang des dritten Bandes“ dankbar zu sein. Aber immer schlagen wir die Thatfache höher an, daß uns in den „Erinnerungen“ ein klassisch zu nennendes, nach Form und Abrundung, nach Inhalt und Vortrag im edelsten Sinne zu nehmendes Volksbuch geboten ist. Das ist nicht bloß eine Geschichtsquelle, sondern ein eindrucksvolles Geschichtswerk für sich. Darum können wir auch gar nicht mit dem Herausgeber „die schönste Frucht, welche die Mittheilung der „Erinnerungen“ gezeitigt hat, darin erblicken,“ daß auf Antrag des Direktors der geheimen Staatsarchiv von dem Generalstabe der Armee eine Biographie Boyen's veranstaltet wird. Wir besorgen, daß eine derartige Biographie, wie berechtigt sie an sich sein mag, die Unterlage, die „Erinnerungen“ selbst, zu verdrängen suchen würde, und wir besorgen namentlich im Hinblick auf die von dem Herausgeber bereits angeregte Diskussion über die Parteilichkeit Boyen's und über die für die Beurteilung Friedrich Wilhelms III. daraus hervorgehenden Schlüsse, daß der wahrhaft unbefangene, durch und durch liberale Geist der Boyen'schen Auffassung entweder zu bestimmten Zwecken oder auch unwillkürlich eine verflümmelnde Umbildung erfahren könnte. Geht doch der Herausgeber selbst schon daran, behufs Rettung anderweitiger „Sichtbilder,“ welche trotz ihres schimmernden Glanzes doch niemandem in Wahrheit einleuchteten, dem graden und na-

türlichen Verständnis der „Erinnerungen“ die rigierende Lichte aufzusetzen, die lediglich in die Irre führen. Boyen's „subjektives Empfinden“ lernen wir doch besser aus den drei Bänden seiner „Erinnerungen“ kennen als aus den Klageleien des Herausgebers oder auch der vermittelnden Sentimentalität seines Sohnes. Die Geschichte soll keine Parteilichkeit thun, weder haben noch drüben. Der tiefe Dank, den wir dem Herausgeber schulden, soll durch diese Rettungsversuche, die ja jeder auf sich beruhen lassen kann, nicht eingeschränkt werden. C.

**Augusta Herzogin zu Sachsen,** die erste deutsche Kaiserin. Tüge und Tüdel aus ihrem Leben und Charakter, nach mehrfach ungedruckten Quellen, von Dr. D. Schrader, a. o. Professor in Jena. Weimar 1890. Hermann Böhlau.

Der Verfasser muß schon gestatten, daß wir uns zuerst mit dem Titel seines Buches abfinden, das seiner Versicherung gemäß „nach mehrfach ungedruckten Quellen“ gearbeitet ist. Wir haben nun freilich in der Schule gelernt, daß man zwar 1 multiplizieren kann, daß aber eine „mehrfache“ 0 immer = 0 ist. Daher verstehen wir auch, daß Quellen „mehrfach“ gedruckt sein können, aber wie sie „mehrfach ungedruckt“ aussehen, dazu reicht unsere Einbildungskraft nicht aus. — Ähnlich ist die Sprachfunde auf S. 45, wo von einer „vorbereitenden Friedensthätigkeit“ gesprochen und eine „vorbereitende Thätigkeit im Frieden“ gemeint ist. Auf S. 36 finden wir „eine damals erscheinende Broschüre“ auf S. 10 „erst miet- dann kaufweise (!) erworbenen Garten,“ auf S. 9 die Gründung eines Fraueninstituts als die Pflanzung eines Baumes bezeichnet, „der Not und Leid im ganzen deutschen Vaterlande beschaffen (!) sollte,“ und auf S. 44 die schmertzliche, zum Glück doch wohl etwas übertriebene Thatfache, daß nach dem Kriege „von der Alpe bis zum Strande kein Palast, keine Hütte war, die nicht wiedergehallt hätte von Wehrufen um den verlorenen oder verstümmelten Gatten, Vater, Bruder, Freund.“ Aus diesem Zitat wird der Leser ja schon erkennen, daß das Bächlein „aus einer Rede hervorgegangen“ — das will doch wohl sagen, eine Feistrede ist, in welcher die Hyperbeln und die Sprachvergewaltigungen ein gewisses Heimatsrecht aus alter Obervanz haben. Im übrigen liefern die „ungedruckten Quellen“ wenig der Rede Wertes, und jeder aufmerksame Zeitungsleser wußte von der verewigten Kaiserin ebenso viel, als hier berichtet wird. Für ihre Beziehungen zu Moon hätte der Verfasser in der „Deutschen Revue“ manchen Beitrag finden können. Die neuerdings aufgetauchte Kontroverse über die Echtheit der von der „Täglichen Rundschau“ veröffentlichten Briefe findet hier keine Lösung. C.



## Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

- Arnold, Hans, Lustige Geschichten.** 8. (Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.)
- Baerig, M., Das neue Gymnasium und das neue Realgymnasium.** 8. (Richard Wilhelm, Berlin.)
- Bauer, Marie, Eine arme Seele.** 8. (Joh. Alt, Frankfurt.)
- Bleibtreu, Carl, Heroica.** 8. (Wilhelm Friedrich, Leipzig.)
- Bußler, Wilhelm, Preussische Feldherren und Helden.** 8. (Gustav Schloßmann, Gotha.)
- Chélaré, Raoul, La Hongrie contemporaine.** 8. (Le Soudier, Paris.)
- Egestorff, Georg, Von der Lebensstrafe.** 8. (Wilhelm Friedrich, Leipzig.)
- Eichrodt, Ludwig, Gesammelte Dichtungen.** 2 Bände. 8. (Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.)
- Encyklopädie der Naturwissenschaften,** herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Keenigott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Lex. 8. — Zweite Abteilung, 60. Lief., enthält Handwörterbuch der Chemie. Lief. 40. — Dritte Abteilung, 6. und 7. Lief., enthält Handbuch der Physik. Lief. 6 und 7. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Engelhardt, Helene von, Im Windehrauschen.** 8. (Bannert & Koenig, Leipzig.)
- Fester, Richard, Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie.** 8. (W. S. Göschen'sche Verlagsbuchhandl., Stuttgart.)
- Franzós, Karl Emil, Judith Trachtenberg.** 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Hamerling, Robert, Die Atomistik des Willens.** 2 Bände. 8. (Verlagsausfalt, Hamburg.)
- Handbuch der Physik,** herausgegeben von Prof. Dr. A. Winkelmann, unter Mitwirkung von Prof. Dr. F. Auerbach, Prof. Dr. F. Braun, Dr. E. Brodhun, Dr. S. Czapski, Prof. Dr. K. Exner, Prof. Dr. W. Feussner, Dr. L. Grätz, Prof. Dr. H. Kayser, Prof. Dr. F. Melde, Prof. Dr. A. Oberbeck, Prof. Dr. J. Pernet, Prof. Dr. Fr. Stenger, Dr. K. Waitz. Lex. 8. — Erster Band: Mechanik und Akustik. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Handwörterbuch der Chemie,** herausgegeben von Prof. Dr. A. Ladenburg. VIII. Band: Natrium — Phenole. Lex. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Kurz, Ffolde, Phantasten und Märchen.** 8. (W. S. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.)
- Montegazza, Paul, Die Hygiene des Geschmacks.** 8. (Heinrich Max, Königsberg.)
- Marquardt, Ludwig, Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben Kaiser Wilhelms I.** 8. (Richard Richter, Leipzig.)
- Ranson, Fridtjof, Auf Schneeschuhen durch Grönland.** 1. und 2. Lieferung. 8. (Verlagsanstalt, Hamburg.)
- Nowak, Maria, Buntés Laub.** Gedichte. 8. (Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.)
- Pudor, Heinrich, Ein erstes Wort über Rembrandt als Erzieher.** 8. (Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Göttingen.)
- Reichard, Paul, Dr. Emin Pascha.** 8. (Otto Spamer, Leipzig.)
- Rosenberg = Lipinsky, Albert von, Der praktische Ackerbau.** 2 Bände. Siebente Auflage. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Zambhaber, Eduard, Lyrische Dichtungen.** 8. Kleinmann & von Bamberg, Laibach.
- Zschelbach, Karl, Erinnerungen an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen.** 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Spätigen, Doris Freiin von, Aus der Bahn.** 8. (Wilhelm Friedrich, Leipzig.)
- Steinhausen, Heinrich, Die neue Vizarde.** 8. (H. Herrosé, Wittenberg.)
- Strachwitz, Moriz Graf, Gedichte.** Mit einem Lebensbilde des Dichters von Karl Weinhold. Achte Auflage. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Vogt, J. G., Das Wesen der Elektrizität und des Magnetismus.** 1. Teil. Gr. 8. (Ernst Wiest, Leipzig.)
- Wittstock, Albert, Der Traum des Glücks.** Dramatische Zehn-Acten-Dichtung. 8. (Hermann Gude, Leipzig.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.



Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

# **Bismarcks** Parlamentarische Kämpfe und Siege

von F. Thudichum, ord. Professor in Tübingen.

I. Abteilung. 152 S. 3 Mk. — II. Abt. 372 S. 8 Mk.

Die soeben erschienene II. Abteilung umfaßt vorzugsweise den Zeitraum von 1879—1885 und behandelt zahlreiche staatsrechtliche, politische, finanz- und sozialpolitische Fragen, welche auch noch die Gegenwart lebhaft bewegen.

(Die das Werk abschließende III. Abteilung wird voraussichtlich im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.)

Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben erschien:

# **Franzosa, Karl Emil:** **Judith Trachtenberg.**

Erzählung.

8. 340 Seiten. Schön gebunden. Preis 6 Mark 40 Pfg.

Das Problem dieser neuen Erzählung von Franzosa — die Mißthehe zwischen Juden und Christen — ist ein tiefgreifendes und darf namentlich in unseren Tagen auf Beachtung hoffen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bei E. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# **Alltagsleben einer deutschen Frau** zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts

von

**Dr. Alwin Schulz,**

Professor der Kunstgeschichte an der k. l. deutschen Universität zu Brau.

Mit 33 Abbildungen. gr. 8. Preis 6 Mk.

## „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“

bringt die **beruhigende** und zugleich **stärkende** Wirkung der Bromsalze auf das erkrankte Nervensystem in geistiger Weise zur Geltung und vermeidet gleichzeitig ihre Nachteile. Wirksam gegen **Nervosität, Schlaflosigkeit, nervösen Kopfschmerz, nervöses Herzklopfen, Verstimmung mit Neugierigkeit** u. Nur unter ärztlicher Leitung zu gebrauchen. Vorrätig in größeren Apotheken. Man verlange ausdrücklich: „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“. Jede Originalflasche trägt auf der Etiquette den Namenszug „Dr. Erlenmeyer“ in Blaudruck.

Bendorf (Rhein). Mineralwasserhandlung von Dr. Carbach & Cp.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

## Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand

dramatisiert von

**J. Wolfgang Goethe.**

In 5 Aufzügen mit Benutzung auch der späteren Lesarten eingerichtet von  
**Dr. Otto Devrient.**

**104 Seiten. 16. Gehftet 1 Mark.**

Otto Devrient, der Dichter des Luther-Festspiels und Faust-Bearbeiter, bietet jetzt das erste große deutsche Schauspiel des größten deutschen Dichters nach fast 120 Jahren dem deutschen Theaterpublikum als Neuigkeit. Es ist der Urtext von 1771 zu Grunde gelegt; viele der lohn Szenen und Sprechenden, innerlich zusammengehörig, ließen sich auch leicht zusammenfügen, und die Texte der späteren Lesarten halfen oft als Bindemittel aus.

Verlag von **Eduard Trewendt** in Breslau.

## Neue Heilmittel für Nerven

von

**J. N. von Rufbaum**

Dr. der Medicin und General-Stabs-Arzt à. l. s., Prof. an der Univ. München.

**Preis 60 Pf.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

## Träumereien an französischen Kaminen

von

**Richard von Volkmann-Steander.**

Neunzehnte Auflage. X. 189 S. 16. Fein gebunden 3 Mark.

Die gemüthvollen Märchen des verstorbenen Hallenser Chirurgen sind ein Volksbuch geworden und erhalten sich fortdauernd in der Gunst der Leser. Wir bringen für die Jetztzeit die übrigen Werke des Dichters (Gedichte. — Kleine Geschichten. — Troubadour-Lieder) in Erinnerung.

Mappe für die Kunsthefte

der

**Deutschen Revue**

höchst elegant in Schwarz- und Golddruck, mit Lederrücken, für mehr als 12 Hefte Raum gewährend, ist zum Preise von 12 Mark durch jede Sortimentsbuchhandlung wie auch von der Verlagsbuchhandlung direkt zu beziehen.

Breslau.

Geschmackvolle Einbanddecken

zur

**Deutschen Revue**

herausgegeben von

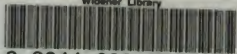
**Richard Fleischer**

liefert zum Preise von 1 Mark jede Buchhdg. 3 Ferthefte bilden stets einen Band.

**Eduard Trewendt, Verlagsbuchhandlung.**



Widener Library



3 2044 098 624 505